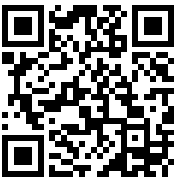
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PM4
.A57

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

84. JAHRGANG, 156. BAND — 157
DER NEUEN SERIE 56. BAND — 57

LIBRARY

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1929 — 1930

Digitized by Google

PN4
.A57

Inhalts-Verzeichnis des 156. Bandes

der neuen Serie 56. Bandes

223089

Abhandlungen

	Seite
A. Brandl, Spätbriefe von A. Pichler an L. A. Frankl (1880—93)	1
Paul Roggenhausen, Hauff-Studien	161
Moriz Enzinger, Zur Biographie des Tiroler Dichters Johann Chrys. Senn	169
Friedrich Brie, The Deceyte of Women: älteste englische Novellensammlung (1547)	17
G. Schleich, Auf den Spuren Susos in England	184
Alfred Stern, Shakespeare und Marlowe	195
Arthur Franz, Ibo. Victor Hugo, *Les contemplations* VI. II. (Schluß)	53
H. Spanke, Studien zur Geschichte des altfranzösischen Liedes. I u. II	66, 215
Elise Richter, Sprachpsychologie und Stilistik	203

Kleinere Mitteilungen

Die türkische Sprache im westlichen Kleid. Von Karl Muley	80
Zu den Widersprüchen bei Kunstdichtern. Von O. Behaghel	86
Zu Goethes Egmont. Von Carl Fries	86
Zu den Senn-Papieren im Nachlaß von L. Frankl. Von O. Stolz	88
Ein unveröffentlichter Brief Caroline Schlegels. Von Werner Deetjen	233
Schillerianum. Von C. Fries	234
Zu dem mittelenglischen Hymnus auf Maria und Christus. Von F. Holthausen	89
Bemerkungen zu Lichtenbergs englischer Sprachlehre. Von Alfred Ehrentreich	90
Zwei Kleinigkeiten zu Dickens. Von Albert Ludwig	235
Wer war der größte spanische Dramatiker? Von Arthur Altschul	95
'En Vaqueiras' in einer Urkunde. Von O. Schultz-Gora	100
Zu *il ordonne* und *le roi ordonne*. Von Theodor Kalepky	101
Die Ortsbezeichnung *Écoute-s'il-pleut*. Von O. Schultz-Gora	105
Zur französischen Gelehrtengeschichte. Von Marie Dalmer	106
Äußerlich phantasiemäßig anschauen oder begrifflich-wertig denken und fühlen? Von L. Jordan	237
Zum 'Liber de nobilitate animi' und zu den Trobadors. Von O. Schultz-Gora	244
Thebenroman V. 3971. Von O. Schultz-Gora	245
Vier Übersetzungsproben aus Hérédias 'Trophées'. Von Heinrich Kori	245
Zur ersten Zeile von Rimbauds Sonett 'Les Voyelles'. Von Franz Nobiling	248
Veron. *vescovo* 'Regenwurm'. Von R. Riegler	250
Brownings 'Fra Filippo Lippi' und Lope de Vega. Von Arthur Altschul	250

Beurteilungen

Dr. L. Beriger, Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk. (Moriz Enzinger)	117
J. Forchhammer, Kurze Einführung in die deutsche und allgemeine Sprachlautlehre. (L. Jutz)	258
J. Gombert, Eilhart von Oberg und Gottfried von Straßburg. (Jan van Dam)	108
F. Ingerslev, Genie und sinnverwandte Ausdrücke in den Schriften und Briefen Friedrich Schlegels. (M. J. Wolff)	116
August C. Mahr, Dramatische Situationsbilder und -bildtypen. Eine Studie zur Kunstgeschichte des Dramas. (Moriz Enzinger)	119
B. Martin, Bibliographie zur deutschen Mundartenforschung und -dichtung in den Jahren 1921—1926. (L. Jutz)	257
Emil Nickel, Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Straßburg. (J. van Dam)	264
B. Ortiz, Fortuna labilis. Storia di un motivo poetico da Ovidio al Leopardi. (M. J. Wolff)	114
E. Roedder, Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart dargestellt auf Grund der Geschichte von Oberschefflenz im badischen Bauland. (L. Jutz)	123
O. Sexauer, Die Mundart von Pforzheim. (L. Jutz)	121
Goethes Weltanschauung, hg. von Johannes Speck. (Helene Richter)	266
Mittelenglische Sprach- und Literaturproben. Neuausgabe von Mätzners Altenglischen Sprachproben. Mit etymologischem Wörterbuch zugleich für Chaucer. Herausgegeben von A. Brandl und O. Zippel. Zweite Auflage. (Herbert Huscher)	124
Der Aufbau des amerikanischen Staates von Nicholas Murray Butler, Präsident der Columbia-Universität in Neuyork. Autorisierte deutsche Ausgabe. (F. Schönemann)	133
K. Ehrke, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. (Fritz Fiedler)	137
This side idolatry. A novel by Ephesian. (W. Dibelius)	131
K. Häfele, Die Godivasage und ihre Behandlung in der Literatur. (Karl Brunner)	269
L. Hibler-Lebmannsport, Das me. Versgedicht 'The seege of Troye'. (K. Brunner)	125
A. Hirsch, Der Gattungsbegriff 'Novelle'. (Georg Weber)	262
Mack-Walker, Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur. Ein Lesebuch für Oberklassen in Einzelheften. (Fritz Fiedler)	135
Mack-Walker, Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur. Ein Lesebuch für Oberklassen (Kurzausgabe). (Fritz Fiedler)	135
J. Prinz, John Wilmot, Earl of Rochester, his life and writings. (K. Brunner)	128

Digitized by Google

R-27-31

Seite

Boethius, De consolatione philosophiae translated by John Walton, Canon of Oseney, ed. with introduction, notes and glossary by Mark Science. (A. Brandl) 261
T. Spörri, Präludium zur Poesie, eine Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks. (A. Brandl) 263
Charles Dickens, A portrait in pencil by Ralph Strauss. (W. Dibelius) 131
S. A. Tannenbaum, Shakespeare forgeries in the Revels Accounts. (A. Brandl) . . . 127
O. Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. (A. Brandl) 263
W. Wordsworth, The prelude or growth of a poet's mind, ed. from the MSS. with introduction, textual and critical notes by E. de Selincourt. (A. Brandl) 130
O. Zippel s. A. Brandl.
A. Zollikofer, Die öffentliche Armenpflege in England. (Fritz Fiedler) 138

Carl Appel, Der Liebesbrief Raimbauts von Orange. (O. Schultz-Gora) 145
Eise Carel van Bellen, Les Origines du Mélodrame. Academisch Proefschrift. (H. Heiss) 277
Carlos Castillo, Lecturas introductorias. (Wilhelm Giese) 150
A grammar of the portuguese language by Joseph Dunn. (Werner Mulertt) 149
Ramon Fernandez, La Vie de Molière. (Jul. Schmidt) 276
G. Gabor, Die Misanthropie Chamforts. Diss. Berlin. (O. Schultz-Gora) 278
C. S. Gutkind, Molière und das komische Drama. (Jul. Schmidt) 276
Theodor Heinermann, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio. (Werner Mulertt) 279
W. S. Hendrix and D. F. Porter, Caballeros y escuderos. (Wilhelm Giese) 150
Leo Hoffrichter, Die ältesten französischen Bearbeitungen der Melusinensage. (Alfred Götze) 273
Theodor Kalepky, Neuaufbau der Grammatik. Als Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung. (Max Kuttner) 139
H. Kaunert Bedeutungen und Verwendung des altfrz. Verbums *pooir*. (Alfred Schulze) 270
Max Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen. Zur französischen Negation. (Jul. Schmidt) 274
Ulrich Leo, Fogazzaros Stil und der symbolistische Lebensroman. (Elise Richter) . . . 281
Alfred Pillet †, Zum Ursprunge der altprovenzalischen Lyrik. (O. Schultz-Gora) . . . 268
D. F. Porter s. W. S. Hendrix
The Legend of the Decadents by G. L. van Roosbroeck. (Leo Jordan) 147

Bibliographie

Allgemeines

L. Schücking, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung 283
Bericht über das 35. Schuljahr (1928) der Schule der deutschen Kolonie zu Mexico. Hg. v. W. Steiz, Baden-Baden 284

Phonetik.

American negro songs in new notation, by M. Metfessel with an introd. by C. E. Seashore 285

Neuere Sprachen

Die bildende Kunst im neusprachl. Unterricht: auch ein Arbeitsbuch zur Deutung und Erklärung fremden Volkstums. Hg. von K. Schwedtke und R. Salewsky 288
Handelingen van de Commissie voor (= Bulletin de la Commission de) Toponymie et Dialectologie, I, 1927. (Th. Frings) 288

Germanisch

G. Neckel, Germanen und Kelten. Historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrisis 289
J. F. Bense, Anglo-Dutch relations from the earliest times to the death of William the Third being an historical introduction to a dictionary of the Low-Dutch element in the English vocabulary 289

Deutsch

W. Seelmann-Festschrift: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, LIV 291
Friedrich Kainz, Geschichte der deutschen Literatur. Band II—III. (A. Lg.) 292
F. Sommer, Zum attributiven Adjektivum 293
Agathe Lasch, 'Berlinisch'. Eine berlinische Sprachgeschichte. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 293
K. Pirk, Grammatik der Lauenburger Mundart. (L. Jutz) 294
G. Bünte, Zur Verskunst der deutschen Stanze. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 294
W. Bruckner, Die altsächsische Genesis und der Heliand, das Werk eines Dichters . . 294
F. R. Schröder, Die Parzivalfrage. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 294
L. Behrendt, The ethical teaching of Hugo of Trimberg 295
Thomas Murner, Die gottesheilige Messe von Gott allein erstiftet. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Flugschriften aus der Reformationszeit. XIX. (M. J. Wolff) . . 295
Hans v. Müller, Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker. Die Geburtsjahrgänge 1561—1892 in 45 Altersgruppen zusammengefaßt. (A. L.) 296
Drei friesische Hochzeitsgedichte aus dem 17. Jh. Mit einer Einleitung hg. von J. Haantjes und G. G. Kloeke 296
Andreas Gryphius, Catharina von Georgien. Abdruck d. Ausg. von 1663 m. d. Lesarten von 1657. Hg. v. Willi Flemming. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 296
Don Kichote de la Mantzscha. Das ist: Juncker Harnisch auß Fleckenland. Aus Hispanischer Spraach in hochteutsche vbersetzt. Franckfurt 1648. (A. Lg.) 296
Niederdeutsche Klinggedichte. Abdr. d. Originalausg. (etwa 1650). (Hans-Friedrich Rosenfeld) 297
Grimmelshausens Springinsfeld. Abdr. d ältesten Originalausg. (1670) m. d. Lesarten der anderen zu Lebzeiten des Verf.s erschienenen Ausg. Hg. von J. H. Scholte. (A. Lg.) 297

Digitized by Google

Seite

Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Christian Thomasius und Christian Weise. Hg. von F. Brüggemann. (A. Lg.) 297
Christian Günther, Die ersten humoristischen Gedichte. Der Gang des Hofes / Abschied in Ruschkowitz. Mit 2 Kartenzeichnungen und Anmerkungen von A. Hoffmann. (A. Lg.) 298
Albert Riemann, Die Ästhetik Alexander Gottlieb Baumgartens unter besonderer Berücksichtigung der Meditationes Philosophicae de Nonnullis ad Poema Pertinentibus nebst einer Übersetzung dieser Schrift. (A. Lg.) 298
W. J. Noordhoek, Gellert und Holland. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 298
A. Wicke, Die Dichter des Göttinger Hains in ihrem Verhältnis zur englischen Literatur und Ästhetik 299
J. Clivio, Lessing und das Problem der Tragödie. (A. Lg.) 299
Maurus Lindemayr, Lustspiele und Gedichte in oberösterreichischer Mundart, ausgew. u. gänzl. neu bearb. von H. Anschober. (Moriz Enzinger) 299
H. A. Korff, Die Dichtung von Sturm und Drang im Zusammenhange der Geistesgeschichte. Ein gemeinverständlicher Vortragszyklus. (A. Lg.) 300
St. M. Hinz, Goethe's Lyric Poems in English Translation after 1860. (A. Lg.) . . . 300
G. Lange, Gerhard Anton von Halem (1752—1819) als Schriftsteller. (A. Lg.) 301
H. Bürgisser, Johann Peter Hebel als Erzähler. (A. Lg.) 301
Lothar Kempter, Hölderlin und die Mythologie. (A. Lg.) 301
From Novalis to Nietzsche. Anthology of Nineteenth Century German Literature, ed. by S. Liptzin. (A. Lg.) 301
Gottfried Kellers Briefe, ausgewählt, eingeleitet u. erläutert v. Max Nußberger. (A. L. [Jena]) 302
M. Kapp, Thomas Manns novellistische Kunst. (A. Lg.) 302

Englisch

H. Schreuder, Pejorative sense development in English. Diss. 304
Beowulf and the fight at Finnsburg, ed. with intr., bibliog., notes, glossary, and appendices by Fr. Klaeber. With supplement 304
Mittelenglisches Lesebuch für Anfänger von K. Brunner und R. Hittmair. 305
D. D. Griffith, A bibliography of Chaucer. 1908—1924 305
A bibliography of fifteenth century literature. With special reference to the history of English culture by L. L. Tucker and A. R. Benham. 305
The earliest English translations of Erasmus' Colloquia. — A mery dialogue. — Ye pylgremage of pure deuotyion. — Diuersoria, ed. with introd. and notes by H. de Vocht . . 306
J. W. Draper, The funeral elegy and the rise of English romanticism 306
H. Howard, Earl of Surrey, The poems, ed. with an intr. and notes by F. M. Padelford 306
L. Strachey, Elisabeth und Essex. Eine tragische Historie. Deutsch von H. Reisiger 307
R. W. Zandvoort, Sidney's Arcadia, a comparison between the two versions. (A. Brandl) 307
P. Constantin-Weyer, William Shakespeare. 308
E. Winninghoff, Das Theaterkostüm bei Shakespeare. Dissertation 308
Shakespeare, Much ado about nothing. Parallel passage edition by A. G. Newcomer, compiled by H. D. Gray 308
Th. Deloney, Tage des alten England. Zwei kurzweilig-abenteuerliche Geschichten vom ehrsamen Handwerk, von habgierigen Kaufleuten und edlen Herren sambt strengen und gunstigen Frauen. Übertragen von Emmi Hirschberg 309
N. D. Solve, Stuart politics in Chapman's *Tragedy of Chabot* 309
J. B. Emperor, The Catullian influence in English lyric poetry, cr. 1600—1650. . . . 310
Ch. R. Baskervill, The Elizabethan jig and related song drama 310
A. Gertsch, Der steigende Ruhm Miltons: Ein Beispiel für die Heteronomie der literarischen Urteilsbildung 310
Eduard Eckhardt, Das englische Drama der Spätrenaissance. Shakespeares Nachfolger 311
P. K. Thomas, Die literarische Verkörperung des philanthropischen Zuges in der englischen Aufklärung. Breslauer Diss. 311
G. Huscher, Über Eigenart und Ursprung des englischen Naturgefühls 312
R. Browning, Der Ring und das Buch. Übertragen von C. Gräfin Keyserlingk. . . 312
Adam, a religious play of the twelfth century transl. from the Norman-French and Latin into English verse by E. N. Stone. 2nd printing 313
G. Fritzsche, William Morris' Sozialismus und anarchistischer Kommunismus 313
W. Dibelius, England. 5., stark umgearb. Aufl. 11.—13. Tausend 313
Roman Dyboski, Some aspects of contemporary England 314
W. Franz, Anglistische Arbeit an der öffentlichen Meinung durch Universität und Schule 314
A. Krüper, Deutschkunde im englischen Unterricht. 2. erw. Aufl. 315
Langenscheidts Taschenwörterbuch der engl. und deutschen Sprache. Teil I: Englisch-Deutsch mit Angabe der Aussprache. Teil II: Deutsch-Englisch. Neubearb. 1929 von E. Klatt 315
P. Bendheim, Englisch wie es der Engländer spricht. (F. Fiedler) 316
Deutschbein-Thielke, Lehrbuch der englischen Sprache für Mittelschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. 1. Teil: Elementarbuch. (Fritz Fiedler) 316
E. Kruisinga, An English grammar for Dutch students⁴. Vol. I. A shorter accidence and syntax. (Fritz Fiedler) 317
H. Schmidt und H. B. Smith, Englische Unterrichtssprache⁴. (Fritz Fiedler) 317
Ch. M. Yonge, Kings of England. A history for the young. Hrsg. v. M. Fuhrmann. (Fritz Fiedler) 318

Allgemeines, Neuere Sprachen, Romanisch, Französisch, Provenzalisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch . . . . . 152—160

Digitized by Google

Spätbriefe von A. Pichler an L. A. Frankl (1880—93).

Von A. Brandl (Berlin).

Von tirolischer Bergeshöhe lugte der alternde Pichler auf das Wien der Makartzeit, wo er als Jüngling seinem Volke eine große Zukunft zu erstürmen gedacht hatte. Die alljährlichen Reisen nach Italien zu den Erinnerungsstätten Roms und der Renaissance schärften seinen historischen Blick; wo gewöhnliche Beschauer die Rosen einer neuen Jugend zu erkennen glaubten, da entdeckte er die hektische Röte naher Todeskrankheit. Er sah die slawische Gefahr im Osten sich auftürmen; der Sturz des Fürsten Bismarck und die Tragödie von Meyerling erfüllten den einstigen Radetzki-Soldaten mit düsteren Ahnungen von inneren Wirren. Dazu rollten ihm die Trümmer seines Familienglücks vor die Füße; in immer härteren Angriffen schüttelte seinen wetterharten Körper die Gicht; das Amt, das Laboratorium, die ganze Universität mit ihrem belebenden Chor von Kollegen und Studenten wurden dem Siebzigjährigen entrissen; einsam kam er sich vor, geistig einsam. Ein geteilter Trost war ihm die nüchterne Erleuchtung des Alters; Menschen und Verhältnisse durchschaute er, als wären sie ohne Kleider; fast mit Grauen vor der eigenen unerfreulichen Erkenntnis überließ er sich einem Prophetentum, das damals kaum jemandem verständlich war, heute uns aber als Ahnungsfülle erscheint. Er selber verglich sich mit einem Raben des Odin, der Schlachtenblut und den Staub von Herrscherthronen wittert.

Aber klein kriegen ließ er sich nicht. Mochte die Menschheit gegenüber dem, was sie 1848 geschienen hatte, sich verzwergen, er hielt das Auge hoch und die Büchse gespannt. Freute ihn nicht die Menge, die durch die Straßen wimmelte, so erhob ihn nach wie vor die Pracht des Hochgebirges, die Naturwissenschaft mit ungezählten Kristallen und Blumen, das ewig goldene Dichterwort Homers. Vom Achensee, dem bergumschlossenen, und seinen wehmütigen Erinnerungen riß er sich los, übersiedelte auf die sonnigen Hänge von Miemingen; er verließ die dunkelblaue Flut, die an Regentagen einem ungeheuren Tintengefäße gleicht, und fand neue Weidmannslust in den Lärchenhainen von Obsteig; da hörte er nicht mehr die 'Geldmühle klappern' und wurde nicht mehr von der großstädtischen Gewöhnlichkeit belagert, sondern konnte stille Zwiesprache halten mit Wolken und Sternen. Was brauchte er Mitleid, was Menschen; als starker Mann stand er gern allein da, vor dem einstigen Jagdschlößchen des Herzogs Sigmund und als einziger Angelherr von dessen Fischteich, umgeben nur von Hirten

Digitized by Google

und Holzhauern mit ihrer harmlosen und gutmütigen Sprichwörterweisheit. Neues Aufblühen kam über ihn, sowie er jetzt den ganzen Sommer mit den Elementen in Freiheit zu leben hatte. Mutter Natur wußte den bitter heimgesuchten Titanen noch einmal aufzurichten.

Und auch die Muse machte ihm treue Besuche. Mit schlichten und doch vielsagenden Worten deutet er in diesen Briefen an, wie er zu seinen letzten Epen kam, deren bäuerlich derber Humor Dorfluft atmet. Träume und Verse von Totentänzen stellten sich ein, die nur völlig nachzuempfinden vermag, wer aus den gleichzeitigen Briefen ersieht, wie sich dem Dichter die schweren Erfahrungen in schwunghafte Offenbarungen verwandelten. Dichterherzen — pflegte er zu sagen — und die Engel bleiben immer jung; sprudelnder als in früheren Jahrzehnten floß ihm gegen das Ende seines Lebens die kastalische Quelle, und wie dies möglich war, verraten uns am besten die knappen Zeilen an den fernen Jugend- und Kampfesfreund, hingekritzelt am Rande eines Bauerntisches.

Am 12. März 1894 schloß Frankl die Augen. Gerade ein Jahr vorher hatte ich ihn noch anläßlich eines Wiener Philologentages aufgesucht und das in Ehren ergraute Ehepaar tief innerlich befriedet gefunden. Ausgesöhnt hatte sich der frühere Freiheitssänger mit den staatlichen und geistigen Gewalten, gegen die er einst die Feder wie ein Schwert geführt hatte; mit Auszeichnung und Fürsorge hatten ihn die alten Gegner überhäuft; er war dankbar, gerührt, wunschlos und ließ lächelnd die milde gemeinten Vorwürfe des tirolischen Freundes über sich ergehen, der noch alle Zähne im Munde hatte und gut zu beißen verstand. Fast durch ein halbes Jahrhundert hatten die beiden Männer mit viel gemeinsamer Überzeugung die Geschicke der großen Donaumonarchie geteilt, ermessen und zu heben getrachtet; sie brauchten jetzt nicht mehr viele Worte, um sich zu verständigen, und sie glaubten sich als geistige Sieger, während die Gewaltigen der Erde langsam zum Sturze sich neigten. Vielleicht waren sie sogar als Jünglinge, indem sie unter dem Druck äußerer Despotenverhältnisse sich zusammenfanden, nie so innerlich einig gewesen, wie jetzt, wo der Tod sie trennen sollte.

XXXV.

L. F.

Ich wende mich an Dich oder, besser gesagt, an Deine Frau, die jedenfalls praktischer ist als Du in Deinem Poetenwinkel. Nächstes Schuljahr kommt ein gediegener, durchaus nicht lyrischer Tiroler Student nach Wien, der eine Instruction oder zwei bedarf: J. Kofler, für's ganze Gymnasium brauchbar, auch tüchtiger Mathematiker. Erfragst Du was, so laß mir von Bruno schreiben.

Wie geht es mit der Biographie Grüns? Wurzbachs letzte Bände hab ich durchgeschaut. Manches fehlt, manches unrichtig. Indess liegt am Plun-

Digitized by Google

der nicht viel; wozu ein paar hundert Leute, die naturgemäß verfaulen sollen, im Kamin selchen u. das dem Publikum auftischen?

Wir haben fortwährend Regen.

Laß Dir die Sommerfrische gedeihen und vergiß nicht ganz

Insbr. 27/VI. 80. Deinen alten P.

XXXVI.

Lieber Alter!

Du hüllst Dich mir gegenüber in tiefes Schweigen wie der heilige Johannes von Nepomuck; das hindert mich aber nicht, Dir die Gedichte der Terlago[1] zu senden. Du mußt sie allerdings nicht bloß anrauchen, sie erhalten erst Relief bei näherer Betrachtung; das 'todte Kind' ist ein Juwel in der Gattung Ballade. Antworten wirst Du mir auch diesesmal nicht, so ruf ich Dir denn zu: Macte virtute!

Pertisau 30/VII. 84. Dein alter Pichler.

XXXVII.

L. F.

Du hast ja viele Häfen am Feuer, möge Dein Holz ausreichen! Ich kann nur auf die mikroskopische Untersuchung der Quarze unserer Flötzformationen verweisen, welche ich nächstens loszulassen gedenke. Wien besitzt keine Anziehungskraft für mich; ich betrachte diese Stadt als ein Unglück für ganz Österreich, für Deutschland und beeile mich daher stets, mein Geschäft so schnell wie möglich abzutun. Dazu reichen 1½—2 Tage aus. Einige Bekannte lade ich abends in die Kneipe, da gehst Du nicht hin, und so weiß ich nicht, ob wir uns noch vor dem letzten Sonnenuntergang sehen. Nächstens erhältst Du meinen Vorwinter[2]; nimm ihn als Partezettel, denn ich werde schwerlich dazu kommen, noch etwas in Buchform zu drucken.

Was von mir gedruckt ist, habe ich geordnet, und mögen es meine Kinder einmal drucken lassen, wenn sie etwas dafür erhalten; auf das ungedruckte habe ich die testamentarische Klausel gelegt, daß es n i e gedruckt werden darf.

Die Knittel ist eine der wenigen (!), daß einem die holden Frauen nicht in Bausch und Bogen verleiden. Ich habe sie nicht gesehen.

Meißners[3] Aufzeichnungen u. Auerbachs Briefe[4] habe ich in der Buchhandlung angeblättert. Zum Lesen habe ich wohl nicht Zeit. Brandl mag Dir mehr erzählen.

Inbr. 18./X. 84. Gruß an Deine Familie Dein Pichler.

---

[1] Gräfin Karoline Terlago hatte damals ihre Gedichte an P. geschickt. Anfangs machte er sich darüber lustig (Ges. W. III 185 f.). Als sich aber ein Briefwechsel daraus entwickelte, suchte er die weltfremde Gräfin bekannter zu machen, ohne jedoch für seine gutgemeinten Bemühungen viel Dank zu ernten (Ges. W. III 218 f.).

[2] Erschienen Gera 1885.

[3] Alfred Meißner brachte 1884, als er seine Dichtungen in vier Bänden sammelte, auch eine 'Geschichte meines Lebens' in Teschen heraus. P. war ein häufiger Besucher in der Wagnerischen Universitätsbuchhandlung, wo die Neuerscheinungen immer zahlreich auslagen und oft auch geistig interessierte Innsbrucker zu kurzer Zwiesprache sich einfanden. Nie ging P. in Vereine oder ins Wirtshaus.

[4] Auerbachs Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach 'Ein biographisches Denkmal', mit Einleitung von Spielhagen, erschienen 1884 in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

XXXVIII.

Lieber Alter!

In Wien habe ich viele Besuche nicht gemacht, weil ich die 2 oder 3 Tage meines Aufenthaltes zur Abwicklung nötiger Geschäfte brauchte[1]. Ein paar Stunden gehören immer dem Belvedere[2], das mir wol der Prachtpalast in der Stadt nicht mehr ersetzt; einen Ausflug auf den Kahlenberg gönne ich mir auch gern, um Wien, wo ich soviel geliebt und gelitten, zu überschauen. Jetzt mag ich es nicht mehr, die Zeit will Männer, und Wien hat nur Frauen.

Den Aufsatz über Ziska habe ich nicht, u. wenn ich ihn habe, weiß ich ihn kaum zu suchen. Du findest ihn im Phönix abgedruckt. S. Engländer veranlaßte mich dazu; er gefiel Hebbel sehr und führte mich bei ihm ein[3]. Zum Glück hatte ich manches, was dieser sein Lebtag nie los wurde, schon hinter mir, sonst wäre mir sein Einfluß gefährlich worden. Anastasius Grün mag Dir heterogen sein, Du mußt ihn als ein Stück Zeitgeschichte auffassen. Für den Winterofen empfehle ich Dir Diderot's Briefe an die Volland[4], man muß sich auch von innen warm halten.

Mir steigt da und dort noch eine philosophische Blase; im ganzen und großen steht mir die Welt objektiv gegenüber, und ich quäle mich nicht, von meinem Subjekt etwas hineinzulegen. Ich lasse mich beim Schaffen vom Magnet im Innern leiten; über das, was ich hervorgebracht, habe ich selten ein verständiges, wohlwollendes Wort gehört, bin aber fast überall und immer der Gleichgültigkeit und der Gehässigkeit begegnet, wie es wol auch andern geschah. Wir haben in Deutschland keine Kritik mehr, und doch thäte uns ein Lessing od. Schlegel gar not. Kritik erfordert Denken und Selbstbeschränkung; nimm die Laterne des Diogenes und such 'von der Trave unz an die Muor'. Hätte ich nicht die Natur als Sprungbrett, ich wäre gewiß wie so viele andere im Sumpf erstickt. Wenn ich etwas schwer zu umschreiben bin, liegt das wol auch an meiner Persönlichkeit, welche sich nicht pfennigweise ausschroten läßt und in der Continuität ihrer Entwicklung zwar feste Marksteine besitzt, aber die zurückgelegten Meilen nie mit dem Posthorn in die Welt hinausbläst.

Leg Dir das Zeug zurecht, grüße mir Deine Alte, nimm zu an Antisemitismus vor Gott und den Menschen u. mäste Dich, bis ich hinabkomme.

13./IX. Dein P.

XXXIX.

Beigelegt hatte P. folgendes Gedicht in Originalhandschrift:

O werdet mir Antisemiten nicht,
Ihr armen deutschen Poeten;
Wer läs' wohl eure Verse noch,
Wenn's nicht die Jüdinnen täten?

19. 7. 85. P.

---

[1] Pichlers Frau war nach Wien übersiedelt und hatte dort ein Geschäft aufgemacht, das er schließlich auflösen mußte.

[2] Die große Gemäldegalerie aus dem Belvedere war damals eben in das Kunstmuseum am Ring übertragen worden.

[3] Wichtige Ergänzung zu Dörrer S. 42 und auch zu P.s Tagebuch, Ges. W. III 8. — P.s Anz. von Meissners 'Ziska' steht Phoen. 6.—13. Juli 1850.

[4] Sophie Volland war die gebildete und gemütvolle Freundin Diderots, die ihn nach zehnjähriger Aussaugung durch die kokette gemütlose Mme. de Puisieux tröstete bis an sein Lebensende. Eine Studie über Diderot war 1880 von E. Scherer in Paris erschienen.

Digitized by Google

XL.

[Poststempel: 31. 12. 85.]

L. A.

Wenigstens antworte ich schnell. Schreiben! Was denn? Zum radotiren [!] am Ofen gehört Gemütlichkeit, und zu dieser habe ich keine Anlage. Meine Memoiren! Was ich über den Anfang der 50ger Jahre hatte, ist Asche; hätt ich es noch, würd ich mir heut am Sylvesterabend damit einheizen.

Meine Aufzeichnungen beschränken sich auf Notizen, Sätze und Gedanken, eigentlich Spitzen von Gedankenreihen, die ich pflücke. Vor 2—3 Jahren habe ich einiges persönlich aufgezeichnet und vor etlichen Tagen verbrannt. Ich habe den Menschen nichts zu verbergen, aber auch nichts zu sagen. Darum laß auch Du mich in Deinen Memoiren aus; warum von einem reden, der von sich selber nicht redet? Was von mir gedruckt ist, reicht aus, reicht mehr als aus. Heut Sylvesterabend! Du verbringst ihn im Kreise Deiner Familie, Deiner Freunde; ich bin einsam und schaue von meinem Tisch auf die gefrorenen Fensterscheiben, die mich von der Außenwelt trennen. An einem Tisch! Ich gehe heut schlafen, ohne einen Bissen gegessen zu haben, denn ich spüre die Gicht. Siehst du, nun habe ich auf einer schmalen Karte einen langen Brief geschrieben.

Grüße mir den frommen Brandl. Dein P.

XLI.

Lieber Freund!

Kommst Du heuer nach Tirol? — Ich wollte im Frühling nach Wien, unterließ es jedoch, weil ich im Grund dort nichts zu tun hatte. Möchte Dich gern noch einmal sehen: wir haben zwei Geschlechter erlebt und überlebt; alte ruppige Vögel, deren Lied nicht mehr zu den Noten der Gegenwart paßt, wollen wir uns am Sonnenlicht wärmen, so lang es Natur und Schicksal gestattet.

Brandl hat — ohne mich zu fragen — dem Herrn Hofrat R. v. Weilen gesagt: ich sei für den landschaftlichen Teil des Kronprinzlichen Werkes[1] die geeignete Persönlichkeit. Ich will nun einer Einladung vorbeugen, das ist besser als sie abschlagen. Ich bin — von allem andern abgesehen — der Aufgabe p h y s i s c h nicht mehr gewachsen, weil ich da allerlei Touren und Wanderungen unternehmen müßte; zudem habe ich einen Widerwillen gegen alle derartige Schreibereien und muß dieses frischeren Kräften überlassen. Sag' das dem Herrn Hofrat von Weilen, mit dem Du ja gut bekannt bist; zugleich empfehle ich ihm für jenen Zweck den Professor an der Lehrerinnenbildungsanstalt Karl v. Dallatorre. Für den kunsthistorischen Teil möge er sich an den Univ. Prof. J. Semper, für den literarisch geschichtlichen an den Univ. Prof. J. Wackernell wenden.

Rückt Dein A. Grün vorwärts?

Von mir wirst Du wenig mehr hören, alt und einsam lebe ich weiter, wie's der Tag bringt, und habe wie Horaz mit der Feder auch den Hammer an die Wand gehängt.

'Accoutumons nous à l'oubli.'

Innsbruck 9./5. 86. Dein P.

XLII.

Lieber Freund!

Dein beweglicher Brief hätte mich bald nach Igels[2] gelockt, ich habe jedoch auf dem Sonnwendjoch eine neue facies des Lias mit Bryozoen,

[1] Kronprinz Rudolf gab damals mit Franzos u. a. ein großes Werk über Österreich in Wort und Bild heraus.

[2] Kurort auf dem Innsbrucker Mittelgebirge, wo damals Frankl mit Familie Sommerfrische hielt.

Digitized by Google

Korallen und Fischzähnen entdeckt, und Du begreifst, daß ich eine so wol besetzte Tafel nicht verlassen kann. Weilen's Mitteilungen haben mich beruhigt, — so bin ich jetzt und in Ewigkeit vor der Ehre des Kronprinzen-Werkes sicher. Aus Innsbruck bekomme ich gar keinen Brief; ich weiß nicht, in welchem Karpfenteiche Brandl als Hecht wütet[1], und Wackernell legt sich auch auf die faule Seite. Die Gesellschaft hier ist eine deutsche, folglich die denkbar schlechteste; ich verkehre aber auch mit niemand, als in Fachangelegenheiten mit 6—8 Geognosten, die hier hocken, Studien machen und mich ausweiden. Ab und zu kommt der Prälat von Ficht, dem weiche ich jedoch aus, seit er die naive Unverfrorenheit hatte, mir nahe zu legen, im Jubiläum zu beichten. Ich werde dich als Substituten vorschlagen.

Die Lilien! Dein Gedicht hat mich so gerührt, daß ich Dir auch eines sende; laß' es mit goldenen Lettern auf eine Marmortafel meißeln und an der schönsten Tanne Deines Tibur befestigen.

Motto:

'Epicuri de grege porcum'
Horat. ad Tibull.

'Warum mir die Lilie,
Leb ich keusch und rein?
Bin ich nicht von Epikur
Wie Horaz ein Schwein? —
Wäre sicher dir bekannt
Meine ganze Art,
Hättest du mir hingelegt
Bocksdorn, Ziegenbart' —

Wahrscheinlich mache ich noch im Laufe des August einen Sprung nach Igels und hoffe dort Dich und die Deinen wolauf zu treffen — ohne die neuen Professoren.

Nichts für ungut!

Pertisau 12./VIII. 86. Dein alter P...

XLIII.

Lieber Alter!

excessit, evasit, effugit, erupit!

Du bist verschwunden wie Catilina und hast mir trotz meines Besuches zu Igels kein Lebenszeichen gegeben. Auch auf mein Horazisches Gedicht bliebst Du die Antwort schuldig. Da soll man an Dir eine Freude haben. Vielleicht komme ich, wenn Euch die Cholera nicht heimsucht, zu Allerheiligen nach Wien und räume bei Dir Küche und Keller aus. Sage das Deiner Frau. Jetzt sitze ich zu Innsbruck, das Laufen verbietet die Gicht.

Innsbruck 25./IX. 86. Pichler.

XLIV.

L. F.!

Die öster.-ungar. Revue kann ich Dir nicht schicken, Du hast sie in Wien, wo sie erscheint, näher. Dafür sende ich Dir meine 2 Artikel in den Tiroler Stimmen. Sie gehörten an die Adresse von Hörmann[2] u. wären

[1] War in Prag 1884—88, in Göttingen 1888—92, dann in Straßburg.

[2] Ludwig v. Hörmann, damals Direktor der Innsbrucker Universitätsbibliothek und schon auf dem Wege zur Erblindung, versicherte mich ein Jahrzehnt später, als er mir sehr freundlich sein Material über tirolische Volksdramen zur Verfügung stellte, er habe niemals in einer Zeitung gegen Pichler geschrieben. Zur Sache vgl. Dörrer S. 329 ff.

Digitized by Google

schärfer ausgefallen, wenn ich damals gewußt hätte, daß alle diese Angriffe, welche das liberale Blättchen seit Jahren gegen mich bringt, von ihm ausgingen.

In der Deutschen Ztg. vom 29/Sept. findest Du einen kleinen Aufsatz von mir: 'Autographenschwindel'. Nächstens bringt sie eine kleine Novelle 'Herr Rochus'[1].

Grüß Deine Frau u. sag ihr: der Tiroler Adler fresse leider nicht viel Fleisch, aber desto mehr Gemüse.

Insbr. 6./X. 86. Sei brav und wacker! P.

XLV.

L. F.!

Lies beifolgenden Brief, er ist von der Tochter Moriz Schleifers und an eine hiesige Freundin gerichtet, die sich an mich wandte. Diese Tochter Schleifers ist Wittwe mit drei Kindern; ihr Mann — Pichler — ist mit mir weder verwandt noch sonst in einer Beziehung, wie denn die Pichler in den Alpen so häufig sind als anderswo die Schulze u. Meyer. Sieh zu, daß ihr die Schillerstiftung etwas gibt; hier ist auch wenig viel. Ihre Adresse: Marie Pichler geb. Schleifer, Landstraße[2], Schlachthausgasse Nro. 14, 3. St., Tür 48.

Das sind die Kinder u. Enkel deutscher Poeten! Hier nichts neues. Ich habe mich so ziemlich den ganzen Winter mit Untersuchung mikroskopischer Gesteins-Dünnschliffe beschäftigt und werde nächstens etwas darüber publizieren.

Du bist uns noch immer die Biographie von Grün schuldig; wenn Du diese vollbracht hast, darfst Du ruhig dein Patriarchenbäuchlein pflegen.

Grüße mir Weib und Kind. Von Brandl erfährt man, daß er im Fasching seinem heiligen Namenspatron Aloysius keine große Ehre gemacht habe.

Laß mich wenigstens durch Brandl gelegentlich etwas von Dir hören.

Innsb. 23./2. 87. Nazdar[3].

XLVI.

L. A.

Tag für Tag verschob ich es, Dich zu fragen, wo Du sommerst, um Dich aufzusuchen, wenn mich etwa der Zufall in die Nähe führte. Wir sind Trümmer aus einer alten Zeit und sollen uns darum freundliche Erinnerung widmen. Nun führt mich aber ein besonderer Anlaß zum Schreibtisch, wie Beilage zeigt. Die Absenderin des Briefes ist Maria Pichler, Enkelin von Matthias und Tochter von Moritz Schleifer, also 2 österreichischer Poeten. Ausdrücklich bemerke ich, daß der Name 'Pichler' auf keine Verwandtschaft mit mir deutet; die Pichler laufen ja bei uns überall herum wie die Meyer und Müller. Schau, daß der Schillerverein was tut, und sende dann die Beilagen wieder an die Unglückliche unter der von ihr angegebenen Adresse.

Wie geht es Dir? Du dichtest noch immer; Deine Leier hat Saiten aus Stahl, während an meinem Hackbrettl die Schafdärme allmählich abfaulen. Wir leben in einer drolligen Zeit; nach Uhland und Lenau gilt Scheffels Rem Plem als höchste lyrische Tonart, Marlitt gewann Erfolge, die sich ein Goethe und Schiller nie träumen ließen, grüne Studenten und Backfische entscheiden über das Los der Dichter. Im Grunde ist die Poesie ein ganz überflüssiger Zierrat. Die Tschucken und Irokesen, die Patscheräh u.

---

[1] Ges. W. V 292—326; vgl. Dörrer 215 f.

[2] Wien, Bezirk III.

[3] Tschechischer Gruß: Anspielung auf den steigenden Einfluß der Tschechen in der österreichischen Politik.

Digitized by Google

Hottentotten entbehren ihn, und Rom wurde auch ohne denselben zur Weltmacht. Ich sitze in der Pertisau, habe ein par schöne paläontologische Entdeckungen gemacht — Leptaena im Lias.

14./VIII. 87. Grüße an Frau und Söhne. Dein P.

XLVII.

Herrn Dr. L. A. Franke R. v. Hochwart
Schriftsteller
I Opernring 10 Wien.

L. A.

Auf Deinen freundlichen Brief habe ich allsogleich der Witwe geschrieben. Möge sie Erfolg haben! Ich bin heut vom Sonnwendjoch zurückgekehrt, wo ich ganz allein herumwanderte; denn die Senner sind längst von den Almen abgezogen. Da hast Du das Gegenbild zu den vielen Besuchern, welche Dich umschwärmen. Am Mittwoch kam ich nicht dazu, auch nur ein Wort zu reden; es hätte mir nur der Widerhall der Schrofen, welche mich rings umstarrten und den Klang meines Hammers zurückwarfen, erwidert. Das ist doch ein anderes Leben als das Deine mitten im Sturm der Großstadt. Grüß mir Deine Frau und laß Dich die Mette, die der Teufel in Wien hält, nicht anfechten.

(Poststempel: 8. 10. 87.) Vale faveque! Dein P.

XLVIII.

L. F.

Glück auf zu den Feiertagen und für Neujahr. Halt Dich wacker und bleib jünger als ich, der ich bereits zu einem vorsintflutlichen Petrefakt versteinert bin. Der Speisezettel des neuen 'Dichterbuches aus Tirol'[1] ist sehr mittelmäßig: meistens Kohlstrünke und Krautköpfe in einer Wassersuppe; mich gehts nichts an; ich habe nicht mit gethan.

22. XII. 87. Grüße Frau und Söhne Dein alter Pichler.

XLIX.

L. F.!

Im Laufe des Sommers komme ich wahrscheinlich nach Wien. Adam, wo bist Du denn in den Ferien? Mich warf ein heftiger Brustkrampf darnieder. Jetzt habe ich mich erholt, reiße hie und da eine Zote und hoffe im Sommer wieder auf dem Sonnwendjoch den Hammer zu führen. Lang werd' ich es freilich nicht mehr dermach'n. Bei uns ist ein sehr später Frühling; Ihr in Wien tanzt euern Cancan lustig fort.

Erscheint von Dir nichts? Ich richte mich nach dem Kapitel des Thomas a Kempis: de solitudine et silentio!

22./III. 88. Macte virtute! Dein alter P.

L.

Ludwig, wo bist Du?

Pertisau 31/VIII. 88. Gen. I. Pichler.

L. A.

Auf meinem letzten Blatt Papier, mit meinem letzten Tropfen Tinte, die Hand von Gicht halb gelähmt, wünsche ich Dir Glück, daß Du von

[1] Gemeint ist das 'Tiroler Dichterbuch', das Prof. Ambros Mayr zur Förderung des Bozener Walter-Denkmals 1888 in Innsbruck herausgab; vgl. Dörrer 243.

Digitized by Google

Sodom und Gomorrha zu Aussee[1] unbefleckt wie Gletscherschnee glücklich entgangen bist. Die Exzellenzen mit ihren Bortenkrägen sind mir gleichgültig, und die schönen Weiber machen mich nicht geil; so könnte ich, wenn es nur auf das ankäme, ruhig leben. Hast Du den Homunculus[2] gelesen? Das Werk ist so maniriert, frostig und gespreizt, daß ich mitten drin stecken blieben bin. Dafür empfehle ich Dir die neu erschienene: 'La litérature française au moyen age par Gaston Paris.'

Den Amerling[3] könntest Du meinethalb ruhig pfeifen lassen, wenn Du dafür Grün singen ließest. Wär' ein interessantes Kapitel Literaturgeschichte.

Brandl verspricht eine Geschichte der englischen Literatur während der Normannenzeit bis etwa 1500. Ich sehe alle diese Dinge mit Theilnahme, wenn ich auch nach und nach ausspanne und mit der Steinklopferei wenig vorwärts komme. Sonst ist bei uns auf allen Wipfeln Ruhe, unsere Dichter schreiben fleißig Prologe, und so kann es auch S. Majestät dem Kaiser Franz Joseph passieren, daß er zu seinem glorreichen 40. angerauzt wird. Ich stehe skeptisch u. skoptisch bei all unseren Tirolerfesten — politisch und nicht politisch — seitab und hab' es so ziemlich dahin gebracht, daß in Tirol die Leute bereits gar nicht mehr wissen, daß ich überhaupt da bin.

Wenn Du überhaupt noch einen Sinn für Gerechtigkeit hättest, würdest Du mich diesesmal loben. So schließe ich mit Gruß an Frau und Kinder.

16./IX. 88. Dein alter P.

LII.

L. F.!

Deinen Brief hätte ich längst beantwortet, da kam Mayerling[4] dazwischen, und ich konnte mir leicht vorstellen, daß dieses Ereignis in nächster Nähe auf Dich betäubend wirken mußte. Es ist ein greller Blitz, der ein plötzliches Licht in Abgründe warf, von denen wir bisher nichts ahnten. Ob es bloß schrecklich oder nicht auch tragisch ist, kann ich hier nicht beurtheilen, denn mir fehlen die Vordersätze zu einem Schlusse. Jedenfalls ist die politische Tragweite sehr groß.

Die neue Gilmausgabe u. -biographie[5] hast Du wol gesehen, ebenso meinen Aufsatz vom 29/XII 88 Allg. Ztg. Ich habe Dir nachträglich auch eine Nummer der Tirolerstimmen geschickt, welche weit mehr mittheilt u. beweist, als ich je sagte. Die Herren Hörmann und Reitter hätten das Maul hübsch im Sack behalten sollen, eigentlich kam es den edlen Seelen doch nur darauf an, mich mit Gilm totzuschlagen, und man erneuert fort und fort diese vergeblichen Versuche . Es ist jedenfalls eigentümlich, daß ich seit 40 Jahren fort und fort aus dem liberalen Lager mit Kot beworfen

---

[1] Sommerfrische in Oberösterreich.

[2] Von F. Th. Vischer lag eine Satire auf Goethes Faust, Teil II, seit 1862 vor, betitelt 'Faust, 3. Teil'; 4. Aufl. 1889.

[3] Friedrich Amerling, ein Maler in Wien 1803—87, verkehrte viel im Hause Frankl, der 1889 eine Biographie von ihm veröffentlichte.

[4] Der Tod des Kronprinzen Rudolf.

[5] Leipzig bei Liebeskind 1889; gleichzeitig erschienen Schriften über sein Leben von Arnold v. d. Passer (Leipzig) und über seine Gedichte von E. Winder (Innsbruck); vgl. Prem, Deutsche Literatur in Tirol, Innsbruck 1922 S. 146 f., und Ges. W. XII 251.

[6] Über die Streitigkeiten betreffs Gilm vgl. Dörrer S. 230 ff. Heute leitet man sie in Innsbruck überwiegend aus einem Mißverständnis her: Nicht der Dichter Gilm, sondern dessen Vater habe die Jesuitenlieder beim Jesuitengeneral entschuldigt, und Pichler selber sei darüber irrig informiert gewesen.

Digitized by Google

wurde — wol zum Danke, daß ich auch in den Tagen der Reaktion auf meine Gefahr für den Fortschritt kämpfte, während diese Hunde, die mir jetzt nachbellen, nicht aus dem Winkel krochen. Sie sind es, die mich mehr und mehr rechts drängen, weil ich mit dem Gesindel nicht an einem Strang ziehen mag.

Verzeih meine Weitschweifigkeit! Du bist der Mann der Gesellschaft und jetzt gar im Fasching! Ich lebe einsam, einsam, einsam! Letzthin nahm ich Grüns 'Schutt' zur Hand und versetzte mich in die Tage des Vormärz. Warm und sonnig begann die Erinnerung zu leuchten, wenn auch auf allem der Schleier der Wehmut lag. Bauernfeld, Du — ich; ist es nicht Zeit, daß wir bald in die Gruft steigen?

Im Frühjahr komme ich nach Wien. Du wirst aber — more solito — wieder vergessen, mir mitzuteilen, wo du umduselst!

Insb. 20/11 89. Grüße Thaler! Leb wohl! Dein P.

LIII.

L. F.

Deine Karte hat mich im Bett getroffen; die Gicht war mir in die Knie gefahren. Daß Du Dich in Deinen alten Tagen auf den unsauberen deutschen Büchermarkt wagen willst, dafür verdienst Du geklopft zu werden; indeß freue ich mich auf dein Buch[1]. Mein 'Zaggler Franz'[2] ist das Evangelium des Skeptizismus, der sich endlich im thätigen Leben beruhigt. Wenn man alt wird, lernt man Ergebung! Ich zeichne hier und da ein Naturbildchen, das ist alles! Glückliche Feiertage! Grüße mir Thaler!

Insb. 19./XII 89. Dein P.

LIV.

L. F.!

Zu Deinem Geburtstag meinen arithmetischen Glückwunsch, wie's dem Naturforscher ziemt:

$$80 + 20 = 100!$$

Dazu den stillen Frieden des Alters, das auf ein wol angewendetes Leben zurückschaut. Was haben wir alles gelebt, erlebt, verlebt und überlebt! Übrigens wollen wir es machen, wie Deine 'Spinne'.

Dein neues Buch bringt manches, was zum besten gehört, was Du gemacht, und nicht bloß deßwegen, sondern auch weil es gut ist, volle Beachtung verdient. Hie und da spürte ich statt Veilchenduft — Bockgeruch, Du bist aber ein alter Fuhrmann, so verzeih Dir Gott das Schnalzen. Leopold der Kreuzfahrer war ein Babenberger, kein Habsburger.

Du machst auch noch in Loyalität; ich schüttle den Kopf und denke mir, das brächt' ich nicht zusammen. Das süße Gedudel der Ausgleichsschalmei! Man will versöhnen, weil man von den Neuhussiten für die katholische Kirche fürchtet.

Hast Du in Westermanns Heften Kuhs Briefwechsel mit Storm gelesen? Leeres Stroh! — Kuh war ehrlich, hochbegabt, aber einseitig! Er gehörte zu den Ästhetikern, welche den Furz eines Dichters in homöopathischer Verdünnung auf 100 Meilen riechen, den Dichter aber, wenn er greifbar vor ihnen steht, nicht sehen. Ich möchte oft im Stillen lächeln: er sprach mir die Form ab, weil ihm für die schlichten Linien der Plastik und für die Knappheit des Ausdruckes der Sinn fehlte, dabei schüffelte er an Kleinigkeiten herum, welche unwesentlich. Er mußte gerade sterben, als sich sein Gesichtskreis zu erweitern begann!

Also noch einmal $80 + 20 = 100$!

---

[1] 'Episches und Lyrisches', Stuttgart 1890.

[2] Ges. W. XIV 205—258, datiert 1887, zuerst gedruckt 1889 in der 'Wiener Zeitung' Nr. 269; vgl. Dörrer S. 200 ff.

Digitized by Google

Verdirb Dir am 3. F.[1] nicht den Magen an Backhändeln, Torten und Tokayer.

Insb. 23/1 90. Dein P.

LV.

L. A.!

Du hast Dich wieder wie ein Bramine aufs Ohr gelegt und meinen Bf. zu beantworten vergessen. Heut erhältst Du unter Kreuzband meine 'Marksteine'[2]. Für Deinen lüsternen Schnabel paßt 'St. Aloysi'. Überraschen wird Dich 'Ecke ein Faschingsmärchen'. Hab' es heuer im Frühling gedichtet, und Du wirst denken: Ein alter Fuhrmann läßt das Schnalzen nicht!

Verbessere den häßlichen Druckfehler: 'Schoppenhauer'. Der 'Zagglerfranz' erscheint hier zum ersten male vollständig. Wo treibst Du Dich im Sommer um?

Inbr. 24/5 90. P.

LVI.

L. F.

Am 19. Juli habe ich meine amtliche Thätigkeit als Universitätsprofessor abgeschlossen[3] u. sitze seitdem zu Freundsheim bei Obermiemingen[4], wo ich wol bis Mitte September bleiben werde. Daher kann ich Dir meinen Aufsatz über M. Schleifer nicht senden — selbst vorausgesetzt, daß ich ihn finden würde. Wende Dich an seine Tochter Dora Schleifer, Postbeamte in Hallein. Noch besser: lasse Dir die öst. ung. Revue, welche ihn vor 2—3 Jahren brachte, aus der Hofbibliothek senden. — In meinen Marksteinen empfehle ich Dir besonders St. Aloysi. Schönbachs Walter[5] kenne ich nicht u. würde ihn kaum lesen, wenn ich ihn bekäme; dieses Stroh ist längst gedroschen. Ich lese jetzt sehr wenig mehr; meist französisch: Sorel 'L'Europe et la révolution française' — ein schweres, aber lehrreiches Buch, oder italienisch: Carducci 'Opere'. Mit Spannung sehe ich Brandls englischer Literatur[6] im Mittelalter entgegen.

Hammer u. Feder ruhen; es ist Zeit dazu!

Ob. 23/VII 90. Dein alter Pichler.

LVII.

L. F.!

Das Juliheft der öst. ung. Revue bringt ein Verzeichnis der bis jetzt erschienenen Aufsätze. Band V. S. 48 u. 133 findest Du meinen Aufsatz über Moritz Schleifer. Den fraglichen Band erhältst Du wol aus einer Wienerbibliothek. Schick mir Deinen Aufsatz unter Kreuzband hieher

---

[1] Frankl war am 3. Februar 1810 geboren.

[2] Zuerst erschienen Leipzig 1890; in den Ges. W. steht das meiste daraus in Bd. XIV.

[3] Die kühle Art, mit der man ihn unter dem Ausdruck 'Allerhöchster Zufriedenheit' gehen ließ, hat er ebenso lakonisch im Tagebuch vermerkt. (Ges. W. III 283.) Zur Pension mit vollem Gehalte fehlten ihm gerade zwei Dienstjahre an der Universität, daher eine Quinquennalzulage (200 fl.). Für den Rest seines Lebens mußte er sich mit 2600 fl. jährlich behelfen.

[4] Beschrieben im Tagebuch, Ges. W. III 281.

[5] Anton Schönbach, Prof. der deutschen Philologie an der Universität Graz, bekannt zumeist durch seine Schrift 'Über Lesen und Bildung' 1888, veröffentlichte eine Darstellung 'Walter von der Vogelweide' 1890.

[6] Mittelenglischer Teil in Pauls Grundriß der germ. Philologie, [1]II, 1890; angels. daselbst [2]II, 1908.

Digitized by Google

nach 'Obermiemingen' Tirol, denn hier ist die 'N(eue) f(reie) Presse' nicht zu finden. Überhaupt verkehrt hier die Post nur 3 m a l in der Woche; so bin ich vom Weltverkehr fast abgeschlossen. Jetzt Regenwetter; die Enten pritscheln vor meinem Fenster lustig in den Wassertümpeln. Ich bin jetzt ein alter Pensionist, und wenn auch meine Denkmaschine fortwährend im Gang ist, produziert sie doch wenig. Im Juliheft der bl. Donau findest Du von mir 'aus Tagebüchern' altes verlegenes Zeug. Bauernfeld wuzelt sich wieder heraus; sei ihm das Leben vergönnt.

Obermiemingen, Nordtirol 7/VIII 90. Grüße an die Deinen. P.

LVIII.

L. F.!

Wo hieltest Du heuer im Sommer Hof? Zu Ausseee umschwärmt von holden Fräulein und ästhetischen Jünglingen, die Dir den duftigen Theekessel an den Kopf schwangen?

Ich war unter den Schrofen der Mieminger Alpen, ließ mich anregnen und las den 'Prometheus unbound' von Shelley. Von Zeitungen sah ich nur die Münchener n(euesten) Nachrichten und das Tiroler Tagblatt; ich weiß also gar nichts von den großartigen Thaten, die mittlerweile an der Donau in der Landeshauptstadt von Niederösterreich geschahen, nur die Berichte über die Manöver von Schwarzenau habe ich fleißig buchstabiert: welterschütternd, weltgeschichtlich! es wurde das rauchlose Pulver probiert und ein und der andere Gaul zu Schanden geritten; klopft Dein loyales Herz nicht höher an den schwarzgelben Brustlatz? Auch bei uns geht es kunterbunt zu; wenn nicht die Menschen, rühren sich die Berge, doch nein! denk Dir: die Zeitungen des Trentino haben den allerhöchsten Geburtstag mit Schweigen übergangen; alle offiziellen Möpse und offiziösen Spitzel heulen und weinen Pflastersteine. Die Wälschen haben übrigens in kurzer Zeit für das Dantedenkmal in Trient 60 000 fl. Gold beisammen, während man viele Jahre umbetteln mußte, die 30 000 fl. für den Walter in Bozen zusammenzubringen; der soll sich auf seinem Postamente umkehren und den Deutschen den Hintern zeigen.

Du bist ein alter Fuhrmann; wenn Du nicht mehr fährst, so knallst Du wenigstens mit der Peitsche; Dein Lenaubuch[1] habe ich durchgeschaut, ohne mich gerade — als vierschrötiger Tiroler — an diesen pathologischen Liebesexplosionen zu erbauen. Jedenfalls ist es ein interessanter Beitrag zur Literaturgeschichte, wenn auch ohne Wirkung auf das heutige Geschlecht; Lenau liegt längst schon in der deutschen Walhalla: im Papierkorb! Dahin werden auch Du und ich kommen; tröste Dich, Alter: 'omnes eodem cogimur'.

Du siehst, mich reitet der Teufel; ich möchte der ganzen Welt Dynamitpatronen unter der Nase verknallen.

Grüße Thaler und sei nicht faul, schicke mir bald etwas unter dem Siegel der Sphynx.

9./IX. 91. Freundesheim bei Obermiemingen (vom 15. an zu Insbruck).

LIX.

L. A.

Weil Du vor meinen Karten einen solchen Abscheu hast, schicke ich Dir diesesmal einen Neujahrsbrief. Die Strohschneider[2] sagte mir, daß Du

---

[1] Das Buch heißt 'Lenau und Sophie Löwenthal, Tagebuch und Briefe des Dichters, Stuttgart 1891.

[2] Eine Wiener Kaufmannsfrau, die durch viele Jahre in der Pertisau Sommerfrische gehalten hatte.

Digitized by Google

Dich wohl befindest — geistig u. körperlich — sonst hättest Du die Löwenthal[1] nicht losgelassen.

Du wirst aushalten bis 1900 als der letzte einer schönen großen Dichterzeit; wie vieles ist seit der Blüte jener Tage anders worden! Ich habe die Illusionen von 1848 abgestreift, auch [!] von 1870, und bin nun fast wie ein budhistischer Mönch, der die Ruhe im Entsagen findet. Ich darf es auch!

Ich bin unabhängig von jeder politischen Partei; ich habe bei keiner candidiert, keiner etwas versprochen, keine angelogen, aber auch keiner etwas zu danken: das ließ ich schon vor etlichen Jahren mit meiner vollen Unterschrift drucken, und niemand durfte widersprechen. Das ist immerhin etwas, wenn man sich im Spätherbst des Lebens darauf berufen kann, daß man nie anderen Leitsternen als dem Recht und Gewissen folgte.

Ihr habt gemozartelt. Ganz recht! Dafür konnte der große Musiker die letzten Jahre seines Lebens zu Füßen des allerhöchsten Hofes und im gemütlichen Wien das Elend pflügen.

Lies doch den zweiten Band von Fröbels Lebenslauf[2], man wird schamrot, daß man sich von solchem Gesindel regieren lassen soll. Wie ein Rabe Odhins sitze ich im Nebel einsam auf einem Felsen und schaue in die Zukunft und bin froh, daß ich sie nicht mehr erleben werde[3].

Ich habe im letzten Jahre einiges gemacht: erzählende Gedichte, z. B. 'Der Tod und der Kapuziner'[4]. Du brauchst Dich nicht zu fürchten, denn Du bist kein Kapuziner. Dabei verdichtet sich Gehalt und Form fort u fort; ich glaube, so solls sein.

Grüße mir Thaler und schaue von den Fenstern Deiner Hochburg aus nicht auf die Waden der schönen Wienerinnen.

Auch Deine Frau; doch der bin ich zu rauh u. struppig.

Insb. 19/XII. 91. Trotz alledem u. alledem Dein alter Pichler.

LX.

Die Märztage!!!

Pulvis et umbra sumus.

Insb. 10/3 92. A. Pichler.

LXI.

Lieber Alter!

Du bist wol schon auf dem Lande; nach alter Gewohnheit frage ich Dich: wo? wenn ich auch nicht hoffen darf, Dich zu besuchen und wol kaum noch nach Wien komme, denn vorläufig will ich noch nicht cechisch lernen.

Ich sitze seit ungefähr 14 Tagen zu Freundsheim bei Obermiemingen, wo ich übersommern will. Während Du vielleicht noch voll aus der blauen Donau schöpfst, wo man die deutschnationalen Verbindungen auflöst, weiß ich hier nichts, gar nichts neues, sondern schaue aus dem Schatten des Birnbaumes auf die Einsamkeit der Hochebene, die umsäumt vom Föhrenwalde in goldenem Sonnenlichte vor mir liegt. Käfer u. Fliegen summen vorüber, Schmetterlinge flattern in der warmen Luft, und ein kühner Gockel kräht vor meiner Bank sein Kikeriki, daß ihm die Hennen entzückt zuhören. Sonst gibt es keine Weiber hier, die stören könnten, u. so würdest Du es zu Freundsheim wol schwerlich aushalten, Du ewig-weibelnder!

Im Hochgebirge schwindet der Schnee allmählich aus den tiefsten Runsen; ich schaue sehnsüchtig zu den Jöchern hinauf und will mich vor der

---

[1] Lenaus Freundin im obengenannten Buch.

[2] Über den Pädagogen Friedrich Fröbel, 1782—1852, schrieb Julius Fröbel 'Ein Lebenslauf', Stuttgart 1890—91.

[3] Ebenso im Tagebuch, Ges. W. III 319.

[4] Erschienen in den Spätfrüchten, Leipzig 1895; Ges. W. XV 61—66.

Digitized by Google

Hitze einige Tage auf die Stamseralm flüchten, um dort Speik und Eisglöckchen zu pflücken; so verbummele ich meine Zeit, wie es einem ausgemusterten Professor ziemt. Dieses alte Auge wird sich nicht lange mehr an der Herrlichkeit der Alpen freuen; Jahrtausende u. Jahrtausende nach mir werden sie in voller Pracht emporragen, dann mögen andere Herzen ihre Schönheit mitfühlen, so tief u. innig wie mein Herz, das langsamer, langsamer an die alten Rippen klopft. Nicht wahr, ich bin sentimental wie die Abendglocke, die jetzt zu klingen beginnt. Die Jugend darf es — vielleicht noch mehr das Alter.

Ich mache vorläufig kleinere Ausflüge, angle gelegentlich eine Forelle, auch meine Büchse lehnt geladen im Winkel, weh der Waldtaube, die ihr unvorsichtig in den Schuß kommt!

Die Ilias liegt auf meinem Tische, ich blättere hie und da, bisweilen thut es der Wind, der frisch aus Osten weht, und helfe dem Hephästos am Schilde des Achilles schmieden.

Allerlei über Metrik habe ich notiert, zunächst in bezug auf die deutsche; Du kümmerst Dich jedoch um solche Dinge nicht.

Hie und da mache ich einen Vers; etliche Balladen: 'Der Tod und der Kapuziner' — 'Der Tod auf dem Freithof', auch manches censurwidrige — wir leben nämlich wieder vor dem Jahre 1848!!! Mein Imprunetta[1] sahst du wol in der k. k. Wienerzeitung. Du schüttelst ober [!] diesen puerilia Dein weises Haupt, gähnst und hast nicht im Sinn mir zu schreiben, Du fauler Urpatriarch!!! Grüße Deine Sarah!

Über soviel Zeiten u. Schicksale hinweg reiche ich Dir die Hand zum Gruße.

In alter Treue

12/VII. 92. Freundsheim Post Obermiemingen Tirol Ad. Pichler.

LXII.

Lieber Alter!

Dein Jammer über die Pfründner der Schillerstiftung hat mich zu einem Gedicht angeregt, das schon lang in mir lag. Es ist das siebte in einer Reihe 'Todtentänze'[2], die einen Cyklus bilden.

Allerdings ist von mir 'Zu meiner Zeit'[3] erschienen; ich habe aber keinen Kreuzer Honorar [bekommen] und nicht einmal ein Freiexemplar, was eben zum Honorar gehören würde. Über das Jahr 1848 hinaus ist so ziemlich alles verbrannt; ich pfeife auf das Publikum, mein bescheidenes Stück Brot hat mir der geologische Hammer aus dem Felsen gehauen.

Auf dem Steine vor dem Teich, wo noch die Seerosen zwischen dem Schilf blühen, habe ich heut die Ilias beendet. Zum wievielten Male! Ob ich sie noch einmal lesen werde? Kaum! Es wird mir zu schwer, meinem alten Gedächtnis entfallen nach und nach die Worte fremder Sprachen.

Grüße mir Deine Alte, Du Ordenüberhängter! und sag ihr, daß ich mich im Winter wahrscheinlich bei ihr zu Mittag einlade, wenn sie mir gute Knödel verspricht.

12/12 92. Dein P.

---

[1] Abgedruckt Ges. W. X 330 ff.

[2] Zuerst erschienen als Anfangsteil der 'Spätfrüchte: Gedichte aus verschiedener Zeit', Leipzig 1895; dann 'Spätfrüchte: Gedichte verschiedener Art', das. 1896; dann vermehrt, Ges. W. XV 3—77. Gemeint ist offenbar das Gedicht 'Der Dichter' (in der Ausg. v. 1896 Nr. 11) mit der Anspielung auf die Schillerstiftung (Ges. W. XV 33).

[3] Zuerst erschienen stückweise seit 1877 in Zeitschriften; dann als Buch 1892, vgl. Dörrer 255. Ges. W. I (1905). Das Werk reicht überall nur bis 1848; das 'Sturmjahr' und 'Aus Tagebüchern' sind als Fortsetzung dazu gedacht.

Digitized by Google

LXIII.

Lieber Urpatriarch!

Du hast meinen letzten Brief nicht beantwortet, deßungeachtet schreib' ich Dir, wie immer gegen Neujahr. Sind wir doch noch die zwei einzigen morschen Säulen, die von einem Tempel der Vorzeit emporragen!

Zwar Zeit hättest Du genug, mir etliche Zeilen zu schicken, denn Dein Hauptthema, die Liebe, ist ausgebrannt wie eine leere Raketenhülse.

Wie viel Schund ist von mir abgefallen, wie viel Schund laß ich verfaulen! Ich bin ein bißchen visionär; wenn ich durch die Gassen schleiche, sehe ich die Menschen nackt: scheußliche und drollige Gestalten: dicke Wänste ohne Kopf, magere Zangen, traurige Fragezeichen. Fröstelt Dich nicht? Mich bisweilen.

Ich habe eine Reihe 'Totentänze' gedichtet, schade, daß sich der österr. Parlamentarismus u. die ganze Österreicherei nicht in Schnadahüpfeln verreimen läßt.

Was thut Thaler? Grüß ihn. Hebbels Briefe 2 b ist auch erschienen[1]. Weil sie diesen Granitblock nicht aus dem Wege werfen können, werden sie schielend an ihm vorüberkriechen.

Nimm aus den neuen Gedichten der Angelika von Hörmann[2] einen Schluck, das ist ächte reine Lyrik.

Walze mit Deiner Alten fröhlich in das neue Jahr!

Insb. 14./XII 92. Dein P.

LXIV.

Alter!

1893 — 1848 — 45!!!

O quae mutatio rerum!

I. 10. 3. 93. Pichler.

LXV.

L. A.!

Thaler schreibt mir, Du habest schlechte Zeiten gehabt: Dein Sohn krank, Deine Frau krank, Du selber krank!

Schreib mir doch ein paar Zeilen oder laß mir schreiben, wie es Dir geht, und sei von meiner warmen Theilnahme überzeugt.

Insb. 30./V 93. Mit den besten Wünschen Ad. Pichler.

LXVI.

L. A.!

Deine Unverschämtheit ist so riesig, daß der Stefansturm daneben nur wie ein Zahnstocher steht. Ich soll 'zu m(einer) Zeit' fortsetzen, Du hast aber von 'zu Deiner Zeit' noch keine Silbe veröffentlicht.

Von den Wiener Univ. Studien[3] hatte ich nichts zu schreiben, weil ich daran nur außen vorüberging. Die Fortsetzung von 'zu m. Zeit' habe ich großentheils längst verbrannt; ich fühle auch kein Bedürfniß, für den H[errn] Verleger, den Setzer, Papierlieferanten auf meine Kosten zu arbeiten.

Hebbels Briefe an Engländer bieten das großartigste und tiefste, was je über Entstehung eines poet. Kunstwerkes gesagt wurde. Ich habe ähnliches in Briefen an R. Werner angedeutet, aber nicht ausgeführt, Für

---

[1] Literaturnachweise hierzu bei Dörrer 322 ff.

[2] P. schrieb über sie einen eigenen Essay, Ges. W. XII 290—295.

[3] Frankls Brief an P., durch den die obigen Sätze veranlaßt wurden, ist in Ges. W. III 330 f. gedruckt zu lesen, allerdings ohne eigentliches Datum, aber kurz nach dem 18. Dez. 1892 in die Tagebuchauszüge eingereiht.

Digitized by Google

mich war die ächte Kunst in ihrem Ursprunge stets mystisch. Das Publikum wird an diesem Buche, ohne es zu beachten, vorübergehen.

Hast Du je von einer Fackenorgel gehört? Man wählt Schweine nach der Tonhöhe ihres Grunzens, stellt sie nebeneinander, daß sie nicht ausweichen können, und zieht dann an den Schwänzen. Nicht wahr, das muß ein Conzert sein? — Mach Dir selber den Reim dazu.

Für Dich beginnt nun der Fasching. Du findest doch wenigstens einen Widerhall, und wär's auch nur von der Wand eines Hauses, ich aber sitze am Strand eines öden Meeres, und nichts gibt mir meine Monologe zurück[1].

Die Todtentänze sind zu einem Büchlein angeschwollen; ich darf es sagen, es ist Großes darunter; ich sitze jedoch am Gestad des öden Meeres.

Thaler hat auch Verdruß!!! Geld, Geld, Geld! Das wußte schon Pindar: χρήματα, χρήματ' ἀνήρ; da Du hoffentlich nicht mehr tanzest, so schreib gelegentlich!

Insb. 8/10 93. Dein alter Pichler.

LXVII.

L. F.!

Meinen zweiten Bf. mit dem Einschlusse der Post, die sich entschuldigt, daß sie meinen ersten zu Gmunden nicht an Dich bestellte, hast Du wol erhalten: ich addressierte nach Wien.

Weil ich nichts ungünstiges in den Zeitungen lese, wird es Dir wol gutgehen.

Am 25. d. M. Nachts 11½ ist mein armer unglücklicher Sohn gestorben; ein Glück für ihn, denn was hätte er bei seiner vollständigen Erwerbunfähigkeit nach meinem Tode gethan? Wie viel bitteres Herzeleid hat er mir bereitet, ruhe er nun in Frieden!

Ja das Leben! In der Jugend schweben Morgenwölklein über uns, auf denen Amoretten tanzen; dann folgt Kampf und Streit, oft um Dinge, die keinen Schweißtropfen wert sind, und im Alter sehen wir auf einen Aschenhaufen zurück.

Mitte Oktober war ich zu München, um die Ausstellungen anzusehen; Stimmung und technisches Geschick, aber die heroischen Zeiten sind vorüber, wie in der Poesie.

Insbr. 30/X 93. Lebe wol und sei glücklich! Dein treuer P.

LXVIII.

L. Fr.!

Deine Verse haben mich in der Bergeinsamkeit zu Freundsheim, weitab von aller Touristerei getroffen. Ich danke Dir!

1848!

Dort hatten wir auf dem Kopf dichtes Haar und im Kopf — Ideale!

Am Vorabend meines Geburtstages ließ ich die Vergangenheit an mir vorüberziehen; all die zerstörten Hoffnungen, die entschwundenen Träume und dann — der Rest ist Schweigen!

Sei's! wir haben gelebt u. gelitten und dürfen hoffen, daß unser Werk nicht ein vergebliches war!

So laß uns die wenigen Tage, die uns noch vergönnt sind, in alter Freundschaft verbringen!

Freundsheim 9/IX (93?). Grüße an die Deinen. P.

[1] P. hatte seine zweite Tochter, die ihn sorgsam betreute, und die zwei Kinder seines Sohnes dauernd bei sich. War ich in Innsbruck, so besuchte ich ihn fast jede Woche zweimal, und ebenso oft kam er zu mir. Prof. Wackernell war mit ihm in ständiger Fühlung. Immer erschien P. seinen vielen Bekannten heiter und scherzhaft, ließ aber nach höchstens einer Stunde Mitteilsamkeit merken, daß er allein sein wollte.

Digitized by Google

The Deceyte of Women: älteste englische Novellensammlung (1547).

Von Friedrich Brie (Freiburg i. B.).

Wer der Entstehung der englischen Prosanovelle nachspürt, wird erstaunt sein über die Tatsache, daß in dem Lande, das bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts in Chaucer einen Erzähler ersten Ranges hervorgebracht hatte, die Novelle erst so spät, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also etwa hundert Jahre später als in Frankreich oder Deutschland, Eingang findet. Dabei spielt sich der Vorgang in allen drei Ländern in der gleichen Weise ab, indem man zunächst die seit dem 13. Jahrhundert in Fülle vorhandenen italienischen Novellen oder Novellensammlungen übersetzt, bearbeitet und nachahmt. Da wir in England in der Zeit zwischen 1450—1550 bereits eine größere Anzahl von Prosaromanen feststellen können, insbesondere Übertragungen von französischen Ritter- und Abenteuerromanen, scheinen wir hier zunächst vor einem Rätsel zu stehen. Warum gehen jene adligen Kreise, die unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. die Übersetzung und Drucklegung von Prosaromanen so eifrig fördern, an der italienischen und französischen Novelle achtlos vorbei? Daß die Hofkreise sowohl wie die literarisch gebildeten Engländer, die während des ganzen Zeitraumes gern nach Italien gingen, den Decamerone und die Schar seiner Nachfolger nicht gekannt haben sollten, ist schlechterdings undenkbar. Diese ganze Nichtachtung der italienisch-französischen Novellistik kann m. E. nur durch eine Erscheinung erklärt werden, die puritanische Strömung (puritanisch im weitesten Sinne des Wortes), die im Laufe des 15. Jahrhunderts sich immer stärker ausgebildet hatte und uns um die Wende des Jahrhunderts in den englischen Humanisten zum ersten Male in greifbarer Weise vor Augen tritt. Daß diese englischen Humanisten in vieler Hinsicht als Vorläufer der späteren Puritaner anzusehen sind, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden[1]. Auch die Jahrzehnte, in denen sich die Reformation abspielt, stehen so stark unter dem Banne der gleichen Anschauungen, daß an eine Einführung der italienisch-französischen Novellenliteratur in England nicht zu denken war. Zwar enthielten auch die Prosaromane, voran Malorys *Mort d'Arthur*, eine Fülle von erotischen Szenen, aber doch nicht jene konzentrierte und oft zynische Erotik, wie sie der italienischen Novelle seit den Tagen von Boccaccio eigen war. Die Erotik blieb

[1] Vgl. dazu insbesondere Walter F. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus (München 1924), S. 72 ff.

Digitized by Google

im Prosaroman etwas Akzidentelles, das man neben den vielen vorbildlichen Eigenschaften der Helden und Heldinnen mit in Kauf nahm, während sie in den italienischen Novellen nur zu oft den eigentlichen Kern des Ganzen ausmachte.

Daß unsere Erklärung das Richtige trifft, wird bestätigt durch die Art und Weise, wie das Eindringen der italienischen Novelle in England schließlich zustande kommt. Wohl tauchen in den späteren Regierungsjahren Heinrichs VIII. Übersetzungen einzelner italienischer Novellen auf, aber bezeichnenderweise nur solcher, die mit Erotik gar nichts zu tun haben; es ist klar, daß sie nicht der Unterhaltung, sondern lehrhafter oder politischer Zwecke wegen übertragen werden. Eine gewisse Schwierigkeit bietet lediglich die englische Übersetzung von Änea Sylvios bekannter Novelle von 'Euryalus und Lukretia', die bereits um 1515 herum in Antwerpen bei Jean van Doesborgh erschien. Da uns von dieser Ausgabe nur spärliche Reste zweier Blätter erhalten sind, läßt sich nicht feststellen, welcher Art die Übersetzung gewesen ist, resp. welche Gesichtspunkte für sie maßgebend waren[1]. Dagegen nimmt der Humanist Elyot in seinem Erziehungstraktate *The Gouvernour* (1531) Boccaccios berühmte Freundschaftsnovelle von Titus und Gesippus nur aus pädagogischen Gründen auf, und ähnlich wählt zwischen 1540—47 der Hofmann Henry Parker Lord Morley Masuccios schöne und würdevolle Erzählung von Barbarossa und Sultan Saladin nur darum zur Übersetzung und Widmung an Heinrich VIII. aus, weil sie von dem Verrate eines Papstes an einem edlen Fürsten handelte[2]. Als der junge Hoby 1555 seine Übertragung von dem *Cortegiano* des Grafen Castiglione vollendet hatte, erregten einzelne Stellen dieser Übersetzung, vermutlich einige der darin eingelegten Anekdoten, solchen Anstoß, daß Hoby die Drucklegung für eine Reihe von Jahren zurückstellte. Indessen drängte die Veröffentlichung von immer neuen großen französischen Novellensammlungen, insbesondere der von Launay-Belleforest (1559), die dem englischen Publikum ja doch zugänglich waren, unerbittlich zur Nachahmung. So kam denn endlich 1567 der erste bis jetzt bekannte größere Versuch, die italienisch-französische Novelle im englischen Gewande einzubürgern, zustande. In diesem Jahre veröffentlichte Painter den ersten, vielleicht auch schon den zwei-

[1] Die Reste befinden sich in der Signet Library in Edinburg. Die mir durch den Bibliothekar John Minto freundlichst übermittelte Abschrift läßt keinen Schluß zu, in welcher Sprache die Vorlage abgefaßt war, doch deutet die Namensform *Eureale* am ehesten auf eine französische Ausgabe. Die späteren englischen Übertragungen haben mit dieser ersten nichts zu tun.

[2] Vgl. F. Brie, Die erste Übersetzung einer italienischen Novelle ins Englische durch Henry Parker, Lord Morley (A. f. d. St. d. n. Spr. CXXIV [1910]).

Digitized by Google

ten Band seines umfangreichen Sammelwerkes, des *Palace of Pleasure*, durch den er eine große Anzahl von Novellen des Decamerone, des Heptaméron, des Pecorone und der Novellen Bandellos dem englischen Publikum zugänglich machte. Die Auswahl der Erzählungen wie der Umfang des Unternehmens machen es klar, daß Painters Absichten rein literarischer Art waren; unterscheidet sich seine Sammlung ihrer Anlage nach doch kaum von denen seiner italienischen und französischen Vorgänger. Auf der anderen Seite fühlt er sich aber doch genötigt, der puritanischen Zeitströmung Rechnung zu tragen durch allerhand Entschuldigungen und Vorbehalte, die er im Vorwort zum ersten Bande anbringt. Manche Erzählung schiene wohl von zügelloser Liebe zu handeln; wer sie aber mit Nachdenken lese, werde doch aus ihr lernen können. Im Decamerone fänden sich verdammenswerte Novellen, und nur der sechste Teil von ihnen sei überhaupt zulässig. Auch die einzelnen Erzählungen selbst erfahren gelegentlich eine moralische Ausdeutung.

Das angebliche Verdienst von Painter, als erster eine solche Fülle von bisher gemiedenen Novellenstoffen in die englische Literatur eingeführt zu haben, erfährt nun eine kleine Einschränkung dadurch, daß schon einige Zeit vorher eine Novellensammlung, und zwar die erste in englischer Sprache überhaupt, erschienen war. Soviel ich weiß, ist sie bis zum heutigen Tage gänzlich unbeachtet geblieben. Wenn ich sie der Vergessenheit entreiße, so geschieht es einmal um ihres Inhaltes willen, zum anderen darum, weil sie in anschaulichster Weise jene auffallenden Schwierigkeiten illustriert, die der Einführung der italienisch-französischen Novelle durch den englischen Puritanismus entgegenstanden.

Es handelt sich um ein anonymes Werk mit dem Titel *The deceyte of women* (Die Hinterlist der Weiber), von dem zwei Ausgaben auf uns gekommen sind. Von der ersten, die bei William Copland in *Fletestrete,* mithin zwischen 1543—58, erschien, ist nur ein Exemplar erhalten, das sich in der bekannten Privatsammlung in Britwell befand und von mir nicht eingesehen worden ist. Von der zweiten Ausgabe, die bei Abraham Veale in *Paules Churche yarde at the sygne of the Lambe,* mithin zwischen 1563—81 herauskam, befindet sich ein Exemplar im Britischen Museum. Da beide Ausgaben sich im Umfang genau decken (4°, 79 Seiten zu 32 Zeilen, A I—K IV), können wir ohne weiteres annehmen, daß die Ausgabe von Veale, genau wie andere Werke dieses Verlegers, nichts darstellt als einen genauen Abdruck der Ausgabe von Copland und daß die letztere auch schon die gleichen Holzschnitte enthielt.

Von besonderem Interesse ist nun an unserem Büchlein die

Digitized by Google

Art und Weise, wie hier die erotische Novelle eingeschmuggelt wird unter dem Deckmantel lehrhaft-moralischer Tendenzen und im Gefolge biblischer Erzählungen. In diesem Zusammenhange werden wir in der Anonymität des Verfassers vielleicht keinen Zufall zu sehen haben. Titel, Vorwort und Kapitelüberschriften suchen einen harmlosen Eindruck zu erwecken, als ob es sich um eine jener lehrhaften Sammlungen handle, wie sie als Fortsetzungen der Exempla-Sammlungen des Mittelalters auch im 16. Jahrhundert weiterlebten. Insbesondere der Titel *The deceyte of women, to the instruction and ensample of all men, yonge and olde, newly corrected* sucht das Werk in die Masse jener Schriften einzureihen, in denen, von den Zeiten des Mittelalters her, das Problem von Wert und Unwert der Frauen abgehandelt wurde. Ähnlich setzt auch der kurze, in Versen abgefaßte Prolog auseinander, daß die guten Frauen sich nicht über den Inhalt des Büchleins zu erzürnen brauchten, denn es würden darin ja nur die hinterlistigen gegeißelt und das Unheil geschildert, das diese über ihre Ehemänner brächten. Darauf folgen 22 Erzählungen von der Hinterlist der Frauen, die alle ungefähr die gleiche Länge zeigen.

Die Anordnung ist dementsprechend folgende:

1. How the Serpent deceyued Eue, and how she forthwyth deceyued Adam.
2. A new deceyte of a woman in Henegow, of late dayes.
3. How the patriarche Loth was deceyued by hys two doughters.
4. A new deceyte fortuned of late in England.
5. How the woman Jahell deceyued the great Captayne Sysara.
6. A deceyte doone in Artoys of a late tyme.
7. The deceyte of Judyth that wonne Holofernus.
8. A new deceyte doone of late in France.
9. An olde deceyt how the Prince Naboth was killed, of the foule woman Jesabel.
10. A new deceyt doone of late.
11. An olde deceyte of Vergilius.
12. A new deceyte doone of late.
13. A deceyte how that Sampson was deceyued of hys wife.
14. A new deceyte doone of late.
15. An olde deceyte doone in olde tyme.
16. A new deceyte of late doone in the Cytie of Tours.
17. An olde deceyte doone in olde tyme.
18. A new deceyt doone of late at Danswyke in Pruyse.
19. An olde deceyte doone of olde tyme.
20. A new deceyte doone of late of a Jalowsy man that wolde not very well trust hys wyfe.
21. An olde deceyte doone in olde tyme.
22. A new deceyte doone of late.

Die Erzählungen lassen sich ihrer Art nach ohne weiteres in zwei diametral entgegengesetzte Gruppen zerlegen. Die eine umfaßt elf ernsthafte Geschichten, die ihren Stoff aus der Bibel (= 9) und der mittelalterlichen Antike (= 2) nehmen; sie

Digitized by Google

konnte das Publikum schon darum nicht sonderlich interessieren, weil es sich hier um allgemein bekannte Motive handelte. Um so mehr aber mußte die andere Gruppe mit elf humoristischen Geschichten von ausgesprochen erotischem Charakter die Leser fesseln. Der Gegensatz zu der ersten Gruppe ist um so stärker, als diese elf Geschichten, die fast alle davon handeln, wie Ehefrauen ihre Männer hintergehen, in ihrer ganzen Obszönität und Frivolität ohne irgendwelche Entschuldigung oder moralische Nutzanwendung, nur mit gelegentlichen Warnungen vor den Frauen, wiedergegeben wird. Die Quellenfrage bietet verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten. Von den elf genannten Geschichten entstammen zehn (Nr. 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 20, 22) der bekannten französischen Novellensammlung des ausgehenden 15. Jahrhunderts, den *Cent Nouvelles Nouvelles* (Nr. 1, 13, 16, 27, 34, 28, 35, 38, 37, 61). Auch die eine Erzählung (Nr. 18), deren Ursprung ich im Augenblick nicht festzustellen vermag, ist einer bekannten Novelle nacherzählt. Eine Ehefrau in Danzig quartiert für 50 Goldstücke ihren Liebhaber im oberen Stockwerk ihres Hauses ein und begibt sich des Nachts unter dem Vorwande eines Bedürfnisses hinauf, aber der ganze Handel kommt doch ans Tageslicht, indem ihr Mann am nächsten Tage den Liebhaber auf Reisen trifft, der ihm ahnungslos den ganzen lustigen Vorfall erzählt. Von den übrigen Erzählungen ist inhaltlich bemerkenswert lediglich die vom Zauberer Vergilius (Nr. 11), die nicht dem englischen Volksbuche vom Zauberer Vergilius (gedr. von Doesborgh, Antwerpen, etwa 1518) entstammt, sondern irgendeiner anderen Version des weitverbreiteten Schwankes.

Die Einschmuggelung dieser elf bedenklichen Geschichten geschieht in denkbar vorsichtiger Weise. Der Verfasser sorgt dafür, daß die ernsten und die humoristisch-erotischen Erzählungen einander stets abwechseln und daß der erste Eindruck, den man von dem Büchlein empfängt, fast der eines religiösen Traktates ist. So beginnt er das Ganze mit einigen Worten über die Schöpfung der Welt und die Erschaffung des ersten Menschenpaares, um dann als erste Erzählung zu schildern, wie die Schlange Eva und Eva Adam hinterging, und im Anschluß daran einige theologisch-moralische Erörterungen über die Pflichten des Mannes und über die Unterordnung der Frau unter den Mann zu geben. So kann dann ohne Gefahr die erste der obszönen Erzählungen folgen: *A new deceyte of a woman in Henegow, of late dayes.* Eine Frau weilt in Abwesenheit ihres Mannes bei dessen Freunde; als der Mann unvermutet vorspricht, bekommt er trotz seiner Bitten nur die Rückseite des weiblichen Gastes zu sehen und wird noch dazu, als er nach Hause zurückgekehrt ist, von seiner Frau, die der Freund auf einem kürzeren Wege heim-

Digitized by Google

geschickt hat, mit Vorwürfen empfangen. Es folgen die ernsthaften Erzählungen von Lot und seinen Töchtern, von Jahel und Sisara, von Judith und Holofernes, von Jezabel und Ahab, von Vergilius und seiner Geliebten, die ihn im Korbe emporzieht und auf halber Höhe hängen läßt, von Samson und Delila, von Herkules, der von Deianeira und Jole betrogen wird, von Salomon und seinen Weibern und von Johannes dem Täufer, der sein Leben durch Herodias verliert — jeweils unterbrochen durch eine der humoristisch-obszönen Geschichten. Das Schlußwort des Autors muß wiederum dazu dienen, den frommen Schein zu wahren. Hier schmeichelt der Autor den guten Frauen und versichert sie, daß seine Worte sich nur auf die untreuen und unkeuschen Frauen beziehen, die den Weg zur Hölle gehen, vor dem Jesus Christus uns bewahren möge.

So kommt dieser ersten englischen Novellensammlung eine doppelte Bedeutung zu. Sie lehrt uns einmal, daß man schon vor Painter den Versuch wagte, den Schatz der italienisch-französischen Novellen dem englischen Publikum zugänglich zu machen; zum andern enthüllt sie uns aufs schlagendste, welche Fülle von Vorsichtsmaßregeln noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in England nötig war, um den erotischen Erzählungen italienisch-französischer Herkunft Eingang zu verschaffen. Auch die nächsten Erzählungen in der Art der italienischen erotischen Novellen, denen wir in der englischen Literatur, und zwar in dem kleinen anonymen, mehrfach aufgelegten Büchlein *The Image of Idlenesse* (Stat. Reg. 1558/59) begegnen, sind sozusagen nur eingeschmuggelt, denn das Werk ist seiner äußeren Anlage nach ein Briefwechsel zwischen einem heiratslustigen Junggesellen und einigen anderen Personen mit dem Zweck, die Frauen zu verteidigen und zu rechtfertigen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte lockerte sich die Zensur der Sitte so weit, daß eine Menge von Geschichten der genannten Art in englischem Gewande mit leichtester moralischer Verbrämung oder auch ganz ohne solche erscheinen konnte. Daß eine völlige Freiheit auch dann noch nicht vorhanden war, sehen wir am besten daran, daß eine vollständige Übertragung von Boccaccios Decamerone erst im Jahre 1620 nach längerem Kampfe mit den geistlichen Behörden gestattet wurde.

Der nachfolgende Text folgt der schlecht gedruckten Ausgabe von Abraham Veale mit genauer Beibehaltung von Schreibung und Interpunktion:

(1b) **The deceyte of women. to the instruction and ensample of all men, yonge and olde, newly corrected.**

(2b) **Prologue.**

Take on thy way thou lytle booke
And feare not for no maner blame

Digitized by Google

For though these wemen looke a crooke
Take thou thereof hardly no shame
For they that be good, without deceyte
Wyth this will not be greued
But they that for false louers wayte
Besode their husbandes, be soone meued
They that be good and not infecte
For all that is sayde, nede not to care
For in this booke they be not electe
Wherfore do thou not spare.
To shew of the lewde, and theyr demeanour,
Throughout this booke, where euer it be
There came neuer good, of their behauour
Experience dayly ye may se
Of women maried many one
Which were right lewde, and wyl not be knowen
This booke right playnly maketh mencion
For diuers of their husbandes, were ouerthrowen
Through their false wyles, and arte mischeuous
Yet the good women herein be not named
Wherfore to them it is nothing greuous
That they be fauty, be somewhat blamed
Uyrgyll complayneth here and Hercules also
For all their will great power and strength
Sampson stronge, with mony worthies mo
Haue bene begiled through women at length.

Finis.

(3a) Whan the creatour of all thinges had create and made heauen and erth of nought and all that is therin saue man, than made he vpon the syxte daye of erth our fyrst father Adam in the campe of Damasco, *and* he gaue vnto hym lyfe, and made hym lorde and inheritour of all thynges that were creat vpon earth. And also the knoledge and vnderstandyng wyth the propertyes and vertues of all thynges and to eche thyng his proper name. Than the lorde tooke from hym the place where he was made and set hym in Paradyse terrestre, that he should inherit it. And the lorde sente into Adam a slepe and than tooke a rybbe of hym and made therof a woman. And whan Adam awoke and founde the woman by hym he sayd. These bones bene of my bones, and this fleshe is of my fleshe. And God gaue commaundemente to them bothe and sayd eate of all the fruytes of Paradice, but touche not the tree the whiche standeth in the middes.

How the Serpent deceyued Eue, and how she forthwyth deceyued Adam.

Whan that the Lorde had giuen the commaundement, than the olde serpent the deuill practised how that he might make him disobedient for he knew the strength of the man and so he thoughte for to deceyue the woman for she is of much febler nature to withstande temptacion, *and* so he found the woman alone about the tree, than sayd the serpent to eue where (3b) fore hath the Lorde for byden you to eate of the fruyte of knowledge of good *and* euyll? Than sayde Eue, we should peraduenture dye. The serpent sayde no nat so, but ye shall be lyke goddes knowyng good and euyll, therfore take the fruite and eate therof and she saw that the apple was so fayre to se, and so she toke the apple and eat there of and gaue it forth to her husband Adam the whiche also eate thereof, as one that wold not dysplease his wyfe and yet neuerthelesse he was one of the wisest men that euer was vpon erth sauyng only the sonne of god. And whan that

Digitized by Google

they had eaten of the Apple, than were bothe their eyes opened, and the saw that they were naked, and thus was the moste wysest and fayrest man of the worlde deceyued of his wyfe.

But whether that Eue were to blame or no that Adam was deceyued that is in the great wysdum *and* predestynacyon of almyghty god, for that secrete was closed in the consistory of the holi trinitie that the sonne of god shuld ones die for the loue of man, and the death of the Sonne of god should haue an occasion wherfore that he shoulde dye.

For bycause that the erthly paradyse, is the place of all erthly pleasures and is receyued to be the worthyest and the moste precyouse place of the worlde, and for as much as the woman is shaped and made in that place *and* the man in the campe of Damasco, therfore som women haue an opinion and say that they be better than the men and wyll be mens maysters as it fortuneth, yet nowe a dayes in the worlde. But they allegate not the Wordes that god spake to the woman after that the commaundement was broken, and sayde. ye shall bere your chyldren with payne and wo ye shall be vnder the power of your husband, and he shall be your mayster and shall (4a) haue Lordshype ouer you. And than the man must se that the woman haue that at shalbe nedeful and necessarye for her, for god hathe commaunded men to worke whan that he sayde, in the sweate of thy labour thou shalt eat thy brede, but alas there is nowadayes muche people, the whiche obeyeth not the commaundement. Also the man shal know the ordenaunce of god, and how that he hath made the woman out of the middes of the man, and not of the head, betokening that she shal not be the maister of the man, and also he hath not made her of a side *and* set lytle regarde by her, but he hath made her oute of the myddes to the helpyng of man and that man and wyfe shall lyue with one accorde and one wyll in the state of wedlocke, and shall be two soules and one body, the whyche god hath so ordeyned to the saluacion of our soules.

(Bild)

(4b) A new deceyte of a woman in Henegow, of late dayes.

In the Citie of Ualencien was a mighty ryche man the whiche was receyuer of the country of Henegowe, and dwelte in an ende of the citie beside in a fayre house the which house had many places and wayes to passe throughout to diuers stretes. And so there was one gate that was the waye into an out strete, in the which strete dwelt a good simple man the which had a very fayre woman to his wife, *and* the receyuer went often times out at the gate for the amorouse sight of that louely woman so that he was taken wyth her loue, and made such acquayntaunce wyth her loue that at last she consented to him, in so much that he lacked nothing but time and place. And so past forth and the receyuer desyred often times this symple man should go to a castell, the whiche was .iii. myle from receyuer and he were great freendes, and so he had this poore symple man alwayes at his wyll and pleasure. And so it fortuned vpon a tyme that this symple man should go to a castell, the whiche was .iii. fyle from Ualencyen and so he tooke his iourney thetherwardes and commaunded to his wyfe the kepyng of the house the whyche she was very glad, and shewed the receyuer therof, *and* he also was very glad therof, and toward night the backe gate was vnlocked, and there she preuely cam through to the receyuer, and he louingly receyued her and she went with him into his house for to make better acquayntaunce with him, where as al thinges stode redy of alsortes, and plentye of wyne, and so they past foorth the euenynge makynge good chere, and gaue and receyued many a freedly kysse. And in makynge (5a) of this chere cam the good man from his iorney, and cam by the receyuers doore, *and* saw that there was much light in the

Digitized by Google

chamber, and because that the good man of the house and he were good freendes, he knocked boldly at the dore and so the receyuer demaunded who was there, and the good man answered, your freend, and hys wyfe incontynent harde and knew the voyce of her goodman, than was she so sore agast and afrayde that she could skant speake, and she wyst not what she should doo.

How that the receyuer dyd comfort his louer.

Whan the receyuer saw that the woman so afrayde he sayd my loue come by and by to bed for I shall couer you that no man shall se you. And thus they laye arme in arme, with her backe toward the doore and the good man was let in, and cam in the chamber where he found the table well arayed and well beset wyth good meate, *and* drynke and saw the receyuer lye wythe his louer in the bed. the goodman seinge thys was in doubte and sayde to the receuer, What hore haue ye there wyth you in the bedde, and with that the good man was set at the table where he eate and dranke, and made good chere. But the good man hauing some suspeccion rose from the table and came afore the bed of the receyuer, and sayd I muste see this woman ones ere that I departe and he lyfte vp the clothes where his honest wyfe laye vnder, but the receyuer did let him and the good poore man seinge thys, he wolde fayne haue lyfte vp the couerlet *and* the shete wyth force, wherewyth the receyuer hys freend, was halfe angry, for they made a compacte together, that he shoulde show her hynder parte and her backe to hym the whiche was so fayre and so whyte. And whan this was done (5 b) that he had seene her so behynde, he sayde that he neuer see a fayrer woman as pertaynynge the hynder parte and swore that he neuer sawe hindecastell so lyke hys wyfes ars. For yf I knewe not that my wyfe were honest and that she were now at home: I wolde saye that it were she, and wyth that she was couered againe, and the receyuer rebuked hym, *and* sayd, why doo ye say suche thinges by your wife, and suche dyhosty by her, and so at last he is departed from thence, taking his leue of the receiuer, and bad him good night, with his concubine, And he desyred hartely that they wolde let him go home through the backe gate, but they made an excuse *and* sayd that the keye was lost, and so he muste go a great waye aboute, *and* the receiuers seruaunt went wyth him homeward, and kept him with talking so longe as he could. And the good woman rose and plucked on her hosen and cast her gowne vpon her arme, and so she was let out at the backe gate. and she came incontinent home to her house, and so abode the commyng of her good man the whyche came from his iorney. And whan that he came afore his house he sawe that there was yet lyght in it *and* knocked at the doore, and hys wyfe went with a brome and swept the house. and she asked who was there, and he sayd: I am he thy husband[1], and she sayd thou art not my husband for my husband is not in the towne, neuerthelesse he knocked agayne, *and* sayd I am thy husbande, hys wyfe answered and sayd go from my doore, for I know well the voyce of my husbande. And also it is not my husbandes costume for to come and knocke this late at the doore. And so at the thyrde tyme he sayd so muche that she knewe hym, for he was sore amoued, and laid vpon the doore as though he wolde haue broken it in peeces, *and* (6 a) so at last she let him in, *and* she set her handes on her side *and* sayde thou noughty knaue this haste thou doone for to proue me, and I tell thee that thou arte not worthy for to haue so honest a wyfe. The good man saw that he had wrong he spake frendly to his wyfe and sayd I beseche the gentyl wife be content, For of great necessitie I must nedes returne agayne, for I haue forgotten the prin-

[1] husban.

Digitized by Google

cipall letter that I went for, But his wife wolde not be content *and* sayd that he cam from the tauerne *and* from the stewes *and* she cursed the houre that euer she was maryed to hym. The poore simple man whan he saw that his wife was to angry thinkyng him selfe to be the occasion therof cam to his wife barehead wyth his cap in his hand *and* sayd, my most trewest wife I beseche thee if I haue myssayd or mysdone anythyng against thee: I beseche the for the loue of god forgeue it me, For I com from a place where that I had good cheere, *and* there as I thoughte that I had sene thee and through thee I was sore moued *and* wythout cause, *and* I am very sory for it, therfore I beseche thee forgeue it me *and* so at last she was somwhat content, but she said thou vnmanerly caytife thou comest from thyne hores *and* there thou hast sene theyr lewdnes, *and* now wilt cast thi good wife in the teth there wyth. The good man answered alas good wyfe say not so, *and* I beseche the that speke no more therof but forgeue it me and I wyll neuer doo so agayne as longe as I lyue. Nowe after thys tyme hath the good wife gone oftentimes throughe the backe wyth lesse sorow and drede wythout the knowledge of the symple man her husband the whiche neuer knew no more therof after that day as it is shewed mee. Thus ye may heare how that men be oftentymes deceyued by their wyfes.

How the patriarche Loth was deceyued by hys two doughters.

(6 b) (Bild)

That tyme whan Loth was departed out of Sodom with hys wyfe and his two doughters: than the Angel commaunded hym that what so euer he hearde that he should not loke backwarde the which commaundement Lothes wife brake, and soo she remayned there standyng and was transfygured into the Image of a salt stone, there to remayne for euer. Than went Loth into a small Cytye called Segor, the whyche throughe the prayer of thys Loth was spared for a whyle, and (7 a) remaynyned standinge so longe as Lot was therin, but Loth seynge that they wolde not leue their foule synne, wolde not abide no lenger therin, *and* so he fled from thens, and in continent the citie was also destroyed, *and* so Loth was in a speluncke or caue of an hyll (ther about) with his two doughters, and they had with them meat and drinke, and thus beynge there. the elder doughter sayde to her syster. Our father is olde, *and* there be no men vpon the earth that we may haue conuersacion withal after the maner of the world therfore come and let vs make our father dronke with wine *and* let vs go lye with him to thende that we may kepe the seede of our father. And so at euen they gaue theyr father wyne to drinke: and soo the elder doughter went and lay with her father Loth, but Loth knew not of his doughter, nor whan that she rose vp agayne, and the next night they made theyr father dronke agayne, and than the yonger doughter went and lay by hym, but Loth knewe not whan that he was by her, nor whan that she arose from him, and bothe the doughters conceyued of theyr father, and the elder doughter bare a son the which was called Moas and he was the father of the Moabites. And the yonger bare a sonne called Amon, that is as muche to say, the sonne of my people, and was the father of the Amonytes, *and* thus was Loth deceiued of his doughters with the wyne but for to saye the truthe it was no deceyte. for it was throughe loue and for the generation, and multyplying of the worlde, for they thought that there had ben no more people in the world and that ther had ben no more in the world but they, for they knewe none otherwyse, *and* therfore they made not theyr father dronke throughe deceyte to obtayne theyr flesshelye lustes, (7 b) lyke as now many a man that hath a fayre wyfe that which drinketh the wine with marchauntes, *and* with preestes and so they make theyr husbandes good chere and make them

Digitized by Google

dronke so that they fall aslepe, and than they go a sporting wyth the woman in venus pastaunce. But so dyd not Loths doughters, for they dyd it in a good intent and for a good purpose, how be it there was great dysceyte doone.

An new deceyte fortuned of late in England.

There was in England in the Cytie of London a proctour of the Arches, the whiche was an olde man, and had to hys wyfe a fayre yonge gentil-woman. And this proctour had amonge his seruaun*t*es one that was a mery and fayre yonge man, the which was his principal clarke th*a*t wrote for him. This clarke through the dayly prese*n*s of his masters wife, set his loue vpon her, and spoke so often and so louyngly to her, that her hart also was set afyre with the loue of hym, in so much that she loued him aboue all men, and she consented to him in al thynges that he desyred of her[1], *and* so they vsed theyr louely pastyme as often as they wolde, Vpon a tyme they spake together and tooke counsell how they myght best obtayne *and* doo theyr pleasure together without any drede or sorow of enuyous to*n*ges or knoledge of her husba*n*d, the which was so*m*what ialeous of hys wife. And than he found a luttel craft, for euer he was as seruysable to hys mayster as he was to his mastres. And whan that the clarke saw that he stode well in the fauour of his mayster, tha*n* he thought to blynd the ialousy of his maister, and so vpon a time he came afore him (8 a) and wept very bytterly, wherof hys maister had greate maruayle and said beloued so*n*ne shewe to me what thou aylest, for I wyl helpe thee if it be in my power. Than sayd the clarke, God thanke you good mayster for that haue I not deserued, *and* the cause is so shameful that I dare not shewe it you nor let it be knowen, Wel sayd the mayster shewe it me hardlye wythout any drede, for I wyl kepe it as secrete as thou wylt the selfe. Tha*n* said the clarke, my beloued mayster euery ma*n* thinketh (and you your selfe perchaunce) that I am a ma*n* as a nother man is, and for to lyue with women in bodely pleasure as other doth, but alas I am not so, for I haue not wherwith, and he had couered his preuy membres with a lytle thinge with shepes fleshe, and he had steyken vp his preuy member touarde his nauell warde as farre as he could, and tha*n* he shewed it to his mayster, the which saw nothing but a cleane voyde place, and it was to see to: as though that he had nothing there, *and* tha*n* the clarke sayd, my beloued maister there is no man that knoweth this but you only, And therfore for the trew seruice that I haue doone to you I requyre you, that it wyl please you to doo so muche for me as to helpe me into su*m* cloyster or abbey where that I may haue my meate *and* drynke and that I may serue god for I am not mete to be in the worlde and wyth that he beganne bytterly to wepe and so he blynded the eyes of his mayster, and bycause that he thought that he was a trewe seruaunt to hym his mayster counseled him that he should not goo to no abbay nor cloyster, *and* sayde that he hym selfe wolde prouyde for hym, *and* that he shoulde remayne styll wyth him and so his mayster entreated him with so fayre promyses: that the clark promysed him for to serue him to doo (8 b) hym pleasure yet a certayne yeres, wherof his maister was very glad, for he could endyte *and* wryte very well *and* coulde ordeyne all other thinges belongyng to his office as well as hym selfe. And for bycause that he dyd trust his maister *and* had shewed *and* opened to him all hys secretes: his master thought that he wold not kepe hys owne secretes fro*m* hym but opened hys hart to hys seruaunt in lykewyse *and* sayde to hym, I am sory for thyne impediment that god hath sent to the, therfore I haue great pitie on the, but one thinge I shal geue the to know for thou maye doo me good seruyce therin, thou

[1] him.

Digitized by Google

knowest wel that I haue a fayre yonge wyfe, the whiche is somwhat light-harted and quick spirited, *and* ye know wel that I am an olde man *and* not very lusti, *and* therfore perchaunce I might be the occasion that yong lusty felowes should come *and* proue her for to bryng her to dishonestye, and therfore I wyll betake her in thy keping, *and* I requyre thee that thou take so heed to her that I may haue no occasion to be ialous or amoued agaynst her, Than the clarke praysed his maystres maruaylosly wel *and* sayd that she was thereto to good and to honest, *and* he promised his maister that he wold keep and take good hede to her, *and* shew him if he fynde her in any suspect place, lyke as a good seruaunt was bound to do, And of this was that maister glad, *and* let al sorow passe and so went about his busynes, commaunding his house *and* his wyfe to the keping of his clark, *and* incontinent the seruaunt went to his maistres (the whiche was commaunded to hym) and tolde her all, how that his maister was deceyued: *and* that that he was wont to doo afore wyth feare *and* drede, that dyd he now with a fre wyl and with a free heart, And oftentymes as his maister rode forth: he lefte his Clarke at whome for to kepe hys maistres, (9 a) And whan that his wyfe rode out to pilgrymage or to weddinges or to any other festes, than he had leuer that his clarke had ben wyth his wife than any of his other maydens, and thus had the clarke good fortune and chaunce for his mayster neuer knew therof. And who that sayd ought therof: let them say what they wolde, *and* thoughte euermore that he knew well contrary, but his good wife knew it muche better, *and* thus was the poore man foule deceyued of his wyfe.

(Bild)

(9 b) How the women Jahell deceyued the great Captayne Sysara.

The captayne Sysara had great puysance of men of warre, and was a great enemy agaynst them of Israell, he had in hys batayle .ix.C. greate Charettes the whyche were beset on bothe sydes with sithes, suche as they haue for to mow hay and Corne wythal, wyth the whyche he dyd great morther amonges the people of Israell. And whan that he had persued the chyldren of Israell .xx. yere wyth warre, than vpon a day there came the prophetesse Deelbora, to Barache (the captayne of Israell) and sayd ryse vp this is thy day, in the whyche the Lorde shall delyuer Sysara into thy handes, and so she and Barache went out wyth .x.M. men, Sysara heard that the people came vpon him, he was afrayd and lept from hys charet, and fled away a foote. And thus as he fled the woman Jahel met hym and sayde. Lorde come with me and go to my house for thi sauegarde, and he went wyth her, and than he sayde I dye for thurst. And Jahel heryng that gaue hym mylke to drynke. And Sysara was very wery in so muche that he fell a slepe. And Jahell tooke a great nayle and set it vpon the temple of hys head and droue the nayle crosse wise thorough hys head, and so she kylde him. Now behold the captaine the whyche all the power of Israell coulde not subdewe, and one only woman hath wonne hym with her deceyte.

A deceyte doone in Artoys of a late tyme.

(10 a) (Bild)

In the Erldome of Artoys was a man of great power, the which had a fayre yonge gentilwoman to his wife and liued very louingly to gether, This knight had lost in a batayle one of hys eares *and* his lord and captayne that was aboue him was duke of Burgon and erle of Artoys the which had made peace *and* concorde wyth all the other kynges and lords in chrystendome, And for because that man sayde that this (10 b) knyght was a deuoute man. Upon a tyme he thought that he wolde not lede his lyfe in

Digitized by Google

makyng of good chere and euer to lyue in welthe, and also coniectured in hys mynde that it was not the waye of saluacyon. And so vpon a tyme he made hys vowe to the lande of Pruysse for to helpe to defende the chrysten fayth with the men and Lordes of the countrye, And shortly after he tooke hys leue of the Duke *and* of hys lordes and gentylmen and of hys good wyfe, and so rode hys waye, with proper company accordyng to hys estate, tyl that he cam in Pruysse where as he was ryght nobly receiued, and there he dyd many noble feates of warre agaynste the infydeles, in so muche that his name was spred through al the world And so it fortuned in the meane tyme whyl that he was out of hys countrey, and hys wyfe beyng a fayre young gentyl woman, the which laye alone: it fortuned vpon a tyme there cames a yonge proper gentylman the whyche wooed her for to lye wyth her and so he desyred her that he myght haue the kepynge of the Cytye and be her husbandes liuetenant, the whyche within a shorte tyme *and* with a lyttel labour, consented to hym. And whan that her husband had bene certayne yeres forth, he tooke his leue of the lordes of Pruyse, *and* is returned agayne homwardes, sore longynge for to reste in the swete armes of hys fayre wyfe. And so it fortuned vpon the last nyght that he laye but .iii. myle from his owne castel where as he dwelt, longynge sore all the nyght for hys good wyfe (the whyche was verye besy wyth an other) and he was the fyrste vp in the mornynge and toke hys horse, and rode all alone in greate haste, and wyth a feruente desyre towarde his castell, to thentent that he might yet fynd his wyfe vpon her bed, *and* he to warm him by her swete sydes[1] (11a) whyche thought full lytle vpon his commynge, and he rode so fast that he cam before day to his castel, *and* whan that he cam he found the vtter court open. and there he left his horse standynge and wente so forthe boted and spored to fore his wiues chamber where that she laye *and* had her pastauns with another man, and the lorde drew his sword and knocked at the chaumber doore, wherof his wife and the keper of the Citie marueyled[2] sore who that it myght be *and* the wife axed who was there, *and* the lorde answered I am here, what slepe ye yet? open the dore The wyfe knowynge well the voyce was sore amasyd and sayde to her louer, that he shuld incontinent rise and clothe hym, the whyche he dyd by and by. And the wyfe taried so longe tyll that he knocked agayne and sayd open quickly. Than sayd his wyfe alas my husband is farre from hens, I beseche god sende hym well home agayne. Than sayd the lord by my knyghthod, woman I am he, and knowe ye me not. The woman said whan that it shal please my husband to come home, he wyl gyue me good knowlege before by sume of his seruauntes to thende that I maye mete hym and byd him welcome home with his cosins and his nexte kynred, *and* so I maye honourablye receiue him as it pertayneth to a Lorde, Than said the lord what mene ye, shal I stande long here wyll ye not knowe your husband? and forthwyth he named his name and whan that her louer had clothed hym she bad hyme that he should come *and* stand by her behynd the doore. Than sayde the woman, alas good husbande yf it be you I requyre you that you forgyue it me. The lord sayde I am content, than sayd the woman I wyll come and let you in yf I had a candell lyght. And for a truth whan that ye knocked at the doore I had a marueylous (11b) good dreme of you, what was that sayd the lord, she answered. My lord I dremed that ye were come home and that ye spake wyth me, and me thought that ye sawe as clerely with your blynde eye, as ye dyd wyth the other eye. The lorde sayd I wolde it were so. Than sayde the woman I beleue yet that it is so, what sayde the lorde, be ye folyshe that ye beleue me not, the woman sayd, let me proue for my mynde sake, and with that she

[1] dsyes. [2] marheyled.

Digitized by Google

opened the dore and helde a candell burnyng in her hande. And the poore lord suffered his wyfe to hyde his eye with her hande and withe the other hande she helde the Candell before his blynde eye and sayde lorde[1] I beseche you tel me the truthe whether ye do se wyth your other eye or no, the lorde sayde no by my knighthode, and with that his leuetenaunt of the towne wente behind him out at the doore so pryeuely that the lorde perceyued hym not, And then sayde the woman, now se I well that my dreme is but deceyte but thanked be god that ye be here. And than she toke hym in her armes *and* kyssed hym many tymes, and her lord told her how that he had lefte his company behynd, and how that he rose before them and rode his way to thend that he might yet fynd her a bed Than sayd the woman for atruth yet ye be a good man Than went he to the hote howse *and* bathed and wasshed hym, and than forthwyth wente to bed to his lady with great solace *and* pleasure. And thus was the lord deceiued of his wyfe, the whyche he tooke yet for a good honest woman for it lay dead, and was so secretly kept that mi lorde knewe neuer therof. And yf my lorde had biden at home peraduenture the woman had neuer fallen to that mysgydinge, for they neuer coulde perceiue but that she gydede her selfe well and honestelye all here lyfe afore (12a) Now take example by thys, for it is a comon prouerbe farre from home, nere thy harme.

The deceyte of Judyth that wonne Halyfernus.

(Bild)

The king Holofernus beseged the Citie of Bethulien with a hundred *and* .xx.m. footemen, and .xx.M. horsemen so strongly that there was no drinke to be gotten in the Citie, but that they muste drynke the bludde of (12b) bestes. The wydow Judith seing this: tooke great pity on the people, and prayed mekely to God for grace and for to be delyuered out of captyuitie, and for to obtayn the victory of their enemies, and then she went into her chamber and arayed her with her best araye verie rychelye (for she was fayre and comely of persone) and God made her more fayrer. And she tooke with her a maide *and* went to the gate of the Cytie where that the Lordes stoode, and she sayd to them. Pray vnto the lord god for grace for me, that it wyl please hym that I may obtayne my purpose. And she went out of the Citie, Where she was taken and brought tofore Holofernus by hys seruauntes and than she sayd to Holofernus I am come for to put my lyfe in thy hande *and* that I may be preserued thorough thee for the Citie must come shortely into thy handes, and so by that menes she obtayned hys grace, and what that she desyred of hym she had it. And so she desired of him that she might go euen and morning to the mountaynes that she myght pray there to her god for hym. And than he gaue commaundement to all his lords that where soeuer that the woman Judith wolde go, that they should let her go fre *and* no man say her nay, *and* vpon the fourth day Holofernus made a costly dyner for his lordes *and* sayd to his chamberlen. Uaago? Tel that Hebrw woman the she come to me, that whyche he did, *and* he sayd to Judith. O ye gentilwoman drede not to go in to my lorde Holofernus for he requireth you that ye wyl be mery and drinke the wine with him. Than sayd Judith who am I, that I shoulde not be obedyent to my Lord. All that shal please my lord, yf he thynke it good. I wyll be gladde to doo. And al that shall please hym, shall be good for me as longe as my lyfe shall endure. Than Judith rose vp secretely and (13a) arayed her rychely *and* went so forth wythin to Olephernus and she stoode before hym. Than was Olefernus herte troubled,

[1] loroe.

Digitized by Google

and brenned in the loue of her, *and* so he thought that he wolde slepe by her the same nyght and was very mery *and* droncke more wyne that nyght than he had done all hys lyfe tyme to fore, and so fel a slepe vpon his bed And Judyth was onely alone with him in his chamber and her mayde stode without and kept the doore and at the beddes hed honge his sworde, *and* she drew the sworde out of the shethe, and tooke him bi the heare and lift vp hys heade and so cut it of and put it into a lether bagge and tooke it to her mayd and so brought it into the citie of Bethulyen, and whan that it was publyshed *and* knowen that theyr kynge Olephernus was dead, they went all away, and so the Cytie was delyuered out of captyuitie and bondage. O behold how the great and mighty prynce, the whyche coulde not be ouercome wyth all their craft, how he was wonne through the louely wordes and deceyte of a woman, the whyche many a thousand men dyd repent, and lese theyr lyfe therfore, who is it that can take hede of the deceyte of women, except he doo vtterly abstayne their company, for they be so false and so full of deceyte, that all the hede that a man can take is to lytle.

A new deceyte doone of late in Fraunce.

(13b) In Fraunce was a gentilman of great puysaunce, the whiche entyerly loued a yonge fayre gentilwoman beynge maryed, whyche gentylwoman loued him no lesse than he dyd her[1]. And therfore the gentylman made oftentymes his complaynt to his louer of the great dolours *and* paynes that he suffred for her sake, and she hearynge hym so pyteously complayne: conforted hym the best that she could, sayeng to hym, I am al wayes redy and at your pleasure: but I can not be at youre desyre and wyll because of my husband. For ye know well that I must be obedient *and* euermore be redy at my husbandes wyll and pleasure. Alas (sayd the gentilman) yf there be no meanes for to shorten my great paynes I wote not what to doo. Than sayde the gentilwoman with a feruent desyre to her louer: Come to nyght at one or two a clocke and knocke at my chamber doore. For I wyl fynde suche meanes that I wyl departe from my husband except som fortune do let me. The gentilman heryng this: was conforted and was glad, *and* so departed from her, and abode the houre that she had poynted him, and so the yonge gentylwoman sat all the nyght and had many fantasyes and sat musynge and was very sad for she wyst not what shoulde fortune her, but her chaunce and fortune was that her husbande him selfe gaue the occasion and cause. that her heuynes was tourned to myrthe, for her husband saw a male lyenge in the chamber in the whyche male was his wifes clothes *and* for bycause that he saw that his wife sate in heuines: he demaunded what the male did in the chamber, *and* wherfore that it was not brought into his place where it was wont to lye. Than said his wyfe wel husband I requyre you be not angry for our chamberlain shal take them out for therin is part of my (14a) clothes. Than sayd her husbande my semes that the male is ouer lytell for to put your clothes in wythout crokynge for they be large and longe. The gentyl woman sayde the male is great ynough, the lorde sayde my semes naye, well sayde the gentyll woman yf it please you I wyll lay with you a dosen of reuen shertes agaynst a satyn kertyll, that we wyl put you in the male as ye be, for all that the male is so lytle. The lorde sayde I holde ye that ye doo not. Than sayde the hande mayde, we shall see who shal wynne it Than he drew the clothes out of the male, and then the mayden toke hym and made suche shyft that she put him in the male to his manhode to. and all that were there laught and had good sporte at it, and so playenge and mokkynge

[1] hrr.

Digitized by Google

wyth hym they bonnde hym faste in the male and so brought hym into a lytle out chamber ferre from his owne chamber, and they cryed all, we have wonne it, and for that he coulde crye or call abode all that nyght there, *and* in short tyme after that he was put in the male came the gentylwomans louer the whiche she had apoynted pryuily by her, of whome he was louyngly receyued, and she vp *and* tolde him what was fortuned, and how she had put her husbande[1] in the male, and shewed hym that all thinges was well and therfore (sayd she) ye shal remayne thys night by me, and kepe my husbandes place. And thus ben these two louers gon to bed together *and* louynglye haue helsed and kyssed eche other laborynge so sore that they both did swete in obtayning theyr louely purpose. And in the mornyng thys gentyl woman and her louer departed heuely from eche other and she wente vnto the out chamber where her husband lay and cryed ful loude let me out, for my semes ye mocke *and* gest with me. Than (14b) sayd the gentylwoman alas good husbande be ye here yet? now of trouth I knew it not, for yesternight I commaunded my chamberlin that she shuld lose the male *and* let ye out. and one of my chamberlyns said that ye wer losed and that ye were hastely send for, for certayn causes, and sayd that ye wold not com home as this night and whan I herde that I wente to bed and slepte for I went that it had bene so. Than said her husband to her I beseche you let me out, for I trow I haue bene long here ynough. And so this gentil wife vnlosed the male and her husband crept out and was almost lame with lieng, and than she tooke him in her armes *and* kist hym swetely and prayed him hertely that he wold not be angry with her. Than said her good husband I know wel it is not your faute, but the chamberleyns shal repent it, *and* than he made his mone and said that they had him in dirision and mocked with him, and also the moost greefe was that he had lost his reuen shertes. And for this he shall neuer know wythout a myschaunce fall that this booke come to his hand for to read. the whiche God forbyd.
Amen.

An olde deceyt how the Prince Naboth was killed, of the foule woman Jesabel

(Vignette)

(15a) (Bild)

The kynge Achab, kyng of Israell dwelt in Syry, *and* had to his wyfe the mischeuous woman Jesabel the whyche pursued holy prophetes in al that she myght. And this king Achab had by him in his garden a great prince called Naboth, the whiche Naboth had a goodly vinyard by this king Achabs house, the which the kyng entyerly desyred, *and* saide to Naboth I beseche thee let me haue thy Uynyarde, and Naboth wold not forgo his Uiniarde, where vpon this king Achab went (15b) and layd hym in the bed and turned his face to the wal and wolde nother eat nor drynke. His wyfe Jesabell seynge this: demaunded what him ayled? Than he sayde my louer Naboth hath sayd to me nay, that he wyll not sell to me his vineyard. Than Jesabel caused the prince Naboth to be stoned to death. And than came Jesabel agayne to her kynge saying. Ryse vp eat and drynke and make good cheere, and take the Uynyarde to thee, for Naboth is dead. And whan that Achab heard this: he arose vp and dyd enherit the Uinyarde. Here may ye see how that the good prynce Naboth hath loste hys lyfe thorough the myscheuous woman Jesabell. But the bloud of Naboth was auenged vpon Achab him selfe. For Helyas sayde to hym. There that the dogges haue lycked the bloud of Naboth: there shall they also lycke thy

[1] husbaude.

Digitized by Google

bloud. And the dogges shal eat the fleshe and body of the mischeuous woman Jesabel. And it fortuned in short tyme after, for she was stoned to death in a lytle oute strete and there she remayned lying tyl the tyme that the wordes of Helyas were fulfylled. O most myscheuous women take her ensample, for God is a ryghtwyse Judge. for he sayth in the Gospell, wyth what measure ye mete out wythall, wyth the same measure shall be measured in wythall, againe, lyke as it fortuned to the cursed woman Jesabell, as it is wrytten. Therfore ye women, let be your disceyte, *and* than ye shal not be deceyued, for what God sayth that is no lye.

A new deceyt doone of late.

(16a) There was a wedded woman, the which was of lyght contenaunce, *and* muche more lighter of hert for smal labour and expensis wolde obteyne her grace and fauour if one had sought vpon her for loue for she was so gentyl and so fre herted. And so it fortuned vpon a tyme she thought for to haue two yonge men vpon one day, *and* that the one should not knowe of the other, for she had apointed eche vpon a certayne houre, that was, the one at .viii. a clocke, and the other at .ix. And so in the morninge the good man arise vp from hys wyfe and clothed him and went and woke hys wyfe, *and* asked her if she wolde not aryse, and she answered ye knowe well that I am halfe acrased, *and* haue not[1] slept of all the nyght, therfore I can not aryse yet, And so her husband let her lye and wente his way into the cytie to worke, and in the meane while hys wyfe was not ydle, for as soone as the clocke had smytten .viii. there came[2] the yong man the which she had apoynted the day afore, and he knocked at the doore and by and bi he was let in and hastely vnclothed him and went to bed to her, *and* so they two laye so longe together passyng the tyme tyl that another sued *and* cam knocking at the doore. Than sayde the woman, alas there is my husband[3] than said the yongman where shal I hyde me that your husband finde me not, for yf he finde me it wolde cost vs both our liues. The woman sayd, take your clothes and go vp in the chamber and be there styl and secret tyll that my husband be gone, *and* so the yongman did as the woman gaue him counsel *and* sat styl in the chamber the which was very olde *and* ful of holes. And than she lept lustly from her bed (knowyng wel ynough that it was not her husband that knocked at the doore) *and* let the other yonge man in, the which she had apoynted at .ix. a clocke, *and* by *and* by (16b) he dyd of hys clothes, *and* went to bed to this lusty trull (for she was good ynough *and* there had come .iiii. suche) and besely went and plowed Uenus grounde, *and* there ocupyed the lustes of the fleshe, so long til she had weried him But he that sat aboue in the chamber *and* saw that, I reken he was not very well pleased, for he knew right well that it was not her husband, *and* so he wist not whether it were best to speke or to holde his peace And so thei lay so long a bed til that her husband came and knocked at the doore and by and by she perceyued that it was her husbande and than she wyst not what shyfte to make nor where she should hyde hym, but bad him that he should lye betwene the bed *and* the wall *and* she toke the clothes and the couerlet and cast them vpon him. And whan her husband was com he bethought hym that he had heard mo than one in his house, and whan that he saw the bed so cast out of order, he maruayled for it semed not as though ther had layn a sycke woman, but as though there had ben a fyghtyng *and* a battell for stones, for it loked more lyker a boulting trough, than a sycke womans bed. Than said her husband out thou myscheuous whore, where is that knaue that hath laine wyth the, if I finde hym ye shall both repent it by gods

[1] uot. [2] caue. [3] hnsband.

Digitized by Google

body, and wyth that he caughte the couerlet and the clothes in his hand, and than he sayd, how properly is this gere done, for hys bed shewed as thoughe here had lyne .ii. Than sayde the woman be my trouth I am sure thou arte droncke allredye, that thou raylest thus vpon me, and call me hore *and* thou knowest right well that I am none, but alas I am to trew to suche a Cocold and rebald as thou arte *and* I am sory that I haue ben so long so trew to the, seynge that thou neuer founde no dyshonest in me. Thys poore man west not what (17a) to say whan that he hard his wyfe say suche wordes *and* begon for to chyde hym so, ye he mighte be glad that he had no stripes. And so the good man (as it was best for hym) helde his peace, and sayd mekely My gentyl wife, I beseche thee be contente, for I loue not to chyde, and he that is aboue ones shal pay for all, but he mente our lorde that he wolde haue accompte of it ones. But he that sat in the chamber and heard al: he wende that he had ment hym and that he had thretened hym. Than sayd the young man, my frende, it is ynough that I paye the halfe, for he that lieth beside the bedsted may wel paye the other halfe, for he is as wel culpable as I. Than had the man great maruaile and thought that god had spoke to hym, and he that lay besyde the bed wyste not what to doo, for hee knew nothyng of the other that was aboue in the chamber, but he was bolde and rose vp, and the other came downe out of the chamber. And whan they saw eche other they went together from thens and none of them bothe that payde for theyr lyinge, nor yet for theyr bed hyre, and thus the man was troubled, and she made her husbande beleue that the one was a doctour of physyke the which came to see her water, and the other was a Surgyn that came to let her bloud and to chafe her vaynes, and so she pleased her husband, for al that she had made him cokcolde, ye prety trulles that loue to cary stones: learne this prety conceyt against ye be sycke.

An olde deceyte of Uergilius.

(17b) (Bild)

Vyrgyll was a very wyse and experte man, and was a mayster of many dyuers sciences the whiche (as some men say) the deuel had learned him, and also he was a wise man of councel, in so muche that that the Emperour chose him to be one of the lordes of his counsell. This Uyrgyl did many meruayles[1] wyth Nicromaci for he made a garden wherin were al maner of trees of al fruyte and fruytes, *and* what time that he wolde, there they found euer more rype frute, fayre floures and sede And also there was in the garden all maner of birdes. (18a) the whiche songe, nyght and daye. And this garden had no inclosing but onely the lyght that shone ouer it, and vet there could nobody come in. Also he had made in Rome an Image of gret light, the which might not fal And they of Rome might not open nother dore nor window, but they must nedes se the Image. And who soeuer had sene that ymage, that daye he shoulde haue had no pleasure for to haue doone the workes of the flesshe, of the which the women of Rome wente and shewed Uyrgilius, the which at last cast downe the Image, and than the women had their pleasure agayne. Also this Uirgilius had made in the myddes of Rome to the profyte of the commen people, a lampe of glasse the which shone *and* lyghted all Rome ouer and ouer, in so much that there was neuer so smal a strete but it was as lyghte of that lampe as though there had ben two torches burnynge, and some men say it stode well .iii.C. yere. And not fer from thens in an other place he had made a man of copper wyth a bow in his hande, poyntynge wyth hys arowe to the Lampe. And so it fortuned vpon a tyme the doughters of Rome wente

[1] meruayes.

Digitized by Google

a sportynge in an euenynge, and there came one of the maydens of Rome the which smote vppon the strynge of the bowe wyth her finger, and so the arow sprong louse, and shot the lampe in peces the whiche was greate pitye, And vpon an other tyme Uyrgilius did put out al the fyre that was in Rome, that no man coulde get fyre but onely at one womans ars, the whyche had deceyued hym, and none coulde lyghte an others fyre, but that eche house myste goe vppon the Markete place and fetche hys fyre, at that womans ars. This Uirgyl for all that he was so wyse, and a mayster of all scyences yet not wythstan(18b)dynge he was deceyued of women. Upon a tyme he set his loue vpon a fayre gentylwoman the whiche was of noble progeny, and made suche meanes that it came to her knowlege, and when that she knew that: she bethought her how she myght deceyue him, and than she sayd to him that it were very perilous for to beginne suche a thynge, for a man cometh lyghtly in the bound of loue, but he can not come so lightly out agayn. But welbeloued Uyrgil for to please you and that ye maye haue your pleasure, so come to nyght to fore my house whan euery body is gone to slepe: and I wyl let down a basket out of the chamber wyndow and there ye shal syt in, and so I wyl draw you vp into my chamber, of the whiche Uyrgyll was very glad, and sayde that he wolde doo so, whan it was nyght: Uirgil came tofore thys gentilwomans house, the whyche stoode in the market place, and in the myddle of Rome. And so whan that Uyrgil was come: she let the basket downe to the erthe, And Uyrgyl went and sate in it, *and* than she drew him vp tyl that he came to the middle of the house, and whan that he was .xl. fote from her window she made the corde faste, and let him hange so in the basket, and sayde nowe men shall see thy iniquitie, and howe thou woldest haue layne by me, and there he remayned hangyng styll in the basket tyl the next day, to hys reprofe before all men, the whiche he auenged afterwarde vpon her. And thus was he deceyued to his vtter confusion. And also Uyrgill made to the profyte of the Romayns (to thende that they myght haue short lawe *and* that euery man myght incontinent know whether his cause wer trewe or false) by the crafte of Nycromancy a Lyon of brasse, and who that put hys hande in the throte of the (19a) lyon, and swore that his cause was true and good and his othe being false lost his hand. And who that swore a true othe: drewe his hande agayne, wythoute drede or peryll. And so it fortuned vpon a time, that Uyrgyll sayd to hys wyfe that she had to doo wyth a gentylman the whiche she forsoke, and sayd that it was not so, and sayde that she wolde take the lawe at the Lyon, and so whan this was doone, and the day appointed that she should be iudged by the Lyon, and come to her answere than she found the meanes that the gentylman (her louer, was clothed in fooles clothyng, and so he went *with* her to the place wher the Lion stode, and there in the presence of them al that was there: put her hande in the lyons throte, and there she did swere that she had no more to doo wyth that man that she was blamed for: than *with* the foole that stode ther present, and so the woman drew her hand out agayn withoute any hurt, yet neuertheles Uyrgyl knew wel that she had to doo wyth the man of the which she was suspect wyth. Than was Uyrgyll wrothe, and destroyed the Lion, in so muche that neuer after that day was no iustyce doon with the Lion. Here may ye se how the mayster Uirgilius that was so wise and so crafty in al thinges: and yet he was deceyued of a woman, ye of more then of one, as is rehersed afore.

A new deceyte doone of late.

(Vignette)

(19b) There was a lady beyond that sea, which was a wedowe. This lady had a fayre gentilwoman for her chamberlen, that dyd lye wyth her. And

Digitized by Google

it fortuned vpon a time that a lusty yonge gentylman dyd set hys loue vpon this yonge woman, the whiche was the fayrest and the most goodliest of stature that was in that countrie, and she was so beautiful *and* so vertuous that she laye by her lady, and the gentylman often times did talke *and* comen with this gentylwoman, and opened hys harte and shewed to her all his intent, and spake so louingly to her: that also her hert was set in the loue of him, *and* so she consented to him to be redy at al times, that it should please him, but they wyst not how nor by what meanes that they might come togither. And so vpon a tyme she came vnto the gentilman and sayd, ye know wel that I lye by my lady, the which is great honour to me, and I may not leue her except I should be vtterly shamed and yet I wolde wel that you had youre desyre, and also I wyl gladly be at your commaundement and pleasur in all thinges that ye wyll desyre of me, yf that we may do it secretlye, and also I will shew you my minde, *and* what I wyl do. My lady hath a litle dogge, as ye know well the which she loueth well, and must euer lye in her chambre and to night I wyl locke it wythoute the chamber, and wyl leue the next chamber open, and whan that ye think that my lady is in bed, com secretly into the chamber *and* locke the chamber doore and there ye shal find the lytle dogge, the whiche knoweth you well, *and* take hym by the eares and shake him that he may crye loude, and whan my lady shal heare hym. she shall know the voyce, *and* then incontinent she shal cause me to rise, for to let the dogge in, and than I wil come secretly to you, but I pray you (20 a) fayle not, for yf ye doo, I wyl neuer speake wyth you agayne[1], Than sayd the gentylman, O my moost trusty and gracyous louer, I wyll thanke you hartely of your gracyous and louely wordes, *and* be ye sure that I wyll not fayle, and so the gentylman abode hys tyme, *and* cam vnto that place that was appointed according to hys promyse. And so the lytle dogge thought to haue gone into the ladyes chamber as it was wonte to doo, and for bycause that the chamberdore was locked. he abode in the chamber that was next vnto the ladyes. And so the lady is gone to bedde, and her chamberlaen wyth her, and the lusty gentilman is come into the next chamber, and went vpon hand and fote for to seeke the dogge, and at laste he found hym, *and* hath made him crye oute a loude and so the lady hearde the dogge crye, and thought that he wolde come in, *and* sayd to her gentylwoman the chamberleyn that she should aryse and let the dogge in, for me semes that he is in the nexte chamber, and she sayd I wyll doo it gladly, and so she arose and came to the doore in her smocke, and the gentilman came and mette her, and when that he sawe that she was so gracyous and so goodlye of person, he was so gladde that he loste all hys power, and fayled, and it was not in his power to doo her swetely, and groped her round breestes, *and* all that he coulde doo perteyninge to loue, but the flesshly operacion excepted, and so the gentylman returned agayne wythout comforte and yet he wolde gladly haue kepte her: but she durst tary no lenger, and so the Lady went her waye and shytte the doore agayne, and the Lady demaunded her if she had let in the dogge, and she sayde naye, for she coulde not fynde it. The ladye sayde well let hym alone, and so the chamberlayn was sore a- (20 b) greued, but he tooke courage vnto hym and sayde, yf that my louer came agayne, for al that she is so fayre. I wold gyue her better knowledge that I am a man, and so he caught the dogge by the eares agayne, and made hym for to crye, that the Lady hearde it, and so the Lady caused her chamberlayn for to ryse, and also the thirde tyme she arose and came for the dogge, but the pore gentylman had nother power nor strength for to breke one spere And whan that she saw that there wolde come nothing she went away into her

[1] you a agayne.

Digitized by Google

chamber, and he perceyued her Than sayd the chamberlayn for to recompence hym of his great payne, and for to please the lady, awaye thou noughtye ape as thou arte, for thou shall not come thys night in the house, thou foule yll fauored beaste, and wyth that she dyd shyt the chamber doore, And the ladye demaunded to whome that she spake, and she sayde that it was to the other dogge, the whiche hathe doone me great payne in seking of him, for he had hyd him vnder the benche, and whan that I had founde hym, he wolde not aryse, for all that I coulde doo to hym I woulde fayne haue had him in, but he wolde not ones lyfte vp hys head, and therfore I haue lefte him wythout, and so she locked the doore wyth greate spyte tofore hys face The Lady sayd my doughter that is well done, And thus was the gentylman deceyued:

A deceyte how that Sampson was deceyued of hys wyfe.

(21 a) (Bild)

Sampson beyng a strong yong man came to Thannata where that he saw one of the doughters of the philystins, the which he desyred to haue to his wife And whan that he came tofore the Uinyarde of the Citie there came a yonge Lyon ronnyng to hym, which he kylled. And in short time after as he came from his father and mother, it fortuned that he cam agayne to the place where that he had kylled this Lion, *and* so he found in the mouth of the Lion, a swarme of Bees. And whan that his wedding should be, there came .xxx. yonglings (21 b) to his feast. And Sampson sayd to them I wyll giue to you[1] a ryddle, and if that ye can asoyle it within .vii. dayes after my feast: I wyl gyue to you .xxx. silken poynts, and as many cotes, and if that ye assoyle not my ryddle: ye shal lese as muche. Than sayd the yonglinges shew to vs your ryddle. Then sayd Sampson of the eter is mete[2] gone out, and of the stronge is come swetenes. And so they could not assoile that riddle, *and* than they came to his wife and sayd, desyre your husband that he shew to you the ryddle, *and* what it sygnifieth. And yf that ye wyl not we wyl set thy house and thy fathers in fyre. And than she went to her husband Sampson weping and makyng her mone to hym, and sayd I pray you shewe to me the solucyon of the ryddle, and what ye meane with all, or els I saye that ye loue me not. Sampson answered and sayde I wolde not geue nother father nor mother to know what it ment, *and* shuld I tel it you? And so his wife wept *and* made greate lamentacyon .vii. dayes after the feast of theyr weddyng. And vpon the seuenth day: she troubled Sampson so sore, that he shewed it her, *and* she forthwith sheweth it to the yonglynges, the whych sayd to Sampson. what is sweter than hony, *and* what is stronger[3] than a Lyon. Than said Sampson, yf my stelthe wife had not ben: ye had not soyled my riddle. Heere ye may see how Sampson was deceiued through the weping *and* lamentacion of a woman. and after that Sampson .....[4] his wyfe for to haue[5] doone as he was wont to do, which his father had forbode him, *and* said to Sampson I had went ye wold haue kylled her, *and* therfore I haue betake her to an other husband. Than was Sampson wroth *and* did great mischef to the philystens. And so the philistens seeyng that Sampsons wyfe was the causer of that myschef than went the (22 a) philistens and set her fathers house in fyre (the father *and* the doughter beynge in the house) *and* so dyd burne them both. And after that he enterely loued a woman that dwelt in the valy of Soreth, whose name was Dalida. And so the cheefe hed prynce of the Phylystens came to Dalida *and* sayd we requyre the that thou wylt deceyue Sampson, and demaunde of hym wherein that the strength of Samp-

[1] yon. [2] Am Rande handschriftlich: the ridle. [3] Am Rande handschriftlich: the solution. [4] Unleserlich. [5] hane.

Digitized by Google

son is, to the ende that we may conquere hym. And yf that ye doo it: eche of vs shall gyue to you a .c.M. sylver pence. And so Dalida sought the occasion to deceyue him *and* Sampson caused hym selfe .iii. times to be bounde through the peticion of Dalida with .iii. mander of bandes, but euer more he brake the bandes *and* ouercam his enemies .iii. tymes, And whan that Dalida had sene al this: She came to Sampson with sweet flatteryng wordes and sayd, O my dere beloued Sampson ye saye that ye do loue me and your hart thynketh it not, for ye haue denyed to me .vi. times, for ye wold not shew me where that your strength resteth. And so she troubled Sampson many a day vnto the time that she brought him to his death, And so at last Sampson shewed his wyfe the truth *and* sayd, yf my hed were shauen: than were all my strength and power gon, Than Dalida sent worde to the Phylystens, and she caused Sampson for to slepe in her lap, and she called to her a barbour, *and* he dyd shaue of al the here of Sampsons head *and* than she thrust hym from her and hys power and might was gone from hym. And than cryed Dalida, Sampson Sampson, the phylistens ben come vpon thee, Than he arose out of his slepe *and* was incontinent as a prysoner, *and* his eyen were put out and so by that meanes he was killed, Now behold ye men, bothe yonge and olde, howe that the stronge Samp- (22 b) son was deceyued of the false woman Dalida, who is that may beleue the swete and flatteryng woordes and the bitter mourning and weping of women,

A new deceyte doone of late.

(Bild)

Ther was a gentylman the which was very bold in the feates of warres, cacyon wyth her: that she consented to hym in all thynges that (23 a) he wolde desyre of her, And whan that he had done his wyl a certaine[1] time with her: than went he into spayne with hys lord to kepe warre and in the meane while that he was absent: his louer was maried to an olde knyght the which knew right wel the other man, but this olde knyght knew not that he was hys wyfes paramour, but at last it cam to his knowledge, of the which he was not wel content. And so it fortuned that in shorte time after, her paramour came home againe, *and* by chaunce in an euenyng cam to that castel where that his sweeting was, *and* the old knight made him good cheere, for he was of his olde acquaintaunce, but it was halfe agaynst his hert. And in the mene whyle that the old knight went about for to make al thynges redy for to welcome his gest withal: he sat *and* talked with his louer (his prety foole that he was wont for to play with all) *and* desyred of her for to haue the olde freendshyp that he was wont to haue in time past er that she was wedded: she denyed hym *and* sayd that it was not possyble for to haue place *and* time suffycient. Than sayd her gest, O my dere beloued ostis, yf it please you ye may doo me som freendshyp, for your husband shal know nothyng ther of, whan that he is a bed and a slepe that ye come vysit me in my chamber, or in any other place where that it shal please you, or yf ye please I wyl come to you, then she sayd it may not be so, for my husbande is very soone awake, and I should haue great drede and sorowe, *and* also he neuer waketh, but he doth fele after me, *and* whan that he misseth me: than he wyl thinke what there is to doo. Than he demaunded, what doth he more? More quod she: nothing, but turneth him again, for yf he com ones in a moneth that is muche to hym, for it is but foly for to fable with you, for yf it came I wolde take it wyth all (23 b) my harte, Than sayde he, I beseche the my sweete loue make it so that I may ly wyth the

[1] certaiue.

Digitized by Google

to night. Than she answered and sayd, I know a remedy, I haue a seruing mayde to whych I wyll shew my secrete, and with her I wyll take counsell. And so incontent she called her and sayd, my beloued mayde, ye must now helpe me in a matter, for I trust you best for to kepe my preuytie. Than sayd the mayde, what that shal please you I wil be glad for to doo. Than sayd her lady to her, This knight I loue aboue all men, *and* I wolde be sory that he should departe from hens, except I had spoken preuelye with hym and it is not possible that I may speke secretely with hym without that ye wil be so good as to kepe my place by my husband in my bed this night, for it is hys custom whan that he waketh to feele after me, *and* than he layeth hym to slepe agayne, but I praye what so euer ye doo ye maye not speake one worde but suffre all that he doth to you for I knowe of a very certayne that ye shal be wythout sorow or drede for any thing that my husbond thy maister wyl doo, Than sayd the yonge lusty mayden to her Lady, your commaundement I wyll be glad to doo it, So soone as they had supte: thei wente all and walked abrode and the lady shewed her paramour how that her maide should kepe her place by her husband for that night of the which the knight was maruailous glad, And so after that whan they had dronke, they went all to bed and the knyght went into his chamber where that he shuld lye the which was gorgeously ordeyned, and there the table was beset with sucketres, confectes, *and* other costly thinges and of the best wine that might be got, And so incontinently the olde knight and his lady hath both vnclothed them, and went to bed and my lady did put (24a) out the candell, and the mayde stoode preuely by the bedsyde, and whan the *and* my lady went incontynent to hym that abode her commynge, and about .iii. a clocke afore day: the olde knight dyd turne him, and he groped for hys wyfe, *and* thought that she had layne by hym *and* so layde his hand vpon her brestes, *and* he felt that they were harde and rounde *and* than incontinent he knew that it was not his wyfe, for her brestes were not so round nor so hard: Than he tooke her in his armes *and* gaue her a kis with that that longed therto: Al his busines was harde for hym, for she was a mayde, And so the poore mayd durst not speake one worde for sauinge of her maystres honestie, whan this was done: he began to call to him that lay by his wife, *and* sayd, how, how, syr knyght of whens be ye? speke once to me: The knyght hearinge this: was sore amased, *and* my lady was whole agat, but they helde theyr pace, Than he called agayne, how my gest where be ye speke to me, Than sayd the knyght what is youre wyl syr, Than sayde he a ha syr I wyll euer be gladde of this exchaunge, the knyght sayd what exchaunge good syr: Mary for an olde hoore, to haue a yong proper mayd for to haue ye serued me of the whyche I thanke you *and* so this gest with his wyfe knew not what to say, And also that poore mayd was hole ashamed, as wel for the dyshonestie of her lady, as for her owne dishonestie *and* maydenhode, the which she had lost so pyteously, *and* so departed from thens, *and* after had wept bytterly therfore, and the straunge knyght is departed from thence without any thankes geuynge to any body, nor sayd not once adewe, but left the lady in great sorowe and drede, *and* so the straunge knyght came neuer there after that, but howe that the (24b) lady byd, and what chaunce she had: of that I had no tidinges, and therfore I can wryte no more therof.

An olde deceyte doone in olde tyme.

(Bild)

HErcules the worthye champion was a man of greate renowne, and was the bastarde of kynge Jupyter, and of the Quene Alcumena, This Hercules whan that he lay yet in the cradel: he strangled *and* kylled two gret ser-

Digitized by Google

pentes that wold haue kylled hym, the which (25 a) hys stepmother Juno had brought to hym. This Hercules ouercame a mighty great greke, that which was called Phylotes, that whych afterward becam Hercules seruaunt And throughe the informacion of Juno his stepmother (the whych wolde wel that he had ben dead) went into a forest or heth of Neemy, and there he ouercam .iii. Lions with great power and strength. This Hercules toke his iourney into the cytie of Molosen, and fetched agayn the fayre Proserpina Orpheus wyfe, the whych kyng Pluto had stolen, and he fought agaynst the porter Cerberus, which was a mighty great Greke, but hercules ouercam him and bound hym hand and fote, and ouercame .iii.L. cytiesens of Molosyn, the whych wold haue taken Proserpina from him. This Hercules ouercame the great monster of leerne, the vpper part like a man and nether part lyke a serpent, by the whyche monster no man myght passe without that he went with .iii.L. or mo strong men of armes. And hys foode was the fleshe of men and therwith he liued And he ouercame the king Carus, the which was a fers tyraunt and oppressed all the people of that countrey, and vpon a nyght he hadde stolen away Hercules Oxen in Italy, and Cacus had tyed them tayle to tayle, and so brought them into the caue wher that he dwelt, to thend that they should not fynde that footing of them, for the footyng of the oxen did shew alwayes from the caue ward where that he dwelt. Also he conquered the great monster of the sea afore Troye, the which they must haue gyuen euery day for hys dyner a man and a shepe, and that continued so longe tyl the lot fel vpon the kynges doughter, the which he delyuered, and subdued the greate monster, and delyuered the Cytie of Troye, and also he was greate iuster, for where that he heard that there were any greate Lorde or (25 b) kyng that was a tyraunt. or an oppresser of the people thether wolde he go, and auenture his lyfe, and pursue them to death, Ha good lord yf that an infidell hath doone suche thynges (the which had no hope of the life eternal) through loue of iustice, how muche the more should euery christen lorde foght for the trew iustyce, and that same to exalt, the which knoweth wel the great reward that is promised them of the lorde celestyall? Upon a tyme Hercules tooke his iourney towarde hys owne countrey, of Yconien wyth hys wyfe Megera, and her handmayde And also he came into the land of Tassalian where that he must passe ouer the water with the shyppe, and the shyppe was so lytle that it coulde not cary them all ouer at ones, and so Hercules remayned and went not ouer wyth the shippe, and the fery man behelde Dianira, and whan thei came to lande: the fery man tooke Hercules wyfe and wolde haue runne away wyth her, and Hercules seynge that: tooke hys bow and shot ouer the water towarde Nessums the fery man, and shot the arow in Nessums syde in so muche that he felt that he muste dye, and than he sayd to Dianira, ye be a fayre woman, and therfore I requyre you take compassion vpon me, for your husband Hercules is not true, for he loueth other beside you. Hold take this box for therin is such a thing that whan that ye anoynt therwyth his shert, and that he put it vpon his body: than shal all the straunge loue departe from hym. And vpon a time Hercules subdued the kynge Prycus, the which had many doughters, and amonge them there was one that was the fayrest, the whych he entyrely loued aboue al the other and her name was Yole, and Hercules sayde to her Yole take me as your frend, for so must it be, for the goddes haue giuen (26 a) to me this chaunce. And whan that yole herde this that she must doo him freendshyp, the whych had oppressed and conquered her father, than fel Yole in a great sorow. And than Hercules betooke Yole in the kepyng of .xii. men. that she should not escape him, And Hercules desyred her that she wolde be his wife, that whiche she at last consented, and so Hercules lay bi her and accomplished his pleasure

Digitized by Google

so longe with her that he holy forgat hys wyfe Dianira, Dianira heard of this *and* so she wrote a letter to him, remembring him of the great loue that was wonte to be betwene them, and to knowe yf that should be so lost and forgotten, and that he, the whyche all the worlde did drede, wolde so suffre hym selfe to be ouercome of a straunge woman, And whan Hercules had red this letter he was not well contente and was yll apayde therof, in so muche that none durst com by him nor also the fayre Yole, And so Hercules beynge in heuy fantasy, deuysed himselfe howe he might best forget the fayre Yole, and so he tooke his way and Journey to the mounte Othea on pylgrymage, and for to doo Sacryfice to the God Appollo, and in the way met with him Lucas chamberlyn Dianira and whan that Dianira knewe that, than she tooke one of Hercules shertes, the whiche was ouerstryken wyth the poyson that Nessums had geuen to her and sent it to Hercules, for to put on, knowing no other wise but that the straunge loue should therwyth haue departed from him, as Nessums made her to beleue, And than Hercules had made a great fyre for to doo sacrifice vnto the God Appollo with an harte that Hercules had taken runnyng, And Lucas gaue to him the sherte and for because that he swet so sore through the great anguyshe *and* hard sorow he tooke the (26 b) shert of Lucas and put it on, and whan that the shert was warme vpon him, it cleued so fast to his body, and he felt suche great payne that he wiste not what to doo and wold haue drawen of the shert agayne, but he could not but drew it of by great peeces from his body with the skinne and the fleshe to the bone, in suche wyse that one might haue sene his bowels. And so hercules saw and knewe wel that he muste dye, than Hercules sayde to Philotes tel Yole and all her frendes (wyth habundaunce of teres) of the miserable death of Hercules. Than wayled Yole so bytterly that her hart dyd brast and died for sorow. Whan that Dianira heard tell of the deathe of Hercules, and how that it was through the shert the which she had sent him, she tooke a knife and kilde her selfe for sorow. And thus was the valyaunt Hercules shamefully deceyued of a woman neuerthelesse it was without the knowledge of the woman, though that the woman was[1] the causer therof.

A new deceyte of late doone in the Cytie of Tours.

(Vignette)

(27 a) (Bild)

In the Citie of toures there was a marchaunt of great power the whych had desyred vpon a fryday his parson *and* other mo of his louers *and* freendes to dine with hym *and* had promised them a certayne great fysshe, the which was called a pyke. and cost hym two shyllinges, besyde the other smal fysshes, as Carpes, Bremes *and* pykerel, and other such smal fisshes. This marchauntes wife loued wel a certayne frere and whan the husband had brought home the pyke, hys wyfe tooke it priuely *and* sente it to the frere, bi a Coblers wyfe, the whych knew all her secretes, and told her that (27 b) she should shewe the frere, that she wolde come that nyght and make mery wyth hym, and remayne wyth hym all that nyght and helpe for to eat the Pyke, Than was the Frere maruaylous glad and sayde. if there be any good wyne for to get for money I wil prouide vs some, *and* we wyl teache the Pike for to swym therin. Than went the good Frere musyng in hym selfe and thought how that he wolde cherishe this marchauntes wyfe, And about .xii. a clocke the good man came home with his gestes, the whyche he had desyred for to eat of the pyke, *and* brought them into the kitchyn for to see the great pyke that he had bought, *and* sayd to hys wyfe shewe to my gestes what a great pyke I haue bought, what

[1] was.

Digitized by Google

Pyke sayde hys wyfe? Mary sayde he the great pyke that I sente home wyth the other fysshes, The good wyfe sayd that she had seene no pyke, I thynke that ye dreme, for heere is a great carpe, .ii. pykerels and .iiii. Bremes. Wyth other ryuer fysshes but as for the pyke, I haue not sene, why (sayd her husband) weene ye that I dreme? Than sayd the parson and the other gestes we beleue that is not so for ye be very suttell and deceytfull, Than sayde hys wyfe by my trouth, I suppose that he mocked wyth you, for I haue sene no pyke of al thys yere, and therfore I thinke that he had dremed of a pyke, Than sayd the goodman I promyse you it shal be[1] a dere pyke for you And so he tooke a staffe and wolde haue beaten hys wife, but hys gestes tooke hym from her with force *and* dyd as muche as they could, for to make the peace, *and* went from thence wyth the person for to make mery, And than his wyfe desyred one of the neyghbours (a yonge wedow) to dyne wyth her, and whan she was com to her she sayd, O my beloued neighbour I besech you doo one thyng for me. (28a) and I wyll rewarde you well therfore. Than sayde the wedow what soeuer please you I wyl be glad for to doo. Than sayde that woman, my husbande is maruelous hote vpon hys busines, for he hath troubled me so muche the nyght past, that I should not be able to abide it this night, and therfore I requyre you hartly that ye wyll doo so muche as to kepe my place to night, the whyche the wedow consented gladly. And so whan the good man had dyned he went pryuely *and* got him sum rods, whiche he layd at his beddes feete, for therwith he wold haue chastised his wyfe in the night as he was wont to doo, for she knoweth wel her husbandes minde, for he cam not home to supper, but abode so longe out tyl he thought that his wyfe were to bed. But she caused her neybour to vnclothe her *and* to kepe her place for her for that nyght and commaunded her that whan her husband cam home that she should not speke to him, and his wife put out al the fire that was in the house. And whan this was done she commaunded her neybour, that as soone as her husband dyd ryse in the morning that she shuld go her way home to her own hous which she did promyse so for to doo. And than went his good wife to the graye freres cloyster for to helpe to eate the good Pyke wyth the frere, like as she had sent hym worde[2], and for to fet her pardon, like as she was wonte to doo, and so made good chere and dronke the wyne merely wyth the frere. And so whan it was night her husbande came home and thought to haue lyght a candell, but he founde no fyre. He seing that went preuily to bed, and slept almost tyll it was day light, and than he arose preuely *and* tooke the rods *and* cast vp the clothes *and* did bete his neibour that the bloud ran downe of al sides. But his poore neybour durst not speke one word. And so at last (28b) he let her alone and went hys waye out. And than the poore wedowe (hys neyghboure[3]) arose vp and went her way home to her owne house at morning, and complaynyng of her mischaunce, and cursed her neyghbour, and the time that euer she came there. And in short tyme after cam his wife home from the freres, *and* cam in her chamber, *and* sawe that it was al to be strawed with the roddes, and saw that the shetes were al bloudy, *and* than she perceiued wel that her neyghbour had suffered penaunce. And incontinent she went *and* made chamber cleane, *and* made her bed *and* laid on a cleane payre of shetes *and* went to bed, *and* lay there tyl her husband came home, *and* whan that he cam in the chambre he founde his wife a bed fall a slepe *and* said, ha ladi wil ye not aryse yet why (said she) is it day I wist not that ye wer vp for I lay and dreamed, and that hath caused me for to lye so longe a bed, I beleue that ye dreamed of the Pyke, for I gaue you a good remembraunce therof. Than said

[1] sha be. [2] woroe. [3] nedghboure.

Digitized by Google

his wyfe, I haue no remembraunce of you nor of the Pyke, Than sayd he, is it al redy forgotten, how so said his wife, who should remember dreames. Than sayd her husband is that a dreame, for to bete a handful of roddes to peces vpon thy body, And also I wote well that the shetes wyl testify whether it be so or not. Than sayd his wife, I wote not what ye meane, but I wote wel that ye gaue me a frendly kysse to day morning and so left me sleping. Than sayd her husband, I maruayle of that, let me see the shetes, and than she shewed to hym the cleane shetes that she had layde newe vpon the bed, and shewed her naked body all hole and cleane, and so whan her husband saw that the shetes were cleane, and her body hole he wyst not what to say, and so he was ful of fantasyes and said of a truth (wyfe) I had went that I had beten you (29a) well to day mournynge, but I see well it is not so, and therfore I wote not what to say. Than sayd hys wyfe put that fantasyes out of your minde, for ye may se that ye haue not touched me, for ye haue dremed, lyke as ye dremed yesterday of the Pyke. Than sayde her husband Now I know well that ye sayd the truthe, and therefore I beseche you for the loue of God forgeue it me, for now I know wel that I sayd not the truth yesterday of the Pyke. And moste of all I am ashamed that I spoke so to you in the presence of the worshypfull men, *and* specyally in the presence of oure parson, and therfore I requyre thee forgeue it me. And than his wyfe sayde I forgiue you gladly, but I pray you be not so hasty another tyme. Than sayd he, My beloued wyfe it shall neuer be so more. And so what that he heard or saw after that: he thought all that he had dremed of it. And thus was the good man deceyued of hys wyfe, and thought that he had dremed of the Pyke. And she wente and made good chere wyth this frere, and euenynges and mornynges thei were together. And this marchaunt man was a litle Jalouse. And whan he spoke a worde to hys wyfe: Than sayde she peace foole thou dremest of the Pyke. And so thys Marchaunte was deceyued of hys wyfe in dede.

An olde deceyte doone in olde tyme.

(Vignette)

(29b) (Bild)

That tyme whan Dauyd was departed out of the worlde: than was Salomon his sonne made kyng of Israel in his fathers stede, *and* he put hys truste in phararo the king of Egipt and toke his doughter, and brought her into the Cytie of Dauid, Upon a time Salomon made sacrifice and offered to Gybeon a.M. Offerynges or sacryfices, that were burned, And than our lorde made reuelacion to him in his slepe and sayd. Aske what thou wilt, I shall geue it to thee. Than sayd Salomon, I am yet but yonge, and I know not my selfe whych is good or yll, *and* Salomon thy seruaunt requyreth of the wor- (30a) thy hert, that he may know this people, and vnderstand what is good and yl. Than sayd our lord for as much as ye haue not desyred longe lyfe, nor ryches nor youre enemyes euyl fare, but for a skylful perseueraunce: therfore I geue to thee accordyng to thy wordes and desyre, fyrst a skylful heart, in so muche that non like vnto thee hath not bene to fore thee, nor after thee shal none aryse that shal haue suche a wit as thou hast, And also I geue to thee that, that thou hast not desyred, that is ryches *and* honour, that there hath bene none amonge the kynges like vnto thee. And Salomon builded wel .xx. yere vpon the house of[1] god, *and* of the house of the kynge, and he had therto .lxx.m. laboryng men that bare the burthens, *and* .lxxx.M. workemen that layd stones and suche other officers and .iii.m. and .iii.c. rulers *and* ouerseers to gouerne the workemen. And the kyng Salomon was greater in riches *and* in wysdome than were al

[1] ef.

Digitized by Google

the kynges that were vpon earth, And all the people of the worlde desyred for to see Salomon, and for to heare of his wysedome that God had gyuen to hym, and euery man brought to him honourable gyftes, as golde. syluer, iewelis, and costely rayment, harneys, and sweet smelling herbes, *and* horses and mules. But Salomon loued wel outlandyshe women, as the doughter of Pharao, the Moabites, the Amonytes, and the Edomytes, the whyche the lord of Israel had forboden saying beware go not to them and let them not come to thee for of a .....[1] they wyl cause thee to bowe thy heart to theyr god And yet Salomon went to them wyth great loue. And he had .vii.L. women to his wyfes, and .iii.c. concubines, and his wyues caused him to apply his hert to straunge goddes, in so muche that his heart could not be whole with the lord god, as the hert of (30 b) his father Dauid was, And so Salomon and Amoche went to the god of gydon and to Meicon the god of the Amoytes, and he buylded a house Chamos the God of the Moabites, vpon the mount that lyeth before Jerusalem, and Moloch god of the Amonites, and Salomon caused all his outlandyshe wyues to offre frankensence to theyr god. And therfore god tooke wrathe vpon hym and departed his kyngdom. Now behold how the most wysest Salomon was deceiued of the women, *and* howe his hert was seperated from the lord God. Alas who may withstand the deceyte, the flateryng, *and* the weepyng of women.

(Bild)

(31a) A new deceyt doone of late at Danswyke in Pruyse.

Upon a tyme it fortuned in the worthy Cytye of Danswyke: that two yonge marchauntes went walkyng together towarde a place called artus gardeyn, whych stoode in the market place, *and* as they went walkyng: there came a yonge lusty fayre gentylwoman the whych met them, and her mayde wayting vpon her for they came from the churche, and so one of the yong men behelde this gentilwoman, and said, without aduysement to his companion, by my trouth there goeth a fayre woman by vs, yf that I might lye one nyght by her, I wold spend .l. nobles, the mayde (hearing that word) sayde vnto her mastres what one of those men sayth, one of the men that passeth by vs said to his companion that he wolde gyue .l. nobles that he myght lye one night wyth you, The wife turned and loked backewarde, and saw that he was a lusty yonge man, *and* said vnto her mayde, abyde a lytle tyl he be departed from hys felow, *and* than aske him if it please him to come to nyght to our house, he shal be welcome and yet for all that her husband was in the strete. The mayde dyd lyke as her mastres had commaunded her, and she wente vnto the yonge marchaunt whan he was departed fro his felow and sayd to him gentyl yonge man wyl ye yet abyde by the wordes that ye sayd whan the gentylwoman came by you? yes sayd the yonge marchaunt yet wil I abide bi my worde yf I may obtayne my purpose of that woman. Than sayd the mayde, if it please you to obtayne your purpose: than com to night to her house whan the clock hath smytten .vii. for it is the maner in Danswyke that the moste parte of all the marchaunte men haue supped (31b) at .vii. a clocke, and than they goe to Artus gerdeyn to drinke and there to take there recreacyon. and somtyme to make bargains with theyr marchandise, so that it is somtyme[2] late in the night ere that they com home. And thus went this gentilwomans husband to Artus gardeyn at .vii. of the clocke after supper, and than the yong marchaunt came home to the wife of the house, and she brought hym aboue in a fayre chamber, where she had arayed a costly bed after the goodlyest maner, and there they enbrased eche other with many a freendly

[1] Unleserlich. [2] fomtyme.

Digitized by Google

kys, and there was geuen the ernest peny vpon theyr marchaundyse. And in short tyme after the yonge man dyd gyue her the .l. nobles wherof she sente one of them for wyne and layde away the resydue of the money and kept it secretly, and than they dronke the wyne and made good chere, and one began to tother lyke as Uenus chyldren should doo, and so they wente to bed together, and there she tooke him in her armes with great loue: seking the floures of nature in the swete rose gardeyne: and in the meane whyle the mayde lay looking out at the window for a spye, wayting the commyng of her mayster, as her mastres had commaunded her. For she knew wel of the marchaundyse that was made betwene the marchaunt and her mastres. And so whan the clocke smote .xi. in the nyght: than came her mayster home, and incontinent the mayde perceyued hym and ran to her mastres, whyche by and by came downe and went to bed in her owne chambre, and whan her husband came to his chamber: hys wyfe lay and routed as thoughe she had ben fast aslepe, and so he put of hys clothes *and* went to bed to hys wyfe, and she spake in her slepe (as he thought) *and* sayd. alas husbande why doo ye awake me so hastely out of (32 a) my slepe I lay and slepte sweetly, ye sayd her husband, ye know well that I must come to bed, and so in shorte tyme after she longed for to haue bene aboue agayne, for to renue the good pastaunce, *and* so she found a subtyl meanes to begyle her husband and sayd, good husband I haue so great luste to slepe, that I wote not what to doo, and also I haue suche a rumblyng in my bely, that I must nedes goe to the preuy house, and I am afrayde that I should fall aslepe vpon the preuy, and than she arose vp from her husbande, and dyd set before the bed a basyn and a stycke in it, and sayde my beste beloued husband, yf that I fall a slepe vpon the preuy, I pray you than knocke vpon the basyn that I may with the noyse therof awake. And her husbande promysed her that he wolde doo her request, and than she went againe aboue where she was ioyfully receiued, for he thought it very longe tyl that she came and her husband had dronk wel in so muche, that incontynent he fel aslepe, and slept tyl in the mornynge at .iiii. a clocke, and than he starte out of his slepe *and* groped rounde about the bed: but he founde not his wyfe, of the whych he was a frayde *and* lept from the bed and smote vpon the basyn in so muche that incontinent his wyfe came running and made her complaint *and* sayd, alas good husband, I haue suffred very great coulde, for I haue sit al this night sleapyng there vpon the preuy and I drede sore that I shall get a greate sickenes after this colde. And so she went to bed to her husbande and lay there tyl it was fyue of the clocke in the mornyge. And than arose her husband for to goe heare masse and for to doo suche thinges as he had for to do. And whan that her husband was gone out, she wente incontynent aboue to her other louer, and there she re- (32 b) mayned tyl that the clocke smote .viii. for than it was lefull for them to aryse and to depart without the knowledge of any body sauyng only the mayde. And so it fortuned whan that they were departed this yong marchaunt wolde take his iourney toward his house, that was in the cytie of Lubeck in Saxon and tooke his horse *and* went thetherwardes. And vpon the same daye this womans husband rode out of the cytie of Danswyke towarde that citie of Lubecke *and* so whan that he had ryden a whyle vppon hys iourney: he looked vp and saw a horseman ride afore hym and whan that he had seene hym: he desyred gladly for to haue company, and rode the faster tyll that he had ouertaken the other man that rode afore hym, and so whan he had ouertaken him they rode together, and than the elder man sayde to the yonge marchaunt I pray you tel me some newes or els of youre chaunces for to shorte our way wythall. Than sayde the yonge marchaunt there is no chaunce fortuned to me and therfore I can tel none. Than sayde the marchaunt I haue maruayle of that, for in the cytie of

Digitized by Google

Danswyke the yonge marchaunt men get many straunge chaunces, for the marchauntes be comenly olde men, and haue for the moste parte yonge lusty wyfes the whyche haue more worke in their shoppes than theyr husbandes may wel awaye wyth all, in so muche that they borowe nowe and than a lofe of you or of suche other. Than sayd the marchaunt by cockes bones there is a prety chaunce fortuned to me of late of a Marchauntes wyfe, and so he vp and tolde him al the story of the woman and how it was brought to passe, and of the mayde, *and* of the basyn[1], lyke as is expressed afore, The good man heard him tell his tale and was not well contente therof in hys mynde (33 a) and thought in him selfe, that al those thynges were fortunate to hym selfe but he laught therwith. And whan that they had ryden a lytle forther: the marchaunt held styl with his horse, and sayd, alas it is wrong with me for I should ryde to Lubeck for money, *and* I haue forgotten my pryncipall oblygacyon that I should requyre my money wythall, *and* therfore I must nedes returne homewardes again, *and* if ye haue no great busines: I require you that ye wyll bere me companye to my house, and I wyll paye for your costes and for your horse, *and* make you the best chere that I can, Than sayd the yong marchaunt, if I can doo you any pleasure: I wil be glad to be at your commaundement. And so they tooke theyr iourney backwarde agayne and rode home and came in at the backsyde of the marchauntes house, and came in at the horsestable, so that the yong man knew nat the house, and than they went forth into the house, whereas they founde the good wyfe syttyng, the whych he beheld *and* knew wel in so muche that he was astonyed and sayde to hym selfe. Alas what haue I done, for it is not wel now, but if I had kept my teth before my tongue: than had I done wel but there is no remedy it is doone, *and* that that is sayd: cannot be called agayn, for it is said, and so must it be. And whan than they were with the wyfe, than sayd her husband, wife take money and go to market *and* bye vs some good meat, for I bryng here wyth me a good frende, the which I wyll make good chere to night. But god knoweth the wyfe was not wel content with that frende to com in such maner. But not withstandyng the wife must obey the commaundement of her husband. And whan it was nyght: the meat was redy, than the good man tooke hys gest and set them downe at the table, and there thei were (33 b) well but the wyfe went about the house and came not to supper, in so muche that her husbande was amoued with her and bad her that she shoulde come and syt by hym, the whych she did at the last, *and* was sore ashamed. The good man made his geast the best chere that he could: and dronke eche to other plenty of wyne. And so whan that the supper was doone and the meat taken from the table: than he commaunded hys seruaunt and one of the maydens to depart out of the chambre, and the other mayde that knewe of the bargaine: remayned styll in the chambre, and than he caused the chamber doore to be locked, and sayd with a loude voyce, Is here no honesty? for he that byteth hys nose of, shameth hys face, and so it is wyth me, for yf I shame my wife: I shame my selfe. And than he sayd to his wyfe. My wyfe ye be to costly for to be my wyfe yf ye can wyn one night .l. nobles: for than wolde I hastely or in short tyme spend al my goodes. The wyfe sayd that it was not trew, than was her husband angri and said. Go thy wayes and fetche me hether the money, for God hath sent me ynoughe *and* also I wyl haue no suche money in my house. Than the wife went with a moued mynde, and did fetche the money and layd it tofore her husband vpon the table, and he tooke it and told it, and there was .xlix. nobles. And than he demaunded the yong man sayinge, is thys thy money? no sayd the yong man but it was once my money. Than

[1] bason.

Digitized by Google

said his hoste, put it in thy purse. Than the hoste had yet some syluer money that was remayning of the noble, that was chaunged for the wyne. And than sayd the host, yet not withstanding that labour must be payd, what shal I geue thy wife for her labour? Than sayd the yong man mine host, that I put to your good iudgement. Than sayd the hoste, she shal (34 a) haue for her parte a payre of shewes *and* a payre of Slippers, and the mayde that kept the watche shall haue a payre of slippers, and the mynstrell that playde vpon the basyn at the fockynge[1] shal haue for hys parte a pot of wyne, And so the host gaue eche his money the whiche they must receyue. And than John John the hoste that was mynstrell gaue hys parte fyrst of all and sente for the wyne and dronke and made good chere, and that that yet remayned of hys moneye: he gaue it agayne to the yonge man and said, holde take and make good chere therwyth to nyght, and goe to morowe where it please you, I requyre you that ye come here no more. And yf ye haue founde anye good fortune: I praye you be secret of your tounge and make no wordes of it for that that is doone: must so remayne for there is none other remedy. And so the yonge man rode the next mornynge hys waye and was very glad of hys chaunce. Now ye maye see what that women can brewe. Now beholde ye ryche men of great power, *and* also yonge men the whych haue taken vpon you great busines *and* take good hede hardely of false and subtle women. But alas who is it that can take hede? for scripture sayth that a man shal seldom fynde an honest woman. For there standeth wrytten. Mulierem fortem quis inueniet? procul hic, i. e. who is that that may fynde a strong honest woman or a substancyall honest woman, farre from hence or at the ende of the worlde. Thus euery man that wyl be sure: he may abstaine the face of women and the conuersacyon, theyr conpany, and beyng wyth them.

An olde deceyte doone of olde tyme.

(34 b) (Bild)

The seruauntes of Herode were sente forthe: and haue taken saynt John *and* brought him to that gayle *and* there set him fast in pryson for Herodias seke. And Herodias layde agaynst him many thinges *and* wold haue beheded him, but they coulde not brynge it to passe, and Herod drad John, for he knew wel that he was a Prophete and a holy man, and tooke great heed to him and was obedient to him in many causes, and also he herd him gladlye. And so it fortuned vpon a day that he made[2] a great supper for his gentyles *and* principal states of Galyle. Than cam in the doughter of Herodyas *and* daunced of the whiche kynge Herode and they that were at hys table tooke great pleasure therin. And incontinent said (35 a) kyng Herode to Herodias doughter and sayd, desyre of me what it please you and I wyl giue it you. and with that he swore an othe *and* sayd, what soeuer that ye wyll desyre: I wyll geue it you, ye to halfe my realme to, than sayd her mother to her, desyre and aske the head of John baptyst And than incontinent she went to the kyng, in great hast, and sayd, I wyl that ye geue to me incontynent the hed of John baptyst in a platter Than was the kyng very sorowfull and so for hys othe sake, *and* for the company that were at his table: he wolde not that she should desyre in vayne but gaue to her her desyre, And incontinent the kyng sent the hangman to the pryson. and caused him to hed John baptyst *and* so brought the hed in a platter and gaue it the doughter, and the doughter gaue it forthwyth to her mother, Now behold how that the holy prophet John baptyst lost his hed *and* lyfe thorow the cause *and* falshed of the mischeuous woman Herodias Beholde what myschyef and what maruaylous thynges that women can bryng to passe,

[1] Handschriftlich unterstrichen. [2] madi.

Digitized by Google

A new deceyte doone of late of a Jalowsy man that wolde not very well trust hys wyfe.

(Vignette)

(35 b) There was in Italy a well learned man the which had a fayre yonge floure to hys wyfe. This man had for the moste parte red all the practyces of the women how that they were wont to deceyue their husbandes and therfore he wolde not well trust hys wyfe, and also he thought that he wolde take good heed, and to be wel ware that he wolde not be deceyued with suche deceyte and that perchaunce that his wyfe would spyn yl yarne like as many wiues had serued their husbandes before And so he abode in his ialousy wel .iii. or .iiii. yere in so much that his wyfe myght neuer be out of his presence but al wayes she must be by hym, without that she went to the churche for to here masse, *and* incontynent to come home agayne. And alwayes whan she went to church she had an olde woman bi her, as it is the maner in Italy, the whiche tooke heed to her. And so it fortuned vppon a tyme that a yonge lustye man harde tell of the rule and how that the fayre gentyl woman was troublede of her husbande with the fore named ialousy, And so yt fortuned vpon a tyme that thys yonge lusty man came and met with this fayre gentylwoman, and spake to her secretly saying or tellynge to her his good wyll and intent and made his complaint with heuy sighes to her that she maryed suche a Jalouse man. And he sayde to her that he loued her aboue all the women that were in the worlde, and shewed her what that he wold doo for her loue, and sayd yf that it pleased you I wyl write it to you in a letter, for because that I may talke no lenger with you, yf I wyst that my symple seruyce that cometh out of a good free hart should not be disdained nor put besyde but accepted and that my labour be not spente in vayne, and that my hande be not ydle occupyed. And (36 a) whan the gentilwoman heard these wordes of the yonge gentylman and marked them well how that they were made with a good wyl and wyth greate desyre. And for because that that olde trotte stode so nygh by her: she gaue the yonge man no good[1] answere nor yet no louynge token, but she was contente *and* desyred wyth good heart and mynde for to see the letter *and* for to rede it. Than the yonge man tooke hys leue wyth a good chere for the fayre gentylwoman gaue hym a freendly farewell. And so whan he was departed the olde trotte that stoode behynde her, demaunded what he wolde wyth her: Than answered her mastres and said he brought me tidinges of my mother, of the whyche I am very glad, for she is yet in good health and is mery thanked be god. And so they went homewarde, And the next day whan the gentyl woman went to churche: her louer came and met wyth her and had made a freendlye and a louynge letter the whyche he put preuely in her hande that the olde trotte knew nothing therof, And whan she was secretly alone: she opened the letter and dyd rede howe depelye that he was taken in the loue of her and wythout that she wolde shewe grace to hym: he shoulde suffre death, and desyred her hertely that it might remayne secretly, and that his loue might growe in her like as the loue of her dyd growe in hym. And whan the gentyll woman had red his letter: she tooke compassyon vpon hym for her herte brenned in the loue of hym, and wolde gladly haue spoken with him, to the ende that his loue should not haue ben vnrewarded, but she was so sharply watched that she could not speake to hym, for she might not go one foot out of her house, but whan that she went unto churche and than had she an olde totheles whore that (36 b) tooke hede to her and neuer went from her. This yonge man the next daye dyd clothe hym in an other raymente and came

[1] goood.

Digitized by Google

and met wyth the gentylwoman the whyche knew him wel, and she passed so nygh by him: that she tooke hym her letter in his hand so priuely that no body sawe it, and he louingly receiued it and dylygently rede it, in the whiche he founde whole contracte and compacte in so muche that they lacked nothinge but time *and* place And so he was very glad of the confortable letter that he had of her. And so he wente to a good frende of hys whyche dwelt in the way as she went to churchward, and shewed her all the bondage of his heart how he was set in the loue of her, desyrynge her that she wolde helpe hym in hys cause, and in tyme commynge for to doo as muche for her gayne, *and* so she promysed hym for to helpe hym as muche lay in her power for to doo, whan he hearde that: he thanked her and sayd be ye content that I may speake priuely with her in your house? yea said the wyfe, speake wyth her as longe as it pleaseth you if it please her for to come in my house, for I wyll be gladde for to shewe all the pleasure that I can. Than was the yonge very glad and wrote a letter to his louer in whyche letter was conteyned this folowing. O my most fayrest and gracious louer *and* comfort of my heart, the hope of my intent *and* mynde, the whyche hath so strongly caught my heart in the snare of your loue, for ye be among all women the most gracious the most comliest and one that nature hath not forgotten, please it you to wytte howe that I your worthy seruaunt haue a secrete freend the whiche knoweth you well. And so she knoweth what a foule vyllayne that ye haue to youre husband she dwelleth in the way as ye goe to churchwarde (37a) and wyth your licence I wil be there in the one formere chambers in straunge clothes that no body shal know me, *and* I wil haue by me a kettell of water mingled with ashes *and* whan that ye come therby, I wil pore it vpon your clothes And whan ye be thus fouled? ye shall take it scornefully, and go into the house for to make you clene, *and* than ye shal sende your keper home for other rayment, and in the meane season we wil talke together of our loue, whan she had red thys letter: she wrote to him againe that she was content with al such thinges as he had written to her. And the next day as she should go to that churchwarde: her typet, her raile, her gowne, *and* al her clothes were al arayed with asshes *and* water, and than was this gentilwoman angry and sore amoued, *and* so went into that house as yf she had bene ashamed, but it was but her countenaunce, and than her keper tooke a knife *and* scraped her gowne, as he thought it best. Than sayd the gentyl woman (no no) let it alone for we doo labour in vaine, for it wil not be incontinent cleane. And therfore seynge there is no remedy: run quyckly home *and* fetche me another gowne: a typet, and a raile, *and* come quickly agayn, that we lese not our masse. And thus is the olde trotte gon home for other clothes, and incontinent that gentyl woman went aboue to her swete hert, of the whiche she was louingly receyued, and kissed her sweetly, and louingly embraced eche other and there was loue by loue, *and* there loue spake to loue a longe tyme together. And whan her keper came home whythout her maistres: than her mayster demaunded of her where she had left his wyfe. Than sayde the olde trot gentyl mayster we haue had a greate mysfortune, and so she vp *and* tolde him all that was fortuned: and therfore I cam for another gowne, *and* for another typpet for (37b) my mastres is ashamed for to goo so in the strete. Than sayd her mayster is it of a truthe? her keper sayde syr it is as I haue shewed you. Than sayde her mayster goo to thy mastres, for I know well what it is. For I haue redde of muche deceyte, myschefe and manye subtil wayes that women haue to begyle their husbandes wythal, but thys subtyl meanes I neuer saw nor red afore this tyme. And therfore he fel in gret melancholy and dyed in short tyme after, for because that he had studied so longe in vayne and for because that he was so falselye deceyued and by

Digitized by Google

such subtyll meanes. And therfore euery man take heede to his wyfe and beware of deceytfulnes.

(Bild)

(38a) An olde deceyte doone in olde tyme.

The stronge and worthy Hercules was ouercome in all hys power and strength throughe the loue of a yonge maide, the fayre Yole that kynges doughter of Calidony in the whiche the worthiest of the worlde could not ouercom *and* bryng him to shame. This kyng her father had promysed Hercules that hys doughter Yole should be hys wyfe, the whyche in short tyme after he repented, of the whyche Hercules was very wroth, and tooke warre agaynst the kyng and ouercame hym, and tooke all the countrey with the fayre yole the whych he so entyrely loued. But yole the whyche thought more vpon the death of her father than on the loue of Hercules vnder a colour of false loue and with subtil meanes smylyng and with flatteryng wordes: hath drawen Hercules to such great loue, that she caused him for to do what it pleased her and so she hath caused hym for to do lay away his yron staffe, wherwith he was wont for to rule the stronge monsters and beastes wythall. She caused hym for to lay away the lyons skynne and caused him to be clothed with soft clothes of sylke, she caused hym for to were a crowne of rosemary vpon his head, and golden rynges vpon his fyngers, his rough here was kembed and after the best maner trymmed, *and* set a crowne vpon his hed and other costly ornamentes suche as the maydens and women dyd were. She caused hys roughe berde to be anoynted with costlye oyle of Cypres, Thys yole was well seene in deceite *and* thought in her selfe that it was more laudable to deceiue such a grosse stronge man wyth aduoutry, than to kyl hym wyth the sworde of myschyef, and so to reuenge her fathers death (38b) yet to the dishonour of the worthy Hercules, she caused hym for to gyue hym selfe to womens busynes and ydlenes, in so muche that he went and sate among the women and tolde ryddels and fortunes as the chyldren did, and sate and spon yarne at the dystaffe as the women dyd. Now beholde how the worthy Hercules is brought to femynyne workes thorough the deceyt of yole to his vtter confusyon, the whych was wont to be so manly in all his feates. Now beholde, what myschyefe, what maruayles and what folyshnes that the false and subtil women can brynge to passe, yea that semeth vnpossyble for to be, that can they doo and bryng to passe.

(Bild)

(39a) A new deceyte doone of late.

In the Ereledom of Henegou dwelt a riche marchaunt the which had a fayre honeste yonge woman to hys wyfe, which marchaunt was most part from home for because of his marchaundyse, the whiche is not good for yonge women, for women be nyce and slypper, *and* specyally whan they seldome see that they loue, for than lightly turneth[1] there minde. Like as it fortuned wyth this marchauntes wyfe, for the long beyng forth of her husbande was the cause that her hert was set a fyre in the loue of an other yonge man, with the which she had had longe her pastyme secretly. And this marchaunte had an vncle the which dwelt ouer agaynst him, and saw euery night whan the marchaunt was out of towne an other came to his house and sawe him goo oute in the mornynge agayne. And so when his vncle had seene thys manye tymes, he wente and shewed the marchant what rule that his wyfe kept whan he was from home aboute hys profyt,

[1] truneth.

Digitized by Google

for whan he rode in colde and in rayne, his wyfe laye wyth an other yonge man dalieng in the bed, Whan the marchaunt heard of this, he was not wel contente and so it fortuned vpon a time the marchaunt was at home and shortly made him redy and caused his horse to be sadled, and sayd that he wolde ride a greate iourney, and that it wolde be longe ere that he came agayne, *and* soo he gaue his wife charge of his house, and that she should se that all thinges were wel and in good order. And in the mornyng erly the marchaunt tooke hys iourney and rode forthe and in the euening whan it was somwhat darke he came home into the citie agayne and set his horse in a stable by and by, and than came to his vncles house for (39 b) to know the trouth, and for to watche the wower to whome his wyfe had sende worde that her husband was oute of the towne. And whan that the clocke had smytten .ix. the yonge man cam walkyng vp *and* downe before the marchauntes house, waiting[1] if there came any body to the doore, and so the yonge man wente walkynge vp *and* downe to *and* fro .ii. or .iii. tymes before the marchauntes house. The marchaunt seing that, boldly went forth on his vnckles house and came to the yong man *and* sayd, My mastres sayd that ye shal go with me here behynd in the barne *and* there ye shal abyde for a season, for perchaunce that our mayster come agayne, *and* so he tooke the yong man *and* brought him preuely to the barne and locked the doore fast that he coulde not come out. And than he went out at the bake side and came home agayn to his vncles house, and said that mouse is in the trap what is now beste to be doone? Than saide his vncles wife, go and fetche her frendes, that they may see what an honest wife that ye haue. And then the marchaunt went and fet his wiues father and mother *and* her two brothers and two of her systers, *and* caused them al for to come to his vncles house, *and* there he shewed vnto them what a false hore that he had to his wife *and* how that he hadde locked her wower in the barne that he could not come out, and there desyred her freendes that they wolde helpe to kyll the false knaue, the whiche they all together that were present promised for to doo. And the meane whyle that the marchaunt went for to get her freendes together, the gentylwoman his wife wente oute and walked too and fro, for to looke for her louer and so as she wente vp and downe, she came tofore the barne vnknowen to her that her louer was there, and whan that he hearde that here (40 a) was one about the barne, he encouraged hym selfe and sayde, who is there? the gentylwoman (his wyfe) beinge al afrayde answered *and* sayd I am here your louer, howe cam ye hether? The yongman sayd, your seruaunt brought me hether, *and* sayd that ye sayd that I should tary here, for perchaunce that your husband should come to night agayn. Alas sayd his wife, that is not so, I am a frayd it hath bene my husband. Than sayd the yongeman, let me out or els I wyll breke the barne. Than sayd the gentilman I require ye do not so, for than were I vtterly dishonested *and* vtterly shamed for euer, *and* she could not let him out for she had not the key, *and* so she went shortly into the house *and* there she founde a bundel of olde keyes, *and* amonge the same keyes she founde a key that opened the barne dore, *and* so she let out her louer, *and* in the same barne she went and set an asse for to saue her honesty, *and* than locked the barne fast agayne, *and* wyth a kysse they departed from thens *and* went to his rest And whan that all her freendes were assembled in hys vncles house than they toke wyth them burnynge torches and other lyghtes, and so thei came before the marchauntes doore wyth halberdes *and* swordes and knocked at the doore, *and* incontinent the gentylwoman let them in *and* maruayled greatly and sayd, O my freend, what meneth this that ye come so

[1] wating.

Digitized by Google

late here by night. And incontinent the marchaunt her husband tooke his fist and beate her that her nose and mouth ran a bloud, *and* said thou whore thou shalt knowe anon wherfore. And so forth they went al together to the barne and there they stoode wyth halberdes and naked swordes for to kyll the yonge man withall. And the marchaunt sayde to his wyfe vnlocke the barne. The gentylwoman sayd, I neuer had the key, the key hath euermore ben with your keyes. And than he fet hys (40b) keyes *and* vnlocked the barne. And whan the asse saw all the light: he cryed very dredfully, in so much that they wer afrayde, *and* saw that it was an asse that stoode there of the whiche the frendes were sore amoued and sayd, ye art a foule knaue *and* a ribalde *and* a dishonester of women *and* fals lieng traytour, and yf he had not ron away: her two systers wolde haue killed him. And the marchaunt seyng that was whole ashamed *and* wist not what to say, but sought for grace and mercy. And so after that: they ledde theyr life in peace and concorde, And the betrayer was euer more hated *and* so if one see *and* know any suche thinges, let him holde hys peace *and* be styl, *and* let goddes water go ouer goddes lande and than ye shall haue no mysse thanke.

The conclusyon.

I should haue wrytten much more of the deceite of women, for there was ye without number in the penne And for bycause that it should not be to tedyous for the reder, and that the women should not be discontent, and also it is agaynst my owne harte, for the conuersacion of the women is so swete, so louely and so delectable to beholde, for without women may none be full made, further, there as is no women is none made. Also besyde that (as we finde wrytten) the face and beauty of the women kyndeleth the hart of man. Therfore all ye good honest women, and vyrgins be not myscontent, for that I haue wrytten heere is of the vntrew and noughty harlots, the whych seeke nothing but good chere, and concupyscence of the fleshe, the whych is the way to hel, from the whiche our mercyful lorde Jesu Christ defende vs. Amen.

FINIS.

Imprynted at London in Paules Churcheyarde at the sygne of the Lambe, by Abraham Uele.

Digitized by Google

Ibo.

Victor Hugo, *Les Contemplations* VI. II.

Von Arthur Franz.

(Schluß. S. Archiv, Bd. 155, S. 211 ff.)

Die Geschichte des ersten Kernes (Vers 1—20) und seiner Erweiterungen (Folio 358) ist wesentlich weniger kompliziert.

Auch hier war am Seitenschluß, wie bei Folio 359, nur deutlicher erkennbar, nach Vers 20 noch etwas Platz freigeblieben. Dieser wurde mit einer steigernden rhetorischen Variante der bisher letzten Strophe (Vers 17—20) gefüllt (Vers 29—32). Die Steigerung beruht auf einem Kontrast von *toi* und *vous*, der seit dem berühmten Kontrast *vous: toi* in *Les feuilles d'automne* 22 bewährt war. Dort hatten die beiden Strophenabschlüsse geheißen:

Pour un regard de vous! ... Pour un baiser de toi!

Hier ist der Kontrast rationaler und weniger poetisch; denn in Strophe 17—20 handelt es sich um ein Ziel der menschlichen Bemühung, die Gerechtigkeit, das allerdings den Inhalt der *'lois éternelles'* von Vers 9 nicht erschöpft; in der Strophe 29—32 um mehrere Parallelideale: *Foi, droit, liberté.* Die Mehrheit dieser Begriffe ist also formal bedingt. Sie stellen inhaltlich Füllgut dar, ebenso wie die Appositionen, die ihnen beigegeben werden. Sie klingen, wie das bei Erweiterungsversen sehr oft der Fall ist, an Stellen der schon vorher vorhandenen Verse an; so Vers 29: *Foi, ceinte d'un cercle d'étoiles* an das Hell und Dunkel von Vers 3—4, 9—10 und 12—13; so Vers 31: *J'irai, liberté qui te voiles,* an das bedeckende Tuch von Vers 7—9. Die Strophe 29—32 lautet:

Foi, ceinte d'un cercle d'étoiles,
Droit, bien de tous,
J'irai, liberté qui te voiles,
J'irai vers vous!

Nachträglich wurde nun diese Idealhäufung noch um zwei Strophen erweitert (21—28), die an der Seite beigeschrieben sind. Diese Erweiterung wurde wie gewöhnlich vor der ersten Zusatzstrophe (Vers 29—32) eingefügt, weil der Tiradenschluß ja gegeben war (Vers 32). Der poetische Wert solcher Idealtiraden ist architektonischer Natur. Es wird erreicht, daß die Steigerung durch die Gegenüberstellung eines einstrophigen (Vers 17—20) und eines dreistrophigen Gliedes (Vers 21—32) zum Ausdruck kommt, der poetische Parallelismus aber dadurch, daß der vierstrophigen Frageperiode (Vers 1—16) eine vierstrophige Zuversichtsperiode entspricht. Wie

Digitized by Google

in einem Bauwerk ist in einem so gebauten Gedichtteil die dynamische Form der wesentliche künstlerische Inhalt.

Was die in solchen Tiraden verwendeten Ideen betrifft, so haben sie nur den Wert von Baumaterial. Gewiß wird der Bau um so schöner sein, je edleres Material dazu verwendet wird, aber die eigentliche dichterische Kunst können wir in einem Dichtwerk nicht nur nach ihm beurteilen, ebensowenig wie wir die Architektur in einem Bauwerk nur nach dem Material werten. Unser Gedicht ist wegen dieser architektonischen Kunst poetisch wirkungsvoll, nicht nur wegen der immer gerühmten eindringlichen Versform. Die Ideen unserer Idealreihe sind vag und nicht scharf voneinander abgehoben, wie Lanson (zitiert bei Vianey S. 182 und 185) zeigt; er hat mit dieser Kritik zweifellos recht. Die Ideen sind aber nicht sinnlos; deshalb hat Guyau (zitiert ebenda) mit seiner Entgegnung ebenfalls recht. Man kann, wenn man will, das Gedicht als eine Gedankenfolge von Idealen analysieren, und diese Werte hervorheben und ohne allzu große Widersprüche miteinander systematisch in Verbindung setzen. Aber diese Gedanken sind hier nicht der Gegenstand der poetischen Schöpfung; sie werden nicht poetisch geboren, sondern sie sind da, fertig, auswechselbar, und sie werden nur eingebaut. Weil die genannten Kritiker also einen heterogenen Maßstab für die Beurteilung angelegt und die architektonischen Spannungsverhältnisse vernachlässigt haben, haben sie beide unrecht.

Die zwei Varianten dieser ersten Manuskriptseite (Folio 358) zeigen deutlich, wie leicht die Ideen auswechselbar sind, wie wenig es also auf ihren Inhalt ankommt. Vers 6 hieß erst: *muet, béni.* Das bezieht sich auf die unergründliche Unendlichkeit, die einem Heiligtum verglichen wird. Die Unendlichkeit spricht nicht zu uns. Das ist ein durchaus übliches Bild. Es wird in dieser Zeit vom Dichter, in der er sich mit den sprechenden Tischen beschäftigt, sehr oft variiert; z. B. Lég. XIX 83:

... pourquoi l'infini, ce silence?
Pourquoi l'univers, ce muet?

béni ist ein ebenso häufiges, hier durch *sanctuaire* ausgelöstes, wenn auch einem anderen Gedankreis entnommenes Bild, auf das es hier nicht ankommt. (Vgl. Lég. XIX 495: *Nous bénissons quand nous souffrons*). Da die beiden Adjektive aufeinanderprallen, was durch eine Verbindung durch *et* vermieden wird, so wird der Vers verschönt, indem unbedenklich das einsilbige *sourd,* als sein Bruder, an Stelle von *muet* gesetzt wird. Der Vers lautet nun: *sourd et béni.* Nun versteht man zwar den Gedanken erst recht nicht, denn die Unendlichkeit ist nicht als taub, sondern als stumm verwendet. Aber warum soll die Unendlichkeit nicht taub sein? Man liest darüber hinweg, weil an dieser architektonischen Stelle (dem Reim

Digitized by Google

zu *infini*) sowieso eine Fülle gebraucht wird, und man empfindet die Strophe als schön.

Vers 13 und 14 hieß es von den ewigen Gesetzen der Wahrheit erst:

13 *Pourquoi vous cachez-vous dans l'ombre*
Où l'esprit fond?

Das erinnert an die auf derselben Folioseite (siehe oben) stehende Korrektur der früheren Lesart von V. XVI 343 aus: *sur la terre, où la vie et l'être se défont* zu: *sur la terre où la chair avec l'esprit se fond.* Dort werden also zwei Homonymen ganz verschiedenen Inhalts im Reim miteinander getauscht. An unserer Stelle ist die Änderungsart ähnlich. Vers 14 wird zuerst korrigiert in: *où l'espoir fond.* Das heißt, ein Wort, das zwar ähnlich klingt wie *esprit,* das aber etwas ganz anderes bedeutet, tritt an seine Stelle. Das hier verworfene Wort *esprit* wird dann wieder als Abfall in ähnlichem Zusammenhang bei einer Zusatzstrophe verwendet und erscheint dort in dem überraschenden Kontrast der Verse 95—96 (erste Fassung):

Et si ces lois sont le mystère
L'homme est l'esprit.

Mit dem Reimwort *fond* von Vers 14 unserer Stelle war offenbar kein passender Sinn zu verbinden, trotz der Geschmeidigkeit Victor Hugoscher Sinnassoziationen; da ein reicher Reim zu *profond* von Vers 16 nötig war, wird schließlich die folgende farblose Lösung der Schwierigkeit gewählt:

V. 14 *qui nous confond.*

Die Beeinflussung des Sinnes durch den Reim läßt sich auf Grund der Varianten jetzt viel zuverlässiger studieren als früher; der Reimzwang ist besonders deutlich in den Fällen nachweisbar, in denen, wie hier, reiche Reime gebraucht werden. Wenn man die Reime unseres Gedichts durchsieht, so läßt sich die Wirkung des Reinzwangs zwar oft vermuten, da sehr viele reiche Reime verwendet werden, aber nur in dem besprochenen Falle durch Korrekturen exakt nachweisen. Es ergibt sich aber noch ein anderes Resultat.

In Kern I und Kern III ist in allen Strophen wenigstens ein Reimpaar durch reichen Reim gebunden, in den ersten zwei Strophen (Vers 1—8) sogar beide Reimpaare; ebenso in der letzten Strophe (Vers 129—132). Durch diese Stellung ist die Verwendung des reichen Reims als absichtliches Kunstmittel bewiesen. Dagegen gilt diese Bindungsart für Kern II nicht. Hier wird sie nur gelegentlich verwendet. Dadurch wird die Annahme, daß Kern II ursprünglicher ist als Kern I und III, die sich mir aus der Analogie mit der Genese anderer Gedichte aufdrängte, fast zur Gewißheit erhoben. Die Erweiterungen schließen sich im wesentlichen dem

Digitized by Google

Reimprinzip der Kerne an. Nur je eine Strophe macht auf Folio 358 (Erweiterung von Kern I) und auf Folio 360 (Erweiterung von Kern III) eine Ausnahme. Strophe 29—32, die sekundäre Abschlußstrophe auf Folio 358, zeigt keinen reichen Reim und enthält dadurch einen Abschlußkontrast; Strophe 101—104 ist die einzige Strophe des Gedichts, in der Victor Hugo sich Dichter nennt, während sonst die dichterische Begeisterung stets bildlich umschrieben ist. Diese Strophe durfte auch in der Reimbindung herausfallen.

Nun ist noch die Geschichte von Kern III (Folio 361) zu behandeln. Dieser Kern bestand, wie gesagt, aus den drei Strophen 117—120, 121—124, 129—132. Sein Gedanke ist: Ich werde das heilige Ziel trotz der Schwierigkeiten erreichen. Der Gedanke steht nicht da. Wir entnehmen ihn einer Bildreihe, die den eigentlichen Inhalt dieser Verse ausmacht. Das erste Bild (Vers 117—118) greift auf Vers 13 und auf Vers 2 des ersten Kernes zurück; die folgenden Bilder setzen Kern II (Vers 72) unmittelbar fort, da Vers 119: *Dans vos flammes et dans vos ondes* die Verse 71: *Doit faire comme Prométhée* und Vers 70: *Sombre océan* aufnimmt. Die erste Strophe dieses Blattes (Vers 117—120) dient also der Verknüpfung des ersten und zweiten Kernes mit dem dritten Kern zu der Steigerung: *j'irai* (32), *je monterai* (Vers 60), *je passerai* (Vers 120). Sie lautete ursprünglich:

117 *Pourquoi vous cacher, lois profondes?*
Rien n'est muré.
Dans vos flammes et dans vos endes
120 *Je passerai.*

Die Beziehung zu den hier anklingenden Versen ist eine bildsummierende, keine gedankliche. Denn wenn man genauer analysiert — und das ist hier nötig, um einer typischen Inspirationsfolge Victor Hugos auf die Spur zu kommen, nicht etwa, um das Gedicht besser zu 'verstehen' oder richtiger zu 'genießen' — so ergibt sich folgender Vorstellungsverlauf. Vers 113 nimmt Teile von Vers 9 und 13 wörtlich auf. Dort sind die ewigen Gesetze (als etwas Helles) im undurchdringlichen Dunkel verborgen. Hier (Vers 117) muß man sich nach dem Zusammenhang vorstellen, daß die Flammen und die Wogen, die zu diesen Gesetzen gehören, sie schützend umgeben, wie in einer Feuerburg und einem Wasserschloß; und es kommt darauf an, diese Schutzwälle zu durchschreiten. Vers 118 gehört zu Vers 2, dem Vergleich der Unerforschlichkeit mit einer Stahlmauer. Hier, Vers 118, soll offenbar gemeint sein, daß diese Mauer keine hindernde Kraft hat, da man sie übersteigen kann. Aber die Negation ist anders gewendet. Die Mauer ist nicht da; es gibt überhaupt keine Mauern: *rien n'est muré.* Vers 119 koppelt zwei

Digitized by Google

Bilder, die aus den Versen 70 und 71 stammen, welche, wie gesagt, ursprünglich unmittelbar vorausgingen. Diese vorausgehenden Verse 69—71 lauten:

L'homme, en cette période agitée,
Sombre océan,
Doit faire comme Prométhée ...

Hier wird also die Welt, in der der Mensch lebt, mit einem finsteren Meere verglichen; der Mensch soll sich die Flamme erwerben. Flamme und Meer gehören also durchaus nicht zusammen, es sind keine parallelen Bilder. In Vers 119 aber sind sie zu parallelen Bildern zusammengerückt; beides sind schützende Wälle der *lois profondes* geworden. Vers 119 lautet:

Dans vos flammes et dans vos ondes
Je passerai.

Ein solcher Umwandlungsvorgang wäre unmöglich, wenn es sich in derartigen Fällen um volle und scharfe poetische Bilder handelte. Ein wirkliches Eigenleben aber haben solche Bilder nicht, dazu stehen sie viel zu dicht. Sie sind vielmehr Architekturornamente, die nur ein Teilleben — das ihrer rhetorischen und stimmungsmäßigen Komponenten — führen, und die deshalb als Bauglieder bequem in den poetischen Bau eingefügt werden können.

Zum Schluß dieser Analyse mag noch auf den Chiasmus der Herübernahmen hingewiesen werden, weil es sich dabei um eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung handelt. Die Vorstellungsfolge: Verbergen, Mauer (Vers 117—118), ist umgekehrt wie die im ersten Kern (Vers 12 und 2); ebenso ist die Reihenfolge in Vers 119: Flammen und Wogen der von Vers 70—71 entgegengesetzt.

Damit ist nur die Entstehung der Strophe 117—120 analysiert; noch nicht, wie wir gleich sehen werden, ihr jetziger Sinn. Der jetzige Sinn hat sich, wie die Korrekturen beweisen, erst nachträglich ergeben. Um das zu zeigen, muß ich in der Analyse der ursprünglichen Form des III. Kernes fortfahren (Vers 121—124, 129—132).

Vers 121 schließt sich an 117 an. Er deutet auf die eine Lösung des Welträtsels, die schon zum Gemeinplatz geworden war, nämlich auf das liebevolle Studium der Natur. Das ist *'la grande Bible'*. Parallelen (wie III, VIII) sind häufig. Der Zusammenhang, in den der Begriff der Lösung durch das Wort Gottes mit Vers 119 *(flammes et ondes)* kurze Zeit vorher vom Dichter gebracht worden war, ist in VI, VI so formuliert (erste Lesung):

Vers 644 *Le mot. c'est Dieu. ...*
Il tremble dans la flamme; onde, il coule en tes fleuves,
Il fume dans le sang.

Digitized by Google

Mit Vers 122 begann ein neues Bild, das vom heiligen (Vers 130) und schrecklichen (Vers 125) Zelt Jehovas, mit dem Zugang zum Allerheiligsten (Vers 129). Da dieses Bild für das Entdecken des Weltgeheimnisses, des Unbekannten verwendet wird, kreuzen sich die beiden Vorstellungen und verbinden sich zu einer, was, in einer für Hugo typischen Weise (vgl. die Korrektur V. 93), durch grammatische Abhängigkeit des Inhalts vom Bild ausgedrückt wird:

123 *Dans le tabernacle terrible*
De l'inconnu.

Hierauf reimt sich *nu,* eine Übersteigerung des dazugehörigen Begriffes 'barfuß'. Der Schluß (Vers 132) war ursprünglich eine Geste des Triumphs. Sie schloß die Reihe der Steigerungen: *j'irai, je monterai, je passerai* durch *je rugirai* ab: Ich will gehen, um das Geheimnis zu finden, aufsteigen, über die Hindernisse wegkommen, und dann werde ich brüllen, lauter als der Donner:

Vers 131 *Et, si vous aboyez, tonnerres,*
Je rugirai.

Diese Steigerung war ein erprobter Effekt, seit den Versen aus Napoléon II (Chants du Crépuscule V):

25 *Et lui! L'orgueil gonflait sa puissante poitrine;*
— — — — — — — — — — — — —
33 *Eperdu, l'oeil fixé sur quiconque était roi,*
Comme un aigle arrivé sur une haute cime,
Il cria tout joyeux avee un air sublime: ...
(Vgl. Cont. VI. XVIII 20.)

Aber bei diesem Sinn von Kern III blieb es nicht. Der Dichter nimmt eine geniale Umwandlung mit ihm vor, indem er ihn vom Ende aus neu beleuchtet (vgl. oben die Einwirkung von Vers 76). Der formale Gegensatz des wie ein Löwe brüllenden Siegers zu dem ohnmächtig kläffenden Donner (vgl. Lég. XIX 616: *Et, laissant écumer leurs voix exténuées)* bekommt bildliches Leben, und zwar von dem Inhalt dieses Gegensatzes aus. Der Löwe hat sich von den Wachthunden nicht abhalten lassen, in die widerstrebende feindliche Welt einzudringen. Das ist der eine Teil des Sinnes der Strophe Vers 125—128, die nun eingeschoben wird und von der oben schon einzelne Elemente nach ihrer Herkunft aufgezeigt worden sind. Zu dem neuen Sinn trägt das Anklingen der Vorstellung einer gegengöttlichen dunklen Welt bei, wie sie zum Beispiel Lég. XIX, Vers 290 ff. mit ihren schwarzen Attributen geschildert worden ist (s. o. vgl. auch V. 347 f., 603, 649 desselben Gedichts). Der Donner von Vers 131 bringt die schützenden Abwehrblitze von Vers 128 hervor, die, wie es bei Vers 123—124 und Vers 93 ge-

Digitized by Google

zeigt wurde, dem Bild der Wachthunde grammatisch untergeordnet wurden. Die Einschub-Strophe ist einem von einer künstlerischen Sammellinse gleichgerichteten Strahlenbündel vergleichbar; sie hat den Wortlaut:

125 *Jusqu'au seuil de l'ombre et du vide,*
Gouffres ouverts
Que garde la meute livide
Des noirs éclairs,

Das Bild von dieser neuentstandenen Welt zieht nun auch die ursprünglichen Strophen des dritten Kerns in seinen Bann: die Schwelle der dunklen Welt (Vers 125) tritt in rhetorische Beziehung zur Tür des Allerheiligsten (Vers 129):

Jusqu'aux portes visionnaires,

und zu der Welt des Unbekannten, denn Vers 123 wird geändert zu der parallelen Form:

Jusqu'au tabernacle terrible
De l'inconnu.

In Vers 119 ist es jetzt diese aus Dunkel und Helligkeit gemischte Welt, die angeredet wird mit den Worten:

Dans vos flammes et dans vos ondes.

Daß jetzt etwas anderes als früher darin angerufen wird, kann man aus der Korrektur von Vers 117 und der Doppelkorrektur von Vers 119 beweisen. In der oben besprochenen Analyse dieser Verse wurde gezeigt, daß in der Urform der Vers 117 sich unmittelbar an Vers 72 anschloß und Vers 13 fast wörtlich aufnahm, wo die tiefen Gesetze der Wahrheit angeredet wurden. Nun ist durch einen langen Einschub, von dem gleich noch zu sprechen sein wird, die Verbindung zwischen Vers 72 und 117 gestört. In der neuen Fassung von 117:

Pourquoi cacher ces lois profondes

verbergen sich die Gesetze nicht mehr selbst, sondern eine andere Macht verbirgt sie. Da sie also nicht mehr angeredet werden, mußte Vers 119 folgerichtig geändert werden in: *Dans leurs flammes et dans leurs ondes.* Diese Korrektur steht tatsächlich da. Die Korrektur konnte aber wieder gestrichen und der ursprüngliche Wortlaut wiederhergestellt werden, weil Vers 119 jetzt einen vom Ende herkommenden, neuen Sinn enthielt, den des Schutzes einer gegengöttlichen Macht.

Es bedarf, wie man sieht, einer sorgfältigen Prüfung der nachweisbaren Spuren, wenn man dem Gedankenlauf Victor Hugoscher

Digitized by Google

Lyrik einigermaßen nachkommen will. Die Gedanken sind nur ein Teil und nicht einmal immer ein wichtiger Teil der Victor Hugoschen Kunst. Der Gedankengang ändert sich mit genialer Bereitwilligkeit während der Formulierung und, er ändert sich sogar unter der gleichbleibenden Formulierung. Der kurze Zeit nach unserem Gedicht geschaffene Vers (Cont. I. VIII 9), der vom Wort aussagt:

Trouvant toujours le sens comme l'eau le niveau

ist für Hugo nicht nur ein dichterisches Bild, sondern gilt wörtlich.

Noch eine andere Folge hatten die Änderungen des III. Kernes, eine architektonische Folge. Es entsteht ein vierstrophiges Gebilde, gegliedert genau wie die Tiraden von Kern I und Kern II, die auch vierstrophig sind. Es fängt an mit einem einstrophigen Teil, und der überraschende Schluß wird in einem dreistrophigen Steigerungsteil herbeigeführt. Die eingeschobene Strophe (Vers 125—128) dient zur Spannungsverlängerung vor dem Abfall, und die Korrektur in Vers 123 aus: *dans le tabernacle terrible* zu *jusqu'au tabernacle terrible* dient der architektonischen Pendantwirkung in dem dreigliedrigen Abschluß. Die Einheitlichkeit des Baues verbindet sich nun mit der einheitlichen Schlußbeleuchtung; für die Wirkung kommt die Verschiedenartigkeit der Bauglieder nicht mehr zur Geltung.

Bisher ist Folio 360 (Vers 77—116) fast vollständig beiseite gelassen worden. Wir haben den Schluß aus der Schrift als genügend sicheren Beweis dafür angesehen, daß die angegebenen Kerne die ursprünglichen Teile des Gedichts sind, welche auf die besprochene Weise erweitert wurden, und daß die Verse auf Folio 360 als ein späterer Einschub zwischen Kern II und Kern III betrachtet werden müssen. Die Tatsache, daß die in Vers 14 *(où l'esprit fond)* und Vers 49 *(mon âme est prête)* verworfenen Lesarten in Vers 96 *(l'homme est l'esprit)* und Vers 99 *(Celui dont l'âme est toujours prête)* wieder verwendet worden sind, bekräftigte unser aus der Schrift gewonnenes Resultat.

Nur eine Tatsache scheint ihm entgegenzustehen, daß nämlich Folio 360 und 361 die zwei Hälften eines zusammenhängenden Briefbogens bilden. Wie kommt es, daß das erste Blatt dieses Briefbogens später beschrieben wurde als das zweite? Sieht man sich den Bogen genauer an, so löst sich auch diese Schwierigkeit: 361 ist erst das Vorderblatt, 360 erst das Rückblatt gewesen; der Bogen ist zurückgebrochen; man sieht noch den ursprünglichen umgekehrten Bruch, und da die beiden Brüche sich nicht decken, passen die zwei Blätter nicht genau aufeinander; die Seiten stehen etwas schief über. Victor Hugo hatte also erst das Gedicht beendet,

Digitized by Google

und dann hat er auf das dazwischengeklappte Blatt eine Verbindung zwischen Kern II und Kern III hineingedichtet.

Auch hier gibt die Schrift darüber Auskunft, in welcher Reihenfolge dieses Verbindungsstück aufgebaut wurde. Wieder geschieht das vom Seitenschluß aus. Dort stehen die Verse 97—108, deutlich von den darüberstehenden abgehoben. Victor Hugo spricht darin von sich und von seinen Eigenschaften als Dichter und Seher.

Das war es, was er bei der Zusatzstrophe (V. 41 ff.) wieder gestrichen hatte. Die Verse lauten in der ersten Fassung:

Je suis celui que rien n'arrête,
Celui qui va,
Celui dont l'âme est toujours prête
A Jehovah;

Je suis le poète farouche,
L'homme devoir,
Le cri des souffrances, la bouche
Du clairon noir;

Je mets, rêveur sur mes régistres
Morts et vivants,
Je mêle des strophes sinistres
Aux quatre vents.

Er reiht hier lauter Bilder aneinander, die ihm zur Hand waren. Entweder sind die Gedankenteile aus dem gleichen Gedicht genommen oder sie kommen in kurz vorher geschaffenen Gedichten in organischerem Zusammenhang schon vor. Vers 97 und 98 ist der Gedanke des zweiten Kernes, 99 ist der erwähnte Abfall von Vers 49, 100 gehört zu der Tempelvorstellung in Vers 123 ff. Die Strophe 101—104 benutzt Teile von Lég. XIX, 398 ff., erste Fassung (die dort verworfen wurde), wo von den Gegnern Gottes gesagt ist:

Ils font aux noirs clairons chanter des chants farouches
Dont nous, esprits, nous frissonnons.

Davon kommt nicht nur in unserer Strophe vor: *noir clairon, chanter-poète, farouche* als Reim, sondern in der unserem Stück vorhergehenden Anschlußstrophe (Vers 95—96), auch der Gegensatz zwischen dem Geist *(esprit)* und dem Dunkel, der in dem Gedicht der Légendes verständlich, bei uns aber unverständlich ist. Die Strophe 105—108 schließlich setzt sich auch ganz aus solchen Effektresten zusammen, die hier als unvermittelte Häufung wirken, an der Ursprungsstelle aber verständlicher sind. Lég. XIX 385 wird nämlich vom Engel der Gerechtigkeit (vgl. 'Ibo' Vers 19) ausgesagt:

Digitized by Google

386 *Il écrit en rêvant des noms sur ses régistres*
Ah! Les tristes vivants ont tort.

Die Verse 107—108 schließlich sind Seitenabschluß und enthalten den Gedanken, der unsere Stelle inspiriert hat. Es ist sicher der Nachklang der in Kern II getilgten Strophe:

Mon âme a fait des chansons fières.
Nous y melions ...

Hier, Vers 107, ist die zweite Lösung der stilistischen Aufgabe untergebracht, die darin lag, das Reimwort *mêlions* zu verbessern. Die andere Lösung steht Vers 45.

Soviel über das ursprüngliche Stück auf Folio 360. Später wurde die Seite aufgefüllt. Es war die ganze obere Hälfte freigelassen worden, so daß zwölf Verse: 77—80 und 89—96 untergebracht werden konnten. Der Anfang, Vers 77 ff., knüpft an 76 an: (Das Bestehlen Gottes ist berechtigt, denn) der Mensch braucht das gesuchte Gesetz. Die Fortsetzung, Vers 89 ff., besagt etwa, daß es auf der Welt besser wird, weil der Menschengeist das Geheimnis der Gesetze Gottes lösen kann.

Diese ganze obere Seitenhälfte soll nur einen Zusammenhang zwischen den vorhandenen Gliedern (Kern II bis Vers 76 auf Folio 359 und dem Dichterstück von Vers 97 an auf Folio 360) herstellen. Einen klaren Gedankengang kann man aus der philosophisch formulierten Verkettung nicht herauslesen. Victor Hugo fühlte das auch und empfand die deutlichste Lücke zwischen Vers 80 (der Mensch braucht eine Erleuchtung) und Vers 89 (die Liebe beginnt eine bessere Zukunft vorzubereiten). Er suchte sie durch die gemeinplatzreichen Verse 81—88 zu überbrücken, welche an der Seite danebengeschrieben sind. Es ist leicht zu zeigen, daß diese Verse weiter keinen Inhalt haben, als Variationen der zu verbindenden Strophen.

Strophe 81—84 enthält das Dunkel, welches von dem Licht des zu findenden Gesetzes (Vers 79) erhellt werden soll, und variiert zugleich Vers 93—94; Strophe 85—88 setzt diesen dunklen Zwang in Verbindung mit dem erlösenden Geheimnis (in dem produktiven Vers 95 ist es allerdings das Geheimnis, von dem der Mensch erlöst werden soll; aber solche kleine Unstimmigkeiten stören unseren Dichter nicht), *le grand secret* (Vers 88), durch welches die bessere Zukunft heraufgeführt werden wird, die in den folgenden Versen gezeichnet war. Der Schlußteil der Seitenauffüllung, Vers 95—96 wurde mit dem Anfang des Dichterstückes Vers 97 durch eine Korrektur vernietet, die derjenigen von Vers 40 vergleichbar ist. Erst hieß es in Vers 96, daß der Mensch kraft seines Geistes das Geheimnis der dunklen Gesetze Gottes lösen kann: *l'homme*

Digitized by Google

est l'esprit; daraus wurde: ich bin dieser Geist: *je suis l'esprit*: und zwar wurde deshalb diese überraschende Korrektur gewählt, weil die zwei nächsten Strophen, die ersten des Dichterteils, anhuben mit den Worten: *Je suis celui que* (Vers 97) und: *je suis le poète farouche* (Vers 101). Der korrigierte Vers wird aus einem Abschluß zu dem Auftakt der Dichtertirade. Maßgebend für die Möglichkeit dieser Änderung ist die Tatsache, daß für die romantischen Dichter 'Ich' und 'der Mensch' dasselbe besagen (vgl. G. Lanson in Lamartine, *Méditations poétiques*, Ausgabe der *Grands écrivains de la France*, S. 173).

Die letzte Erweiterung schließlich stellen die Strophen 109—116 dar. Sie sind zwischen das Dichterstück (bis Vers 108) und Kern III (ab Vers 117) eingeschoben. Sie sind, da am unteren Rande von Folio 360 kein Platz mehr frei war, auf Folio 361 oben an den Rand geschrieben. Sie bestehen aus lauter gebrauchsfertigen Bildern, die sich alle in gleichzeitigen Gedichten ähnlich und ausführlicher finden (z. B. VI, IX und IV, VIII). Sie verknüpfen ebenfalls die Teile, zwischen die sie getreten sind. Das Präsens der Selbstverherrlichung *(je suis* in Vers 96, 97 und 101) geht über den Conditionnel von Vers 111 *(je traînerais)* zum Futurum des dritten Kernes *(je passerai,* Vers 120; *j'irai,* Vers 121; *j'entrerai,* Vers 122 etc.) über *(je les aurai,* Vers 114; *j'irai vers,* 115). Gedanklich stellt nur die zweite dieser Strophen (Vers 113—116), die mit *donc* beginnt, den Konnex mit den folgenden Strophen (Vers 117 ff.) her. Diese zweite Strophe lautet:

113 *Donc, les lois de notre problème,*
Je les aurai;
J'irai vers elles, penseur blême,
116 *Mage effaré!*

Die erste der zwei Strophen (Vers 109—112) hat noch eine andere Funktion. Sie verlängert die Dichtertirade zu dem üblichen vierstrophigen Gebilde; dieses besteht aus zwei sich steigernden Teilen — erst eine Strophe (Vers 97—100), dann drei Strophen (Vers 101—112) — die beide mit *je suis* beginnen (Vers 97 und 101), und es wird gekrönt durch einen verblüffenden Abschluß (Vers 111—112), der folgenden Wortlaut hat:

111 *Et je traînerais la comète*
Par les cheveux.

Die Hypothese, daß die beschriebene Steigerung beabsichtigt war, wird durch die Korrekturen von Vers 105—107 gesichert. Die zuerst allein vorhandenen drei Strophen (Vers 97—108) waren dynamisch anders aufgebaut. Es waren drei rhetorisch parallele Sätze, beginnend mit: *je suis celui que rien n'arrête* ... (Vers 97), *je suis*

Digitized by Google

le poète farouche ... (Vers 101); *je mets, rêveur sur mes régistres* ... (Vers 105); nur der Schluß war dichter, da auch die letzte Halbstrophe die Verbform aufnahm: *je mêle des strophes sinistres* ... (Vers 107). Durch die Korrekturen von Vers 105—107 und die Zufügung der Erweiterungsstrophe (Vers 109—112) entsteht ein Gebilde von anderer dynamischer Struktur: ein Satz mit wenig Spannung (Vers 97—100) wird von einem Satze mit weiter Spannung (Vers 101—110) aufgenommen. Dieser Steigerungsdruck gibt der gewaltsamen Lösung von Vers 111—112 die dynamische Berechtigung. Erst diese Form der lyrischen Architektur entspricht Victor Hugos Formgefühl; die anderen vierstrophigen Gebilde, die wir in unserem Gedicht haben entstehen sehen, enthalten überzeugende Parallelen.

Das Ergebnis aller Ausführungen über die Verse 77—116, die auf Folio 360 (und am Rande von Folio 361) stehen, ist: Das Zwischenglied zwischen Kern II und Kern III ist zuletzt gedichtet und hat einen durchaus sekundären Charakter; es weist alle die Eigenschaften auf, die in Victor Hugoschen Gedichten die Füllungen kennzeichnen. Diese Füllungen kann man sich aus seinen Poesien nicht wegdenken. Sie zeigen die große Handwerkskunst des Dichters in der Verknüpfung widerstrebender Inhalte und in der Verwendung und Neumischung gegebener Bilder. Aber ihr Hauptwert ist gewöhnlich kein inhaltlicher, sondern ein konstruktiver: sie sollen die inhalttragenden Teile gegeneinander abfedern.

Hiermit ist die genetische Erklärung von 'Ibo', soweit sie sich aus den in der handschriftlichen Überlieferung gegebenen Tatsachen beweisen und mit Sicherheit erschließen läßt, beendet. Die genetische Erklärung macht die geistesgeschichtliche Einordnung und die ästhetische Deutung nicht überflüssig; erst durch diese wird das Wesen eines solchen Gedichts vollständig erkannt. Hier kam es mir darauf an, gerade die genetische Erklärungsweise an einem praktischen Beispiel methodisch genau durchzuführen, weil diese Interpretationsart für Victor Hugos Lyrik die exakteste und die ergebnisreichste zu sein scheint. Sie ist geeignet, die anderen Erklärungsweisen vor Fehlschlüssen zu bewahren.

Die gezeigte Methode hat ein synthetisches Ziel. Das Gedicht soll zusammengefügt werden, und zwar aus denselben Teilen, aus denen es der Dichter tatsächlich zusammengefügt hat, und in derselben Ordnung. Als Voraussetzung für diese organische Synthese ist eine bis ins einzelste gehende Analyse unumgänglich notwendig.

Wird diese Methode dem großen Dichter gerecht? Ich habe Wertungen nach Möglichkeit vermieden. Die Dichtung soll vom Gelehrten nicht gelobt oder getadelt, sondern erkannt werden. Das

Digitized by Google

wird für einen Teil des Schaffensvorgangs erreicht. Aber alles, was wir gefunden haben, bezieht sich auf das geschriebene Kunstwerk. Für die Wertung fehlt ein wichtiger Faktor: der Ablauf des Gedichts in der Zeit. Beim Sprechen rauschen die 132 Verse in einer ganz bestimmten Zeitfolge vorüber; ihr Vortrag dauert sehr viel weniger lange als die Lektüre dieses Aufsatzes. Erst durch sein Tempo aber gewinnt das Gedicht seine volle künstlerische Realität. Victor Hugos kunstvolle Architektur, auf die ich öfters hinzuweisen Gelegenheit hatte, ist eine Architektur in der Zeit. Die Wirkung seiner Verse und seiner Reime beruht auf ihrem Ablauf in einem Zeitabschnitt. Aber auch seine Gedanken sind beim Hören ganz anders zu beurteilen, als wenn man ihnen in der relativen Zeitlosigkeit des Denkens nachgeht. Unvollständige Gedanken überdecken und ergänzen sich im Tempo ihrer Aufeinanderfolge; wenn mehrere Gedanken in bestimmter Schnelligkeit nacheinander folgen, so ballen sie sich zusammen und erzeugen einen solchen Druck, daß ihre Explosion in 'überspannten' Effekten eine gewisse ästhetische Befriedigung gewährt, weil man zum Nachdenken keine Zeit hat. Sogar die Schwächen, Leeren, Banalitäten oder schillernden Zweideutigkeiten von Victor Hugos Denken tragen zum künstlerischen Gesamteindruck bei durch die Distanzierung der Höhepunkte sowie durch die Puffer- oder Bremswirkung. Es zeugt von wenig Verständnis für romanische Form, wenn manche Kritiker diesen Teil der Kunst unseres Dichters als 'Rhetorik' abtun zu können glauben. Aber die genetische Erklärung mußte, wie gesagt, auf diese Gesichtspunkte verzichten, weil von ihnen nichts in der Handschrift geschrieben steht. Die Auswertung des Tempos gehört zur ästhetischen Erklärung. Diese führt zu einem anderen Ziele der Nachschöpfung, als ich es in dieser Untersuchung zu erreichen versucht habe.

Digitized by Google

Studien zur Geschichte des altfranzösischen Liedes. I.

Von H. Spanke (Duisburg).

Die Metrik gehört zu denjenigen Gebieten der romanischen Philologie, die bei der heute von einem Teil der deutschen Romanisten gepflegten Zielsetzung und Arbeitsweise Gefahr laufen, in ihrer Bedeutung unterschätzt zu werden. Sie verdient ein solches Schicksal keineswegs. Bereichert durch neues Material und befruchtet durch neue Methoden (Heranziehung der Melodien und der mittellateinischen Literatur), ist sie in der Lage, sowohl für das Verständnis und die Bewertung der Einzelstücke als auch für deren Einordnung in die Geschichte der Gattungen, der Geistesströmungen, ja der internationalen Zusammenhänge Erkenntnisse zu liefern, die sich auf keinem anderen Wege erreichen ließen. Nachdem ich versucht habe, auf diesem Wege für eine bestimmte Dichtungsart, das altfranzösische Jeu-parti[1], sowie für die engen Zusammenhänge einer bestimmten Periode des mittelhochdeutschen Minnesangs mit den westlichen Literaturen[2] neue Ergebnisse zu gewinnen, sollen die nachfolgenden Ausführungen über eine Anzahl weiterer, bisher wenig beachteter Einzelpunkte Aufklärung bringen. Ich benutze dabei als roten Faden die wertvollen Studien, die seit einiger Zeit der finnländische Forscher Arthur Långfors unter dem Titel 'Mélanges de Poésie lyrique française' in der Romania erscheinen läßt[3]. Über den ziemlich bunten Inhalt geben, bei fortlaufender Darlegung, die Zwischentitel Auskunft.

I.

Neue Dichter.

Ein vielleicht bisher unbekannter Dichter tritt uns in dem 'Estiene' entgegen, der sich in der letzten Strophe des von Långfors zum erstenmal veröffentlichten Liedes Rayn.[4] 1614, eines Unikums der Handschrift S[5], als dessen Verfasser zu erkennen gibt. Dem Herausgeber entging nicht, daß ein anderer Besitzer dieses Namens, Estiene de Meaux, als Dichter des von mir[6] herausgegebenen Liedes R 2045 bekannt war. Auffallend ist die Ähnlichkeit der beiden Stellen R 1614:

---

[1] S. Zeitschrift für frz. Spr. u. Lit. LII (1929), S. 39 ff.
[2] Zeitschrift f. rom. Phil. 1929. S. 191.
[3] Romania LII (1926) u. LIII (1927).
[4] Die Liedernummern nach Raynaud, Bibliogr. des Chans. frs. 1884. Bd. II.
[5] Die Hss. nach Schwan, Die afrz. Liederhs. 1886.
[6] Eine altfrz. Liedersammlung, Halle 1925, S. 255.

Digitized by Google

Estienes dist par raison:
Cuers qui aime loiaument
Doit estre sanz mesprison ...

und R. 2045:

Por tot l'avoir de Cisteaus
Ne doit avoir cuer joli,
Ce dit Estiene de Miauz ...

Ebenso auffallend ist die isolierte Verwendung von Binnenreimen in R 2045, Vers 18 u. 1614, V. 5 und 31. Vielleicht übersah Långfors diese Ähnlichkeiten; jedenfalls glaubt er, Identität der beiden Estienes komme nicht in Betracht, da der kunstvolle Strophenbau von R 2045 zu sehr von dem des anderen Liedes absteche. Doch Estiene hat diesen Strophenbau und die dazu gehörende Melodie gar nicht selbst erfunden, sondern beides einem Liede des Trouvères Guilebert de Bernevile, R. 1954[1], entlehnt, das, wie die Nachbildung, didaktischen Inhalt hat. Vielleicht gehört Estiene de Meaux außer diesen beiden Liedern noch ein drittes, der anonyme Damendialog R 471, der in Hs. P unmittelbar auf R 2045 folgt, den gleichen Stoff behandelt (die mal mariée) und gleichfalls einem Liede Guileberts, R 570[2], in Bau und Melodie nachgebildet ist. Außerdem finden sich zwischen R 471 u. 2045 folgende Textparallelen:

471, 32: ... Vilain plain d'ennui ... } 2045 Refr.: Dire fi
Refrain: Fol vilain doit on hüer } Doit on dou vilain plain d'ennui.
Et si le doit on gaber. }

ferner 471, 19: Touz jorz me guet il, { 2045, 3: Mes il sera par tens cous;
Et cous sera il. { „ 12: Il me guete trestoz jorz.

Das Umgekehrte, daß in den beiden Fällen Guilebert der Nachahmer sei, ist nicht anzunehmen. Nur einmal, in seinem Jeu-parti mit Thomas Erier, R 1191, hat Guilebert nachweislich einen älteren imitiert, nämlich den Mönch von Arras (R 490, dessen Melodie auch in der Motettenliteratur Verwendung fand[3]); er folgte dabei einer Gepflogenheit der älteren Jeu-parti-Dichter[4]. Ob er sein unvergleichliches Jeu-parti mit dem Herzog von Brabant (R 491) dem mit gleicher Melodie überlieferten anonymen Liede R 487 nachgesungen hat, oder ob das Umgekehrte vorliegt, ist ungewiß. Sicher oder höchst wahrscheinlich ist, daß Guilebert in einer Anzahl weiterer Fälle als Vorbild gedient hat. So ist

R 939 (Guil.) in Bau u. Mel. gleich R 100 (anon. ch. de femme)[5]
R 1287 „ „ „ „ „ „ R 1310 (anon. ch. rel.)
R 1560 „ „ „ „ „ „ R 1889 (anon. Liebeslied)[6]
R 1573 „ „ „ „ „ „ R 1570 (anon. ch. rel.) u. R. 405a[7] (ch. rel.)
R 1857 „ „ „ „ „ „ R 1883(anon.), 2013(ch.rel.)u.1986(ch.rel.)[8].

[1] Waitz, Gedichte des Guil. de B. 1899, S. 8. [2] Ib. S. 42.
[3] S. darüber Fr. Ludwig, Repertorium Organorum ... 1910, S. 288.
[4] S. Zeitschr. f. frz. Spr. LII, 40. [5] Spanke, Lieders. 114, Mel. 431. [6] Ib. 145.
[7] Aucune gent m'ont blasmé, ed. Hoepffner in Zts. f. r. P. 1914.
[8] Allerdings ohne Melodie erhalten.

Digitized by Google

Wahrscheinlich gehörte Estiene de Meaux zu den Dichtern, die keine musikalischen Kenntnisse besaßen und daher gezwungen waren, bei anderen Anleihen zu machen, wie z. B. auch Oede de la Couroierie und Philippe de Remy. Sein Dichten mag in die Zeit 1260—80 fallen.

Einen bisher der Literaturgeschichte unbekannten Dichter stellt uns Långfors in der Person des Renaut de Hollande vor, dessen einziges erhaltenes Lied Th. Wright 1844 nach einer jetzt verschollenen Hs. publiziert hatte. Der Text, vielleicht von Wright schlecht kopiert, ist an mehreren Stellen offenbar verderbt. Aber der Envoi hätte von L. nicht geändert zu werden brauchen; er lautet, richtig interpungiert:

Loes que ma chanson oie
Ert a ce pui, envoie
Sera ma dame par qui (= à ma dame)
Amours me tient amoreus et joli.

Das Lied soll im Pui gesungen und dann der Dame übersandt werden.

Die Chançon couronnée.

Eine nach Wright auf das Textblatt gezeichnete Krone deutet Långfors richtig dahin, daß die Chanson im Pui gekrönt wurde — wodurch die als chansons couronnées bekannten Stücke um ein weiteres vermehrt werden. Als gekrönte Lieder werden in den Hss. außer den von Hécart 1834 herausgegebenen 'Serventois et sottes chs. cour. à Valenciennes' noch bezeichnet:

R 1470 von Perrin d'Angecourt (Hs. C.: 'cour. à Arras')
R 625 „ „ „
R 1175 von dem Kleriker Jehan le Petit
R 417 von Guilebert de Bernevile
R 1745 von Eustache le Peintre
R 544 von Jean Frumeaus de Lile
R 1568 von Robert du Chastel.

Zwei weitere 'Cantus coronati' gibt nach 1300 der Musiktheoretiker Johannes de Grocheo[1] an, und zwar R 2075 (Roi de Navare) und ein Lied mit dem Anfang 'Quant li rosignol ...', worin wir wohl nicht R 1149, sondern, wie Fr. Ludwig vorschlägt[2], das weit verbreitete und auch in der religiösen Literatur (R 1609) imitierte Lied R 1559 zu erblicken haben, das wohl nicht (nach KPX) dem Chastelain de Couci, sondern (nach MT) Raoul de Ferrières gehört. Ob jedoch die beiden letztgenannten Lieder je in einem Pui gekrönt worden sind, erscheint äußerst zweifelhaft.

J. de Grocheo und seine Einteilung der Musik.

Der Zusammenhang, in dem sie von Johannes de Grocheo zitiert werden, erfordert eine Erklärung. Als echter Scholastiker gibt

[1] Ed. Joh. Wolf in Sammelb. d. internat. Musikgesellschaft I.
[2] Archiv für Musikwissenschaft V, S. 202.

Digitized by Google

Johannes seine Notizen über die Musik seiner Zeit (nach Riemanns Musiklexikon ung. 1300) in Form einer teils willkürlich anmutenden Einschachtelung. Nach ihm zerfällt die ganze Musik in

1. die Musica vulgaris (simplex, civilis),
2. die Musica composita (vel regularis vel canonica),
3. das Genus (quod ex istis duobus efficitur) ecclesiasticum.

Die Musica vulgaris gliedert sich in Vokal- und Instrumentalmusik. Folgendes ist die Einteilung der weltlichen Vokalmusik, auf die es hier ankommt:

1. der Cantus:
   a) cantus gestualis (ch. de geste),
   b) cantus coronatus,
   c) cantus versualis (qui ab aliquibus cantilena dicitur);
2. die Cantilena (d. h. die C. Grocheos):
   a) Rotunda vel Rotundella (Rondeau),
   b) Stantipes (Estampie),
   c) die Ductia,
   d) der Cantus in Sertum (vel Cantilena excitata).

Offenbar hat Johannes beim C. Coronatus an Preiskrönungen nicht gedacht, sondern diesen Ausdruck, wohl in Ermangelung eines anderen, für die Gattung des höfischen refrainlosen Liedes großen Stils gewählt. Dem C. cor. gleich, nur 'ab[1] eius bonitate in dictamine et concordantia (Text und Melodie) deficiens', d. h. eine anspruchslosere Art, ist der Cantus versualis, wohl dem provenzalischen Ausdruck 'Vers' nachgebildet, auch als Chansonete (cantilena) bezeichnet. Die beiden für den C. versualis zitierten Beispiele sind: R 1476 (Roi de Navare) und R 624 (anonymes Lied)[2]. Interessante, bisher noch nicht bearbeitete Probleme stecken in den Arten Ductia und Cantus in Sertum; erstere diente zur Begleitung von Tänzen.

Die textlichen und musikalischen Sondererscheinungen der Hs. V.

Eins der Inedita aus verschiedenen Hss., die Långfors weiterhin publiziert, R 1605[3], in den Hss. I und V erhalten, ist von Wichtigkeit für die Erklärung einer auffallenden Erscheinung, die in einer Reihe von Unica der Hs. V. auftritt[4]. Diese Lieder zeigen in den auf die erste, notierte, folgenden Strophen starke metrische

[1] Hs. ab eius bonitatem, Wolf ob eius bonitatem.

[2] Das Lied teilt Melodie und Bau mit zwei anderen, R 15 (1124) u. 216, von denen das letztere sicher Nachbildung ist; wegen der weit reicheren Überlieferung hielt ich (Zeitsch. f. frz. Spr. u. Lit. 51, 99) R 15 für das Original; heute, in Kenntnis des Grocheo-Zitates, bin ich unsicher.

[3] Romania 52, 423; im kritischen Apparat und den Anmerkungen ist dauernd V statt R einzusetzen.

[4] Größtenteils ediert von Jeanroy-Långfors, Rom. 45 (1919).

Digitized by Google

Abweichungen, die sich mit der Melodie nicht vereinbaren lassen. Die Fassung von R 1605 in I zeigt, wie diese Anomalie, mit der die Herausgeber nichts anzufangen wußten, wahrscheinlich zu erklären ist. Strophe I von R 1605 hat in V den korrekten Wortlaut und die dazu gehörende Melodie. Die folgenden Strophen sind nur in I richtig, der ersten entsprechend gebaut; V hat in Str. II noch einige Anklänge an den richtigen Text, aber Abweichungen in Bau und Verszahl; die dann folgenden Strophen haben mit der I-Fassung nichts mehr zu tun. In dem Nachdichter, der in der V-Fassung von Str. II ff. sein Wesen getrieben hat, dürfen wir wohl den Schreiber von V vermuten. Es bleibt noch zu untersuchen, auf einen wie großen Teil der Hs. sich seine schöpferische Tätigkeit erstreckt; soweit ich festgestellt habe, sind Eingriffe von fol. 144—157 und 99—103 vorhanden. Meist handelt es sich um wertlose Produkte der Arraser Spätzeit, aber in einem (gleichfalls kontrollierbaren) Falle hat er sich nicht gescheut, sogar an eine Chanson couronnée, R 1175, Hand anzulegen. Schon früher (Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. 51, S. 96 u. 111) wies ich darauf hin, daß auch die Notation von V ähnliche, vielleicht von dem gleichen Schreiber herrührende Entstellungen zeigt. Auffallend war es, daß in einem Falle die so verlorengegangene Originalnotation eines Liedes in dem letzten Teil der gleichen Hs., der, von einem anderen Text- und Notenschreiber herrührend, eine Sammlung religiöser Lieder enthält, in einem Kontrafaktum wieder auftritt (R 333, fol. 19′ und R 1459, fol. 151′). Heute kann ich zwei weitere, gleichgeartete Fälle hinzufügen:

R 590 (Gautier d'Espinaus) V fol. 74′ mit entstellter, das Kontrafaktum, R 610, fol. 149 mit der echten Melodie;
R 1559 (eine schon erwähnte ch. cour.) fol. 77′ falsch, das Nachbild, R 1609, fol. 149 richtig notiert.

Über den Wert der neugeschaffenen Melodien habe ich kein Urteil[1]; die dichteriche Arbeit des V[1]-Schreibers geht über leeres Reimgeklingel nicht hinaus.

Auch in einem anderen (ib. S. 438) von Långfors zum erstenmal veröffentlichten Stück (L'autrier par une vespree), das als Nachtrag in einer Juvenal-Hs. erhalten ist, haben wir wohl das Erzeugnis der müßigen Stunde eines Schreibers vor uns; er war in der Pastorellenliteratur bewandert und kannte sicher die Pastorelle R 607.

Trouvère-Lieder und Motettenliteratur.

Zur Literatur des Liedes R 197, von Långfors l. c. S. 429 nach IR ediert, ist nachzutragen eine ungefähr gleichzeitig mit dieser Aus-

[1] Ganz wertlos, ja sinnlos ist die Notation, die ein Schreiber den Liedern des Gautier de Coincy in der Hs. Paris B. N. fr. 2193 beigab.

Digitized by Google

gabe erschienene musikwissenschaftliche Abhandlung von Fr. Gennrich: Trouvère-Lieder und Motette-Repertoire (Zeitschrift für Musikwissenschaft IX, 1926/27), die dazu die Melodien aus R[1] und der Turiner Motettenhs. bringt, die das Lied als Tenor einer jüngeren Motette enthält. Um den Inhalt dieses auch für die Literaturgeschichte wichtigen Aufsatzes weiteren Kreisen bekanntzumachen, lasse ich ein Verzeichnis der dort behandelten und mit Melodie veröffentlichten Stücke folgen.

	Verfasser	Liederhss.	Inhalt
1. R 759	Rich. de Fournival	KNPOCH	didaktisch
2. R 498	„ „ „	Ua	ch. de femme
3. R 33	Moine de St. Denis	MT	Liebeslied
4. R 19	Ernoul li Vieil	M	Pastorelle
5. R 1485	Robert de Reins	KNPX	Liebeslied
6. R 1510	„ „ „	X	Pastorelle
7. R 1852	„ „ „	X	Liebeslied
8. R 558	Jehan Erart	MT	Pastorelle (eine Str.)
9. R 1663	„ „	T	Liebeslied „ „
10. R 1877[2]	anonym	O	„ „ „
11. R 1641	„	N	„ „ „
12. R 197	„	IR	Liebeslied
13. R 505	„	OVUI; Meliacin	„
14. R 1256	„	I	Pastorelle

Allerdings kommt ein Teil dieser Lieder, nämlich Nr. 8, 9 und 11, nur in den angeführten Liederhss., nicht in der Motettenliteratur vor. Alle drei sind einstrophig, wie die meisten Motettentexte; 9 und 11 haben metrisch und musikalisch eine freie Bauart; Nr. 8 hat zwar textlich und melodisch die Kanzonenform, wurde aber wegen seines Stils schon von Raynaud, wohl mit Recht, als Motettentext bezeichnet. Jehan Erart hat hier, wenn die Hs. T die echte Melodie hat — M divergiert ziemlich stark —, sich an ein Liebeslied seines Zeitgenossen Colart le Boutillier, R 219, in Bau und Singweise angeschlossen. — Nun ist es von nicht geringem Interesse, zu erfahren, ob die einzelnen Stücke der obigen Liste ursprünglich als Motettenstimmen oder als einstimmige chansons komponiert sind. Als Kriterium hierfür benutzt Gennrich u. a. den metrischen und musikalischen Bau, indem er die Lieder mit freier Bauart als ursprüngliche Motettentexte ansieht, und zwar die Nummern 1, 3, 6, 7, 9, 10, 11. Doch dieses Kriterium ist nur mit Vorsicht zu benutzen, da in der afrz. Lyrik in verhältnismäßig großer Zahl Stücke auftreten, die weder metrisch noch musikalisch den Kanzonenbau

[1] Gennrich fügt ein Faksimile der betr. Seite der Hs. R hinzu, die dadurch erhöhtes Interesse beansprucht, daß hier R (ausnahmsweise) mensurierte Noten hat.

[2] Die Vermutung Gennrichs, es handle sich hier um eine Motette, wird bestätigt durch das (von ihm übersehene) Auftreten im Motettenfaszikel von T (fol. 192).

Digitized by Google

(abab cd.., $\alpha\beta\alpha\beta$ $\gamma\delta$...) aufweisen, und noch häufiger solche, die zwar metrisch, aber nicht musikalisch Kanzonen sind. Und der Vf. von Nr. 1, Richard de Fournival, zeigt sogar eine ausgesprochene Vorliebe für freien Bau; man vgl. die Lieder R 53, 443, 805, 858, 1080, 1206 u. 1278; in 1080 hat er selbst auf die Gleichheit des Baues der einzelnen Strophen verzichtet.

Die beiden Jehan Erart.

Will man sich entschließen, allein auf Grund der formalen Beschaffenheit von R 558 u. 1663 einen Jehan Erart in Beziehung zur Motette zu bringen, so kann man einen Schritt weiter gehen und auch das einstrophige R 1801 als möglichen Motettentext ansprechen; der Bau trägt allerdings (wie ja auch bei 558) Kanzonencharakter: 8 a b^{v}a b^{v}a a c^{v}c^{v}a, mus. $\alpha\beta$ $\alpha\beta$ $\gamma\delta\varepsilon\zeta a$. Übrigens haben in der ersten Hälfte des 13. Jh.s in Arras zwei Persönlichkeiten gelebt, die den Namen Jehan Erart trugen; sie starben nach Guesnons Feststellungen[1] in den Jahren 1258 u. 1259. Beide waren als Dichter tätig: sonst hätte der Schreiber der Hs. X es bei dem Liede R 1627 (X fol. 185′) wohl nicht für nötig gehalten, hinter 'Jehan Erart' den Zusatz 'li Juenes' (der Sohn) zu machen. Die Aufteilung der unter dem Namen Jehan Erart überlieferten Stücke unter die beiden Erarts ist ein fast aussichtsloses Beginnen. Allerdings scheinen die Pastorellen dem Vater zu gehören; denn schon um das Jahr 1229 ahmte Hue de la Ferté in einem seiner sämtlich[2] nach älteren Vorbildern sich richtenden Serventois, R 1129, eine hübsche Erart-Pastorelle, R 606, in Bau und Melodie nach. Auf die Benutzung einer anderen Pastorelle Erarts als Vorbild für eine chanson rel. habe ich schon hingewiesen[3]. Bemerkenswert ist die Strophenstruktur dieses Liedes (R 2005):

	4	6		8	6		8	6	8	6
	a	a	b′	a	a	b′	c	c	d′	d′	e	e	f′	G	F′.
Mel.:	α			α			β	β	γ	γ	β	$\beta\delta$		α'	

Es liegt hier ein sichtlich von der Conductus-Musik abhängiger, zu einem schön architektonischen Gebilde führender Spezialfall der Anwendung des Sequenzenprinzips vor, der an den Bau des leider ohne Melodie überlieferten Lais R 972 von Colin Muset erinnert. Auch bei zwei weiteren, unregelmäßig gebauten Erart-Pastorellen, R 585 u. 993, möchte ich, ohne allerdings Bestimmtes nachweisen zu können, Einflüsse der geistlichen Musik annehmen. — Die Namen der Adressaten mehrerer Erartschen Liebeslieder, Copin Doucet,

[1] Moyen-Age 1902, S. 159.

[2] Die anderen Fälle sind: R 699 Bau und Melodie wie R 700 (Châtelain de Couci) und R 2062 Bau und Melodie wie 2056 (anon. KNXO).

[3] Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. 51, S. 74.

Digitized by Google

Jehan Bretel, Piere und Wagon Wyon (Piere starb 1268[1]) weisen in eine spätere Zeit. Das an die beiden Wyons gerichtete Lied, die Conplainte R 485 ('Serventois' im Text genannt), ist, wie es die Gattung verlangte, einem älteren Stück metrisch-musikalisch nachgeformt (R 1837, von Conon de Béthune).

Ernoul li Vieil.

Die interessantesten Fälle unserer Liste sind die Nummern 4 und 5. In beiden Fällen hat, nach den Feststellungen von Fr. Ludwig (Repertorium S. 61 und 89), ein Stück textlose Kirchenmusik dem Liederdichter seine Melodie geliefert. Es verlohnte sich, einmal genauer nachzuweisen, wie die Dichter das Kunststück fertig brachten, einer gegebenen Melodie ihre kunstvollen, einmal in Kanzonenform, das andere Mal (metrisch) nach dem Sequenzenprinzip gebauten Strophengebilde unterzulegen. Die Melodien sind, wie das folgende Schema zeigt, ohne Beziehung zum Strophenbau, abgesehen von einer Repetition im Inneren von R 19.

	7 5 5 7 5 5 1 7 1 7 3 7 4 7 6	7 5 7 5 1 3 1 3 7 8 7 8 1 3 7 5
R 1485 / R 19:	a b ∪ a a b ∪ a aaaaacaac;	a ∪ b ∪ a ∪ b ∪ c ∪ c ∪ d d e e f f v R
Mel.:	α β γ usw.	α β γ δ ε ε ζ η ϑ ι

Bezeichnend ist, daß bei R 19 die liturgische Melodie auch einem lat. Lied, 'Crescens incredulitas'[2] zur Unterlage diente; ferner, daß der französische Dichter sich genauer als der lateinische sich an das Vorbild angeschlossen hat. — Wann Ernoul le Vieux gedichtet hat, ist ungewiß. Vielleicht könnte die Untersuchung des Stils seiner musikalischen Schöpfungen Aufschluß darüber geben, ob er wirklich in die von Gröber für ihn angenommene späte Periode (1240 bis 1350) oder, wie ich lieber möchte, in eine frühere Zeit (um oder kurz nach 1200) hineinzusetzen ist. Seine enge Beziehung zur religiösen Musik zeigt sich auch darin, daß er zwei in der Hs. T erhaltene fromme Lais verfaßte, den Lai de Nostre Dame und den Lai li viés Testamens et li noveaus[3]. Die beiden Stücke bilden Gipfelpunkte in der Entwicklung des Lais wie überhaupt in der metrischen Kunst der altfrz. Lyrik. Es verlohnt sich, auf ihren Bau etwas näher einzugehen, wobei zugleich zur Klärung der Lai-Frage einige allgemeinere Bemerkungen erforderlich sind.

Das Wesen des Lais; Bau der Lais Ernouls.

Wenn es eine altfranzösische Dichtungsart gibt, bei der man von einem absoluten Übergewicht des musikalischen Elements über das

[1] S. A. Långfors, Recueil général des Jeux-partis frs. 1926. S. XXXVIII.

[2] Die Texte der ersten Strophe von Crescens incredulitas und R 19 habe ich Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. 51, S. 113 nebeneinander abgedruckt; die dort hinsichtlich der Melodie offen gelassenen Fragen sind also nun erledigt.

[3] Jeanroy-Aubry, Lais et Descorts Nr. XVII u. XVIII.

Digitized by Google

textliche sprechen kann, so ist es der Lai. Das geht nicht nur aus der auffallenden Bedeutungslosigkeit der Texte, die vielfach nicht über leeres Wortgeklingel hinausgehen, hervor, sondern auch aus alten Zeugnissen. Wenn der Verfasser des Lai des Hermins[1] in Str. 19 singt: 'El lai des Hermins — ai mis reson roumance', so ergibt sich daraus, 1. daß der Ausdruck Lai eine Melodie bezeichnet, 2. daß zu dieser Melodie wahrscheinlich bisher kein französischer Text bestanden hatte. Wenn wir nun nicht annehmen wollen, daß diese Melodie textlos, als reines Instrumentalstück bestanden hatte (wie es bei den eng mit dem Lai verwandten[2] Estampien allerdings vorkam), so müssen wir hier der gleichen Bau u. Mel. aufweisenden lateinischen Sequenz Ave gloriosa des Kanzlers Philippe de Grève die Priorität einräumen, womit übrigens auch die weit höhere inhaltliche Bedeutung dieser Sequenz im Einklang steht[3]. Die Sitte, Melodien mit Kennwörtern zu bezeichnen, war nicht neu. Man wandte sie auf verwandtem Gebiet, bei der Sequenz ersten Stils, schon in ältesten Zeiten in französischen und deutschen Hss. an. Solche Ausdrücke (für die teils eine Herkunftserklärung noch fehlt) sind z. B.: Organa, Tuba, Fidicula, Cignea[4], Frigdola, Planctus sterilis, Duo tres, Vitellia, Virgo plorans. Allerdings ist zu betonen, daß Zusammenhänge zwischen dem Lai und der frühen Zeit der Sequenz, aus der diese Ausdrücke stammen (10. u. 11. Jh.), nicht vorhanden sind. Der Lai (auch der Descort u. die Estampie) sind aus der lateinischen Sequenz, bezw. deren Ausläufern entsprungen, als dieselbe schon eine längere Entwicklung hinter sich hatte. Anscheinend fehlte Aubry eine nähere Kenntnis dieser Spätformen der Sequenz, als er für den Lai die doch schon von F. Wolf überzeugend dargelegte Herkunft aus der Sequenz leugnete (um dafür die unfundamentierte u. unfruchtbare Theorie des keltischen Ursprungs einzusetzen). Hätte er unter die von Jeanroy so zuverlässig ausgearbeiteten Bau-Schemata der einzelnen Stücke die entsprechenden musikalischen (etwa in griechischen Buchstaben) gesetzt, so wäre auch ihm wohl klar geworden, daß die von ihm vermißte Zweiteilung, die allerdings aus dem Text allein nicht zu ersehen war,

---

[1] Jeanroy-Aubry, Lais et Descorts Nr. XXVII.

[2] Eine schon im M.-A. vorhandene Vermengnng verwandter Begriffe zeigt sich z. B. darin, daß die prov. Hs. M. (Paris BN. fr. 12474) in einer hier anonymen Gruppe unter dem Titel Descorts auch die bekannte Estampie 'Kalenda Maya' enthält.

[3] Gleichen Bau u. Mel. haben ferner Jeanroy-Aubry XXIV (mit der — wohl apokryphen — Bezeichnung Lai de la Pastourelle über dem Stück) und XXVIII (auch textlich eine Bearbeitung der lat. Sequenz).

[4] Dieser Ausdruck findet sich nicht nur über einer Notker-Sequenz (Schubiger, Sängerschule von St. Gallen Nr. 7), wo keine Beziehung zum Inhalt vorliegt, sondern auch bei einer Martial-Sequenz aus einer Hs. des 10. Jhs., wo diese Beziehung vorhanden ist. (Anal. VII. Nr. 230).

Digitized by Google

in der Melodie für größere Abschnitte tatsächlich vorlag. Was ihm den Ausblick verhüllte, waren drei Dinge: 1. die innerhalb der Halbversikel vorhandene, oft sehr reiche und kunstvolle Kleingliederung (gerade von Ernoul fast zum Überdruß angewandt), 2. die mangelhafte Übereinstimmung der Halbversikel miteinander, dadurch hervorgerufen, daß die erwähnten Kleinglieder in den Halbversikeln nicht in gleicher Zahl auftreten, 3. das Vorhandensein von Versikeln mit drei, statt zwei gleichen Gliedern. — Es ist zu beachten, daß diese drei Erscheinungen bei den einzelnen Stücken in ganz verschiedener Stärke und Verteilung auftreten. Maßgebend ist nun, daß sie sich auch in lateinischen Stücken finden, die von der Musica vulgaris sicher oder höchstwahrscheinlich unbeeinflußt sind. Schon oben wurde Ph. de Grève als Verfasser einer zur Lai-Literatur in Beziehung stehenden Sequenz (Ave gloriosa) genannt. Es verdient erwähnt zu werden, daß in dem diese Sequenz enthaltenden 10. Faszikel von L (Florenz Laurenziana Plut. XXIX, 1) vom Schreiber graphisch ein Unterschied gemacht wird zwischen den echten Sequenzen Philipps und seinen Lai-artigen Stücken. Erstere[1] werden dem Leser als Sequenzen sofort dadurch kenntlich, daß nur die ersten Halbversikel mit Noten versehen und die zweiten in kleiner Schrift daneben gesetzt sind. Letztere dagegen sind, wie alles in diesem Faszikel von fol. 430 bis zum Schluß[2], durchgehend notiert. Außer *Ave gloriosa* stehen in diesem Teil des 10. Faszikels noch zwei weitere Lai-artige Schöpfungen Philipps: 1. Veritas, equitas, largitas, dessen metrisch-musikalische Beziehungen zum prov. Lai Markiol u. zum afr. Lai R 192 (Jeanroy-Aubry XVI) im folgenden Abschnitt besprochen werden sollen; 2. das auch in London Br. M. Egerton 274 und im Roman de Fauvel erhaltene Stück O mens cogita, gedr. Anal. hymn. 21, Nr. 144, ohne Kenntlichmachung der musikalischen Struktur. Die Melodie desselben ist zugänglich in der Faks.-Ausgabe des Fauvel-Romans von P. Aubry. Die mus. Gliederung nach L ist folgende:

I. (Str. 1 u. 2): a) $\alpha\alpha'$; b) $\alpha\alpha'$
II. a) $\beta\beta'$ (Str. 3); b) $\beta\beta'$ (Str. 4)
III. a) $\gamma\gamma'$ (Str. 5); b) $\gamma\gamma'$ (Str. 6)
IV. a) $\delta\varepsilon$ (Str. 7, V. 1—3); b) $\delta\zeta$ (Str. 7, 3—6)
V. a) $\eta\eta'$ (Str. 8); b) $\eta\eta''$ (Str. 9).

[1] Es sind: Homo natus ad laborem (415), Aristippe quamvis sero (fol. 416), In hoc ortus occidente (417'), Fontis in rivulum (418, nur teilweise), Vae mundo a scandalis (426), Quo me vertam nescio (426'), O labilis sortis (427'). Dreves hat diese Lieder in seiner Ausgabe (Bd. 20 u. 21 der Analecta hymnica) teilweise nicht als Sequenzen charakterisiert. Weitere anonyme Sequenzen desselben Abschnittes sind: Omnis in lacrimas (415'), Olim sudor Herculis (417), Excuset que vim intulit (419), Sede Sion in pulvere (419'), Divina providentia (420).

[2] Darunter befinden sich auch Stücke mit wiederkehrender Strophenmelodie, wie Quisquis cordis et oculi (437) und Homo considera (438); allerdings steht hier nur die erste Strophe der Lieder verzeichnet.

Digitized by Google

Man sieht deutlich, wie hier die anscheinende Viergliederung durch Differenzierung des zweiten und vierten Teiles in den einzelnen Versikeln sich als eigentliche Zweiteilung charakterisiert. Als eine weitere, ebenfalls dem Notre-Dame-Kreise nahestehende Quelle für Conductus in strenger und gelöster Sequenzenform sei hier (neben den Carmina Burana) die Hs. Stuttgart Hb. I Asc. 95 genannt[1]. Von ihr führt nämlich eine bisher unbekannte Beziehung zum afr. Lai religieux hinüber. Von dem sonst in französischen Hss. nicht überlieferten, deshalb von Meyer-Speyer[2] (ob mit Recht?) als deutsches Erzeugnis betrachteten 'Planctus Marie Virginis' Flete fideles anime[3] existiert nämlich eine altfranzösische, in eine Bearbeitung des Hohen Liedes eingeschobene Übersetzung: Plorez trestot por Jhesu Crist[4], die sich an den Bau des Originals recht getreu anschließt.

Bei allen bisher als lateinische Quelle für die französische Lai-Form besprochenen Beispielen könnte ein Skeptiker einwenden, hier läge eine Beeinflussung der lateinischen Poesie durch Volkssprachliches vor. Um diesem Einwand zu begegnen, müssen wir einen Schritt weiter zurückgehen und das zeitlich und entwicklungsgeschichtlich dem Notre-Dame-Repertoire vorausliegende, von romanischen Einflüssen sicher freie Repertoire des Martial-Conductus heranziehen. Als gegen 1150 in Paris die Musik einen großen Aufschwung nahm, blickte sie in den großen Klöstern Südfrankreichs schon auf eine lange Blüte zurück. In dem reichen St. Martial in Limoges hatte sich gegen 1100 aus der alten Gattung des Tropus der Conductus entwickelt, der in seinem metrisch-melodischen Bau (genau wie sein Vorgänger, der Tropus) sich teils vom Hymnus, teils der Sequenz als abhängig erweist. Als Quelle für den Martial-Conductus kommen hauptsächlich die drei Hss. Paris BN. lat. 1139, die auch den Sponsus und die ältesten prov. rel. Lieder (Mei amic e mei fiel, O Maria Deu Maire, Be deu hoi mais finir nostra razos) enthält, BN. lat. 3549 u. 3719 in Betracht. Wenn wir hier Gebilde antreffen, die sich von den (in diesen Hss. gleichfalls reich vertretenen) Arten der regulären Sequenz in der oben für den Lai charakterisierten Weise abheben, dürfte der lateinische Ursprung der Gattung völlig gesichert sein. — Solche Fälle sind nun tatsächlich vorhanden. Der älteste ist der von mir schon Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. 51, 116 erwähnte 'Versus obtimus', in einer anderen

[1] Das Verzeichnis der Stücke s. Anal. 20, S. 27; vgl. dazu Fr. Ludwig Repertorium S. 319.

[2] Fragmenta Burana S. 111.

[3] Gedr. Anal. 20, 198.

[4] S. Bonnard, Les Traductions de la Bible en vers français au Moyen-Age. 1884. S. 158; beide Stücke fehlen bei Wechßler, die romanischen Marienklagen.

Digitized by Google

Quelle als 'Farsumen' (Tropus) bezeichnete *Radix Jesse castitatis*[1]. Hier findet sich deutlich die (auch bei Veritas equitas vorliegende) melodische Dreiteilung, die auch von Dreves, allerdings nicht ganz korrekt, im Druck (Anal. 45b, 9) hervorgehoben ist[2]. Neben der Dreiteilung finden sich, wie auch in der älteren Sequenz, repetitionslose Glieder. Die Dreiteilung ist übrigens, nebenbei bemerkt, in der liturgischen Musik schon vorher vertreten. Sie findet sich schon im 11. Jh. als Bautypus von Kyrie-Tropen. Die musikalische Formel ist: *aaa, βββ, γγγ*; d. h. drei musikalisch verschiedene Teile werden in je drei musikalisch gleiche Abteilungen zerlegt; aber die liturgische Verwendung und die stets beachtete Dreizahl der Hauptteile, entsprechend den 3 Anrufungen (Kyrie eleison, Christe el., K. el.) sichern der Gattung ihren Sonderplatz. Ferner verdient hier vielleicht ein wohl ganz isolierter Fall von Dreiteilung in der ältesten Sequenz, die Notker-Melodie 'Duo tres' erwähnt zu werden. — Die gleiche Hs. 1139 liefert ein klares Beispiel von musikalischer (wie auch metrischer) Repetition innerhalb der Halbversikel: es ist der hier als Versus bezeichnete, anderswo als Zwischengesang in Nokturnlektionen verwandte, auch im Ludus de Antichristo auftretende Text *Alto consilio*[3]. Hier finden sich mehrfach Halbversikel mit der Einteilung *aaβ* oder *aaa'*; bemerkenswert ist hier ferner die Loslösung des Stückes von der Sequenzgattung durch seine Stellung und Überschrift in 1139 und seine Bezeichnung als Conductus an anderen Stellen. — Stammen die angeführten Beispiele aus einer Frühzeit des Tastens und der Versuche (um oder kurz nach 1100), so finden sich in den beiden jüngeren Martialhss. Stücke von fertiger Form, die weit näher an den romanischen Lai heranführt. In Hs. 3549 steht fol. 167', auf das älteste Motett, *Stirps Jesse florigeram*, folgend, aber von anderer, älterer Hand, ein Weihnachtslied mit einstimmiger Melodie (auch 3719, 35', ebenfalls einstimmig): *Virginis in gremio*[4], mit folgendem interessanten Bau:

7	6		8		4	4	6	6	6	12	4	4	12	5	5	7	7	7		11		6	4		6	4		6	
a	b᷒	a	b᷒	a	b᷒	c	c	c	d᷒	d᷒	d᷒	d᷒	d	e	e	e	e	e	f	f	f	f	g᷒	g᷒	h	h	h	e	e	i	i	i	k᷒	i	i	i	k᷒	k᷒
α		*α*		*β*	*γ*	*γ*	*γ*	*δ*	*δ*	*δ'*	*δ'*	*δ'*	*ε*	*ε*	*ζ*	*ε'*	*η*	*η'*	*ϑ*	*ϑ*		*ι*	*κ*	*κ*	*κ*	*λ*	*λ*		*μ*		*ν*		*π*		*ν*	*ν*

Weiteres Material enthält die Hs. 3719: Ebenfalls ein Weihnachtslied ist der auf fol. 83 stehende Conductus *Vetus error abiit* (Anal. 20, 66). Er besteht aus drei verschieden gebauten Strophen, die alle in drei metrisch und musikalisch gleiche Teile zerfallen[5].

[1] 1139, fol. 46.

[2] Wir ersehen z. B. nicht, daß 1 u. 3 melodisch verwandt sind, ebenso 2, 4 u. 6; statt 9, 10a, 10b setze 9a, 9b, 9c; korr. in 7a stella statt nova, in 11a Patri statt Patris; lies 2b: conculcans lolium.

[3] Gedr. Dreves, Ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung II, S. 18.

[4] Gedr. Anal. 21. S. 187.

[5] Die 2. Str. ist bei Dreves unkorrekt: setze nach 2. 3 Fert Gabriel; tilge 2. 7.

Digitized by Google

Die Melodie ist jedesmal nur für den ersten Teil aufgezeichnet. Könnte man hier vom rein formalen Standpunkt aus (doch kaum mit Recht) an einen Kyrie-Tropus denken, so ist das ganz unmöglich bei dem auf dieses Lied in der Hs. folgenden unedierten Stück *Impleta sunt omnia*, das aus Strophen mit teils zwei, teils drei metrisch-melodisch gleichen Teilversikeln besteht. Auch hier hat öfters nur der erste Abschnitt die Noten; einmal stehen, zur Füllung der musikalischen Periode, die Silben va va va va va. — Auch das Eindringen der freien Sequenzenform in die weltliche Lyrik ist in 3719, wohl an frühester Stelle, zu beobachten: auf den schon besprochenen Conductus Virginis in gremio (fol. 35′) folgt unmittelbar das Lied De terre gremio[1], das gleichfalls teils aus zweifach, teils dreifach geteilten Versikeln besteht. —

Auf Anführung weiterer Beispiele ähnlicher Bauart in der mittellateinischen Lyrik glaube ich verzichten zu können, zumal da die betr. Quellen (Arundelsammlung, Carmina Burana) in ihrer Datierung zu unsicher sind.

Wie schon angedeutet, wird eine Neubearbeitung der Lai-Frage ihre Aufgabe am besten erfüllen, wenn sie die musikalische Struktur der einzelnen von Jeanroy-Aubry publizierten Stücke (wozu noch einige weitere kommen) aufdeckt. Dann wird sich ergeben, in welch verschiedener Weise die einzelnen Komponisten ihre Aufgabe auffaßten und lösten. Auch Korrekturen werden unerläßlich sein, obwohl man darin keineswegs so weit gehen darf wie z. B. Riemann in seiner Änderung des Lai d'Aelis (Handbuch der Musikgeschichte II, 128).

Am freiesten ist von allen Lai-Dichtern Ernoul le Vieux vorgegangen. Die folgende Aufstellung gibt für den Lai Nostre Dame der Klarheit halber die grobe Einteilung, mit nur gelegentlicher Angabe der feineren Gliederung. Die römischen Ziffern bezeichnen die Versikel, die arabischen die Halbversikel.

I. (Jeanroy-A. Strophe 1): 1. a) V. 1— 8: $4\times\alpha\beta$; b) V. 9—14: $6\times\beta$.
2. a) V. 15—22: = I. 1. a); b) V. 23—26: $4\times\beta$.

II. (Str. 2): 1. a) 27—41: $3\times\gamma$; b) 42—53: $4\times\delta$; c) 54—56: $3\times\beta$.
2. a) 57—66: $2\times\gamma$: b) 67—78: = II. 1. b); c) 79—82: $4\times\beta$.

III. (Str. 3—4): 1. a) 83—102: $4\times\varepsilon$; b) 103—123: ζ (Mel. verwandt mit Str. 1)
2. 124—164 = III. 1.

IV. (Str. 5—7): 1. a) 165—180: $8\times\eta$; b) 181—184: ϑ; c) 185—206: ι;
d) 207—214: $4\times\varkappa$.
1. a) 215—230: $8\times\eta'$; b) 231—234: ϑ'; c) 235—254: ähnl. ι;
d) 255—262: = IV. 1. d).

V. (Rest von Str. 7): a) $2\times\alpha\beta$; b) $6\times\beta$.

Diese Aufstellung gibt keinen völligen Aufschluß über die bei Ernoul typische Einteilung der Unterabteilungen in zahlreiche gleiche

[1] Gedr. (nicht ganz richtig) von Du Méril, Poésies populaires latines du Moyen-Age. 1847. S. 232.

Digitized by Google

kleinste melodische Abschnitte; sie soll nur das (leicht zu verkennende) Vorhandensein der Parallelität im großen erweisen. Das melodische Zurückgreifen des Schlußsatzes auf den ersten Satz ist in Sequenzen und Lais oft zu beobachten und für den Lai nach später Theorie sogar obligatorisch[1].

Noch interessanter ist der Bau des zweiten Ernoulschen Lais, 'Li viés Testamens et li noveaus' betitelt. Hier zeigt sich eine Parallelität, die nicht, wie sonst üblich, mit Doppelversikeln fortschreitet (AA BB CC usw.), sondern sich auf ganze Gruppen erstreckt (ABC ABC DEFG DEFG ...). Der Typ ist auch in den Carmina Burana vertreten[2] und hat vielleicht eine alte Vorgeschichte; vgl. dazu H. Suchiers Auffassung vom Eulalialied als einer Sequenz mit doppeltem Kursus (Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. 13 [1874], 385) und die ergänzenden Ausführungen Pauls von Winterfeld in der Zeitschr. f. deutsche Altertumskunde 45 (1901), 133. Die Entsprechungen lassen sich durch folgendes Bild ausdrücken:

1a	1b + 2a							
	2b	3	4	5				
		6	7	8	9	10	11	12
					13	14	15	16
						17	18	19
						20	21	22
23a								23b.

Die Zahlen beziehen sich auf die Strophen bei Jeanroy-Aubry; untereinandergesetzte Strophen sind melodisch gleich oder verwandt. Zu ergänzen ist, daß 4—5 melodisch ähnlich 11—12 sind, so daß die Tabelle auch etwas anders hätte angeordnet werden können.

[1] Einen späten, genau der Theorie entsprechend gebauten Lai mit Melodie kann man jetzt bequem in der schönen Machaut-Ausgabe von Fr. Ludwig (Bd. I) studieren.

[2] Vgl. Ausg. Schmeller, Nr. 62 u. 154.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Die türkische Sprache im westlichen Kleid.

In seinen in der türkischen Tageszeitung 'La République' veröffentlichten Arbeiten hat Verfasser dieser Zeilen den Weg wohl zum erstenmal aufgezeigt, der bei der Schaffung eines türklateinischen Alphabets zu beschreiten wäre. Abgesehen von diesen Veröffentlichungen gelangten diese Vorschläge schon damals zur Kenntnis des türkischen Unterrichtsministeriums, wo ich mit dem türkischen Dichter Faruk Bei gelegentlich eines Aufenthaltes in Angora den mit dieser Frage befaßten Funktionären des Unterrichtsministeriums Ihsan Bei und Ibrahim Ahmeddin Bei meine diesbezüglichen Veröffentlichungen übergab; später wurden sie liebenswürdigerweise durch ein hochangesehenes Staatsratsmitglied der inzwischen gegründeten Alphabetskommission übergeben. Tatsächlich deckt sich das von der Kommission der Nationalversammlung vorgeschlagene Vokalsystem fast restlos mit meinen damaligen Vorschlägen: a, e, i, o, u, ö, ü. Wer aus eigener Anschauung den nahen Osten kennt, weiß, daß die Türken, soweit sie zum Schreiben, bzw. zum Schreiben einer ausländischen Sprache kamen, im Gegensatz zur politischen mehr mitteleuropäischen Einstellung jedoch in der Literatur überwiegend durch das Französische beeinflußt waren. Auswirkungen davon griffen paradoxerweise sogar aufs Deutsche über: Man schreibt noch heute bei uns Bey statt Bej oder Bei, und Suleyman statt Süleiman, aus demselben Grunde, aus dem man oft Shanghai statt Schanghai liest. Wir erhielten diese Namen durch die am betreffenden Orte vorherrschenden europäischen Sprachen.

Nur bei einem Vokal wich man von meinem System, leider zum Schaden der Sache, ab: beim harten i, einem Laut, den ich sonst im Russischen und (mit einer Farbveränderung gegen u) im Japanischen fand. Man nahm hierfür statt des ihm phonetisch am nächsten kommenden y (fremden i) das i ohne Punkt. Daß dieses i ohne Kopf — dem man in der neuen Schrift nach Möglichkeit durch das manchmal ähnliche u (v. oldugu) ausweicht — alle nur möglichen Nachteile hat, vor denen der Vf., leider umsonst, schon damals gewarnt hat, wird nunmehr immer deutlicher, wie sich auch im gleichen Maße die Rufe nach Abschaffung dieses Zeichens mehren. Der langsam die noch dazu sehr häufige Endung der zweiten Person-Mehrzahl des Zeitwortes 'aliniz' ohne die Punkte über dem i malende Abcschütze wird durch die Rundungen nach oben und unten und den gegenseitigen Abstand der Buchstaben die Differenzierung der i von den n (oder e und m) leicht zuwege bringen, nicht aber der schnell schreibende Erwachsene. Auch der Russe macht in der schnellgeschriebenen 'Cirilica'-Handschrift (im Worte 'pischitje' z. B. drei) Unterscheidungsstriche über und unter der Zeile. Deshalb setzten eben die Römer den Punkt auf das i, um es von den anderen Buchstaben und dem bei schnellschreibender Hand sehr ähnlichen e zu trennen, während sie ihn in den steinernen Inschriften z. B. weglassen konnten. 'Alynyz' ist viel deutlicher, auch folgerichtiger. Abgesehen davon hat ein, wenn auch negatives, nicht internationales diakritisches Zeichen prinzipielle Nachteile: Sowie man auch nur ein solches Zeichen in das Alphabet einfügt, begibt man sich der Möglichkeit, internationale Schreibmaschinen und Letternsätze zu verwenden. Es gibt heute

Digitized by Google

drei Weltsprachen und zwei meistverbreitete Schreibmaschinenklaviaturen: die deutsche und französische, oder germanische und romanische, die aneinanderstatt (und für das akzentlose Englisch) verwendet werden können. Tritt die türkische Schrift in die Reihe dieser Hauptsysteme des Westens, so genießt sie den Vorteil wie diese Sprachen, keine eigenen und deshalb sich teurer stellenden Schreibmaschinen bestellen zu müssen, sondern die allerwärts im Handel befindlichen und bis zur Zeit in der Türkei ausschließlich verwendeten Maschinen benützen zu können, abgesehen von dem westlichen Gesicht, das die Sprache auf diese Weise erhält. Heute muß man paradoxerweise schon wegen eines Nichts, wegen eines fehlenden Punktes über dem i, alle Schreibmaschinen der Türkei ändern, bzw. der türkische Korrespondent muß für das Ausland eine zweite Maschine halten oder die bisher innegehabte mit Verlust gegen eine neue kombiniert-französisch-türkische austauschen, da er für das vielgebrauchte Französisch auf der von der Kommission mit den hiesigen Schreibmaschinenagenten ausgearbeiteten Klaviatur keinen accent aigu hat... Hier ersieht man, daß die ausländischen Fabriken durch 'divide et impera' zu gewinnen beabsichtigen, was der türkischen Nation wiederum verlorengeht, während man sonst mit allen in der Türkei befindlichen Schreibmaschinen ohne Änderung das Abc schreiben könnte. Auch kann man heute in der ganzen übrigen Welt, vor allem in deren wichtigen Hauptländern, die türkischen Worte trotz der Lateinschrift nicht schreiben, was der Verbreitung des neutürkischen Alphabets im Westen hinderlich ist. Umgekehrt wird durch diese Sonderstellung dem fremde Sprachen lernenden Türken das westliche System nicht genügend nahegerückt. Man muß in Deutschland Schevket, in England Shevket, in Frankreich Chevket schreiben, weil das neue sch mit der Cedille darunter in keinem europäischen Alphabet existiert, abgesehen von dem eines kleineren Balkanvolkes, dem rumänischen, dem wiederum in den nationalen Schreibmaschinen die Tremas fehlen. Keine Sprache der Erde führt aber meines Wissens den Halbkreis über dem g, der völlig überflüssig ist, da die türkische Zunge ein g zwischen Vokalen und in tiefen Worten mit oder ohne Zeichen darüber nicht anders aussprechen kann. Die Analogie mit dem griechischen Gamma hätte genügt, wozu noch als Hilfsmittel in türkischen Worten die Vokalharmonie kommt. Vgl. 'logos' neugriechisch und türkisch 'eger'. Auch die Schwierigkeiten des kef und kaf werden ja durch die Vokalharmonie beseitigt. Togru und oglu kann der Türke nicht anders aussprechen als richtig, wenn er auch wollte, außer er hat durch längeres Studium und Übung seine Zunge an andere phonetische Systeme gewöhnt.

Bezüglich des i aber hat der Lügengeist im Faust einmal ausnahmsweise recht: Von einem Wort läßt sich kein Iota rauben, nicht einmal der Punkt darüber...

Die Kommission hat zwar in gemeinsamen Sitzungen mit den Konstantinopler Agenten ausländischer Schreibmaschinen, welch letztere dabei den tertius gaudens spielen, eine Lösung zu finden versucht, doch nur eine Überfülle von neuen Tasten zuwege gebracht. Unter dem bisher im türkischen Alphabet arbeitslosen (großen) X steht das g mit dem Halbkreis darüber. Wo bleibt dann das große G mit dem Halbkreis? Wegen des Hyperplus an Buchstaben und Tasten wird sich jedes türkische und nichttürkische Maschinenfräulein verklopfen, abgesehen davon, daß kompli-

Digitized by Google

ziertere Systeme sich nur langsam schreiben lassen. Beim französischen Eigenzeichen für é auf der Schreibmaschine muß man mit dem Finger einen weiteren und Seitenweg zurücklegen, während das gewöhnliche e viel leichter und geschwinder erreicht wird. Bei vielen außertourlichen Zeichen leidet also die Geschwindigkeit der Schrift. Unbeantwortet bleibt auch die Frage, wie man beim handgeschriebenen großen I das Fehlen bzw. Vorhandensein des Punktes darüber ausdrücken soll. Dieselbe Frage stellen wir fürs g mit dem Halbkreis darüber und für alle überdachten Vokale.

Auch versäumte man die erste Gelegenheit zur Ausmerzung der arabischen Phonetik, die durch die eben erwähnten recht komplizierten Überdachungen einzelner Selbstlaute so lange zum Weiterleben gezwungen ist, bis durch die notwendige Losschälung der reintürkischen Phonetik das Fehlen eines Daseinsgrundes immer mehr offenbar wird. Tatsache ist, daß die neue türkische Buchstabenreihe beiderseits von einer dichten Allee überflüssiger Beizeichen eingerahmt ist, die weniger dem von alters her an Punkte trainierten Türken als dem Westländer unangenehm auffällt. Das y wird derzeit für den Halbvokal j verwendet, eine französische Schlacke, möchte ich sagen. Man schreibt sogar päpstlicher als die Franzosen selbst z. B.: 'Asya'. Abgesehen davon, daß diese Schreibweise ästhetisch im Westen wohl wenig Anklang findet, ist sie falsch. Die ursprünglich klassisch-griechisch-weibliche, viel in Länderbezeichnungen vorkommende Endung -ia (Bavaria, Austria, Italia usw.) wird im literarischen Alt- und Neugriechischen -i-i-a ausgesprochen, ohne j, die Slawen sagen und schreiben Azija, die Italiener sagen und schreiben Asia, auch der Türke fällt nicht sofort mit einem Halbvokal auf das a am Ende herab, sondern seine Aussprache ist ganz gleich der italienischen, während umgekehrt dieses letztere Volk nicht wie die Griechen trotz des nichtgeschriebenen j zwischen i und a i und a ohne Übergang trennt. Das gleiche gilt fürs deutsche Asien. In anderen Wörtern schreibt der Türke jedoch dieses j hinein, z. B. Hikayet. Hier ersehen wir, um wieviel einfacher es ist, y für das harte i zu nehmen, i aber für i und j, da im Türkischen j derzeit schon für das französische j (in Journal) reserviert ist. Dieser letztere Buchstabe ist übrigens selten. Jeder Türke wird unwillkürlich -ijet wie der Deutsche und nicht i-et lesen, und -ja aussprechen, auch wenn man -a-iet und -ia schreibt. Er wird, den physiologischen Gesetzen seiner Zunge folgend, den Halb- oder ganzen Wert des i richtig bestimmen. Zur ausdrücklichen Unterscheidung hilft eine einfache Regel mit: i ist (selbstverständlich) zwischen Konsonanten und n a c h i Vokal, sonst Halbvokal. Eine wie häßliche Mißheirat bildet aber für den Sprachkundigen das häufige Wort 'köy' (Dorf): In einem einzigen Zwielaut das folgerichtige, dem verwandten Madjarischen und Finnischen, auch der deutschen Weltsprache (mit den germanischen Sprachen des Nordens) eigene ö, daneben das für einen Halbvokal gestaltlich zu breite romanische y. Wie rassig sieht dagegen Emin Önü auf den Tramtafeln aus, das meinen Vorschlägen entspricht! Leider liest man dafür auf den Tramaufschriften Fâtih, während sogar die frühere französische Aufschrift 'Fatih' genau so gut gelesen wurde.

Ich schlug und schlage vor, das weltverbreitete sh (shilling) für sch (was sich auch fürs Deutsche erörtern ließe) und einen kleinen Gewaltakt: c für dschim und tschim, die sich im modernen Türkisch wenig unter-

Digitized by Google

scheiden. Kein Türke spricht heute deutlich Tschodschuk (dschim = dem stimmhaften dsch im englischen journal und dem serbischen dsch in aus dem Türkischen überkommenen Wörtern: pen dschera) aus, sondern fast tschotschuk. Dadurch wäre der verwirrenden Tatsache aus dem Wege gegangen, daß das c in fast allen Sprachen verschieden ausgesprochen wird. Man hätte dadurch das italienische c adoptiert. Was das sh noch anbetrifft, statt des s mit dem Haken darunter, so wäre noch hinzuzufügen, daß sich auf Entfernungen besonders zwei Buchstaben leichter entziffern lassen als einer mit einem meist zu klein geschriebenen Zeichen darunter. Dies gilt besonders für Firmentafeln, Warnungen, Schiffsnamen usw. Weil die alten Römer phonetisch kein sh hatten, besaßen sie auch kein eigenes Zeichen dafür; doch haben die meisten Sprachen, die mit der römischen Kultur auch deren Schriftzeichen übernahmen, bis auf den heutigen Tag zwei Buchstaben vorgezogen: Die Franzosen schreiben ch, die Engländer das (vorgeschlagene und international-populäre) sh, die Deutschen (länger) sch, die Madjaren (umgekehrt) s für sch und sz für s, die Italiener sci, die Polen wieder umgekehrt wie die Ungarn, und nur die übrigen 'Latinica' schreibenden Slawen behelfen sich mit den Rumänen für diesen Laut mit einem Haken über bzw. unter dem s, wodurch diese kleineren Völker in derselben Lage sind, in die sich nunmehr die Türken begeben haben, nämlich eigene Schreibmaschinensysteme beschaffen zu müssen. Im Zuge der Zeit weist eben gerade die Maschine, und für die Sprachen die Schreib- und Setzmaschine nach der Uniformierung. Mit den Akzenten geht, auch besonders in der Handschrift, viel und mehr Zeit verloren als mit Doppelbuchstaben, die sich im Türkischen ja auf das eine sh beschränken ließen. Wollte man ein Rechenexempel aufstellen, so addieren sich diese minimalen Zeitverluste im Laufe der Jahrzehnte und für die ganze Nation zu ganz beträchtlichen Summen. Zeit ist aber Geld. In jeder Zeile gibt es einige wertlose Akzente, Unterzeilenzeichen und überflüssige y.

Ein Mitglied der Kommission versuchte, dem Verfasser die Notwendigkeit der einen arabischen Atavismus darstellenden Vokalüberdachungen aus dem Deutschen zu beweisen: Das Wort 'Gesellschaft' würde auf der ersten Silbe betont werden, wenn man die zweite Silbe nicht auf Doppel-L ausgehen ließe. Der betreffende Herr spricht nicht Deutsch; denn sonst hätte er auch gewußt, daß 'ge-' und '-schaft' nie betonte Anfangs- und Endsilben sind, und daß im Deutschen der Akzent immer auf der Sinn- bzw. Stammsilbe ruht. Trotz des ff betont man Segelschiff auf der ersten Silbe. Wäre 'Gesell'' das Beispiel gewesen, so wäre bei 'Gesel'', wenn man an das Wort Esel denkt, die Betonung der ersten Silbe plausibler, wenn nicht der Apostroph den zweiten Wegweiser für den Ton geben würde. Außerdem dienen Doppelbuchstaben im Deutschen nur zum Ausdruck der Kürze des vorhergehenden Vokals. Der türkische Akzent, dem sich die arabischen Lehnworte, die man nicht durch türkische ersetzen kann, unterordnen müssen, ist ein ganz anderer als der deutsche. Er ist das Gegenteil des russischen, der zwar manchmal (innerhalb der Deklination z. B.) wandert, aber doch starr dem ganzen Wort das Gepräge, ja die Vokalfarbe gibt: sistra, sjostry, sistjor. Der türkische Akzent schwebt, er ist ungreifbar, entsprechend der altorientalischen Mentalität, am ähnlichsten noch dem Satzakzent des Französischen. Im Gegensatz zum verwandten Un-

Digitized by Google

garischen, das den Akzent auf die erste Silbe ausnahmslos verlegt, teilt die türkische Sprache die Tendenz des Französischen, den Ton nach hinten, auf die Suffixe, zu verlegen. Man kann 'Fatihde' auf der ersten oder letzten Silbe betonen. Hebt man die arabische Abkunft von Fatih unterbewußt hervor, so betont man die erste Silbe mit dem dem Arabischen eigenen und deshalb im Widerspruch zu den Bestrebungen der Austilgung der arabischen Lehnworte aus der türkischen Sprache überdachten a (zwischen a und o, ähnlich wie das madjarische a ohne Akzent). Spricht man dagegen mehr türkisch aus, so betont man die (letzte) Silbe: de. Wenn man so weit gegangen ist, Massar statt Mazhar, Mehmet für Mehmed sowie Burhannettin zu schreiben, in konsequenter Anwendung der türkischen Konsonantenphonetik aufs Arabische, so erscheint der Vokalakzent als eine störende Erinnerung an diese Sprache. Im übrigen erinnert die Vorliebe der Türken für harte Konsonanten ans Finnische; dort tohtori für Doktor.

Es bleibt noch die Frage der Lautharmonie zu erörtern. Das Türkische erinnert in seiner Vokalharmonie ans Ungarische und Finnische (neben dem grammatischen Bau mit Suffixen und Postpositionen): Man vergleiche hazomban und Pesten mit evimde und odada. Das Türkische hat aber neben der Selbstlaut- auch eine im Ungarischen und Finnischen nicht vorfindliche Mitlautharmonie, welche Tatsache die Abckommission beim k leider ungenützt ließ: So wie in tiefen (kalyn) türkischen Wörtern nur die Vokale a, o, u und hartes i und in hohen Wörtern (ince) nur e, i, ö und ü einander ablösen dürfen, so darf in der ersteren Gruppe für k nur das harte kaf, in der zweiten nur kef Verwendung finden. Verwirrend wirkt nun, daß es in den dem Arabischen und Persischen entnommenen Wörtern diese beiden Harmonien nicht gibt: Entgegen den Gesetzen der türkischen Zunge folgt in hakikat z. B. auf a ein weiches i und dann wieder ein a, und das harte kaf steht unmittelbar vor und hinter dem weichen i. Umgekehrt findet man in arabischen Wörtern kef zusammen auch mit tiefen Vokalen und Konsonanten. Der Versuch nun, durch Beizeichen zum k die türkische Zunge zur arabischen Aussprache zu zwingen, diese Aussprache zu konservieren, anstatt sie der ersteren zu unterwerfen, wenn man schon nicht immer für jedes arabische Wort ein entsprechendes türkisches finden kann, gleicht einem Versuche, mit dem z. B. die Deutschen sich überflüssigerweise abgeben wollten, um bei Übernahme des Wortes Reglement z. B. eine Schreibweise zu finden, die den französischen nasalen Klang auch im Deutschen genau wiedergibt. Der Deutsche läßt das Wort einfach gleich — was der Türke nicht kann —, weil er ja die gleichen Buchstaben hat wie der Franzose, oder er ersetzt es durch Dienstvorschrift usw., was der Türke nicht immer, ja wohl nur in der Minderzahl der Fälle kann, oder aber der Deutsche adoptiert das Wort, wenn möglich, seiner Zunge und Schrift: Konvention, Büro, Operatör. Während man z. B. im Türkischen heute konsequent und phonetischer als im Französischen selbst otel für Hôtel schreibt, versucht man arabische, der türkischen Sprache zungenwidrige Laute beizubehalten. Ob man das k durch irgendwelche Kennzeichen differenziert oder nicht, die türkische Zunge differenziert es von selbst mit Hilfe der unmittelbaren lautharmonischen Umgebung. Wie viel mehr Menschen in der Türkei können nicht lesen und schreiben und sprechen hakikat und ähnliche Wörter doch richtig aus! Will man aber unbedingt differenzieren, so schreibe man eher wie bisher

Digitized by Google

Kiamil als Khamil oder Kâmil oder gar Khâmil. Wenn man allerdings af etmek zusammenschreibt, wie es jetzt geschieht, dann durchbricht man durch diese Zusammenschweißung eines türkischen mit einem arabischen Worte einigermaßen, zur Hälfte, für den türkischen Teil diese Lautharmonie ohne Schaden für die Gesundheit der Sprache. Es würde zuviel in die Zukunft sehen heißen, wenn man annimmt, daß durch diese Heirat eines hohen türkischen mit einem tiefvokaligen arabischen Wort eine lautharmonische Anpassung des ersteren, untergeordneten, erfolgen wird. An dieser Stelle warnt Verfasser auch, bei aller Angezeigtheit einer einheitlichen phonetischen Schreibweise für alle Sprachen der Erde, vor Übereifer im phonetischen Schriftausdruck: Die jungen Postbeamten schreiben Beryan statt Briand und Isterezeman statt Stresemann. Eigennamen sollten Asylrecht genießen. Eine sprachliche Vergewaltigung, die in der arabischen Schrift nicht augenfällig wurde, ist auch avukat statt avokat, oder besser advokat, bei endlicher Aufgabe des französischen Zwischenweges vom Lateinischen weg, oder tiyatro statt teatro, wobei sich nach dem früher Ausgeführten das j zwischen e und a bedarfsfalls von selbst hineinlegt. Es ist richtig, daß in verschiedenen Sprachen solcherart phonetisch geschrieben wird; doch tut dies das Russische z. B. deshalb, weil es die betreffenden Laute der fremden Sprache nicht hat. Auch deckt im Russischen und Griechischen der Schleier der fremden Schrift solche Schreibweisen zu. Die Griechen z. B. schreiben 'Tambl ntot' für 'Table d'hôte (my macht veta zu b, ny tav zu d).

In einer Reihe Aufsätze eines derzeit in Moskau lebenden sehr weitschauenden Türken, die in der erwähnten 'La République' veröffentlicht wurden, ist treffend dargetan, daß eine gediegene konsequente wissenschaftliche Philologie heute in der Türkei noch nicht existiert bzw. wegen der vielen Ungenauigkeiten in der alten Schrift auch unmöglich war. Jetzt kann sie durch die Annahme der Lateinbuchstaben, die rücksichtslos die bisher verschleierten Fehlerquellen aufdecken, in das Stadium nascendi gelangen. Leider aber verschloß sich die Kommission dieser Selbsterkenntnis und traute sich in übernationalem Eifer zuviel zu. Die Unkenntnis von auch einfachen grammatischen Regeln und das bisher mangelnde Interesse hierfür bei auch sonst gebildeten Türken wird jedem aufgefallen sein, der z. B. um irgendeine grammatische Erklärung ersucht hat, z. B. des für den Westländer so schwierigen aktiven Partizipiums bei objektiver Einstellung zum Beziehungsworte (gördigim oda = das Zimmer, das ich gesehen habe). Geradeso wie es im Falle der Einführung der arabischen Schrift bei uns selbstverständlich gewesen wäre, einen in dieser Schrift Geborenen, einen türkischen oder besser arabischen Schriftgelehrten, heranzuziehen, so wären durch Gegenwart eines tüchtigen europäischen Sachverständigen die oben aufgezeigten und hoffentlich, wenn auch aus politischen Gründen nicht bald, aber doch sicher auszumerzenden Fehler bereits ab ovo gewiß vermieden worden.

In diese Linie gehört auch die Beurteilung des Ausspruches eines Kommissionsmitgliedes, daß es verboten sei, Kritiken an ihrer Arbeit zu üben. Abgesehen davon, daß die Kommission ex cathedra nicht so viel sehen kann als der ganze schriftkundige Teil des Volkes und in dieser Sonderfrage auch das Ausland, ist es prinzipiell unzulässig, rein wissenschaftliche Erörterungen durch irgendwelche anderen zu beeinflussen.

Digitized by Google

Wohl aber wäre eine Reihe von wirksamen Verordnungen der Kommission und viel Arbeit am Platze gewesen, die zahlreichen Rechtschreibfehler, die jetzt allerorts und bedauerlicherweise auch an öffentlichen Gebäuden auftauchen, einzudämmen, zumal ihre Korrektur Geld kostet. Ich las in Riesenbuchstaben auf der Galatapost 'telgiraf', auf der Galatasaraipost aber 'telgraf' (wohl in Erinnerung an das türkische tel, der Draht, während das Wort doch griechischen Ursprunges ist), statt richtig 'telegraf'.

Heute, wo das türkische Alphabet immer mehr zutage tritt, wird uns also die aufrichtige Freude, die wir Deutschen im besonderen über jeden Fortschritt des uns von alters her befreundeten türkischen Volkes empfinden, durch die obenangeführten Mängel beeinträchtigt. Auf den ersten Eindruck sieht heute Besiktas oder cok, trotz der kleinen Häkchen darunter, so aus, wie es die kein sch und tsch besitzenden Griechen, durchaus nicht wohlklingend, aussprechen, die kleinen Haken unter den s und c erinnern aber an das Slawisch-Rumänische. Die geographische Sprachenverbreitungskarte wurde nicht genutzt.

An interessanten Dingen fehlt es nicht. So liest man (richtig) polis (jedenfalls vom englischen verkürzten policeman), durch welche Schreibweise die Abkunft dieses Wortes vom klassisch-griechischen aufgezeigt wird. Das türkisch ganz richtig geschriebene Wort 'tansing' enthält Bestandteile von danse, dancing und tanzen, also aller drei Weltsprachen. Ein Lokal auf Pera hingegen schrieb 'tancsing', wohl an Tanzen und Singen denkend. Dokdor statt doktor ist unrichtig.

Die Führer der türkischen Nation, von denen man beim besten Willen nicht verlangen kann, daß sie neben erstklassigen Heerführern, Staatsmännern und Wirtschaftlern auch noch Philologieprofessoren sein sollten, haben in weitschauender Geste nach Westen gegriffen. Die mit der Aufgabe betraute Kommission hat ein griechisch-slawisch-rumänisches Alphabet geschaffen: sie ist über den Balkan nicht hinausgekommen.

Wie dem auch sei, der große Schritt ist von den Führern getan. Sollten diese Zeilen dazu beitragen, dem türkischen Volk mitzuhelfen in seinem hehren Ringen um die unbeschreibbaren Höhen der Menschheit, in dem es jetzt wunderbarerweise Jahrhunderte einholt, dann ist dem Geschick dankbar

Konstantinopel. Karl Muley.

Zu den Widersprüchen bei Kunstdichtern.

W. Horn hat in dieser Zs. wiederholt über Widersprüche bei Kunstdichtern gehandelt. Dieser Tage ist mir ein hübscher weiterer Beleg begegnet. In den 'Silberschwärmen' von Rex Beach, S. 39 der deutschen Übersetzung, setzt sich eine Dame ans Klavier und singt ein Lied. Bald fällt einer der Anwesenden ein, und 'sein schöner Bariton paßte wundervoll zu ihrer Altstimme'. Aber S. 313 wird sie von der Erinnerung an den Partner von damals überwältigt, und 'oft schon hatte sie in Dämmerstunden gemeint, die weiche Tenorstimme zu hören'.

Gießen. O. Behaghel.

Zu Goethes Egmont.

Eine ungeschichtliche, aber reizvolle Zutat zum Egmontstoff bildet Klärchen, die manche Züge von Lili tragen mag, sonst aber so frei in der

Digitized by Google

Zeit steht, wie ihr Bild dem träumenden Helden erscheint. Ihr wesentliches Empfinden ist das des Aufstaunens zu dem geliebten Helden, dessen sie sich nicht würdig fühlt, ohne doch auf seine Liebe verzichten zu können, dem sie aber in seiner Not heldisch beizustehen wagt. Man wird nicht behaupten, daß dieser Mädchentypus von allgemeiner Prägung sei, aber er gehört zu den schönsten Gebilden Goethescher Frauenpoesie. Weitab von dem Unterfangen, einen literarischen Kausalnexus vorlegen zu wollen, darf ich hier nur auf eine gewiß entlegene, aber m. E. nicht ganz unbeachtliche Ähnlichkeit in der griechischen Literatur hinweisen. Der Nachahmer Lucians, der Sophist und Rhetor Alkiphron, der ebenso wie Lucian selbst wegen seiner leichten Grazie und seiner stilistischen Eleganz im 18. Jahrhundert sehr beliebt war, hat auch ein Buch von Hetärenbriefen geschrieben, in denen Mädchen sich gegenseitig oder ihren Liebhabern Briefe denkbar verschiedensten Inhalts schreiben. Wir wissen, daß Lucian stark auf die Zeit der Aufklärung und auch auf Goethe gewirkt hat. Er wurde in Weimar am Hofe vorgelesen[1]. Daß auch Alkiphron dort bekannt war, ist nur natürlich, zumal 1767 eine deutsche Übersetzung von J. F. Herel (Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung) erschienen war.

Das zweite Buch der Briefe Alkiphrons[2] beginnt mit einem ungemein anmutigen und reizvollen Brief der athenischen Hetäre Lamia an den Demetrios, den Städtebelagerer (Poliorkatos), der in den Diadochenkämpfen eine große Rolle spielte und Athen lange beherrschte. Lamia ist von großer Bescheidenheit. Demetrios hat Beziehungen zu ihr angeknüpft, die sie als hohe Ehre schätzt. Sie schreibt (nach Herel): 'Als König gibst du einem buhlerischen Mädchen die Erlaubnis, daß es an Dich schreiben darf, und hältst es für nichts beleidigendes, von mir Briefe zu bekommen, da ich selbst gänzlich in Deinem Besitze bin.' Ganz ähnlich meint Klärchen: 'Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein?' — Lamia schreibt weiter: 'Wenn mein Blick oder der Ruf Dich mir außerhalb meiner Gesellschaft mit der Leibwache, den Heeren, den Gesandten und Diademen vorstellt, dann, ich schwöre es bei Cytheron, dann ergreift mich ein ängstlicher Schauer, und verwirrt wende ich mich, wie von der Sonne, hinweg, um nicht die Augen zu verletzen. Hier erscheinst Du mir ganz als der kriegerische Demetrius. Wie ernst und streitbar sind Deine Blicke! — und voll Mißtrauen gegen mich selbst spreche ich: Wie, Lamia, mit diesem Manne teilst Du das Lager? Ganze Nächte unterhältst Du ihn mit der Flöte? An Dich hat er geschrieben? — — und hier schweige ich staunend, mit dem Wunsche, Dich bei mir zu erblicken. Du kömmst; ich werfe mich Dir zu Füßen; Du umarmst mich mit einem feurigen Kusse, und nun spreche ich bey mir selbst das Gegentheil: Ist dieses der Belagerer? Der Held bei seinen Heeren? Er, den Macedonien, den Griechenland und Thrazien fürchtet?' Die reizende, anschmiegende Verehrung für den großen Mann findet sich eigentlich ebenso bei Klärchen. 'Er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er nur seinen Stand, seine Tapferkeit gern verbärge! — so nur Mensch, nur

[1] Vgl. m. Ausf. diese Zeitschr. 1928, 231 f.

[2] Im Urtext in Herchers Epistolographi Graeci 44 ff. oder ed. Schepers, Leipzig 1905.

Digitized by Google

Freund, nur Liebster.' (T. 3.) Besonders denkt man an die Szene, da Egmont 'einmal spanisch' kommt. Klärchen vergleicht das goldene Vlies seiner Liebe. Aber 'ich habe sie nicht mit Müh' und Fleiß erworben'. Auch Klärchen kniet vor Egmont, auch er zerlegt seine Persönlichkeit in den öffentlichen und den privaten Egmont. Freilich die deutsche Innigkeit der zum Tode Bereiten, da es 'keine Freuden auf diese' gäbe, die fehlt dem Sprößling einer überkultivierten Epoche. — Auch wenn Lamia beteuert, daß sie 'seit jener mir heiligen Nacht, nichts begangen, was Deiner Gütigkeit unwürdig wäre', so ist auch Klärchen nur an Egmont gefesselt. Lamia ist freilich Hetäre und kennt diese Beschränkung nur zeitweilig, aber Demetrius hat doch gewaltigen Einfluß auf ihr Verhalten. 'Wenige Jünglinge, ich schwöre es bei Dianen, haben mich von dieser Zeit an nur angeblickt oder mir ihre Liebe entdecket; die Ehrfurcht gegen Deine Thaten hielt sie zurücke.' Ob hier irgendein unbewußter Erinnerungsfaden an Alkiphron-Lektüre vorliegt, sei nun Eingeweihteren der Goethe-Kunde zur Entscheidung anheimgegeben.

Berlin-Grunewald. Carl Fries.

Zu den Senn-Papieren im Nachlaß von L. Frankl

(mitgeteilt Arch. 154, S. 185 ff.).

In dem Dialog zwischen Senns Vater, Johann Michael Senn, Landrichter von Pfunds und führendem Tiroler Politiker, und dem 'König' ist mit letzterem nicht der bayrische König Max Josef gemeint, sondern Leopold II. von Österreich, der damals noch nicht den Titel eines römisch-deutschen Kaisers führte (die Wahl zum Kaiser hat erst am 30. September 1790 stattgefunden) und daher mit seinem dem Range zunächst stehenden Titel eines Königs, d. h. eines Königs von Ungarn und Böhmen, angesprochen wurde. Diese Unterredung hat am 10. August 1790 zu Wien stattgefunden, wohin J. M. Senn als Abgesandter der Tiroler Landschaft (daher 'Both' im Dialog genannt) gekommen war, um Leopold II. die Gefühle und Meinungen der Tiroler Landschaft gegenüber den nach ihrer Ansicht verfehlten Regierungsmaßnahmen des eben verstorbenen Kaisers Josef II. und seines Statthalters in Tirol, Grafen Sauer, vorzutragen. Gleich nach seiner Rückkehr nach Tirol hat Senn dem Landtag am 18. August 1790 über seine Sendung Bericht erstattet, der in die Form jenes Dialogs gekleidet war. Dieser ist dem Protokoll des Landtags, das aber nur handschriftlich verbreitet wurde, einverleibt worden und daher auch in dem im Jahre 1861 gedruckten 'Journal des Landtages von 1790' enthalten, übrigens ist er auch nach Handschriften in den tirolischen Stiftern Marienberg und Gries neuerdings abgedruckt worden, nämlich im Aufsatze 'Reaktion gegen den Josefinismus in Tirol' von C. Stampfer in der Zeitschrift 'Der Geschichtsfreund', Brixen 1866, S. 180 f., und von M. Kiem im IV. Heft seiner 'Tirolensien' (Bozen 1894), S. 148 ff. — J. M. Senn, der im Jahre 1768 in Flirsch im Oberinntal geboren wurde und in jungen Jahren das Richteramt zu Pfunds erhalten hat, war übrigens bei aller seiner feurigen Tiroler Gesinnung durchaus kein unbedingter Reaktionär, sondern hat gerade beim Landtag von 1790 betont, daß viele der Reformen Maria Theresias und Josefs II. notwendig und nützlich gewesen seien (s. Egger, Gesch. Tirols 3, 141 ff.). Im Jahre 1801 entwickelte Senn in einer Ver-

Digitized by Google

tretersitzung des Viertels Oberinntal einen Entwurf zur Reform der Tiroler Landesverfassung, der in geschichtlich sehr beachtenswerter Weise versucht, die alte Ständeverfassung Tirols im Sinne der damals neuen Idee der Volksvertretung auszubauen; er schlug nämlich vor, das Wahlrecht in den Landtag nach der Steuerleistung zu regeln und dadurch dem Bürger- und Bauernstand die Mehrheit gegenüber dem Adel, der bisher die Landschaft beherrscht hatte, zu verschaffen (s. Hörmann, Tirol unter der bayr. Regierung, S. 418). Als im Jahre 1805 Tirol von Österreich getrennt werden sollte, verfaßte Senn wieder eine politische Schrift, in der er die Aufrechterhaltung des Landes Tirol als eines Hortes der alten Freiheit seines Volkes forderte (s. Hirn, Tirols Erhebung 1809, S. 4 f.). Bei allen Landesverteidigungen Tirols in den Franzosenkriegen seit 1796 hat sich Senn als Anführer und Organisator hervorragend beteiligt, ganz besonders dann bei der Erhebung Tirols im Jahre 1809 an der Seite Andreas Hofers. Nach der neuerlichen Unterwerfung des Landes mußte er dasselbe verlassen und nach Österreich auswandern, wo er in Wien die Stelle eines Rates am Kriminalgericht erhielt. Hier ist er am 20. Februar 1813 einem Meuchelmorde zum Opfer gefallen. Ob dieser tragische Ausgang von Senns Vater irgendwelche politische Hintergründe gehabt hat, ist anscheinend noch nicht untersucht.

Innsbruck. O. Stolz.

Zu dem mittelenglischen Hymnus auf Maria und Christus.

(Vgl. Archiv 140, 33 ff.; Palaestra 147, 70 ff.; M. Förster, Archiv 150, 187 ff.)

V. 3 ist in der englischen Fassung überliefert:

vnto the feaste euerlasting,

während die kymrische

yntw ddei ffest everlesting

bietet. Nun wird Maria aber sonst mit 'ihr' angeredet, vgl. *you* Str. 2, 5 und 7, *your* mehrfach in Str. 2, 3, 4 und 6. Danach wird auch oben *the* das richtige sein, vgl. auch V. 65.

Str. 5, 19 f. lauten in der kymrischen Form:

hw wed syts wyth a ryts ring,
as God wad ddys gwd weding,

während die andere *woud* statt *wad* zeigt.

Nun ist *woud* 'wollte' eine sehr späte Form[1] und der Sinn der Stelle ist dunkel, vgl. meine früheren Anmerkungen. Da aber die Aufzeichnung in kymrischer Orthographie häufig das Ursprüngliche bietet, könnte *wad* (aus *bad*[2] entstellt) das richtigere sein, und die Stelle wäre zu übersetzen: 'welche(r) solche mit einem kostbaren Ringe sich vermählte, denen Gott diese gute Vermählung anbot.' Ob sich dies wirklich auf die Legende der heiligen Katharina von Siena bezieht, ist mir jetzt doch zweifelhaft, zumal das *hw (who)* von V. 19 sich sowohl auf das vorhergehende *mayden* und *queene* wie auf *God* beziehen kann. Ersteres scheint mir nun sogar wahrscheinlicher, wegen

[1] Vgl. dagegen *would*, resp. *wld* V. 62!

[2] Vgl. noch ne. *to bid battle, defiance. Wad* erklärt sich leicht durch das vorhergehende *wed* und das folgende *weding*.

Digitized by Google

des Wortlauts von V. 20. Übrigens könnte *wed sich* V. 19 auch für *weds sich* stehen, vgl. *i set* = *is set* in V. 4 der kymrischen Fassung!

Str. 8, 33 ff. lauten in englischer Schreibung:

all deedes well done
t'abide aboone
a god-made trone
a good, meete wright.

Wie Eichler, Engl. Stud. 61, 71 bemerkt, ist das *a* von V. 35 die schwächste Form von *on*, dann ist in meiner Ausgabe das Komma nach *trone* zu streichen und *wright* (nicht in *bright* zu ändern!) mit 'Schöpfer' zu übersetzen. Übrigens ist das Adj. *god-made* 'von Gott gemacht' im NED. erst 1598 aus Drayton belegt.

Str. 11, 69 f. sind überliefert:

& be not hould
in a bant highte.

Letzteres faßte ich früher als 'Lust, Sündenlust' = ae. *hyht*. Dies ist aber ein im 15. oder 16. Jahrhundert bereits längst veraltetes Wort, wenigstens stammt der letzte Beleg in NED. aus 'Eule und Nachtigall'. Die anderen Homonyma: *hight* 'Befehl' (nördlich), *hight* 'Höhe' und *hight* 'Eile' (ae. *higđ*) passen nicht in den Zusammenhang. Das richtige Wort scheint mir jetzt vielmehr *plight* 'Zustand, Lage' zu sein, wodurch auch das dreimalige *hight* als Reimwort beseitigt wird.

Wiesbaden. F. Holthausen.

Bemerkungen zu Lichtenbergs englischer Sprachlehre.

Sprachlehren und Unterrichtswerke moderner Gesinnung sind uns in den letzten Jahren fast überreichlich beschert worden. Vor uns liegt die letzte von Karl Lichtenberg, 1928 bei Velhagen u. Klasing erschienen, Bielefeld u. Leipzig, 167 S. Seit Lincke, Eckermann, Becker ist in die Grammatiken ein neuer wissenschaftlicher, mit dem modernsten Sprachgebrauch vertrauter Geist eingezogen. Gröbere Verfehlungen gegen die neuere syntaktisch-historische Forschung finden sich in ihnen nicht mehr. Die neuen Werke von Bolle-Bohlen, Zeiger-Humpf (Learning English) sind anerkennenswerte Leistungen philologischen Fleißes. Nur ein Problem scheint mir noch nicht gelöst zu sein: so sehr alle diese Werke wissenschaftlich auf der Höhe stehen, in jugendpsychologischer Hinsicht lassen sie noch manches zu wünschen übrig. Es ist eine Tatsache, die man durch Befragungen immer wieder feststellen kann, daß unsere Schuljugend die Sprache der Grammatiken kaum versteht. Die Zeit der Regelpaukerei, die wir noch erlebt haben, ist vorüber; es gilt nunmehr, die Erkenntnis sinnvoll und den Begriffsformen der Jugend entsprechend darzustellen, ohne damit zu populärer Oberflächlichkeit herabzusteigen. Die Tonart unserer Schulgrammatiken ist aber durchweg abstrakt-gelehrt und akademisch, die Synthese zwischen wissenschaftlicher und jugendgemäßer Darstellung ist noch nicht gefunden.

In die Reihe der Neuerscheinungen gehört nun auch L.s Darstellung, die für sich insofern besondere Beachtung fordert, als sie weitgehend psychologische Grundsätze zur sprachlichen Deutung heranzieht und als 'Parallelwerk' zu Engwers entsprechender französischer Darstellung gilt.

Digitized by Google

Es ist immerhin hervorzuheben, daß Engwer selbst die Abfassung angeregt, daß Gade und Kuttner z. T. persönlich mitgearbeitet haben (so im Kapitel Wortstellung). Lichtenberg hat als Schüler Brandls sorgsam die neueren historischen Ergebnisse auf dem Gebiete der Syntax zusammengetragen und alle einschlägigen neuesten Werke berücksichtigt. Zu eigener Forschung gibt eine Schulgrammatik ja nur wenig Gelegenheit.

Eine ausgesprochen psychologische Grammatik liegt hier noch nicht vor, wie schon ein Blick auf die weitgehend beibehaltene alte formalistische Begriffsbezeichnung beweist. Die begriffliche Neuprägung im Sinne Deutschbeins ist nicht erfolgt, hätte natürlich auch ihre Schwierigkeiten. Nur in der Betonungslehre begegnen uns neue Wendungen: *level stress* erscheint als 'ebener Nachdruck', das Wort Betonung wird durch 'Druck' ersetzt, keineswegs immer zum Vorteil. Wendungen wie 'schwebende Betonung' oder 'Zwillingston' wären anschaulicher, vertrügen sich aber nicht mit L.s Begriff 'Ton', der für 'Melodie' eintritt. Schwerere grammatische Begriffe, wie 'faktitive Verben' oder 'der Subjektsbegriff des Gerundiums', wären verständlicher zu machen (Hinweis etwa auf *facere),* werden aber an lateinlosen Schulen überhaupt Schwierigkeiten machen. Statt Gerundium und Partizipium wählt Jespersen den Ausdruck: *The ing*; vielleicht auch für unseren Fall erwägenswert. Ließe sich die Passivität einer Grammatik nicht beleben durch Stellung kleiner Denk- und Weiterführungsaufgaben, könnte sie nicht so zu einem aktiven Arbeitsbuch werden?

Durch historische Begründung und psychologische Hilfsstellung zeichnen sich aus die Kapitel über Wortstellung, Steigerung, dann vor allem die Kernstücke jeder englischen Grammatik: Infinitiv, Gerundium, Partizipium. Früher nicht berücksichtigt und hier hervorgehoben ist die Verbindung: *for* + Substantiv + Infinitiv mit *to*, z. B. in *For education to be effective its chief work must be to build up character* (§ 297); oder der Hinweis, daß in Sätzen wie *You can rely on my friend holding his tongue* aus satzphonetischen Gründen keine verbundene Partizipialkonstruktion vorliegt (§ 309), da vor dieser *-ing*-Form keine Sprechpause eintritt[1]. Gut ist der Verweis auf die Interpunktion als ein syntaktisches Ausdrucksmittel (§ 110). Die phonetische Grundlage des Buches ist solid (wohl nur versehentlich ist in den Tabellen und Beispielen der Laut *h* vergessen worden). Geschickt werden die Intonationsbeispiele an graphischen Darstellungen klargemacht. Neueste syntaktische Entwicklungen und Seltenheiten werden hinreichend erwähnt (Ratschlag für den Verlag: Nicht zu viel Kleindruck!), der Fall des beziehungslosen *it* wie in *to carry it* (frz. *l'emporter), to lord it, to go it* (vgl. Lincke § 94) wäre noch hinzuzunehmen. Idiomatisches ist mit Recht nicht selten hinzugezogen worden. Vielleicht wäre es auch an der Zeit, in unseren Schulbüchern auf Abweichungen in der amerikanischen Laut- und Formenlehre hinzuweisen, oder gewisse Spracheigentümlichkeiten der Umgangssprache oder der schriftlichen Darstellung zu verzeichnen wie im letzten Falle der *split infinitive*, z. B. *This Congress calls upon the Youth of India to aggressively combat the forces of sectarianism* ... (Youth, Ldn. IV, 1—2, p. 13). Auffällig und erschwerend

[1] Das ist L.s eigene Auffassung. Vom Standpunkt einer lautlichen Syntax ist sie überzeugend.

Digitized by Google

im heutigen Umgangsenglisch ist die Zunahme rein präpositionaler Wendungen in Zusammensetzung mit *to be* und *to do*, z. B. *the game is up* (verspielt) u. dgl. Im Volksenglischen gelangt man in dieser Hinsicht zu einem Telegrammstil, der durch Auswechseln der Präpositionen zu immer neuen Bedeutungswandlungen führt: *To do a person in* = *to kill*, vgl. weitere Beispiele in Shaws Pygmalion.

L. versucht wiederbolt, Spracherscheinungen aus dem Wesen des englischen Volkes zu erklären. Er tut das mit der gebührenden Vorsicht, und das Nachwortkapitel über 'Wesenszüge der englischen Sprache' wirkt in der Hinsicht überzeugend. Der *level stress* (zur Abwechslung als 'gleichmäßige Atemanspannung' bezeichnet) wird als Mitursache des verlangsamten Sprachtempos und Faktor der Reserviertheit englischen Charakters und Wesens hingestellt. Hier würde ich zurückhaltender sein. Daß die Bindung in der englischen Lautgruppe häufig auf normannischen Einfluß zurückgeführt wird, ist wohl bekannt, aber denkbar wäre auch eine selbständige Entwicklung auf rein englischem Sprachboden, zumal ja das Niederländische die gleichen Bindungserscheinungen in der Lautgruppe aufweist (vgl. Kerckhoves Lehrbuch, Leipzig 1923, bespr. Archiv 148, S. 108). Beispiele wie *nickname, adder* sind nicht hinreichend, da auch im Deutschen (trotz fehlender Bindung) *Otter* neben *Natter* steht. Bei der Abwägung des germanischen und des romanischen Bestandteiles der modernen englischen Sprache ist eine Frage der Überlegung wert: Haben nicht die politisch-kulturellen Zeitumstände häufig einen Einfluß auf die Bevorzugung des einen oder des anderen Elementes? Ist es ein Zufall, daß Carlyle in 'Heroes...' wiederholt ungewöhnliche Inversionen oder Steigerungsformen wählt, die besonders im Germanischen begegnen: ... *so much and no more of it was he to know; ... that only by the world's reception of them, and the shapes they assume, are they so immeasurably diverse; peaceablest; notablest; favourablest; indisputablest; wretchedest* usw.? Andererseits ist von Stilisten darauf hingewiesen worden, daß die Reden Lloyd Georges und Wilsons während des Weltkrieges eine auffällige Bevorzugung des lateinischen Wortelements bezeugen. Das zeigt sich auch im modischen Vordringen des Französischen in Wörtern wie *French cuisine, hangar* usw., ein Gegenstück zu der englischen Verseuchung des neuesten Zeitungsfranzösisch.

Im weiteren möchte ich, der Bezifferung des Buches folgend, eine Reihe von Bemerkungen und praktischen Erfahrungen hinzufügen, die der Verf. gelegentlich einer Neubearbeitung verwenden könnte. Sie sollen an dem vorteilhaften Gesamteindruck des Ganzen nichts ändern. Bemerkungen, die ich bei der Besprechung anderer Sprachlehren im Archiv Bd. 145, S. 110 schon vorgebracht habe und die auch hier gelegentlich noch eine Berücksichtigung erfordern, wiederhole ich nicht.

S. 1: Unter den keltischen Sprachresten wären die cornischen Reste in Orts- und Personennamen wichtig. In Cornwall hört man die Regel:

By Tre-, Pol- and Pen-,
You'll know the Cornishman.

S. 4: Anm. zu dem altn. Ursprung *fro (to and fro):* dagegen *from* ae. Ursprungs!

S. 5: Einfluß der klassischen Sprachen seit der Renaissance. Vor allem tritt hier ein Einfluß in der etymologisch-orthographischen Rückwandlung

Digitized by Google

ein: *Tamisia* > *Thames, dette* > *debt, doute* > *doubt, vertue* > *virtue* (das auch schon me.).

Als neue deutsche Entlehnung: *the rucksack.*

Indianisch das Pfadfinderwort: *jamboree* (= meeting).

S. 8: Wenn die Lautentsprechung *brother* = *Bruder* gegeben wird, sollte eine Anmerkung die Inkongruenz von *father* = *Vater, mother* = *Mutter, daughter* = *Tochter* etymologisch erhellen.

Taf. S. 9: Wie wäre es mit einer Parallelangabe der englischen Fachausdrücke für die Organe der Sprache und Atmung?

S. 9: Die phonetische Möglichkeit stimmloser Vokale besteht; manche Phonetiker haben z. B. *h* als stimmlosen Vokal gedeutet (vgl. Kruisinga; Archiv Bd. 143, S. 138).

S. 14: In der Darstellung der Assimilation unterscheide zwischen laxem und zwischen vorbildlichem Gebrauch. Die Aussprache [kʌpmsɔ:sə] für *cup and saucer* begegnet natürlich, ist aber so wenig zu lehren wie [imberli:n] für *in Berlin.*

S. 15: Das lautliche Verdrängen des *t* aus den Gruppen *-stle -sten* und *-ften* ist eine Art englischen Dreikonsonantengesetzes: *castle* [ka:sl], *fasten* [fa:sn], *waistcoat* [weskət]. Der mittlere konsonantische Laut wird ausgestoßen.

S. 15 u. 17: *gh* ist auslautend nicht immer stumm: *rough, enough!* Der Diphthong *ou* hat auch die Qualität [u:], in *through, wound.*

S. 19: Vokaldauer. Nicht nur stl. Konsonant, auch Suffix wirkt kürzend (§ 25, § 27, 4).

S. 25: Zur Schreibung. Nicht nur in den § 43, Anm. 203 bezeichneten Fällen bleibt End-*e* vor vokalischer Endung erhalten, sondern etwa auch in *serviceable, manageable, dupeability,* fällt andererseits in *judge* > *judgment.*

S. 26: Die Silbentrennung ergibt im einzelnen schwierige Fälle, z. B. ist grammatische Trennung nicht möglich (*-ed*) bei *declared; -ng* und *-nk* sind nicht zu trennen (*fing-er*); oft widerstreiten lautliche und grammatische Trennung: *fi-sher,* aber *fish-ing; for-eign!;* ein Amerikaner korrigierte mir gelegentlich: *no-thing* in *noth-ing* (Versehen?). *Writ-ing* neben *wri-ting!*

S. 28: Weitere Beispiele für beliebte Kürzungen: *hanky* (handkerchief), *hubby* (husband), in der Schulsprache: *lab* (laboratory), *prep* (preparation), *spat* (spatterdash), *proms* (promenators). Daß einsilbige Neuschöpfungen aus der Kindersprache kommen können, ist richtig. Eine Reihe der anmerkungsweise genannten Wörter sind aber in diesem Zusammenhang bedenklich. Für *bad* geben die meisten Etymologen (u. a. Skeat) ae. *bæddel* an, für *big* zieht Brandl ae. *bicga* an (Middle English Reader), auch *job, fun* scheinen eher auf noch nicht geklärte etymologische Ursprünge als auf Kindersprache zurückzugehen.

S. 29: Die stimmhafte Aussprache des *s* in *possess, dissolve, discern* wird von manchen Grammatikern als ein englischer Sonderfall des Vernerschen Gesetzes gedeutet. Die Fassung der Ausspracheanleitung (*dis* oder *diz*) ist nicht ganz eindeutig.

Gern hätte man in der Wortbildungslehre einen Hinweis auf die Verbindungen mit *ex-* gesehen (wann *iks,* wann *eks* gesprochen?).

S. 33: Gewiß sind die Ursachen des germanischen Ablauts in Dunkel gehüllt. Vielleicht spielte eine gewisse Lautsymbolik mit. Vgl. auch Grimms personifizierende Bezeichnung: 'starke' Verben.

Digitized by Google

S. 43: *not* ohne Umschreibung mit *to do:* es möge gleich auf § 241, d hingewiesen werden. Wie erklärt L. folgende Fälle der Unterlassung einer Umschreibung: *You move not, said Bogota* (Wells, Country of the Blind); *I say unto you that you resist not evil* (Bibel); *Nature is but partially for him, will be wholly against him, if he constrain her not* (Carlyle, Past a. Pres.)?

S. 44: Die Frage kann auch ohne Inversion rein durch Intonation bewirkt werden: *That is your dog?* das ist auch eine Entscheidungsfrage. Andererseits ist die Inversion im Aussagesatz gar nicht so selten, vgl. Jack Londons Stil.

S. 50: Die individualisierende Geschlechtsbezeichnung geht noch weiter. Selbst Flugzeuge, Lokomotiven, Maschinen werden als weiblich gebraucht. Indessen sollten wir den Schülern recht deutlich machen, daß diese Individualisierungen keineswegs üblich in der Gebildetensprache, sondern entweder dichterisch (*sun, moon*) oder niedere Berufssprache (Seemannssprache) sind, und der Gebrauch von *it* überwiegt. Eine andere Frage wäre, ob in all diesen Fällen auch *who* als Relativ gewählt werden darf. Das erscheint zweifelhaft, abgesehen davon, daß die Seemannssprache z. B. rein parataktisch aufbaut ohne Nebensatzgliederung.

S. 51: Anm. 2: *a piece of advice* = *ein Ratschlag* ist wohl nicht angängig. — Zum Plural auf *-ves: wharf / wharves* (neben *wharfs*); ebenso *scarf* (Gruppe *-rf*). — Interessante Pluralbildungen: *monarch — monarchs; the wets and drys.*

S. 68: Auch mit dem *thou* und *thee* der Quäker müssen wir heute deutlicher werden. Nur altmodische, besonders amerikanische Quäker gebrauchen heute noch die veralteten Anredeformen; sie stehen auf dem Aussterbeetat, die neuere und jüngere Quäkerwelt verzichtet darauf.

S. 71: Das reziproke Verhältnis wird im Deutschen 'meist ungenau' durch das Personal- oder Reflexivpronomen wiedergegeben? Was heißt ungenau? Entsteht bei uns jemals ein Mißverständnis?

S. 100: Warum setzt die Umgangssprache *to get* statt *to be* in der Passivbildung? Um die Aktion stärker hervorzuheben. Die Passivbildung mit *to be* verleitet in einzelnen Fällen zu einem bloßen Seins- und Zustandsverhältnis. *The cherries are sold* heißt: die K. sind ausverkauft. Dagegen: *cherries are being sold at half the price this year.* Noch stärker: *my books are not getting sold* (meine Bücher sind nicht verkäuflich). Ein ähnliches Dilemma entsteht oft im Französischen, wie der Versuch zeigt, den Satz: *Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen,* ins Französische (ebenso ins Englische) zu übersetzen.

S. 127: Die Wichtigkeit der Präposition für die jüngste Sprache wurde schon anfangs betont. Erwünscht wäre ein Hinweis auf die englische Neigung zur Doppelpräposition: *into,* bibl. *unto, upon,* aber auch modern *up to, on to (jump on to the stage, to hang on to a carriage), from behind (he took it from behind the mirror)* usw.

Bemerkte Druckfehler bzw. Verbesserungen: S. 7 *Tochter* statt *Tochter* S. 18, Abschnitt 13, 3 fehlt *desert.* S. 21 *extraordinarily* statt *extra-o.* Mitte fehlt *it's.* S. 33 unten *fortan* statt *fortab.* S. 101 oben *teacher* statt theatcher. S. 119 *b)* statt *q).* S. 120 *remain* statt *ireman.*

Berlin-Schlachtensee. Alfred Ehrentreich.

Digitized by Google

Wer war der größte spanische Dramatiker?

1855 schrieb Milá y Fontanals[1]: 'Siempre ha sido Lope el poeta de mayor nombradía entre nuestros antiguos dramáticos ... La preferencia que hoy día suele darse a Calderón, fecha de los escritos críticos de los hermanos Schlegel ... A no engañarnos, el favor de los críticos está dispuesto a inclinarse de nuevo al padre del teatro español, y ... cabe colocar a los dos a igual altura.' Es blieb nicht bei der Gleichsetzung. 1904 schrieb H. A. Rennert[2]: '... in late years the tendency is clear amongst Spaniards and foreigners who have studied Lope closely, to place him once more upon the pedestal where he rightly belongs, as the greatest of all Spanish Dramatists.' Und 1910 schrieb Menéndez y Pelayo[3]: 'El astro de Calderón ... lanza (sc. hoy) fulgores menos intensos que el de su glorioso y triunfante predecesor, proclamado hoy, como lo fué en su tiempo[4], nuestro máximo poeta "de los cielos y de la tierra".'

Diese letzte Äußerung ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob die darin zum Ausdruck kommende Schätzung Lopes damals (1910) allgemein durchgedrungen gewesen wäre. (Das ist sie auch heute noch nicht[5].) Menéndez y Pelayo wollte offenbar nur sagen, daß unter den Wissenden und Urteilsfähigen diese Meinung mindestens die vorherrschende war. Daß sie es in der Tat war und auch heute noch ist, das läßt sich durch eine kleine statistische Aufstellung sehr wahrscheinlich machen: wenn man nämlich, so vollständig wie man kann, die Namen der wirklichen Kenner, die in neueren Zeiten Calderon als den größten spanischen Dramatiker bezeichnet haben, in einer Liste zusammenstellt und in einer anderen diejenigen Kenner, die sich innerhalb des gleichen Zeitraums für Lope ausgesprochen haben, verzeichnet. Dies soll hier versucht werden; und zwar wähle ich als Ausgangspunkt des zu untersuchenden Zeitraumes das Erscheinen von Schacks großem Werk. Freilich ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß meine Zusammenstellung manche Lücke aufweist; doch glaube ich nicht, daß bei Ausfüllung der Lücken sich ein wesentlich anderes Bild ergeben würde. Soweit also meine Kenntnis reicht, gestaltet sich das Verzeichnis folgendermaßen[6]:

Für Calderon: Schack (1846)[7]. Hartzenbusch (1848)[8]. Schäffer (1890)[9]. Wurzbach (1911) [10]. Hämel (1924 f.)[11].

Für Lope: Hartzenbusch (1853)[12]. Chorley (1859)[13]. Theophilo Braga (1870)[14]. J. L. Klein (1874)[15]. Menéndez y Pelayo (zuerst 1884, zuletzt 1910)[16]. Morel-Fatio (1888)[17]. Farinelli (1892, 1894)[18]. Wurzbach (1899)[19]. Fitzmaurice-Kelly (1902)[19b]. Rennert (1904)[20]. Schevill (1908, 1918)[21].

Hier fällt zunächst auf, daß zwei Gelehrte, nämlich Hartzenbusch und Wurzbach, in beiden Listen vertreten sind. Beide haben sich einmal (in einem dem Calderon gewidmeten Werke) für Calderon, ein andermal (in einem Lope-Buch) für Lope erklärt. Ich bin nicht imstande, festzustellen, ob bei dem einen oder anderen eines von den beiden Urteilen das reifere und endgültige war, muß also die widersprechenden Urteile als gleichwertig betrachten[22]. Es wird sich daher, wenn wir zur Wertvergleichung der beiden Listen schreiten, der Übersichtlichkeit halber empfehlen, die Namen Hartzenbusch und Wurzbach in beiden Listen zu tilgen. Gleichzeitig wird in der Lope-Liste einer der besten Namen zu streichen sein: der Morel-Fatios. Dieser ausgezeichnete Spanienkenner litt nämlich, wie aus

Digitized by Google

seiner Schrift *La comedia espagnole du XVIIe siècle* (Paris 1885) S. 25, 27, 28 hervorgeht (in der *deuxième édition revue*, Paris 1923, S. 56, 60, 62, 64 steht das alles noch genau so!) an einer konstitutionellen Unfähigkeit zur ästhetischen Würdigung der Comedia; sein Urteil kann also hier, wo es sich um eine Geschmacksfrage handelt, nicht in Betracht kommen.

In ihrer revidierten Form sieht also unsere Zusammenstellung so aus:

Für Calderon: Schack. Schäffer. Hämel.

Für Lope: Chorley. Braga. Klein. Menéndez y Pelayo. Farinelli. Fitzmaurice-Kelly. Rennert. Schevill.

Dieses Verzeichnis ist wohl an sich schon geeignet, es einigermaßen wahrscheinlich zu machen, daß die Lope-Anhänger recht haben. Aber die Sachlage verschiebt sich noch ganz wesentlich zu Lopes Gunsten, wenn wir die Calderon-Liste einer kritischen Prüfung unterziehen. Da zeigt sich nämlich, daß die großen Namen Schack und Schäffer hier keineswegs mit dem Gewicht, das man ihnen zunächst zuzuschreiben geneigt sein würde, in die Waagschale fallen können. Die hier in Betracht kommenden Umstände scheinen bisher sehr wenig Beachtung gefunden zu haben. Ich kenne nur eine einzige darauf bezügliche Bemerkung: Menéndez y Pelayo meinte[23], daß Schack tatsächlich Lope vorzog und nur aus Rücksicht auf die vorherrschende Meinung dies nicht offen aussprach. Das dürfte nun freilich zu weit gehen; richtig ist aber, daß Schacks Äußerungen über unsere Frage, im Zusammenhang betrachtet, etwas merkwürdig Unsicheres und Widerspruchsvolles haben. Wer seine begeisterte Schilderung von Lopes Kunst (so II 259 f., 365—368) liest, muß eigentlich annehmen, daß Lope ihm als Gipfel der spanischen Dramatik gilt. Auch klingt die Äußerung, worin seine Parteinahme für Calderon erstmals zutage tritt (III S. 49: 'man darf es seinen begeisterten Verehrern zugeben, daß das spanische Drama in ihm kulminiere'), merkwürdig kühl und unentschlossen. Die nachher folgende dithyrambische Lobpreisung Calderons wirkt dann etwas überraschend, und ihr allzu überschwenglicher Ton, der stellenweise für heutige Leser geradezu etwas Komisches hat (so III 67, 108, 190), ist geeignet, ein gewisses Mißtrauen gegen die Richtigkeit der kritischen Einschätzung hervorzurufen. Etwas Willkürliches, ein *parti pris* zugunsten Calderons macht sich auch bemerklich, wenn Schack (III 106) dessen beste Religionsdramen entschieden über Tirsos *El condenado por desconfiado* stellt, nachdem er doch vorher (II 602) letzteres Stück als 'unter allen geistlichen Schauspielen, die je in Spanien gesehen worden, vielleicht das vorzüglichste' bezeichnet hat — ein Urteil, das gewiß, und zwar auch mit Weglassung des 'vielleicht', unbedenklich angenommen werden darf[24]. Dabei ist Schack gegen Calderons Schwächen keineswegs blind; er hat vielmehr das in seiner Kunst allzu stark hervortretende Künstliche, Steife, Konventionelle, Mechanische, Verstandesmäßige, Berechnende vortrefflich gekennzeichnet (III 76 ff.), wie er auch andererseits Lopes entgegengesetzte Vorzüge, seine Natürlichkeit, Echtheit, Ursprünglichkeit, Gefühlswärme, Liebenswürdigkeit gebührend hervorgehoben hat. Das ist alles vortrefflich — aber wenn die Sache so liegt, so ist nicht recht einzusehen, warum Calderon der Größere sein soll; einem unvoreingenommenen Leser muß sich wohl eher die entgegengesetzte Meinung aufdrängen. Denn was bei Schack (III 52 f., 63—66) als ausschlaggebend für Calderons künstlerische Überlegenheit erscheint, die einheitliche, genau durchdachte Komposition und

Digitized by Google

die gleichmäßig sorgfältige Ausführung, das sind zwar wichtige, aber im Vergleich mit den höchsten poetischen Eigenschaften doch untergeordnete und mehr äußerliche Vorzüge; sie fehlen auch Lope nicht in dem Maße und nicht so durchgehends, daß er nicht auch, nach Schacks eigenem Urteil, eine Reihe wahrer Meisterwerke geschaffen hätte.

Es scheint also, daß Schacks Urteil zum Teil durch eine von außen kommende Suggestion bestimmt war, die das freie Walten seiner vorzüglichen kritischen Fähigkeit behinderte. Und woher diese Suggestion kam, ist leicht zu erkennen. Sie ging aus von der exaltierten Calderon-Verehrung, wie sie durch A. W. Schlegel eingeführt und von der ganzen romantischen Schule begeistert aufgenommen worden war. Sind doch auch manche besonders überschwengliche Äußerungen bei Schack, wie die bereits angeführten Stellen III 67, 108, 190, ganz und gar in dem absonderlichen Stil gehalten, der durch die Romantiker bei Äußerungen über Calderon üblich geworden war[25]. Offenbar hatte Schack schon in früher Jugend die Überzeugung von Calderons Suprematie gläubig eingesogen, und diese Vorstellung blieb bei ihm auch später noch zu fest eingewurzelt, um durch neue Beobachtungen und Erkenntnisse erschüttert werden zu können.

Schacks Fall wird noch klarer, wenn wir Tieck zum Vergleich heranziehen. Tieck, der als einziger unter den Romantikern Lope wirklich kannte, der seine dichterische Größe und Eigenart so verständnisvoll würdigte, wie wahrscheinlich seit dem 17. Jahrhundert bis auf Schack niemand anders, schrieb schon 1818 mit Bezug auf Calderon: 'es scheint mir aber doch noch ungewiß, ob nicht Lope der größere Dichter sei'[26], hat aber später diesen fruchtbaren Gedanken nicht weiter verfolgt, offenbar weil es ihm im Innersten widerstand, seinen Calderon-Glauben kritisch zu prüfen und ihn dadurch einer möglichen Erschütterung auszusetzen[27].

Ähnlich wie mit Schack steht es mit Schäffer. Auch bei ihm stimmt die treffliche und einleuchtende Darstellung der Kunstart der beiden großen Dichter nicht recht zu dem Fazit, das er daraus zieht. Und wie Schack unter dem zwingenden Einfluß Schlegels stand, so steht offenbar Schäffer wieder im Banne Schacks.

Durch die obigen Ausführungen glaube ich die Autorität unserer Calderon-Liste ganz bedeutend herabgesetzt zu haben. Aber das ist noch nicht alles. Ich möchte noch auf einen Namen ersten Ranges hinweisen, den ich nicht in meine Lope-Liste aufnehmen konnte, der aber dennoch bei einer Wertvergleichung der beiden großen Dramatiker fast ebenso in Betracht kommen muß, als ob er dort verzeichnet wäre. Grillparzer, neben Menéndez y Pelayo der größte aller Lope-Kritiker, hat bekanntlich ein halbes Jahrhundert lang sich mit inniger Liebe und emsigem Fleiß, mit einer ganz besonderen, ganz persönlichen Neigung in die Werke des großen Dichters versenkt, und seine schnell hingeworfenen Notizen über das Gelesene (erst nach seinem Tode in den 'Studien zum spanischen Theater' veröffentlicht) bilden einen unschätzbaren Beitrag zur richtigen Würdigung des 'Wunders der Natur'[28]. Er hat allerdings, soviel ich weiß, niemals ausdrücklich Lope für den größten spanischen Dramatiker erklärt. Er *hat* einmal gesagt, daß Calderon als dramatischer Dichter höher steht als Lope[29]; aber ihn hiernach in meine Calderon-Liste aufzunehmen, schien mir nicht richtig, da diese Äußerung vermutlich aus früher Zeit stammt[30] und Grillparzer später ganz anders gedacht haben dürfte, oder andernfalls offenbar an-

Digitized by Google

zunehmen wäre, daß er, ganz ähnlich wie Tieck und Schack, das alte, auf Jugendeindrücken beruhende Urteil nur gewohnheitsmäßig und äußerlich beibehalten hat. Daß Lope mindestens seinem Herzen unendlich näher stand als Calderon, erkennt man leicht, wenn man in den 'Studien zum spanischen Theater' die den beiden Dichtern gewidmeten Abschnitte in bezug auf Umfang sowohl wie Inhalt miteinander vergleicht. Auch kann es kaum zweifelhaft sein, daß aus den dort ausgesprochenen Urteilen die Höherstellung Lopes sich als logische Folgerung ergibt, selbst wenn wir die Möglichkeit zugeben — wahrscheinlich ist es mir übrigens keineswegs —, daß Grillparzer selbst sich hierüber nie klar geworden ist.

Die obigen Ausführungen hätten gewiß an Interesse sowohl wie an Überzeugungskraft bedeutend gewonnen, wenn ich sie durch eine Blütenlese aus der Lope- und Calderon-Kritik seit 1800 hätte vervollständigen können. Ich bedaure sehr, daß ich mir dies im Interesse der Kürze versagen mußte, ebenso wie die noch lockendere Aufgabe, eine vergleichende Wertung der beiden großen Dramatiker mit direkter Bezugnahme auf die Werke selbst vorzunehmen, hier nicht in Angriff genommen werden konnte. Doch auch das oben Gesagte reicht wohl schon hin, um die Frage gerechtfertigt erscheinen zu lassen: Sollten wir nicht alle (soweit wir es nicht schon getan haben) das Schlegelsche Dogma vom allesüberragenden Calderon, dieses überlebte, verstaubte, schon viel zu lange mitgeschleppte Überbleibsel, dieses unwissenschaftliche Produkt mangelhafter Kenntnis, romantischen Überschwangs und eigenwilliger Subjektivität, mit beherztem Ruck — und hoffentlich auf Nimmerwiedersehen — über Bord werfen?

Anmerkungen.

[1] *Obras completas*, IV (Barcelona 1892), S. 394.

[2] *Modern Language Notes*, XIX S. 103 b.

[3] In seiner Vorrede zu dem Buch *Del siglo de oro* von Blanca de los Ríos de Lampérez (Madrid 1910), S. XXXIII.

[4] Nämlich in der Lope zu Ehren verfaßten Parodie des Credo, s. Fitzmaurice-Kelly, *Littér. esp., nouv. éd.*, S. 307.

[5] Was z. B. *deutsche* Äußerungen anbetrifft, so kenne ich aus der Zeit von 1900 bis heute bestenfalls drei, die Lope am höchsten stellen, nämlich außer meiner eigenen (Zsch. *Spanien* III [1921] S. 30) noch eine von Pfandl (Spanische Kultur und Sitte [1924] S. 46), der Calderon den zweitgrößten, und eine von Hämel (Zsch. f. rom. Philol. XLVI [1926] S. 381 oben), der Lope den größten spanischen Dramatiker nennt. Diese letzte ist aber wohl eigentlich nicht mitzurechnen, denn in Anbetracht von Hämels sonstigen, nur wenig früheren Äußerungen (s. unten) scheint es sehr möglich, daß sein Urteil in einem beschränkteren Sinn als dem nächstliegenden und für uns in Betracht kommenden gemeint ist, ungefähr wie Fitzmaurice-Kelly (Hist. of Span. Lit. [1898] S. 330) Lope als Spaniens größten Dramatiker, gleich darauf aber Calderon als seinen größten dramatischen *Dichter* bezeichnet. — Das Gewicht von Pfandls Äußerung wird dadurch beeinträchtigt, daß er sie in seiner 'Gesch. der span. Nationalliteratur in ihrer Blütezeit' (1929) nicht wiederholt hat; hier scheint er vielmehr (S. 404 unten) beide Dichter auf gleiche Höhe zu stellen.

[6] Manche Kenner scheinen beide Dichter ungefähr gleich hoch zu stellen oder lassen jedenfalls keine entschiedene Bevorzugung des einen oder anderen erkennen. Cejador y Frauca kommt mit seiner großen Literaturgeschichte hier nicht in Betracht, da er in der Darstellung der Dramatik des *siglo de oro* durchaus nicht als wirklicher Kenner erscheint. Sehr

Digitized by Google

schlecht ist, soweit ich sie gelesen habe, die *Historia del teatro español* von Diaz de Escovar und Lasso de la Vega (Barcelona [1924]).

[7] Gesch. der dram. Lit. u. Kunst III S. 49, 52 f., 67 f., 106.

[8] Calderon-Ausgabe I S. VI Mitte.

[9] Gesch. des span. Nationaldramas II S. 77.

[10] Calderons ausgewählte Werke I S. 145.

[11] German.-rom. Monatsschrift XII S. 372. Studien zu Lope de Vegas Jugenddramen S. 56.

[12] Lope-Ausgabe I S. VIII.

[13] *Fraser's Magazine* LX S. 55 b.

[14] *Historia do Theatro portuguez.* [Band I.] *Vida de Gil Vicente.* S. 194.

[15] Gesch. des Dramas X S. 520.

[16] Zuerst: *Historia de las ideas estéticas en España.* Band II, Abt. 2, S. 417. Zuletzt: Vorrede zu Ríos, *Del siglo de oro,* S. XXXIII. (S. oben.)

[17] *Encyclopaedia Britannica,* 9. Aufl., XXIV S. 124.

[18] Zeitschr. f. vergl. Lit.-Gesch., N. F., V S. 195. Grillparzer und Lope de Vega, S. 214. — Daß Farinelli dieser Meinung treu geblieben ist, wird dadurch sehr wahrscheinlich, daß er auch später noch sich über Lope (Internat. Monatsschrift f. Wiss., K. u. Techn. VIII [1914] Sp. 989 f. = Farinelli, Aufsätze, Reden u. Char. [Bonn 1925] S. 288) mit herzlicher Wärme, über Calderon dagegen (*La vita è un sogno* [1916] II S. 296) recht kühl geäußert hat.

[19] Lope de Vega u. s. Komödien, S. 3.

[19b] Lope de Vega and the Spanish Drama (Glasgow and London 1902) S. 35 u., 51 u.—58, 60 u.

[20] *Modern Language Notes* XIX S. 103 b. (S. oben.)

[21] *Revue hispanique* XIX S. 531. *The Dramatic Art of Lope de Vega,* S. 51.

[22] Auch Menéndez y Pelayo hat einmal (*Calderón y su teatro* [1881], Kapitel VIII, S. 4 und 29) Calderon den Vorrang gegeben. Da er aber hierin, wie er später selbst erklärt hat (Vorrede zu *Del siglo de oro* [s. Anm. 3] S. XXXI), nicht seinem eigenen Gefühl, sondern der herrschenden Meinung folgte; da er in einem im gleichen Jahr 1881 erschienenen Buch (*Teatro selecto de Calderon* I S. XXXVI) bereits anders urteilt (über Lope: 'Muy de ligero se le ha declarado inferior a Calderon'); da er später, soviel ich weiß, nie wieder jene Ansicht ausgesprochen hat, dagegen mehrmals und zuletzt noch kurz vor seinem Tode (s. oben am Anfang) Lope den höchsten Rang zuerkannt hat, so schien es mir richtig, jene frühe und vereinzelte Äußerung zu Calderons Gunsten in meinem Verzeichnis gar nicht zu berücksichtigen. Ebenso schien mir das Gewicht von M. y P.s Parteinahme für Lope nur sehr unerheblich abgeschwächt durch den Umstand, daß der große Gelehrte auch einmal (in einem 1893 geschriebenen Aufsatz in *Estudios de crítica literaria, 2ª serie,* Madrid 1895, S. 131 f.) den Tirso de Molina für den größten spanischen Dramatiker erklärt hat. Das kann wohl nur eine vorübergehende Anwandlung gewesen sein; denn in einem 1894 oder 1895 geschriebenen Aufsatz (*Estudios de crít. lit., 2ª serie,* S. 312 und 313) stellt M. y P. den Lope wieder mit Entschiedenheit an die erste Stelle und ist nachher, soviel ich weiß, von dieser Ansicht nicht wieder abgewichen. Blanca de los Ríos, die die Höchststellung Tirsos als dauernden Glaubenssatz angenommen hat, hat in ihrer Abhandlung über *Menéndez y Pelayo y la dramática nacional* (*Revista de archivos* XXVII [1912]) S. 168—173 diese ihre Ansicht, wie mir scheint, in störender Weise in den Vordergrund gedrängt, so daß die Ansicht des Meisters selbst nicht klar und deutlich zur Darstellung gelangt.

Fitzmaurice-Kelly, den ich unter den Vertretern der Höchststellung

Digitized by Google

Lopes anführe, hat sich allerdings meines Wissens nur in einer seiner Schriften (s. Anm. 19 b) klar und deutlich in diesem Sinne geäußert. Dort scheint er aber seine eigentliche Herzensmeinung ausgesprochen zu haben, die er sonst wohl in übertriebenem Streben nach Objektivität, in allzu gewissenhafter Berücksichtigung fremder Meinungen zurückdrängte. Für die Höherstellung Calderons hat sich F.-Kelly, soviel ich weiß, nie ausgesprochen; dagegen hat er sie mehrmals abgelehnt. (So *Encycl. Britann.*, 11. Auflage, IV [1910] S. 985 b unten; *A New History of Spanish Literature* [1926] S. 379.)

Bei Hämel und Pfandl schien mir die einmalige Äußerung zugunsten Lopes nicht hinreichend, um ihre Aufnahme in die Lope-Liste zu begründen, s. Anm. 5.

[23] *Estudios de crít. lit., 2a serie,* S. 335.

[24] Menéndez y Pelayo hat sogar die Meinung ausgesprochen, daß *El condenado* das größte Meisterwerk des ganzen spanischen Theaters ist. (*Calderón y su teatro* [Erstausgabe, Madrid 1881], Kapitel IV, S. 60, Kap VIII, S. 9.)

[25] Beispiele bei Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega, S. 8—10, und bei Wurzbach, Calderons ausgewählte Werke, I 214.

[26] Solgers nachgelassene Schriften I 696; vgl. auch 683.

[27] Vgl. hierzu die vortrefflichen Bemerkungen von J.-J. A. Bertrand, *L. Tieck et le théâtre espagnol* (Paris 1914) S. 109.

[28] Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. Berlin 1894.

[29] Sämtliche Werke, 4. Auflage (Stuttgart 1887) XIII S. 30.

[30] In den 'Sämtlichen Werken' ist sie 1824 datiert; in den 'Tagebüchern' in Sauers großer Grillparzer-Ausgabe fehlt sie unter diesem Jahre, und wohl auch überhaupt in den bisher erschienenen fünf Bänden.

Dresden. Arthur Altschul.

'En Vaqueiras' in einer Urkunde.

Eine provenzalisch geschriebene und im 'pays d'Orange' aufgesetzte Originalurkunde, welche man bei Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale (1926) als N° 183 findet[1], und in welcher Dragonet, der Herr von Mondragon, seine Ländereien unter die Söhne verteilt, zeigt uns am Schluß inmitten von verschiedenen Zeugen, vor deren Namen ein *en* steht, auch ein *en Vaqueiras* 'Herr Vaqueiras', das nur einer kurzen Betrachtung wert zu sein scheint.

Ist hier vielleicht im Drucke etwas ausgefallen? Das kann man bei der Sorgsamkeit, mit der Brunel in seinem Buche verfahren ist, nicht annehmen, und ebenso wenig wahrscheinlich ist es, daß etwa in der Urkunde selbst hinter *en* ein Buchstabe, der den Namen abkürzte, + *de* fortgefallen sei. Nun ist aber *Vaqueiras* bekanntlich ein Ort, das heutige *Vacqueiras,* arr. Orange. Brunel faßt laut Namenindex das *Vaqueiras* auch an unserer Stelle als Ort auf, aber das ist ein Versehen, denn daß etwa das *en* = 'in' sein sollte, ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen. Wir haben es also mit einer Per-

[1] Brunel datiert die Urkunde, die schon von dem Abbé Albanès, Vie de Saint Bénezet (1876) bekannt gegeben war, 'Vers 1180' und fügt in einer Anmerkung hinzu: 'Cette date approximative résulte de ce que nous savons de la vie de Dragonet qui partage ses biens'. Er verweist dafür auf P. Meyer, La chans. de crois c. l. Albigeois II, 207 Nr. 2, jedoch sagt P. Meyer dort nur, daß Dragonet 'vers la fin du XIIe siècle' starb, nachdem er seine Güter unter seine Kinder verteilt hatte.

Digitized by Google

sonenbezeichnung zu tun, die mit dem Ortsnamen identisch ist. Schon Appel hat auf den Fall *Cadenet* hingewiesen, und ich habe gegenüber seinen leisen Zweifeln im Archiv 140, 289 mehr oder weniger sichere Beispiele für Trobadors oder Joglars namhaft gemacht; ihnen möchte ich hier noch Folgendes anschließen: R. de Miraval redet Gr. 406, 1 und 11 einen Joglar mit *Baiona* an, was füglich nichts anderes als der Name der Stadt Bayonne sein kann, und auch in einer Urkunde vom Jahre 1197 kommt bei Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale Nr. 309 Bertrans Baiona vor. *Bouvila* erscheint als Personenname bei Brunel Nr. 187 und ff. zu den Jahren 1181 und 1185, und dieses Bouvila wird der Ortsname sein[1], vgl. Guilhem de Bouvila in der 'Vida' des Arnaut Daniel. Weiterhin findet man *Brugeiras, Brugueras* als Personenname eb. Nr. 273 und 284 zu den Jahren 1193 und 1195, und wiederum kann hier nur Identität mit dem Ortsnamen vorliegen, vgl. Guillems de Brugeiras bei Brunel Nr. 65 und Pons de Brugeiras in der 'Vida' des B. d'Alamanon. Weniger sicher sind wir, ob wir einen Personennamen *Montesquieu* schon für die alte Zeit anzuerkennen haben; zwar schreibt in Gr. 406, 1 V. 34 die Hs. C: *E vai t'en a'n Mont esquiu*, aber die Hs. R hat *Gent esquieu*, was Andraud, Raimon de Miraval S. 173 Anm. vorzieht. Nicht ganz parallel ist es, wenn Aim. de Pegulhan Gr. 10, 19 mehrfach den Guilhem de Berguedan mit *de Berguedan* anredet, und wenn Peire d'Alvernhe VI, 54 sich nur *d'Alvernhe* nennt, weil hier eine Landschaftsbezeichnung vorliegt und ein *de* vorangeht.

Einen Augenblick denkt man unwillkürlich bei *en Vaqueiras* an Raïmbaut de Vaqueiras. Zeitliche und örtliche Schwierigkeiten würden nicht entgegenstehen, wohl aber spricht gegen den Versuch der Identifikation der Umstand, daß die Rubriken der vielen Trobadorhandschriften, welche die Lieder dieses Dichters überliefern, m. W. niemals ein bloßes *en Vaqueiras* zeigen.

Jena. O. Schultz-Gora.

Zu *il ordonne* und *le roi ordonne*

(vgl. *Archiv* 154, 44).

Im Verlaufe verschiedener Bedenken, die M. Kuttner gegen den Versuch, 'Kulturkunde durch Stilistik' zu lehren, im Anschluß an F. Strohmeyers *'Der Stil der französischen Sprache'* geltend gemacht, äußert er schwerwiegende Zweifel bezüglich der von dem Letztgenannten aufgestellten Behauptung, 'daß *il ordonne* und *le roi ordonne* nicht parallele Ausdrücke seien', weil *il ordonne* (wie *imperavit*) ein einziger Begriff, *le roi ordonne* aber zwei Begriffe seien. K. beanstandet den ersten, auf *il ordonne* bezüglichen Teil der von Str. geäußerten Ansicht und gibt dafür — nach einem zur Vorsicht bei der Analyse gesprochener Sätze mahnenden Zitat Bergsons, das allerdings mehr die die Sprache Gebrauchenden als die sie untersuchenden Grammatiker angeht (vgl. den Unterschied zwischen dem lebenden Tierkörper und dem vom Anatomen in seine Teile zerlegten) — folgende Begründung: Ein *imperavit* könne nicht mehr zerrissen werden, wohl aber könne sich zwischen *il* und das Verbum ein anderes Satzelement

[1] Es wäre freilich möglich, *Bouvilá* zu betonen, dann aber war der Nomin. *Bouvilas* zu erwarten gewesen, da gleich der folgende Zeuge die Form *Ugs* aufweist.

Digitized by Google

(*ne, les* etc.) einschieben. Das an sich tonlose Pronomen könne durch einen Satzakzent herausgehoben werden (etwa *il ou elle ordonne?*, wenn man nicht verstanden hat, oder mit scherzhafter Ironie). *Il* könne ferner in der musikalischen Komposition an eine gute Taktstelle treten und musikalisch starkwertig sein. Etwas später (S. 44), bei Erwähnung von *je viens*, das Str. in gleicher Weise von 'i c h k o m m e' geschieden wissen will, macht K. auch den Umstand geltend, daß jemand, der bezüglich der Wahl des Verbums noch schwankt, manchmal schon mit einem gedehnten *Je* beginne und erst nach einigem Suchen: *précise* oder ähnliches sage. Mir fallen dabei noch allerhand Beispiele von isoliertem *il, ils, on* ein. So (Maupassant, *Les sœurs Rondoli* 117) *Qui, Il?* (im Anschluß an den vorausgegangenen Satz *Il me hante, c'est fou, mais c'est ainsi).* — Oder aus Daudet, Tartarin de Tarascon, die Kapitelüberschrift 'Ils!!!', die sich weiterhin dadurch erklärt, daß der Held öfters in kampfesmutiger Stimmung ausruft: *'Qu'ils y viennent maintenant!'* (*Ils?* Qui *Ils?* — Tartarin ne le savait pas bien lui-même... *Ils,* c'était tout ce qui attaque, tout ce qui combat etc.). — Oder: *On me proposa un jour de me faire inviter aux soirées d'Augustine. — Qui, On? — On parbleu! Vous le voyez d'ici: l'éternel On, qui ressemble à tout le monde.* Ders. *Trente ans de Paris* 47. Und vollends isoliert, ja geradezu zum Eigennamen erhoben ist *on* in dem unwirschen Ausruf: *Monsieur On est un sot!*

Angesichts all dieser Fälle von Lostrennung proklitischer Personalpronomina und in der Erwägung, daß jemand, dem das futurische Tempus in einem *il partira* auffällt, schwerlich fragen wird: *— ira? Quand?*, wird man K.s Bedenken, in den genannten tonlosen Trägerformen (*je, il* etc.) flexivische Elemente anzuerkennen, als wohlbegründet bezeichnen müssen. Die Frage ist nur, ob damit auch Str.s Behauptung, 'daß *il ordonne* e i n Begriff, *le roi ordonne* z w e i Begriffe seien', widerlegt ist.

Zunächst wird es gut sein, den unglücklichen Ausdruck 'Begriffe' durch den — weiterhin übrigens von K. selbst gebrauchten — 'G l i e d e r' zu ersetzen. Denn davon, daß *il ordonne* 'ein B e g r i f f' und *le roi ordonne* 'zwei B e g r i f f e' seien, kann ernstlich keine Rede sein. In jedem dieser beiden Sätzchen steckt eine ganze Anzahl von Begriffen, wie man leicht erkennt, wenn man sich von der üblichen Zerlegung des Satzes in Subjekt und Prädikat frei macht und sich fragt: 'Was drückt der Sprechende in jedem dieser beiden Fälle mit dem von ihm Gesagten aus?' Beginnen wir mit *le roi ordonne* und vergegenwärtigen wir uns den gesamten geistigen Akt, der diesem Satz zugrunde liegt, der zu ihm als seinem Resultat führt.

Zunächst schwebt dem Betreffenden ein Vorstellungskomplex (allgemeiner: Bewußtseinsinhalt) vor, den er dem anderen übermitteln will. Dazu bedarf es der Zerlegung, da es für ihn als Ganzes in der Sprache keinen Ausdruck gibt. Er scheidet ihn in eine T ä t i g k e i t und einen T ä t e r (allgemeiner: in einen V e r l a u f und in einen T r ä g e r). Den letzteren stellt er fest als ('subsumiert ihn unter den Begriff'): *r o i*, und da es sich um eine dem Hörer schon bekannte Persönlichkeit handelt: *leroi* (besser als *le roi*), Es stecken also bereits in diesem Teile des Satzes d r e i Begriffe: 1. der des T r ä g e r s (im Französischen gekennzeichnet durch die Wortstellung), 2. der des K ö n i g s, 3. der der B e k a n n t h e i t (allgemeiner: G e g e b e n h e i t) des betreffenden königlichen Individuums. — Als zweites

Digitized by Google

Glied des Vorstellungskomplexes ergab sich dem Meldenden eine Tätigkeit, die er unter den Begriff *ordonner* subsumiert, an der er aber zugleich feststellt, daß sie a) eine gegenwärtige, b) eine tatsächliche, c) eine nur einem, und zwar abwesenden Seienden inhärierende (von ihm 'getragene') ist, also drei weitere Begriffe, die die Sprache durch das Präsens, den Indikativ und die dritte Person Singularis wiedergibt, alles vereinigt in der Verbform: *ordonne*[1]. Ergebnis: Dem Satz *Leroi ordonne* liegt Zerlegung des mitzuteilenden Vorstellungskomplexes in zwei Glieder zugrunde, und er drückt nicht weniger als (3 + 4 =) 7 Begriffe aus.

Und wie steht es mit *'il ordonne'*? Wer so sagt, gliedert seinen Bewußtseinsinhalt überhaupt nicht: er sieht im Geiste nur ein Tun (einen 'Verlauf') und subsumiert diesen nach so vielen Richtungen, unter so viel Kategorien, wie ihm zu deutlicher Übermittlung an seinen Hörer nötig erscheint. Es sind zunächst dieselben vier, die wir bei dem Satz *leroi ordonne* feststellten, für die die Sprache die zusammenfassende Form der (1) dritten Person Singularis, (2) Präsentis, (3) Indikativi von (4) ordonner geschaffen, dem Sprechenden zur Verfügung gestellt hat. Als Fünftes aber erkennt er jetzt — und übermittelt es dem Hörer —, daß diese so zu charakterisierende Tätigkeit nicht 'irgend einem', sondern einem bestimmten, dem Geiste des Hörers in jenem Augenblick vorschwebenden männlichen Seienden inhäriert, für das sich eine weitere Kennzeichnung (*'leroi'*) dadurch erübrigt. Er drückt dies durch ein proklitisches, dem *ordonne* präfigiertes *il* aus: *ilordonne* (besser als *il ordonne*). Ein flexivisches Element wird man dieses *il* danach nicht nennen können, es unterscheidet sich aber von *leroi* dadurch, daß es nicht selbständig ein Seiendes bezeichnet, sondern nur die Tätigkeit charakterisiert, und zwar als eine zu dem betreffenden (im Bewußtsein des Hörers vorhandenen) Seienden in der bewußten Beziehung (des Getanen zum Täter, des Verlaufs zum Träger) stehende.

Dasselbe gilt *mutatis mutandis* für die anderen Pronominalaffixe (Präbzw. Suffixe, Pro- bzw. Enklitika). In *leroi ordonne ledépart* haben wir Zerlegung des Vorstellungskomplexes in drei Glieder. In *illordonne* (besser als *il l'ordonne*) dagegen einen einzigen, einheitlich zum Ausdruck gebrachten: ein gegenwärtiger, tatsächlicher Befehlsakt, der einem abwesenden, aber dem Hörer schon vorschwebenden Seienden inhäriert, und der zugleich ein dem Hörer ebenfalls schon vorschwebendes, aber von dem eben genannten verschiedenes abwesendes Seiendes zum Objekt ('Erleider') hat. Und nicht weniger 'einheitlich' bzw. 'eingliedrig' ist *ilnouslordonne, illeleurordonne;* ja auch *ilnenouslordonnepas, ilneleleurordonnepas,* da *nepasordonner* ein aus mobilen, permutationsfähigen Elementen

[1] Es springt in die Augen, daß *ordonne* mit *leroi* gar nichts zu tun hat, daß es also ein fundamentaler Irrtum ist, zu behaupten, *ordonne* 'sage etwas von *leroi* aus', es sei 'Prädikat' zu dem 'Subjekt' *leroi*. Das Wort *ordonne* sagt lediglich etwas von der in Rede stehenden Tätigkeit aus, wie *leroi* lediglich von dem bei ihr beteiligten Seienden. Nur aus der Aufeinanderfolge: *leroi ordonne* (im Altfranz. auch aus der Flexion lirois) errät, entnimmt, erkennt der Hörer, daß *leroi* den Täter ('Träger') des durch *ordonne* ausgedrückten Tuns ('Verlaufs') bezeichnet.

Digitized by Google

bestehendes Verbum mit dem Sinn: *laisser qn. libre (de faire comme il voudra)* ist.

Nach dem vorstehend Dargelegten wird es ohne weiteres einleuchten, daß es vom praktischen Standpunkt völlig gleich ist, ob man in Fällen wie *il pleut, il faut, il y a* usw. das *il* setzt oder fortläßt. Bei *ilordonne* ist es ein sehr wichtiges Element. Das *ordonne* allein bekundet nur einen (gegenwärtigen, tatsächlichen) Befehlsakt als einem einzigen (abwesenden) Seienden inhärierend, ohne über dasselbe irgendeine Andeutung zu machen. Durch hinzugefügtes *il* jedoch wird das gerade dem Geiste des Hörers vorschwebende männliche Seiende als Träger gekennzeichnet (in unserem Falle der König). Das Seiende jedoch, das durch *il* bei *il pleut, il faut, il y a* usw. als Träger angedeutet wird, ist so verschwommener Art, daß irgendeine wertvolle Belehrung dem Hörer dadurch nicht geboten wird[1]. Man könnte es ebensogut mit *x* (= unbekannte, aber auf Grund stillschweigender Übereinkunft als bekannt angenommene Größe) bezeichnen. Durch bloßes *pleut, faut, y a* usw. wird der 'Verlauf' (Vorgang, Zustand usw.) des Regnens, Benötigens, Habens, als einem abwesenden singularischen Seienden inhärierend deutlich gekennzeichnet; vorangesetztes *il* weist zwar auf eine von diesem Seienden im Geiste des Hörers vorhandene Vorstellung hin; diese ist aber im Grunde völlig wesenlos, ein reines *x*. Man könnte sagen: *pleut* bedeutet 'Jetzt findet Regnen statt', *il pleut* 'Jetzt findet Regnen statt, und du weißt ja, woher das kommt'. Bei solcher Bedeutungslosigkeit dieses *il* ist ohne weiteres klar, daß es sich bei ihm lediglich um ein konventionelles, den sprachlichen Gewohnheiten des Hörers Rechnung tragendes Redeelement, also um einen Bestandteil derjenigen Redeweise handelt, die ich an anderer Stelle (*Zs. f. rom. Phil.* XLVIII, 74 ff. und *Z. f. frz. Spr. u. Lit.* LI, 338 ff.) als 'präsentativ' im Gegensatz zu 'apperzeptiv' bezeichnet habe. Der hastig und ungeniert Redende sagt — wenn ihm danach zumute ist — kurz *pleut, faut, y a* usw., der besonnen oder rücksichtsvoll Sprechende setzt *il* davor, weil — nun weil es einmal so gute Sprachsitte ist.

Und noch ein anderes wird durch die vorstehenden Betrachtungen klar geworden sein, dieses nämlich, daß das, was die Eigenart der genannten Verbalausdrücke ausmacht, mit der 'Person' (in grammatischem Sinne) gar nichts zu tun hat, daß es vielmehr lediglich in der Ansetzung eines 'Trägers' besteht, von dem niemand etwas Genaueres weiß, den aber jeder Sprachangehörige hinreichend genau zu kennen vorgibt, um ihm die Hervorbringung aller möglichen Zustände und

[1] Die Philosophen und speziell die Logiker haben sich redlich abgemüht, dieses rätselhafte Seiende näher zu präzisieren. Überweg z. B. sieht darin 'die unbestimmt vorgestellte Totalität des Seienden oder einen Teil derselben', Lotze definiert es als 'den allumfassenden Gedanken der Wirklichkeit' und Prantl als 'die unbestimmte Allgemeinheit der Wahrnehmungswelt'. Die Sprache lacht zu allen derartigen Präzisionsbemühungen. Sie sagt: 'Je verschwommener, desto besser; wenn der Hörer sich nur zufriedengestellt fühlt!' Und so gebraucht sie denn 'verschwommene' Ausdrücke auf Schritt und Tritt. 'Ich hab' es im Halse', 'Wie man es treibt, so geht es' usw. (Eine große Anzahl Beispiele — und nicht bloß für ein Nominativ-'es' — aus verschiedenen Sprachen sind *Neuere Sprachen* XXXV, 161 ff. und im *Neuaufbau der Grammatik* S. 46 ff. gegeben.)

Digitized by Google

Tätigkeit zuzuschreiben ('fiktiver', 'supponierter', 'konventioneller' usw. Träger). Damit erweist es sich aber auch als völlig ungerechtfertigt, die in Rede stehenden Verba als 'Impersonalia' oder 'Unipersonalia' zu bezeichnen, um so mehr, als neben *il pleut* sich auch *des pierres pleuvent*, neben *il y a* sich auch *j'y ai, tu y as* usw. findet. Die einzig sachgemäße Bezeichnung wäre — für Verba wie *il faut, il pleut, il neige* usw. — 'Defektiva' und für solche wie *il y a, il fait* (*chaud* etc.) diejenige als Verbformen mit 'fiktivem' (oder 'supponiertem' oder 'konventionellem') Trägerwort *il*.

Berlin-Schlachtensee. Theodor Kalepky.

Die Ortsbezeichnung *Écoute-s'il-pleut.*

Als Ergänzung für die aus ganzen Sätzen bestehenden Ortsnamen, über welche ich im Archiv Bd. 151, 261 ff. und 152, 51 ff.; 193 ff. gehandelt habe, möge hier ein Nachtrag dienen, zu welchem ich durch Herrn Dr. H. Meißner in Köln angeregt werde. Der genannte Herr teilt mir freundlichst mit, daß in der Kölnischen Zeitung Nr. 783 vom 23. August 1918 folgendes gestanden habe: 'Westlich von Château-Thierry liegt ein Weiler, der den merkwürdigen Namen *Écoute-s'il-pleut* ("Horch, ob es regnet") trägt. Ein englischer Berichterstatter hatte die Frage aufgeworfen, was dieser Name besagen solle, und wie der Ort zu dem Namen komme. Der "Figaro" weist den englischen Frager auf das bekannte Wörterbuch von Larousse, nach welchem *Écoute-s'il-pleut* ein selbständiger männlicher Name ist und folgende Bedeutung hat: "eine Mühle, die ihre Triebkraft nur von einem Wasser erhält, das oft eintrocknet, und die darum häufig, um mahlen zu können, Regen nötig hat; so kommt es vor, daß dieser bildliche Name von solch einer auf Regen wartenden Mühle an die Bewohner eines Gehöfts weitergegeben wird." Wie ein Leser dem "Figaro" mitteilt, verzeichnet das französische Postnamenbuch drei Weiler dieses Namens. Ein anderer Leser macht das Blatt darauf aufmerksam, daß im Dép. Seine-Inférieure im Kanton Tôtes bei Anglesqueville-sur-Saône ein Gehöft liegt, das nicht allein sagt, daß man lauschen soll, ob es regnet, sondern noch einen Rat hinzufügt: "Écoute-s'il-pleut-Guette-s'ils-viennent" ("Horch, ob es regnet, Schau ob sie kommen"). Zum Schluß schreibt ein belgischer Leser aus Saint-Adresse an den "Figaro", daß in Belgien in der Gegend von Esneux in der Provinz Lüttich ein Gehöft liegt, das *Houte-si-plou* heißt, was die wallonische Form für *Écoute-s'il-pleut* ist.'

Die Deutung, welche bei Larousse von der niedlichen und humoristischen Örtlichkeitsbezeichnung *Écoute-s'il-pleut* gegeben wird, geht von einer Mühle aus, und das trifft sehr wahrscheinlich das Richtige. Wenigstens erhält sie eine kräftige Bestätigung durch die historisch verfahrenden Departementswörterbücher, aus denen man ersehen kann, daß eine Anzahl von Mühlen *Écoute-s'il-pleut* genannt wurden, oder noch genannt werden, so eine Mühle in der commune Cormoyeux-Romecy, zuerst 1598 nachweisbar[1] (Longnon, Dict. topogr. du dép. de la Marne), in der cne Tournoy-la-Grasse, 18. Jahrh. (Bouteiller, D. t. du dép. de la Moselle), in der cne Claire-

[1] Das *s* in der Form *Escoute-s'il-pleust*, die in einem Beleg von 1675 erscheint, erklärt sich aus falscher Analogie.

Digitized by Google

fontaine, zuerst 1602 (Matton, D. t. du dép. de l'Aisne), in der cne Viellevie (Amé, D. t. du dép. Cantal; daneben erscheint die Variante *Escoute plouye* für die Mühle in der cne Saint-Pieve-d'Irube (Raymond, D. t. du dép. des Basses-Pyrénées) welche übrigens zeigt, daß derselbe Volkswitz sich auch weit im Süden Frankreichs betätigte. Offenbar ist die Bezeichnung von hier aus zunächst auf Gehöfte, zu denen die Mühlen gehörten, und dann weiter auf Weiler übertragen worden, welche den Namen behielten, nachdem die Mühle verschwunden war, so ein Weiler in der cne Marigny-en-Orxois (dép. Aisne, s. Matton), ein i. J. 1835 abgebrochener Pachthof (dép. Aisne, s. Matton) und ein 'lieu-dit' in der cne Courthiézy (dép. Marne, s. Longnon). Etwas zweifelhaft wird man, wenn man sieht, daß schon i. J. 1288 eine Waldung *Écoute-pluie* hieß (Blosseville, D. t. du dép. de l'Eure). Hier ist denkbar, daß ein auf wenig fruchtbarem Boden stehendes Gehölz, das für sein Fortkommen den Regen sehr nötig hatte, so genannt wurde; aber es könnte seine Bezeichnung auch von einem Bache bekommen haben, der etwa hindurchgeflossen wäre, denn im dép. Aisne heißt ein Bächlein, das keine Mühle treibt (s. Matton), *Écoute-s'il-pleut*, gewiß weil es, um nicht zu versiegen, den Regen schwer entbehren kann, und vielleicht gehört auch der Bach *L'escoute*, der in den Gave de Pau fließt, hierher (s. Raymond).

Da wir nun einmal bei *Écoute* sind, so sei noch ein *Écoute-coq* ('Horch auf den Hahn') erwähnt, das Blosseville, D. t. du dép. de l'Eure so aufführt: 'Écoute-coq ou Chapelle de Saint-Martin, prieuré à Infreville, 1738'. Hatte man etwa die Kapelle so genannt, weil der Geistliche scherzhaft damit ermahnt werden sollte, die Frühmesse rechtzeitig zu singen?

Was das *Écoute-s'il-plcut-Guette-s'ils-viennent* betrifft, von dem ein Leser des 'Figaro' dem Blatte Mitteilung macht (s. oben), so weiß ich darüber nichts Näheres zu sagen, da in der Sammlung der Dictionnaires topographiques ein Wörterbuch des dép. Seine-Inférieure m. W. bis jetzt nicht erschienen ist; vermutet sei nur beiläufig, daß mit *ils* die Engländer gemeint sind.

Welche Auflage des großen Larousse, dessen Neuausgaben ja nicht datiert werden, der 'Figaro' bei dem oben angeführten Passus zu Rate gezogen hat, weiß ich nicht. In dem mir vorliegenden Exemplar ist der Wortlaut ein so wesentlich anderer und richtigerer, daß man kaum annehmen kann, die Verschiedenheit erkläre sich etwa aus einer mißverständlichen Übersetzung seitens der Kölnischen Zeitung: 'Moulin qui n'est alimenté que par des eaux sujettes à tarir et qui a souvent besoin de la pluie pour fonctionner — fam. chose douteuse, sur laquelle on ne peut compter — //Homme faible sans initiative, que le moindre obstacle arrête'.

Jena. O. Schultz-Gora.

Zur französischen Gelehrtengeschichte[1].

Im Jahre 1924 veröffentlichte die Société des textes français modernes die ersten zwei Bände einer Neuausgabe der 'Histoire comique de Francion' von Charles Sorel nach der Originalausgabe von 1623 und den Ausgaben

[1] Herr Prof. Gamillscheg in Berlin übernimmt die Gewähr für die genaue Richtigkeit des hier Mitgeteilten. Sch.-G.

Digitized by Google

von 1626 und 1633. Eine Fortsetzung wurde als 'sous presse' befindlich angezeigt. In der Einleitung des Herausgebers, Prof. Emile Roy aus Dijon, findet sich auf Seite XXI folgender Passus: 'La première édition du Francion ... n'est plus représentée aujourd'hui que par un exemplaire unique qui fait partie d'une bibliothèque particulière. Cet exemplaire a été déposé, le temps voulu, à la Sorbonne *où il a été copié à loisir*'. Zu diesem 'copié à loisir' möchte ich mir gestatten, einen Kommentar zu geben. Im Jahre 1912 fragte mich Prof. E. Huguet, Vorstandsmitglied der Société des textes français modernes, ob ich gewillt sei, Prof. Roy bei einer Neuausgabe des Polyandre von Sorel zu helfen. Der mir schon seit Jahren bekannte Prof. Roy versprach mir, daß ich als seine Mitarbeiterin auf dem Titel des Buches genannt werden und die Hälfte des Honorars erhalten solle. Gleichzeitig wurde mir in Aussicht gestellt, weitere Neuausgaben selbständig zu übernehmen. Erst nachdem ich mich bereit erklärt, kurz vor Beginn der Arbeit, erfuhr ich, daß mir an Stelle des Polyandre die mehr als doppelt so umfangreiche 'Histoire comique de Francion' aufgebürdet worden sei. Während sieben Monaten habe ich dann im Winter 1912/13 im Beamtenzimmer der Sorbonnebibliothek, täglich sechs Stunden, die mühselige Arbeit einer druckfertigen Abschrift des Originaltextes sowie die Kollation der 2. und 3. Ausgabe erledigt, und zwar unter besonderem Schutze des damaligen Ersten Bibliothekars, Herrn Barreau-Dihigo. Prof. Roy sprach mir, nachdem er zahlreiche Stichproben gemacht, seine volle Zufriedenheit mit meiner Arbeit aus. Ein Glossar, das ich auch anzufertigen beauftragt war, ist während des Krieges mit meinen übrigen Sachen verlorengegangen. Von dem Erscheinen des auf meiner Abschrift aufbauenden Textes bin ich nicht verständigt worden, Honorar habe ich keines erhalten, meine Mitarbeit ist, entgegen den Versprechungen, weder im Titel, noch in der Einleitung, noch in den Anmerkungen erwähnt. Auf Anfragen an Prof. Roy sowie an den inzwischen zum Konservator der Sorbonnebibliothek ernannten Herrn Barreau-Dihigo habe ich keinerlei Antwort erhalten.

Berlin. Marie Dalmer.

Digitized by Google

Beurteilungen.

J. Gombert, Eilhart von Oberg und Gottfried von Straßburg. Beitrag zur Tristanforschung. Rotterdam, Nijgh & van Ditmar, 1927. 213 S.

Das vorliegende Werk zeigt deutlich, auf wie verschlängelten Wegen die moderne Tristanforschung vorgehen muß, um ein Problem, das den früheren Untersuchern verhältnismäßig so einfach erschien wie die Frage nach den direkten Beziehungen zwischen Eilhart und Gottfried, im Einklang mit dem heutigen Stand der Forschung neu zu erörtern. Obwohl es sich um eine Frage der deutschen Literaturgeschichte handelt, muß der Verfasser die ganze Vorgeschichte der Tristandichtungen von neuem aufrollen. Er tut das in einer Art und Weise, die sowohl von einer vollkommenen Beherrschung der verwickelten Materie wie von einer rastlosen Energie zeugt, die alles dem verfolgten Problem unterordnet und dienstbar macht, allerdings auch den gegebenen Tatsachen hie und da eine Ausdeutung gibt, die zwar der von dem Verfasser gegebenen Lösung entspricht, aber nicht immer rein sachlich begründet genannt werden kann. Es sei vorweggenommen, daß ich, wenn ich auch in manchen Punkten, vor allem in der Beantwortung der Hauptfrage, mit dem Verf. nicht einverstanden bin, seine Leistung als eine völlig selbständige und die Forschung vielfach fördernde durchaus anerkenne.

Es erweckt den Anschein, daß das treibende Motiv bei der Abfassung dieses Werkes eine große Bewunderung für die Kunst Gottfrieds ist. Der Verf. spricht sie jedenfalls öfters aus und verwertet sogar die große künstlerische Begabung des Straßburgers dann und wann als Argument bei seinem Versuch, die allgemein angenommene Abhängigkeit Gottfrieds von Eilhart zu widerlegen und seine völlige Selbständigkeit darzutun. Dabei übersieht er, daß er nach mittelalterlicher Anschauung seinen Dichter keineswegs entlastet. Der Zug der wirklichen geistigen und sachlichen Unabhängigkeit geht der mittelalterlichen Vorstellung vom Dichter nun einmal ab. Es wäre erstaunlich, daß Gottfried, dem die für den höfischen Dichter notwendige Gelehrsamkeit so gut zu Gesicht steht, sich nicht Mühe gegeben hätte, das Werk seines Vorgängers zu beschaffen. Es zeugt sogar in hohem Maße von seiner Selbständigkeit, daß er von seinem Vorgänger — denn dabei wird es m. E. wohl bleiben müssen — nur in so beschränktem Umfang beeinflußt ist. Die zum Verhältnis Gottfried—Eilhart vorgebrachte Parallele zwischen Flecks Floris und dem rheinischen Gedicht des 12. Jahrh.s (S. 160) kann mich nicht überzeugen. Der Verf. rechnet nicht damit, daß es sich infolge des geringen Umfangs der überlieferten Fragmente des letzteren nicht strikt beweisen läßt, daß Fleck den rheinischen Floyris nicht gekannt hat.

Das gesamte Material, das für die Abhängigkeit Gottfrieds vorgebracht worden ist, wird von neuem aufgerollt, mit Ausnahme von dem, was Bédier bei Lichtenstein als nicht beweiskräftig ausgemerzt hat. Es ist so umfangreich, daß der Versuch, alles zu beseitigen, von vornherein mißlich erscheint und nur als Arbeitshypothese gewürdigt werden kann. Eine einzige vollgültige Parallele ist ja schon beweiskräftig, und da in der Beweisführung des Vf.s an manchen Stellen ein unbefriedigend erklärter Rest übrigbleibt, erhebt sich schon nach wenigen Seiten ein Zweifel. Gombert hat zwei Wege, das belastende Material zu beseitigen: entweder schreibt er die Parallele einem späteren Einfluß Gottfrieds auf die Eilhartüberlieferung, namentlich auf die Umarbeitung X zu, oder der Zusammenhang wird, vor allem wenn schon die alten Eilhartfragmente, die Prosa oder die tschechische

Digitized by Google

Übersetzung die fragliche Stelle enthalten, überhaupt geleugnet. Es versteht sich von selbst, daß an diesen letzten Stellen die Kritik am leichtesten einsetzt.

Das einschlägige Material wird eingeteilt in: Eigennamen, Tektonik bestimmter Episoden, Herübernahme von Verszeilen, polemische Äußerungen. Ich hebe hier nur die Fälle hervor, wo sich m. E. ein Einfluß von Eilhart auf Gottfried bestimmt nachweisen läßt. Dieses Verfahren ist allerdings etwas ungerecht gegen den Verf., da die zahlreichen Stellen, wo ich ihn nicht strikt widerlegen zu können glaube, unerwähnt bleiben. Es bietet jedoch den Vorteil, daß der Forschung ein abgeschlossener Komplex von Stellen vorgelegt wird, an denen die These Gomberts am einfachsten geprüft werden kann.

1. Aus den Eigennamen hebe ich das Nebeneinander von *Brangaene* (Go) und *Brangêne* (E) hervor. Der Name hat *e* oder *i* in erster Silbe in der Thomasgruppe: Thomas, Saga, Sir Tristrem, Folie d'Oxford und bei Bérol; *a* in der Folie de Bern, franz. Prosa, Chrétien, Eilhart und Gottfried; er hat einen labialen Laut in der 2. Silbe *(Bringvain, Brengwain, Bringvet)* in der Thomasgruppe: Thomas, Folie d'Oxford, Saga, Sir Tristrem; das labiale Element fehlt in Bérol, Folie de Bern, fr. Prosa, Chrétien, Eilhart, Gottfried (und in einer Thomashandschrift: *Brengien* mit *e* und Diphthong). Gottfried steht hier durchaus im Widerspruch mit seiner eigenen Sippe, und diesen doppelten Unterschied vermag auch Gomberts Appell an eine 'Ohrenphilologie' (S. 13 f.) nicht aus der Welt zu schaffen! Demgegenüber ist die schlagende Übereinstimmung zwischen Eilharts und Gottfrieds Form, die identisch sind, wenn man bei letzterem oberdeutsche Lautsubstitution von obd. *ae* für md. *ê* annimmt (wodurch das Wort auch im Reim anwendbar wird), absolut beweiskräftig.

2. Bei den einzelnen Episoden hebe ich zunächst die Ähnlichkeit in bezug auf die ritterliche Erziehung Tristans hervor; der Verf. (S. 18 f.) spricht selbst über die Parallele Go 2111/3 = E 142/5, wobei 'dieselben Bezeichnungen durch die gleiche Situation bedingt werden'. Es tritt aber noch Go 2101 ff. = E 148 f. hinzu, wodurch es viel schwieriger wird, die Übereinstimmung zwischen:

E ... lêrte in ...	Go 2111
143 loufin unde springen	wol schirmen, starke ringen,
listlîchen ringen	wol loufen, sêre springen,
die schaft schîzen	dar zuo schiezen den schaft
148 und lêrte in mit dem schilde	2101 ... lernet er
ritterlîchen rîten	mit dem schilte und mit dem sper
	behendeclîche rîten

als unbedeutend anzusehen, da außerdem die Echtheit der Eilhartstelle durchaus verbürgt ist.

3. Tristans Gespräch mit Morolt vor dem entscheidenden Kampfe kommt bei Go und Eilh. vor, aber fehlt in Saga und Sir Tr. Es wird deshalb bei Go gewöhnlich und mit Recht auf Eilharts Einfluß zurückgeführt, um so mehr, da auch andere Übereinstimmungen in dieser Episode auffallen. Eine von diesen versucht G. vergebens zu widerlegen: in Saga und Sir Tr. geht Morolt zum Angriff über, bei Eilhart Tristan. Dies ist auch für Gottfried anzunehmen, denn so ist Go 6837 ff.: *daz ors daz warf er umbe* usw. zu deuten. Er nimmt für den Angriff Distanz und senkt den Speer. Gomberts Auffassung: 'Wie soll er auch *mit gesenketem sper* zum Angriff übergehen?' (S. 29) beruht auf einer Verkennung dieser Tatsache (Bode, Kampfesschild. 12 ff., Schultz, Höf. Leben II, 156). Da das Gespräch in den drei Eilhartversionen im großen und ganzen übereinstimmt und also echt ist, muß Go hier der Entlehnende sein. Gombert, der das leugnet, versucht denn auch, durch eine

Digitized by Google

gezwungene Interpretation Morolts Worten bei Go einen selbständigen Sinn beizulegen und leitet sie aus Furcht her, die er hinter Heuchelei verbirgt; sogar als Tristan schwer verwundet ist, schreibt der Vf. Morolt dasselbe Gefühl zu (S. 33). Das widerspricht doch wohl dem Geiste der behandelten Episode und schadet auch dem Helden Tristan selbst! Zweitens rechnet Gombert die durch die Prosa verbürgte wörtliche Parallele:

E 820: sal ich dich nû zu dôde slân,
daz ist mir inniclîchin leit
und Go 6820 f.: wan zwâre mir ist sêre leit,
ist, daz ich dich slahen sol,

zum 'eisernen Bestand des Tristanstoffes' (S. 32; vgl. auch S. 136), wodurch denn doch die genaue wörtliche Entsprechung nicht erklärt wird!

4. Gurmuns gegen die Kornwaller gerichteter Befehl findet sich nur bei Gottfried und Eilhart. Auch hier ist trotz des verstümmelten Textes nicht zu leugnen, daß Go stark an eine Stelle bei Eilhart erinnert, die wegen P 17,1 echt ist; man vergleiche:

Go 7212 f.: swaz in der werlde lebendes dar
von Kurnewâle kaeme,
daz man im den lîp naeme
mit E 991 f.: swer von Kurnevâles quême,
daz man im den lîb nême.

Gombert (S. 37) bemerkt zwar, daß die Verse 993—1008 vollständig überflüssig seien, aber übersieht dabei, daß die wichtige Übereinstimmung, die hier in Frage kommt, in den gerade vorhergehenden Zeilen steckt (vgl. auch S. 137 f.).

5. Auch in bezug auf die Brautfahrt ist des Vf.s Darstellung (S. 56 ff.) nicht glücklich. Eine Reihe von Übereinstimmungen, die gerade im Zusammenhang beweiskräftig sind, hat er nicht aus der Welt schaffen können. So an erster Stelle die Zahl von Tristans Begleitern: 100 bei Eilhart, 20 + 60 + 20 bei Gottfried. Zwar führt er die Zahl 20 der Saga nicht ohne Scharfsinn auf die letzte Gruppe von Gottfried, dessen Darstellung er auch für Thomas annimmt, zurück, übersieht dabei aber, daß Sir Tristrem mit 15 Begleitern ihm einen Strich durch die Rechnung macht. Dann hat er weder den Marschall des irischen Königs noch das ihm angebotene Geschenk, den goldenen 'Kopf', aus der Welt schaffen können, die beide nur bei Eilhart und Gottfried belegt sind. Ich schließe mich denn auch Piquet an, der in diesem ganzen Komplex Eilharts Einfluß annimmt.

6. Auch bei Tristans Botschaft an Kurvenal ist der auffällige wörtliche Anklang zwischen Gottfr. 10 744 f.: *und ich ez allez enden sol, dâ nâch wir ûz sîn gesant* und Eilh. 2057 f.: *ez sal hie werdin gendit dar nâch wir sîn gesendit*, Zeilen, die durch P 37, 16 f. als echt belegt sind, durch G.'s Zitat aus der Saga auf S. 81 nicht widerlegt, um so mehr, da noch anderes hinzutritt (10 757 f. = 2050 f. = P 37, 13).

7. In unlösliche Schwierigkeiten verstrickt sich Gombert, wo er versucht, die wörtliche Übereinstimmung Gottfr. 10 870/5 = Eilh. 2090/4 wegzuleugnen. Die beiden Zeilen *daz des landes hêren jâgen, die ez gesâgen* (vgl. Gottfr. 10 871 f.) kommen nämlich in der tschechischen Übersetzung (C) und in der Hs. H vor und sind deshalb nach dem heutigen Stand unseres Wissens sicher echt. Um ihre Beweiskraft auszuschalten, wagt der Vf. die vollkommen in der Luft schwebende Annahme einer engeren Zusammengehörigkeit von C und H. Wie er hier argumentiert, beweist sein Satz (S. 87): 'daß auch C D gemeinsame Lesarten, aber in viel geringerer Zahl, gegen H aufweisen, braucht uns nicht zu beirren' (!). Was C H gemeinsam haben, ist alter, in X erhaltener Text, ebenso C D. Aus dem vom Vf. ver-

Digitized by Google

werteten Verhältnis darf man höchstens folgern, daß D noch mehr überarbeitet ist als H. Gomberts leicht rhetorische Ablehnung eines literarischen 'rēroubes' durch Gottfried beruht auf einer Verzerrung der Tatsachen; man kann unmöglich den noch im 15. Jh. lebendigen Eilhart schon zu Anfang des 13. für tot erklären! Auch die Anklänge 2093 f. = 11 215 f. und 2193 ff. = 11 315 ff. tragen zu der Beweiskraft bei.

8. Nur Eilhart und Gottfried lassen in entsprechenden Worten (E 2343 f. = Go 11 673 ff.) eine Jungfrau, nicht Brangaene, auch nicht einen Diener, den Liebestrank überreichen. Gombert (S. 92) schließt nicht auf Einfluß von Eilhart auf Gottfried, sondern merkwürdigerweise auf den umgekehrten, und zwar auf sämtliche Eilhartfassungen, auch C und P! Die einzige Stütze für diese Nothypothese ist die Überschrift zu C 86, 1, wo von einer Kammerfrau die Rede ist. Wenn es sich hier wirklich um Brangaene handeln sollte, braucht man nur anzunehmen, daß die Überschrift von einem der späteren Bearbeiter der tschechischen Kompilation unter Gottfrieds Einfluß eingefügt ist, um die alte Anschauung zu Recht bestehen lassen zu können.

9. Auch in der Frage nach der 'kemenâte' auf dem Schiff (Eilh. 2310 ff. = Go 11 540 ff.) ist Eilhartscher Einfluß nicht zu leugnen. Der unreine Reim *gesinde : ende* 2312 deutet auf Echtheit der Eilhartstelle. Das Wort *kemenâte* ist ein Lieblingswort Eilharts und kommt wenigstens 14mal in Lichtensteins Text vor. Gombert sieht in dem eigentümlichen Gebrauch des Wortes *kemenâte* in bezug auf ein Schiff eine Bedeutungsübertragung, die man 'nur dem Wortkünstler Gottfried zutrauen darf' (S. 95). Bei Eilhart liegt aber m. E. gar kein Bedeutungswandel vor; der Dichter hat eben nicht an die besonderen Verhältnisse eines Schiffes gedacht, sondern das für Isalde bestimmte Gemach als wirkliche *kemenâte*, d. h. Frauengemach, bezeichnet. Erst Gottfried, und hier kommt der Wortkünstler zur Geltung, hat dann aus diesem Eilhartschen Wortgebrauch *(an des k i e l e s ende in einer k e m e n â t e n)* ein neues Wort geprägt, das nur bei ihm vorkommende *kielkemenâte* (11 542). Daß die Prosa hier das Wort durch 'besunderes gemach' wiedergibt, ist einfach zu erklären; der Vf. hat auch die Problematik des Wortes an dieser Stelle gefühlt. Eben die von Gombert hervorgehobene Tatsache, daß das Wort in diesem Zusammenhang nur bei Eilhart und Gottfried vorkommt, ist beweiskräftig für ein Entlehnungsverhältnis; daß dabei die erweiterte Form *kielkemenâte* die sekundäre ist, versteht sich von selbst; sonst hätte man sie ja auch im Eilharttext erwarten müssen!

10. Schlagende Beweiskraft hat auch das belauschte Stelldichein. Ausgangspunkt ist die Tatsache, daß nur bei Eilhart und Gottfried der Zwerg mit dem König auf den Baum steigt. Von den Argumenten, die G. dafür vorbringt, daß dieser Zug alt ist, ist nur das aus anderem Zusammenhang herausgegriffene Zeugnis aus Sir Tristrem Str. 188 von einigem Wert, wo der Zwerg auf dem Baum sitzt, bevor er den König warnt. Dem steht gegenüber, daß Str. 192 ausdrücklich erklärt, daß der König allein auf den Baum klettert, ein Zug, der hier durch die Folie d'Oxford für Thomas bezeugt wird. Es tritt dann aber weiter eine sehr auffällige wörtliche Übereinstimmung hinzu:

Gottfr. 14 607 f., 14 615 f.	Eilhart M 3 v 2 ff.; X 3465 ff.[1]
done vant der künec noch daz getwerc	sprach der gote leide tuwerk
deheine stat noch kein geberc	wir ne hân anderes nehein geberc,
daz si ûf den beide gestigen:	wene ir sulint hî ûf stîgen
ûf dem sâzens unde swigen.	vñ sulit uil stille suwîgen.

[1] Gombert S. 107 zitiert nach Fragment R, aber M steht Gottfried noch etwas näher.

Digitized by Google

Gombert (S. 107) hält diese Übereinstimmung für wenig beweiskräftig: 'die Substantive und Verba (sind) in dem gegebenen Zusammenhang die allerbequemsten Reimworte'. Darüber läßt sich streiten; namentlich das Wort *geberc* ist mhd. nicht so häufig, daß die Bemerkung ohne Belege hingenommen zu werden braucht; aber es kommt noch manches hinzu. Auch in der Umgebung kommen einige Parallelen zwischen Eilhart und Gottfried vor: so E 3449 Rr 2r 1 = Go 14 588 (S. 109 f.), vielleicht auch E 4667 ff. = P 100, 27 f. = Go 14 707 ff., aber vor allem die Stelle E 3406 = Go 14 516, wo Eilhart den Zwerg *vâlant* nennt, und Gottfried *daz vertâne getwerc, des vâlandes antwerc.* Die Stelle in E ist echt; sie kommt in M und in P 71, 6 vor *(Der böss Volant, das Zwerglein).* Auch hier ist, wie bei *kemenâte,* die längere Form wohl sekundär; außerdem ist die Tatsache ausschlaggebend, daß *vâlant* kein höfisches Wort ist; Hartmann z. B. meidet es jedenfalls nach anfänglichem Gebrauch (im ersten Büchlein 1683 und im Erec 5556. 5648. 9197. 9270). Da liegt der Schluß nahe, das Wort, das Gottfried zur Charakterisierung seiner Unholden wiederholt gebraucht (*vâlandes man* = Morolt 6217. 6910; *des vâlandes barn* = Urgan 15 965; der *vâlant* selbst 8909. 11 339) auf vorhöfische Tradition zurückzuführen, in der es häufig vorkommt (vgl. Kraus, Deutsche Gedichte zu IV, 197). Dabei könnte sogar die hier in Frage stehende Stelle vermittelnd aufgetreten sein.

11. Eine dritte Gruppe von Stellen umfaßt wörtliche Anklänge, von denen übrigens schon manche oben zur Sprache kamen. Man wird dem Vf. hier zugeben müssen, daß Entscheidendes kaum dabei ist. Trotzdem möchte ich doch die von Bédier und Gombert ausgemerzte Parallele E 1337 ff. = 10 565 f.: *dem koninge wart he sô lip, daz he dorch sinen willen nît êliches wîbes wolde plegin = und wolte ouch durch den willen mîn êliches wîbes âne sîn,* nicht als völlig bedeutungslos hinstellen.

12. Eine vierte Gruppe umfaßt endlich die Stellen, in denen Gottfried angeblich gegen Eilhart polemisiert. Auch da hebe ich eine Stelle hervor, in der Gomberts Beweisführung scheitert, die Stelle über Lohnois. Nach Gottfried stammt Riwalin aus Parmenie, und 322 ff. nimmt er einer anderen Darstellung gegenüber Stellung, derzufolge dieser aus Lohnois stammt, einer Darstellung, die sich bei Eilhart findet. Ich gebe Gombert (S. 143) gern zu, daß diese Stelle selbst aus Thomas herrühren kann, aber möchte doch betonen, daß Gottfried sie nur dann übersetzt haben wird, wenn sie auch für seine deutschen Hörer einen Sinn hatte, m. a. W. wenn sie sich gegen eine deutsche Fassung richtete. Diese Möglichkeit wird zur Gewißheit, wenn man auf die Form des Namens achtet, die bei Eilhart und Gottfried genau übereinstimmend *Lohnois* lautet, während Bérol *Loenoi* (2868), *Loonois* (2310) und die französische Prosa *Loonois* aufweist.

13. Die anderen Polemiken gegen Eilhart sind alle mehr oder weniger anfechtbar. Ich will sie denn auch nicht gegen Gomberts Beweisführung ausspielen, möchte zum Schluß nur noch bemerken, daß in der Stelle Go 5967: *niht megede, niwan knebelîn,* die häufig als gegen Eilharts *maget unde knapen* (433) gerichtet gedeutet wird, die Erwähnung der Knaben natürlich auf Thomas zurückgeht, was keiner G. (S. 144) abstreiten wird, aber auch die scharfe Negierung: *niht megede?* Darum handelt es sich doch!

Dieser Teil des Buches hat das entschiedene Verdienst, das Eilhart-Gottfried-Problem neu und scharf gestellt zu haben; er bietet denn auch die beste Grundlage für eine neue Beurteilung der Frage. Nach dem Obigen brauche ich kaum zu sagen, daß m. E. jetzt die Lösung denn auch endgültig erreicht ist, allerdings nicht im Sinne des Autors. Da sein Werk die zuverlässige Grundlage bietet, alles das auszuscheiden, was nicht sicher aus Eilhart stammt, ist es uns leicht möglich, das Übrigbleibende zu übersehen. Dies ist genug, um definitiv zu entscheiden, daß Gottfried

Digitized by Google

seinen Vorgänger wohl gekannt hat: 'Die Zahl der Übereinstimmungen ist zu groß, um sie dem Zufall zuzuschreiben' (S. 84).

Diesen Satz entnehme ich boshafterweise einer der vielen Stellen, wo G. sich bemüht, den Einfluß von Gottfrieds Werk auf die spätere Überarbeitung Eilharts X nachzuweisen. Dieser Nachweis ist ihm, wie ich glaube, geglückt, wenn er auch in dieser Beziehung ins Extreme verfällt. Ich kann nicht verhehlen, daß er hier einen Glauben an Parallelen zeigt, der nach seiner Skepsis in der zuerst erörterten Frage etwas auffällt; wenn er z. B. X 2178: *dô he mir vaste stappete nû* auf Go 9112: *eine halden stapfete er ze tal* zurückführt, oder wenn in X 1823: *den helm glizen sô ein glas* das Wort *glas* sogar Einfluß von *glast* aus Go 9379 *(von sînem helme gieng ein glast)* zugeschrieben wird (S. 63 u. 180). So ist manches auch in dieser Hinsicht anfechtbar, und eine eingehende Untersuchung dieses Einflusses bleibt, wenn einmal die neue Eilhartausgabe vorliegen wird, unumgänglich. Ich verzichte hier aber auf weitere Polemik, da das Hauptresultat mir gesichert erscheint. Ebenso wird man für die weitere Begründung des schon bekannten Einflusses Gottfrieds auf das Volksbuch nur dankbar sein. Scharf zu prüfen ist aber Gomberts Versuch, diesen Einfluß auch auf die tschechische Übersetzung auszudehnen. Diese gilt ja in ihrem ersten Teil als eine der ältesten und zuverlässigsten Eilhartfassungen, die die alten Assonanzen im allgemeinen treu bewahrt und nur ganz geringe Spuren einer Reimreinigung aufweist. Sie dem Einfluß Gottfrieds auszusetzen, hieße eigentlich die ganze Eilhartüberlieferung auf den Kopf stellen und wäre nur im äußersten Falle denkbar. Dieser äußerste Fall ist allerdings für G. da, da er an keinen Einfluß von Eilhart auf Gottfried glauben will. Da das aber zu Unrecht geschah, werden wir in den wenigen Fällen (S. 92. 102. 114), wo der Vf. zu dieser Nothypothese greift, zu der alten Ansicht zurückzukehren haben[1]; auch die Ansetzung einer gemeinsamen Umarbeitung als Quelle für C P und X (S. 155) wird dadurch überflüssig.

Eine letzte Frage, der der Vf. mit der ihm eigenen Energie zu Leibe rückt, ist die inhaltliche Kritik der Tristramssaga als einer Thomasredaktion. Seiner scharfen Beobachtungsgabe verdankt die Forschung manche richtige Bemerkung, seiner allzu scharfen Ausdeutung der Sagadarstellung wird man allerdings häufig etwas skeptisch gegenüberstehen, so daß die Tristanforschung auch in dieser Hinsicht das vorliegende Buch fortwährend, aber kritisch zu benutzen haben wird.

Schließlich verdient eine Hypothese Erwähnung, die der Vf. im letzten Kapitel vorträgt. Er möchte nicht die ursprüngliche Fassung, sondern die von ihm postulierte erste Umarbeitung des spielmännischen Gedichtes Eilhart von Oberg zuschreiben. Da die Prosa den Namen — in verstümmelter Form — bringt, hängt diese Hypothese zunächst von der Berechtigung dieser oben besprochenen Annahme ab. Aber auch andererseits läßt sich einiges dagegen einwenden. Der Vorteil, den die Hypothese bringt, ist, daß sie es ermöglicht, das Gedicht mit jenem Eilhart in Zusammenhang zu bringen, der in einer zwischen 1209 und 1227 aufgestellten Urkunde auftritt. Daß G. Eilhart für das Hildesheimer Geschlecht zu retten versucht, ist gewiß lobenswert, aber er berücksichtigt dabei doch zu wenig die Lückenhaftigkeit einer urkundlichen Überlieferung. So müßte man, um eine auf der Hand liegende Parallele zu nennen, Veldeke auf Grund der ältesten Urkunde, die seinen Namen enthält, erst im

[1] Von den auf S. 173/74 vorgebrachten Parallelen ist C 45^6 = Go 8360 leicht zu widerlegen, wenn man X 1348 auf *dî im einen erben gêbe* (mit der häufigen Assonanz *nême : gêbe* zurückführt (*gezême* ist offenbar Reimreinigung). Die anderen Stellen sind sehr zweifelhaft.

Digitized by Google

Jahre 1233 ansetzen! Außerdem verkennt G. die Motive, die Kurt Wagner und mich dazu brachten, Eilhart aus dieser Umgebung loszulösen: er gehört eben literarhistorisch an den Rhein! Ob er letzten Endes in Hildesheim geboren ist, ist literarhistorisch ziemlich gleichgültig und nur für die Persönlichkeit Eilharts eine wissenswerte, aber nicht besonders wichtige Tatsache. Von Bedeutung ist es, daß ihm in seiner Heimat die Voraussetzungen für seine Schulung fehlten und daß er die anderswo gefunden haben muß. Auch die anderen Motive, die der Vf. vorbringt, sind schwach. Daß er von den Dichtern der Blütezeit nicht genannt wird, versteht sich doch von selbst. Werden Konrad oder Lamprecht so häufig erwähnt? Daß auch Gottfried ihn im literarischen Exkurs nicht nennt (S. 159), darf der Vf. dieses Buches doch eigentlich am allerwenigsten verwerten! Er widerspricht sich selbst, wenn er sagt, daß Eilharts Werk weitverbreitet war und eine starke Wirkung ausübte (S. 159). Dann hätte der gebildete und belesene Gottfried ihn doch sicher kennen gelernt! Die Parallele mit dem Floyris ist auch hier sehr unvorsichtig. Daß der Dichter um 1170 unbekannt geblieben ist, ist vielleicht nur der Ungunst der Überlieferung zuzuschreiben. Ob er sich am Anfang oder am Schlusse seines Werkes genannt hat, ist unsicher und darf demnach nicht als Argument verwertet werden. Außerdem läßt sein Werk auch aus inneren Gründen keinen Vergleich zu: während der Floyris in ausgesprochenem (nfrk.) Dialekt geschrieben ist, hat Eilhart sich über die Mundart zu erheben gewußt und sich durch die Anwendung einer Literatursprache von vornherein einen größeren Wirkungskreis gesichert.

An Gomberts scharfsinnigem Werk, das auch noch sonst viel Kleinarbeit, nicht am wenigsten in zahlreichen Noten, enthält, wird in Zukunft keiner vorübergehen können, der sich mit Tristanproblemen beschäftigt. Eben dadurch, daß er sowohl in bezug auf das Verhältnis Eilhart-Gottfried wie auf die Wertung der Saga eine abweichende Meinung bis ins Extrem verteidigt, setzt er die Forschung instand, in beiden Fragen eine vermittelnde Entscheidung zu treffen, wobei der Einfluß Eilharts auf Gottfried zwar als gesichert, aber dennoch als gemildert erscheint und die Saga aus ihrer Stellung etwas verdrängt wird. Daß daneben Gottfried auch sekundären Einfluß auf die Eilhartumarbeitung ausgeübt hat, ist als Gewinn zu verzeichnen, wodurch der deutsche Zweig der Tristansage noch komplizierter erscheint, als es bis jetzt der Fall war. Der Vf. wird, wo er selbst im Vorwort auf den polemischen Charakter seines Buches hingewiesen hat, von vornherein damit gerechnet haben, daß er mit seinen Anschauungen auf lebhaften Widerspruch stoßen würde. Er möge daraus die Überzeugung schöpfen, daß er mit seinem Werk der französischen wie der deutschen Literaturforschung wichtige Anregungen gegeben hat!

Amsterdam. Jan van Dam.

R. Ortiz, Fortuna labilis. Storia di un motivio pœtico de Ovidio al Leopardi. Bucarest, Culture Nazionale, 1927. 168 S.

Es ist schwer, der vorliegenden Arbeit gerecht zu werden. Es handelt sich um einen Kursus von Vorträgen, die an der Bukarester Universität gehalten sind. Sie mußten natürlich dem Niveau der Hörer angepaßt werden; das Buch aber wendet sich an einen anderen Leserkreis, und für diesen ist vieles, was für rumänische Studenten notwendig sein mag, entbehrlich, wenn nicht gar überflüssig. Ich verweise nur auf die sehr ausführlichen Betrachtungen über Ovid. Verf. sagt ganz richtig, *inutile discutere, se Ovidio sia stato o no un grande poeta,* aber er sucht seine Größe doch unter Aufwand von zahlreichen Zitaten nachzuweisen, während

Digitized by Google

es bei der Verfolgung eines Motives des Ovid im Mittelalter, unabhängig von seiner poetischen Qualität, nur auf die Tatsache ankommt, daß der Dichter damals noch bekannt war und gelesen wurde. Das bedarf aber keines Beweises, und selbst die Gründe, die ihn der mittelalterlichen Menschheit besonders lieb machten, sind in diesem Zusammenhang bedeutungslos.

Auch sonst hat die Form der akademischen Vorlesung ungünstig gewirkt. O. wollte offenbar in erster Linie seine Hörer anregen und sie in das Wesen der vergleichenden Literaturgeschichte einführen. Das ist ihm trefflich gelungen, er entwickelt in großen Zügen die Kontinuität und Universalität der europäischen Geistesgeschichte, aber darüber kommt das eigentliche Thema zu kurz. Abschweifungen und Erörterungen allgemeiner Art lenken von ihm ab, halten die Entwicklung auf und durchkreuzen die Beweisführung. Sie mögen beim mündlichen Vortrag sehr wirkungsvoll gewesen sein, bei der Lektüre stören sie nicht nur, sondern erwecken auch eine falsche Vorstellung über den Zweck der Untersuchung.

Die Arbeit ist zwar *Fortuna labilis* überschrieben, aber es liegt dem Verf. fern, die Idee der Unbeständigkeit des Glückes, wenn man sie in dieser Allgemeinheit überhaupt als literarisches Motiv betrachten könnte, im Wandel der Jahrhunderte zu verfolgen. Dazu hätte er bei Homer und der Bibel und nicht bei Ovid und Chrysostomus anfangen müssen, seine Absicht geht nur dahin, zwei typische Ausdrucksformen, die die Unsicherheit des Schicksals bei diesen beiden gefunden hat, in ihrem Fortleben festzustellen. Die eine ist *Ex Ponto* IV, III, 35—56 die Aufzählung großer Männer, die aus stolzer Höhe in das Elend gestürzt sind; die andere bei dem Kirchenvater die Zusammenstellung von irdischen Herrlichkeiten unter dem Gesichtspunkt der rhetorischen Frage: *Ποῦ νῦν εἰσιν* (ubi nunc sunt?) und dem Hinweis, daß der Tod alles zu Staub und Asche verwandelt habe.

Dank seiner ausgedehnten Belesenheit in den romanischen Literaturen gelingt es O., zahlreiche Belege aus Mittelalter und Neuzeit zusammenzubringen, in denen diese beiden Motive getrennt oder verbunden behandelt und variiert werden, aber wenn man schon Ovid und Chrysostomus als ihre Quelle betrachten kann, sind sie darum die einzige und ursprüngliche Quelle? Die Hinfälligkeit alles Irdischen wird ebenso eindrucksvoll in der Bibel geschildert (z. B. Sirach 10), besonders aber kommen die Propheten des Alten Testamentes in Betracht. Wenn z. B. Jesaja 10 ff. die Vernichtung von Assur, Babel, Moab Tyrus schildert, so haben wir, wie bei Ovid von Männern, hier einen Katalog von Völkern und Städten, die aus höchstem Glanze dem Untergang verfielen (ebenso Hesekiel 32, 20 ff.). Auch die rhetorische Frage *ubi sunt?*, die für Chrysostomus so bezeichnend ist, findet sich dort bereits, so Jesaja 19, 12 oder Hesekiel 32, 19.

Die Ruinen-Poesie hält O. nur für eine spezielle Anwendung der beiden von ihm behandelten Motive. Hier wird es mir schwer, ihm zu folgen. Wenn man bei den Propheten die Schilderung der Pracht von Babel, Ninive usw. liest und dann die Vernichtung, die über sie wie über Jerusalem selbst gekommen ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß durch sie die Dichter der Renaissance zur Klage um die versunkene Herrlichkeit Roms angeregt wurden.

Mit der zunehmenden Bewunderung für die antike Größe mußte sich die Trauer um den Untergang dieser Pracht einstellen. Die Stimmung der modernen Ruinen-Poesie ist sentimental und elegisch. Sie unterscheidet sich dadurch von Ovid, der den Untergang so vieler bedeutender Männer als Trost für sich selber aufzählt, wie von Chrysostomus, der die Hinfälligkeit aller irdischen Größe, trotz eines gewissen Mitgefühls, mit religiöser Befriedigung konstatiert. Jeremias dagegen schlägt eine Tonart an, die dem Gefühl der Renaissance mehr entsprach. Wie Rom für sie, so bleibt in

Digitized by Google

seinen Augen Jerusalem trotz der Zerstörung die Herrin unter den Heiden (*Donna di provincie* bei Dante), trotz seiner Witwenschaft noch immer eine Königin, die Stätte der großen Vergangenheit, aber auch die Stätte aller Zukunftshoffnungen. Die Klagelieder des Jeremias sollen gewiß nicht als direkte und einzige Quelle der Ruinen-Poesie bezeichnet werden, aber daß sie sich ohne den Vergang des alten Propheten niemals in dieser Weise entwickelt hätte, kann als ebenso sicher gelten. Unter allen Dichtern, die das Ruinen-Motiv behandelt haben, ist er nicht nur zeitlich der erste, sondern auch der größte, mit dem keiner seiner Nachfolger, von Dubellay bis Byron, wetteifern kann.

Es ist erstaunlich, daß der Verf. die Bedeutung der Bibel, insbesondere die der Propheten, für sein Thema nicht erfaßt hat. Die Stelle des Chrysostomus mußte ihn eigentlich veranlassen, den Blick noch weiter in die Vergangenheit zu richten. Im ersten Kapitel lehnt er, und nach meiner Ansicht mit vollem Recht, die Ansicht ab, daß die Lyrik des Mittelalters aus einer verlorenen Volkspoesie hervorgegangen sei, aber wenn er ihr *origini, latine ed ecclesiastiche* nachweisen will, so hat er, zum mindesten was die letzteren anbetrifft, nicht nur keine Vollständigkeit erreicht, sondern die wichtigste Quelle übersehen.

Berlin-Charlottenburg. M. J. Wolff.

F. Ingerslev, Genie und sinnverwandte Ausdrücke in den Schriften und Briefen Friedrich Schlegels. Berlin, Askanischer Verlag, 1927. XIX, 235 S.

In der neuesten Zeit — ungefähr seit 1900 — hat sich die Literaturwissenschaft besonders eingehend mit der Romantik beschäftigt. Das ist gewiß kein Zufall, sondern es beruht auf einer gewissen Wahlverwandtschaft. Ähnlich wie in jener Periode, so sucht auch heute die Dichtung vergebens ein festes Verhältnis zur Wirklichkeit zu gewinnen und sieht sich wie damals zu der Resignation gezwungen, daß sie unfähig ist, die Fülle der Erscheinungen aufzunehmen.

Zahlreiche gute Spezialuntersuchungen sind der Romantik gewidmet worden, aber bei allen ihren Vorzügen habe ich den Eindruck, daß sie die Dinge, um ein Wort Hamlets zu gebrauchen, wie sie sie betrachten, zu genau betrachten. Sie entdecken literarische Richtungen und Strömungen, wo es sich häufig nur um Stimmungen oder gar nur um Launen einzelner Romantiker handelt. Schon die schroffe Teilung in eine jüngere und spätere Romantik ist geeignet, die einheitliche Auffassung der Bewegung zu zerstören. Man könnte ohne Mühe noch eine mittlere Romantik feststellen, und wenn man an dieser Dreiteilung noch nicht genug hat, so könnte man auch fünf oder sechs zeitlich aufeinanderfolgende Gruppen bilden.

Man darf bei der Romantik oder den Romantikern nicht von ihren positiven Bestrebungen ausgehen, denn diese sind sehr verschieden und zersplittern nach allen Richtungen. Die Einheit besteht nur in der Negation. Die Leute wußten sehr genau, was sie nicht wollten, aber um so unklarer waren sie über das, was sie wollten. Darum kann man auch nicht von einer romantischen Schule, sondern nur von einer romantischen Bewegung sprechen. Und die gleiche Unklarheit über ihre Ziele besteht auch bei den einzelnen Romantikern. Abgesehen von der übertriebenen Schätzung des Künstlers, gibt es kaum einen Punkt, in dem der jugendliche und der alternde Friedrich Schlegel übereinstimmten. Das gilt auch von seinem Begriff des Genies. Er hat von dem Genie weder eine einheitliche noch eine verstandesmäßig klar erkannte Auffassung.

Aus diesem Grunde kann die philologische Methode I.s zu keinem ge-

Digitized by Google

sicherten Ergebnis führen. Dafür fehlt die Voraussetzung eines bestimmten Begriffes, der durch Vergleichung mit angeblichen Synonymen oder sinnverwandten Ausdrücken geklärt werden könnte. Es leuchtet mir aber auch nicht ein, daß die zahlreichen von I. angeführten Beziehungen wie *Geist, Witz, Begeistung* usw. von Schlegel in gleicher oder ähnlicher Bedeutung wie Genie verwendet werden. Natürlich kann er beispielsweise für Genie *Meister* sagen, wenn es sich um ein produktiv schaffendes Genie handelt, aber begrifflich sind beide Worte ganz verschieden. Meister entspricht den objektiven Leistungen, Genie der subjektiven Veranlagung. *Geist, Witz, Gemüt, Kunsttrieb, Schöpferkraft, Enthusiasmus* sind Eigenschaften des Künstlers, Voraussetzungen, ohne die ein geniales Schaffen nicht möglich ist. Aber wenn sie Schlegel an Stellen gebraucht, wo er auch Genie schreiben könnte, so verwendet er sie nicht als Ersatz dieses viel umfassenderen Begriffes, sondern er greift eine Seite der genialen Veranlagung heraus, und zwar diejenige, auf die es ihm in dem Zusammenhang ankommt, Man könnte allenfalls im Sinne des Verf. von einer pars pro toto reden, aber von einer beabsichtigten Gleichsetzung der partes mit dem Ganzen kann nicht die Rede sein.

Auf der anderen Seite geht Menschheit = menschliche Natur (humanitas) über den Begriff des Genies weit hinaus. Das beweisen die trefflichen Ausführungen I.s selber mit Deutlichkeit (85—174). In Schlegels Augen ist allerdings das künstlerische Genie die höchste Verkörperung der Menschheit, aber ohne daß die beiden Begriffe sich in ihrer Terminologie deckten.

Sein Geniebegriff läßt sich nur historisch erklären. Dazu nimmt der Verf. selbst gute Anläufe, aber ohne sie zu Ende zu führen. In der Auffassung der Stürmer und Dränger war das Genie ein Wesen, das sich kraft seiner großen Naturanlage über alle Normen und Gesetze hinwegsetzen durfte. Diese Autonomie geht in der Verneinung des Bestehenden auf. Auch in diesem rein negativen Sinne verwendet Schlegel den Ausdruck Genie, er versucht aber, ihm einen positiven Inhalt zu geben. In dieser Absicht greift er nach allen möglichen Behelfen, bald findet er sie bei Kant, und der Gehalt des Genies ist die Tugend, bald bei den Griechen, und sein Wesen besteht in der σωφροσύνη, in der durch Bildung gesteigerten Veranlagung, wobei allerdings der Bildungsbegriff wieder mehr durch die Aufklärung als die hellenische Philosophie beeinflußt ist. Schlegel hat sich nie zur Klarheit durchgerungen, und das führt zu der Frage, ob Genie überhaupt ein definibler Begriff ist oder nur ein Komplex von Vorstellungen, der sich zwar in Einzelheiten auflösen läßt, aber ohne daß sich die Einzelheiten zu einer begrifflichen Einheit verbänden.

Wenn man die vorliegende Arbeit unter diesem Gesichtspunkt liest, wird man zu einer wesentlich günstigeren Schätzung kommen. Es sind diese Einzelheiten, die der Verf. an der Hand von Schlegels Schriften ausgezeichnet darzulegen weiß. Das gilt vor allem von dem Kapitel über die *Menschheit*, das als ein äußerst wertvoller Beitrag zur Psychologie Schlegels und der gesamten Romantik betrachtet werden kann.

Berlin-Charlottenburg. M. J. Wolff.

Dr. L. Beriger, Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk. (Ermatingers Wege zur Dichtung III.) Horgen-Zürich, Münster Presse, 1928. 128 S.

Die Arbeit, die ihre Vorläufer in einigen Versuchen Minors, Volkelts, Max Mells hat, ist erst durch die Brief- und Tagebuchbände der großen von August Sauer herausgegebenen Grillparzerausgabe möglich geworden, obwohl auch diese monumentale Ausgabe noch nicht vollendet vorliegt. Sie

Digitized by Google

unterscheidet sich grundsätzlich von Arbeiten wie etwa G. Stefanskys Aufsatz 'Grillparzers geistige Persönlichkeit' (Festschrift August Sauer 1925), indem sie nicht Fragen der Weltanschauung, sondern der Psychologie zugrunde legt. Nach glücklichen und feinen Formulierungen über die Grundmomente von Grillparzers Wesen wird dieses Wesen aus den Werken bestätigt. Drei polare Momente im Erleben des Dichters hebt Beriger hervor: Idee und Wirklichkeit, Sammlung und Zerstreuung, Selbstbewahrung und Selbstentfremdung. Unter dem Maßstab der Idee erleidet Grillparzer eine Entwertung der Wirklichkeit, die ihn bewußt den Gegensatz von Poesie und Wirklichkeit erleben läßt. Denn seinem scharfen Verstand konnte dieser Zwiespalt in der eigenen Persönlichkeit, der den Grundkonflikt darstellt, nicht verschlossen bleiben. Damit hängt das Moment der Desillusion zusammen, das Idealbild wird durch die Wirklichkeit zerstört, besonders in der Liebe. Die Untreue, ein bei Grillparzer so häufiges Motiv, wird als Verrat an der Wirklichkeit aufgefaßt. Diesen Gegensätzen von Idee und Wirklichkeit entspricht menschlich die Sammlung und Zerstreuung. Sammlung hebt zum Ideellen empor, Wirklichkeit zersplittert, stört, zerstreut. Sammlung entspricht Grillparzers Dasein als Dichter, Zerstreuung seinem Leben als Nichtdichter, als Bürger, wie man heute zu sagen beliebt. Die Spannung der Sammlung ist aber auf die Dauer unerträglich, daher ist Zerstreuung Labsal, aber auch Marter zugleich, da sie von der Aufgabe wegführt. Darum der ewige Kreislauf zwischen Sammlung, Hinwendung zur Wirklichkeit aus Furcht vor seelischer Verarmung und Überdruß an der Wirklichkeit. Darum zugleich der Hang zur Einsamkeit und der Trieb zur Gesellschaft. Grillparzers Wesen war der eigentliche Kampf fremd. Er ist eine mehr passive Natur, weicht aus, ist abhängig von tausend Dingen, wie eben der Neuropath, ohne daß damit Geistiges medizinisch gedeutet werden soll, wogegen sich der Verfasser eigens verwahrt (S. 13). Die Welt ist für ihn nur insoweit erträglich, als sie mit ihm übereinstimmt. Aber die stille Selbstbescheidung Rustans bleibt für den Dichter ein Wunschtraum. Auch seine Stellung zum Ruhm, Streben danach und Verachtung des Ruhms zeigt den seelischen Zwiespalt deutlich. Er fürchtet, seine Persönlichkeit einzubüßen, wenn er sich den Dingen hingibt. Darum das Schwanken zwischen Selbstbewahrung und Selbstentfremdung, der Drang über sich hinaus und das Sich-Einspinnen, das Sich-Abschließen. Die ungeheure Bestimmbarkeit seines Wesens äußert sich auch in dem Mangel an Rücksichtslosigkeit, wo sie oft am Platze gewesen wäre, zugleich aber im Gegenpol, im Eigensinn, im Festhalten am Unwesentlichen bei Preisgabe von Wesentlichem. Im Gegensatz zu diesen psychischen Schwankungen hebt aber Beriger richtig mit Nachdruck hervor, wie Grillparzers geistige Persönlichkeit, seine Meinungen und Überzeugungen, seit sie sich einmal festgestzt und geklärt haben, auch fest bleiben und kaum Wandlungen unterworfen sind.

Das Thema von Grillparzers Werken ist zumeist die Desillusion, zuerst in Einzelmenschen, später dann auch metaphysisch, als notwendige Folge der Beschaffenheit des Weltganzen erfaßt. Bald steht er verlangend, bald ablehnend der Welt gegenüber. Darum treten sich bei Grillparzer so oft zwei Welten entgegen, darum stehen seine tragischen Charaktere fast immer auf der Grenzscheide zweier Welten, keiner ganz angehörend, wie der Dichter selbst. Unentschiedenheit mit Sehnsucht nach Synthese beider Welten ist ihr Grundzug. Fast alle Männergestalten des Dichters haben etwas Jünglings- oder Greisenhaftes an sich, die einen renommieren, um sich gegen ihre Minderwertigkeitsgefühle zu wehren, die anderen sind mißtrauisch, eigensinnig, pedantisch. In 3 großen Abschnitten geht Beriger dann die einzelnen Dramen des Dichters durch und liest aus ihnen nochmals den Zusammenklang mit dem Wesen ihres Schöpfers heraus. Der erste Ab-

Digitized by Google

schnitt betrachtet Grillparzers Persönlichkeit im Kampf mit fremden Einflüssen. Er umfaßt die Jugendarbeiten, einschließlich der 'Ahnfrau'. Der Kulturekel, die Sehnsucht nach einem kampflosen Dasein, werden im Zusammenhang mit der abklingenden Aufklärung gesehen. An Schiller lockte den jungen Dichter der Zwiespalt des Naiven und Sentimentalischen, der Verlust der naiven Einheit. Aber was bei Schiller sittliches Problem ist, wird bei Grillparzer zum psychischen. Von Shakespeare und Goethe fesseln ihn Gestalten, die seiner eigenen Problematik nahestehen: Hamlet, Clavigo, Weißlingen. Grillparzerische Wesenszüge werden dann schon in den Jugendarbeiten, vor allem in der 'Blanka' nachgewiesen, und die 'Ahnfrau' richtig weniger als ein fatalistisches Experiment des jungen Dramatikers denn als Ausfluß einer individuellen Gemütsstimmung betrachtet. Sie ist ein notwendiges und sinnvolles Glied in Grillparzers Entwicklung (S. 47). Der Fatalismus Grillparzers sei ein solcher des Willens, auch später hat ja der Dichter als theoretische Formulierung seines tragischen Problems den Sieg der Notwendigkeit über die Freiheit betont. Ein zweites Kapitel erörtert die Stücke, deren innere Form das persönliche Erleben des Dichters ist, der seelische Zwiespalt, der in 'Sappho', 'Melusine', 'Traum ein Leben', dem 'Goldenen Vlies', in 'Des Meeres und der Liebe Wellen', im 'Esther'-Fragment und in den beiden Novellen zum Ausdruck kommt. Auch hier finden sich eine ganze Fülle von klugen und feinen Bemerkungen, die alle anzuführen hier nicht angängig ist. Der dritte Abschnitt zeichnet 'Grillparzers Persönlichkeit in seinen Ideendramen': die 4 historischen Stücke, zusammengefaßt unter dem Gesichtspunkt Persönlichkeit und Herrscherproblem, 'Weh dem, der lügt' als Erörterung des Wahrheitsproblems, 'Libussa' als Deutung des kulturphilosophischen Problems. Hier werden die Probleme aus dem Individuell-Persönlichen ins Überpersönlich-Metaphysische gehoben. Hier allein kann auch von einer metaphysischen Tragik gesprochen werden (S. 37). Ausgezeichnet die Ausführungen S. 87, wie das Problem des Herrschers für Grillparzer sich wiederholt im Problem des Dichters. Immer wird betont, inwieweit ein Charakter Grillparzers eigenem Wesen entspricht, inwieweit er von ihm abweicht oder ihm gegensätzlich ist. Mag manches vielleicht etwas schematisch anmuten, mag man bei mancher Deutung, die einem gezwungen vorkommt, ein kleines Fragezeichen beisetzen, im großen und ganzen ist das Büchlein freudig zu begrüßen, weil es die ins Stocken geratene Grillparzerforschung wieder belebt und weil es entscheidende Erkenntnisse zum Verständnis der Persönlichkeit Grillparzers vermittelt.

Innsbruck. Moriz Enzinger.

August C. Mahr, Dramatische Situationsbilder und -bildtypen. Eine Studie zur Kunstgeschichte des Dramas. (Stanford Univ. Publ. IV, 1). Stanford, California, Stanford University Press, 1928.

Der Verf. geht von dem Grundgedanken aus, daß 'zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Schaffensvorgang des dramatischen Dichters zu Formkomplexen führt, die unter ähnlichen Voraussetzungen im Motiv oder in einzelnen Situationen gesetzmäßig ähnliche Züge aufweisen, also typische Geltung besitzen' (S. 5). Er sucht die Gemeinsamkeiten abzuziehen und so 'wichtige Aufschlüsse über den persönlichen Stil des schaffenden Künstlers und den seines Zeitalters' zu gewinnen (S. 5). In der eigentlichen Arbeit knüpft M. nun an das Buch des Franzosen Georges Polti 'Les trente-six situations dramatiques' an, das, Paris 1924, in neuer Auflage erschien. Polti hatte sich dort in etwas mechanischer Weise erbötig gemacht, die

Digitized by Google

Behauptung Gozzis von den 36 dramatischen Situationen durchzuführen. Mit Recht wendet sich M. gegen dieses Verfahren und wendet ein, daß nicht das Motiv (wie Polti eigentlich sagen müßte), sondern das Situationsbild das künstlerisch Wertvolle sei, eben das gestaltete Motiv, das sich von der Abstraktion des Motivs gelöst habe. Denn 'das Motiv äußert sich in Situationsbildern, die der unwiderrufliche formale Ausdruck ihres Schöpfers sind, und daher unschätzbare Stilkriterien darstellen' (S. 13). M. unternimmt es nun, ein Motiv, das des Hasses zwischen Vater und Sohn, an einer Reihe von Beispielen aus der Weltliteratur zu verfolgen. Im engsten Zusammenhang mit den Bühnenformen des Theaters, mit den Tendenzen der Zeitalter werden nun die einzelnen Proben feinsinnig und im ganzen geschickt durchgenommen. Über die Antigone des Sophokles, den Hippolytos des Euripides und die Bearbeitung des Phädra-Stoffes durch Seneca geht die Auseinandersetzung zu Shakespeares King Lear und Calderons La vida es Sueño, zu Racines Phèdre, Schillers Don Carlos, den Agnes-Bernauer-Dramen von Törring und Hebbel, um mit François de Curels 'Les Fossiles' (1892) zum Naturalismus und mit Paul Raynals 'Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe' (1924) und Walter Hasenclevers 'Sohn' (1913) zum Expressionismus vorzustoßen. Die Ausführungen lesen sich nicht nur sehr interessant, sondern gelegentlich geradezu spannend. S. 28 schafft M. den neuen Begriff des 'Situationsbildtyps': 'Ich nenne so einander ähnliche Bildergebnisse bei der Versichtbarlichung ähnlicher Situationen. Es liegt auf der Hand, daß sie bei der Gestaltung von Motiven auftreten können, die an sich gar nichts miteinander gemeinsam zu haben brauchen.' Beispiel: die Funktion des Narren im Lear und des Sehers im König Ödipus, die beide die Aufgabe haben, verblendete Augen zu öffnen.

Die Ziele, die sich M. steckt, berühren sich wenigstens zum Teil mit den Absichten stoffgeschichtlicher Arbeiten, freilich nur zum Teil, und sind so weit unterschieden, als eben Stoff und Motiv unterschieden sind. Motiv ist selbstverständlich das beweglichere Element. Aber wie man das Motiv in der Situation gestaltet sieht, so wäre auch der Stoff in der 'Fabel' gestaltet. Ganz neu sind also M.s methodische Wege nicht. Ich verweise nur auf Br. Golz, Wandlungen literarischer Motive, Leipzig 1920, auf Max Scherrers Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched zu Kleist, Zürich 1919, usw. M. hat aber das Verdienst, die Sache einmal nicht nach dem Prinzip der Vollständigkeit angestrebt zu haben, sondern er ging von einzelnen prägnanten Fällen aus. Auch das Chronologische wird bei ihm Nebensache, weil ihm das Methodisch-Prinzipielle höher steht. Immerhin wäre vielleicht ein Verweis auf ähnliche Bestrebungen erwünscht gewesen.

Das Büchlein ist frisch und mit Verständnis geschrieben. Einiges möchte ich richtigstellen. S. 23 wird bei Erwähnung der Shakespeare-Bühne immer noch auf die berühmten 'Plakate' verwiesen, die die jeweilige Örtlichkeit bezeichnet haben sollen. S. 95 befremdet das persönliche Bekenntnis, daß es dem Verf. widerstrebe, Arnolt Bronnens 'Vatermord' (1920) zu behandeln, weil das Motiv dort ekelerregend gewendet sei und er nicht in diesen Brei von Greueln hineinfassen wolle. Der Wissenschaftler soll sich doch durch solche Momente nicht behindern lassen. Wenn S. 41 f. gelegentlich Calderons auf eine Unterbrechung der Handlung, einen 'statuarischen Abschnitt', hingewiesen und der einleuchtende Vergleich mit der Arie der Oper gezogen wird, so verwundert den Leser doch die Bemerkung, daß die Oper eine 'Ausgeburt der nämlichen Periode' sei und daß die Arie nur als virtuoses Paradestück aufgefaßt wird, während sie doch im Grunde einen lyrischen Ruhepunkt im Handlungsablauf darstellt. S. 36, Anm. 1 wäre auf eine Reihe von Arbeiten über den 'träumenden Bauer' hinzuweisen sowie auf Farinellis Werk, La vita è un sogno, Letterature moderne, vol. I—II, Turin, wo die Idee durch die ganze Weltliteratur verfolgt wird. Aber

Digitized by Google

mit Literaturverwertung geht M. auch sonst äußerst sparsam um. S. 32 wird der Aberglauben der spanischen Bevölkerung zur Zeit Calderons nur auf die vielberufene und nicht gekannte 'öde Scholastik' geschoben. Aber wie steht's dann mit dem Teufelsglauben Luthers, wie mit den abergläubischen Strömungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts zur Zeit der Aufklärung, wie mit der modernen Hinneigung zum Spiritismus (ich meine nicht die wissenschaftliche Beschäftigung damit)? Die Frage wäre m. E. vom ästhetischen Standpunkt zu stellen gewesen, wie hat der Dichter den Aberglauben benützt, denn auch bei Shakespeare findet sich doch derartiges, obwohl ich nicht von vornherein behaupten möchte, daß seine Zeit an diese Geister usw. wirklich glaubte (vgl. Lessings Hamburgische Dramaturgie, bes. 11. Stück). Überhaupt scheint mir der Verf. zur barocken Periode kein rechtes Verhältnis zu haben (vgl. die Ausführungen S. 39 ff.). Auch wenn gelegentlich des 'Don Carlos' S. 57 darauf verwiesen wird, daß Schiller Anhänger der 'kantischen Ethik' war, so muß man das in diesem Zusammenhang zumindest als schief bezeichnen, da das Kant-Studium doch erst wesentlich später einsetzt und zur Zeit des 'Don Carlos' (1787) die 'Kritik der praktischen Vernunft' (1788) noch gar nicht erschienen war. Der gewiß richtige Gedanke hätte also anders ausgedrückt werden müssen.

Und somit ergibt sich auch eine Gefahr der Methode: man liest zuviel aus dem einzelnen Werk heraus, weil man schon von andersher Kenntnisse mitbringt. Aber diese Kenntnisse und das Vorhandene müssen aneinander geprüft werden, und zwar streng philologisch geprüft werden, sonst ist auch diese Methode nur zur Verstärkung der wissenschaftlichen Phantasie da.

Innsbruck. Moriz Enzinger.

O. Sexauer, Die Mundart von Pforzheim. (Form und Geist, hg. v. L. Mackensen, Bd. 2.) Leipzig, Eichblatt, 1927. 181 S. 7,40 M.

Ein Schüler Panzers hat hier in eingehender Weise die Ma. eines Übergangsgebietes dargestellt, das besonders interessante sprachliche Verhältnisse aufweist. Die Nordgrenze des Alem. ist (Zsfhdmaa. 1905) durch K. Bohnenberger bestimmt worden, und zwar für das Gebiet von Loffenau bis zum Neckar nach der Entsprechung von mhd. *ie, uo* als *iə, uə* im Süden gegenüber einfachen Längen *ī, ū* im Norden. Nach dieser Abgrenzung fällt Pforzheim und seine nähere Umgebung dem Alem. zu. Im Anschluß an eine bereits Alemannia 26, 256 vertretene Auffassung hat Bohnenberger später (Württemb. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde 1923/24; sowie: Die Maa. Württembergs, 1928) die Grenzlinie etwas weiter südlich gezogen und als Grundlage der Abgrenzung die Entwicklung von mhd. *ei* zu schwäb. *oə, oi* gegen fränk. *ai, ā* angenommen. Den nördl. dieser Linie liegenden Streifen, der bis zur Grenze von vollfränk. *ē* : vorfränk. *ę̄* für ahd. *ë* reicht, nannte er vorfränkisch. Nach dieser Abgrenzung gehört Pforzheim in das vorfränkische Gebiet. Die Entwicklung von *ie, uo* > *iə, uə* : *ī, ū* betrifft nun ein sprachgeschichtlich wichtiges und zugleich ziemlich altes Merkmal der beiden in Betracht kommenden Maa., und die Grenzlinie zwischen beiden heutigen Entsprechungen verläuft zum Teil mit anderen vereinigt, zum Teil doch in ihrer Nähe ungefähr in der Mitte des Übergangsgebietes, so daß sich in den Maa. nördlich von ihr noch alem., südlich noch fränk. Eigentümlichkeiten vorfinden. Diese Abgrenzung des Gesamtalem. vom Gesamtfränk. scheint mir nicht nur mit Rücksicht auf die übrige alem. Nordgrenze geeigneter, sondern sie entspricht auch dem Charakter der Übergangsmaa., wenn man das Gebiet der Grenzzone nach dem Verfahren, das Bohnenberger jüngst (PBB. 52) bei der Festlegung der alem. Ostgrenze

Digitized by Google

angewendet und für die Nordgrenze angedeutet hat, in einen nördl. vorfränk. und südl. voralem. Streifen gliedert. Als Südgrenze des Voralem. könnte westl. des Neckars wohl die Linie *oə, oi : ai, ā* < mhd. *ei* dienen, die zudem noch historisch durch den nahen Verlauf der alem. Herzogtumsgrenze gestützt ist. So würde Pforzheim dem voralem. Gebiet zufallen.

Die sprachlichen Verhältnisse werden nun in diesem Gebiete, das hier untersucht wurde, noch dadurch verwickelter, daß es sich neben den Dorfmaa. noch um die Darstellung einer Stadtma. handelt. Um die Entwicklung der letzteren aufzuhellen, hat der Vf. den einzig möglichen Weg eingeschlagen und die Dorfmaa. zum Vergleiche herangezogen, die noch manches bewahrt haben, was in der Stadt unter verschiedenen Einflüssen verändert oder aufgegeben wurde, z. B. gerade die ehemals auch in der Stadt gesprochenen Diphthonge *iə, uə*, die jedoch heute durch die einfachen Vokale ersetzt sind oder die Vokalisierung des Nasals vor *s, š*, die in der Stadt nur mehr in einigen Wörtern vorhanden ist. Dieser Aufgabe ist der Vf. dadurch gerecht geworden, daß er in den einleitenden Abschnitten eine kurze Beschreibung der Dorfmaa. gegeben hat; eine Gegenüberstellung der sprachlichen Verhältnisse von Stadt und Land (S. 48 ff.) zeigt die verschiedene Entwicklung der beiden Maa. recht anschaulich.

Diese Stellung der Maa. gibt denn auch dem Vf. des öfteren Anlaß zu grundsätzlichen Bemerkungen, die im allgemeinen wohlüberlegt und durchdacht sind, z. B. über die verschiedenen Abstufungen von der Dorfma. über die Vorstadtma. zur eigentlichen Stadtma., in der die Zersetzung der ursprünglichen Verhältnisse am weitesten vorgeschritten ist, die aber wiederum auf die Umgebung ausstrahlt, wie wir derartiges ja auch anderwärts beobachten können. So ist der Verfall der Ma. auch in den Dörfern mehr oder minder vorgeschritten, je nach dem Grade, in dem 'das Dorf in den Bannkreis der Industrie und den städtischen Verkehr einbezogen worden ist' (S. 33). Die Stadtma. hat im Laufe der Zeit Beeinflussung von verschiedenen Seiten erfahren. 'In einem früheren Stande scheinen fränk. Eigenheiten dem Schwäb. gegenüber bevorzugt worden zu sein' (S. 65), eine hübsche Beobachtung. So werden beispielsweise die ehemals in der Stadt üblichen Formen *seχš, seχt* — sagst, sagt; *dreχš, dreχt* — trägst, trägt u. a. erklärt, heute gelten dafür die schriftsprachlich beeinflußten Formen *sägš, sägt* gegenüber *säiš(t), säit* in der älteren Dillsteinauer Ma. Daneben sind Einflüsse der Schriftsprache, darunter verdient besonders die Feststellung beachtet zu werden, daß 'die Umgangssprache, der die Ma. bei ihrem Zerfall im allgemeinen zustrebt, den Lauten nach in erster Linie durch die Schriftsprache bestimmt ist', während sich in der Formenbildung im Gegensatz dazu ein 'Abrücken von der Schriftsprache' erkennen läßt (S. 66 f.).

Auch der zweite Teil des Buches, in dem der Vf. neben einer ziemlich eingehenden Phonetik eine historische Lautlehre der Ma. bietet, macht in allen Teilen den Eindruck einer sorgfältigen und besonnenen Arbeitsweise. Auch in diesem Teile zeigen sich die Auswirkungen verschiedener Einflüsse auf die Ma., nördliche Eigenheiten erscheinen neben südlichen; jene sind z. B. eingedrungen, wenn inl. *b* > *w* oder *g* vereinzelt > *χ*, oder wenn an die Stelle von ursprünglich *en, on* < mhd. *in, un* heute die nördlichen bzw. schriftdeutschen Formen *in, un* getreten sind u. dgl.; diese sind vorhanden, wenn mhd. *î, û als əi, əu;* mhd. *ae, ë* als *ę, ę̄* erscheint usf. Der Mischcharakter der Ma. tritt deutlich zutage.

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der alem.-fränk. Grenzmaa. Leider fehlt ein Wörterverzeichnis, das durch die Verweise innerhalb des Textes nicht ersetzt wird, die Benutzung des Buches aber wesentlich erleichtern würde.

Innsbruck. L. Jutz.

Digitized by Google

E. Roedder, Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart, dargestellt auf Grund der Geschichte von Oberschefflenz im badischen Bauland. (Vogel-Greif-Arbeiten über Mundarten und Volkstum Südwestdeutschlands. Hg. v. E. Ochs. H. 3.) Lahr, Mor. Schauenburg, 1928. 28 u. 463 S. 22 M. Geb. 24 M.

In einem umfangreichen Werke, dessen erster Teil hier vorliegt, beabsichtigt der Vf. ein Gesamtbild vom Volksleben in einem deutschen Dorfe mit seiner geistigen und materiellen Kultur von den Anfängen der Siedlung bis auf die heutige Zeit zu geben. Schon dieser Teil des Werkes hat wechselvolle Schicksale erlebt. Seine Anfänge mit den Sammlungen des Materials liegen ein Menschenalter zurück, und daß der Vf. trotz aller Hemmnisse, die manchmal nur durch die Zeit überwunden werden konnten, trotz der großen Entfernung, die ihn schon durch Jahrzehnte von der Heimat trennt, den ursprünglich gefaßten Plan nicht nur nicht aufgegeben, sondern noch ausgebaut und wesentlich erweitert hat, ist ein deutlicher Beweis für das enge Verhältnis des Vf.s zu seinem Werke und zu seiner Heimat. Diese starke Heimatliebe kommt auch in allen Teilen des Buches zum Ausdruck, und ihr ist es wohl auch zuzuschreiben, wenn die eine oder andere Detailfrage manchmal etwas ausführlicher und eingehender behandelt wird, als es gerade notwendig scheint.

Die geschichtliche Entwicklung von Schefflenz stellt ein Musterbeispiel dar für jene des südwestdeutschen Reichsdorfes überhaupt, und aus diesem Grunde reicht auch die Bedeutung des Buches weit über die von ähnlichen, doch in jeder Hinsicht lokal begrenzten Darstellungen hinaus.

Nach einer kurzen Beschreibung der Landschaft und besonders von Oberschefflenz, seiner Bevölkerung, die im wesentlichen fränkisch ist, ein später alemannischer Einschlag ist durch Zuwanderung aus der Schweiz nach dem Dreißigjährigen Kriege zu erklären, nach der Darstellung des Hauses und seiner Einrichtung usw. wird in einem umfänglichen Abschnitte die Geschichte der Landschaft von der Frühzeit angefangen bis in die Gegenwart behandelt. Diese Darstellung, auf deren einzelne Teile hier nicht näher eingegangen werden kann, ist stets im Zusammenhange mit der Geschichte des weiteren Vaterlandes und mit den großen politischen, wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Strömungen gehalten. Nur im allgemeinen möchte ich darauf hinweisen, daß sich schon in der Art und Weise, wie die Quellen und Hilfsmittel für die Kenntnis der historischen Entwicklung herangezogen und ausgewertet werden, der Wissenschaftler zeigt. Und ebenso ist für den wissenschaftlichen Wert des Buches von wesentlicher Bedeutung der Umstand, daß die Darstellung der Volkskunde fast ausschließlich auf eigenen Beobachtungen beruht, so daß das Material hinsichtlich seiner Zuverlässigkeit allen Wünschen entspricht. Dabei ist aber dennoch die Darstellung so gehalten, daß jeder allgemein Gebildete, auch wenn ihm besondere Fachkenntnisse fehlen, das Buch mit Nutzen lesen kann.

Im eigentlich volkskundlichen Teil nimmt der Vf. einleitend Stellung zu verschiedenen Grundfragen dieser jungen Wissenschaft, und man kann ihm gewiß nur recht geben, wenn er zu dem Ergebnis gelangt, daß sich die Volkskunde in den meisten Fällen vorläufig mit einer Beschreibung wird begnügen müssen. Eine Scheidung der Erscheinungen des Volkslebens nach ihrer Zugehörigkeit zum 'primitiven Gemeinschaftsgut' bzw. 'gesunkenen Kulturgut' wird schon mit Rücksicht auf die begriffliche Unschärfe dieser Ausdrücke im allgemeinen abgelehnt, ebenfalls mit vollem Recht, denn heute wird diese Scheidung in vielen Fällen gar nicht durchführbar sein.

Im folgenden macht uns der Vf. mit den wichtigsten Erscheinungen aus

Digitized by Google

der Lebensweise des Volkes vertraut. Die Sitten und Bräuche, mit denen das Volk die verschiedensten Anlässe im Laufe des Jahres und des Lebens begleitet, werden vorgeführt. Da hier nirgends beschönigt oder oder sonstwie idealisiert wird, ist dieser Teil schon als objektive Materialsammlung von großem Werte. Denn gerade in solchen Abhandlungen erliegen die Autoren gern der Gefahr, die Darstellung der Sitten und Bräuche mehr oder minder poetisch auszuführen, wodurch eben der wissenschaftliche Wert bedeutend vermindert wird.

Obwohl die Bevölkerung dieser Landschaft meist Landwirtschaft oder in Verbindung damit noch ein Gewerbe betreibt, und die Industrie mit ihrem in dieser Hinsicht zerstörenden Einfluß hier noch keine Rolle spielt, verschwinden langsam verschiedene alte Bräuche, so daß manche nur mehr der älteren Generation und mehrfach auch dieser nur mehr aus Erzählungen der Vorfahren bekannt sind. Um so wertvoller werden diese Aufzeichnungen sein. Gewiß wird es ähnlich auch mit der Mundart der Landschaft stehen, deren Bearbeitung der Vf. in Aussicht gestellt und von deren Untersuchung das ganze Werk ursprünglich seinen Ausgang genommen hat. So ist zu hoffen, daß dieser Untersuchung, die vorläufig zurückgestellt werden mußte, ein so langer Leidensweg erspart bleibe, wie er dem ersten Teile des Werkes beschieden war, und daß wir bald auch über die Sprache dieser Orte eine so gründliche und zuverlässige Darstellung erhalten werden. Schon in diesem Teile ist, wenn auch sehr zerstreut, wertvolles mundartliches Sprachgut vielfach enthalten, und wie der Atlas der deutschen Volkskunde wird auch das Badische Wörterbuch manches aus dem Werke schöpfen können.

Der Verlag hat dem Buche eine sorgfältige Ausstattung gegeben durch gutes Papier und guten Druck, auch einige Illustrationen beleben die Darstellung.

Innsbruck. L. Jutz.

Mittelenglische Sprach- und Literaturproben. Neuausgabe von Mätzners Altenglischen Sprachproben. Mit etymologischem Wörterbuch zugleich für Chaucer. Herausgegeben von A. Brandl und O. Zippel. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927. VIII, 423 S. Ladenpreis geh. 10 M.

Otto Zippel, dem die textkritische und lexikographische Vorarbeit bei der Entstehung dieses vorzüglichen Werkes zugefallen war, hat leider dessen zweite Auflage nicht mehr miterlebt, da er im Mai 1917 als ein Opfer des unseligen Krieges gefallen ist. Brandl widmet ihm in dem neuen Vorwort auf S. VII einen Nachruf und skizziert sein Leben und Wirken.

Die Neuauflage unterscheidet sich von der ersten nur durch die Aufnahme einer Anzahl von Einzelverbesserungen in der Wiedergabe der Texte und im Glossar, die hauptsächlich auf die Vorschläge der früheren Rezensenten zurückgehen. Auswahl und Anordnung der gebotenen Proben sind unverändert geblieben.

In den kurzen bibliographischen Angaben vermisse ich bei 'The Owl and the Nightingale' auf S. 124 den Nachtrag der kommentierten kritischen Ausgabe von J. W. H. Atkins, Cambridge 1922; ebenso fehlt bei 'Pearl' auf S. 140 die Neuausgabe von J. Gollancz, Oxford 1921, mit Kommentar und Reproduktionen der Handschrift, durch die die Ausgabe desselben Hg. von 1891 überholt wird.

Auffällig ist, daß in dem vielbenutzten trefflichen Wörterbuch auf S. 392 bei den Pronominalformen *ther* (*their*) und *them* die altnordischen Etyma

Digitized by Google

þeirra und *þeim* an erster, die hypothetischen angelsächsischen Ableitungsformen *þâra, þêra, þâm* erst an zweiter Stelle genannt werden, während Brandl erst kürzlich hier in Bd. 153, S. 122 die Ableitung dieser Formen aus dem Altnordischen zu den die sprachgeschichtliche Schultradition gefährdenden Irrtümern gerechnet hat.

Entlehnung aus dem Altnordischen nahmen bisher u. a. an: Kluge (Pauls Grundriß I, S. 1066), E. Ekwall (Hist. neuengl. Laut- und Formenlehre, 1914, S. 115), E. Holmqvist (On the History of the English Present reflections etc., 1922, S. 42). J. u. E. Wright (Elem. Middle English Grammar, 1923, S. 157—58), zuletzt W. Keller in dem Artikel 'Skandinavischer Einfluß in der englischen Flexion' (Hoops-Festschrift, 1925, S. 84. K. nennt diese Pronominalform 'Lehnwörter').

NED führt die Formen nur bei der Schreibung *thare, tham* auf das Angelsächsische zurück und stellt altnordische Herkunft bei den Schreibungen *their* und *theim* als sicher, bei *ther(e)* und *them* als die wahrscheinlichere ('unstressed pronunciation of *their, thair*' bzw. '*þeim*') hin.

Der Umstand, daß bis zum Durchdringen der Londoner Schriftsprache der Süden die alten *h*-Formen, der skandinavischem Einfluß unterworfene nördlichere Teil des Landes *th*-Formen aufweist, steht doch wohl einer glatten Herleitung aus dem Ae., wie sie Brandl neuerdings annimmt, entgegen.

Köln. Herbert Huscher.

L. Hibler-Lebmannsport, Das me. Versgedicht 'The seege of Troye'. Graz, Moser, 1928. 1. Teil XII, 212 S., 2. Teil IV, 64 S. 5 M.

Hiblers Arbeit enthält im ersten Teil eine 'philologische Untersuchung' der Seege of Troye, im zweiten einen Parallelabdruck der drei Hss. Harl. 525, Lincoln's Inn 150 und Egerton 2962. Sie ist also eine Textausgabe und will als solche gewertet werden. Die vierte, inzwischen bekannt gewordene Hs. Arundel XXII des Coll. of Arms in London, die Mary E. Barnicle in ihrer Ausgabe der Seege (E. E. T. S. 172) nunmehr auch mitbenutzt hat, war ihm nicht bekannt geworden. Ihre Mitbenutzung hätte den Umfang seiner Untersuchung wohl erweitert, sie aber nicht wesentlich gefördert oder geändert.

Von den drei Hss. ist E(gerton) die älteste und stammt aus dem Ende des 14. Jahrh.s. Es ist dies die bekannte, 1906 vom Brit. Mus. angekaufte Romanzenhandschrift, die früher dem Herzog von Sutherland gehörte (vgl. Beschreibung von Kölbing, E. St. VII, 191 f.). L(incoln's Inn) ist etwas jünger (Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts) und ist eine typische Sängerhandschrift in länglicher Form, die bequem eingesteckt und auf Reisen mitgenommen werden konnte (siehe die Beschreibung bei Barnicle, S. X ff.). H(arley) ist die jüngste, stammt aus dem 15. Jahrhundert und enthält außer der Seege geistliche Werke. In der vierten Hs. Ar(undel) ist das Gedicht als Einleitung einer Prosaübersetzung der Geschichte Britanniens des Gottfried von Monmouth verwendet. H enthält eine von E und L (denen sich Ar anschließt) deutlich verschiedene Fassung, die aber doch an so vielen Stellen mit E L (und Ar) parallel läuft, daß man berechtigt ist, auf ein gemeinsames englisches Original aller Hss. zu schließen. Einen Stammbaum aller Hss. aus Fehlern, die nicht unabhängig voneinander entstanden sein können, aufzustellen, ist aber nicht möglich. Hibler versucht dies nun in seinem ersten Teil auf Grund der sprachlichen Überlieferung zu tun, und darin liegt das methodisch Wertvolle seiner Arbeit. Sie ist mit großer philologischer Sachkenntnis und Scharfsinn durchgeführt und ihren Ergebnissen ist, trotz gelegentlicher Aussetzungen,

Digitized by Google

die man gegen Einzelheiten machen kann, zuzustimmen. Er geht in seiner Untersuchung von den Reimen aus und stützt sich auf die sicherlich richtige Annahme, daß Reimwörter am ehesten unverändert bleiben, auch bei sonst weitgehenden Überarbeitungen. Angl. LI, S. 354 ff. hat er seinen Standpunkt grundsätzlich dargelegt. Freilich ist die Zahl der Reime, die sich unbedingt einwandfrei für seine Beweisführung verwenden lassen, sehr gering. Er geht aber mit sorgsamer Kritik der Überlieferung vor, übersieht nichts, und darum stimmen seine Ergebnisse auch mit denen von E. M. Barnicle, die viel weniger vorsichtig vorgegangen ist, nicht überein. Sie stützen aber die Behauptungen von Fick (Zur me. Romanze Seege of Troye, Breslauer Diss. 1893), der seinen Hss.-Stammbaum allerdings auf das wenig beweiskräftige Kriterium der in den einzelnen Hss. fehlenden Zeilen allein aufbaute.

Nach Hibler gehen alle Hss. auf ein südwestliches Original zurück, und zwar H unmittelbar, E und L (denen sich Ar anschließt) über eine nordenglische Umarbeitung Y. Dieser Umarbeiter Y war sehr gründlich zu Werke gegangen, so daß sich die Spuren des ursprünglichen Dialektes in den allen Hss. gemeinsamen Reimen kaum mehr zeigen. Nur die sorgfältige Heranziehung der Überlieferung in H hat Hibler seine Beweisführung ermöglicht, wobei sich allerdings weitere Schwierigkeiten in den Weg stellten. Einerseits zeigen weder E noch L den Dialekt von Y rein, sondern E ist eine aus dem westlichen Mittelland (I, S. 202), L eine aus dem südwestlichen Mittelland (dst. S. 186 f.) stammende Umschrift der nordenglischen Zwischenstufe. Andererseits steht H zwar im Dialekt dem Original näher, verändert aber im Text sehr weitgehend (dst. S. 151 ff.) und war nach Hibler ein Anglofranzose. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, jeden überlieferten Text genau nach den Schreiberindividualitäten abzuwägen. Ein Einwand drängt sich hier allerdings auf: H. spricht stets von einzelnen Schreibern; hat er die Möglichkeit nicht ins Auge gefaßt, daß die uns überlieferten Hss. nicht auf das Original bzw. die Überarbeitung direkt zurückgehen, sondern auf Abschriften? Sollte sich die Individualität der Schreiber solcher Zwischenstufen nicht auch noch erhalten haben? Dies ist doch wahrscheinlich, wenn natürlich auch nicht erweisbar, und eine etwas vorsichtigere Ausdrucksweise wäre m. E. am Platze gewesen. Hiblers Niederschläge der Schreiber individualitäten können genau so gut Niederschläge einer Reihe von Schreiberindividualitäten sein.

Für Hiblers Annahme eines südwestlichen Originals aller Hss. sprechen allerdings mehr negative als positive Gründe. Sicher original erscheinen mir die Reime von ae. y̆ mit ĭ, die meisten der von ae. ā mit ō (bei einigen kann man an der Eindeutigkeit der Überlieferung Zweifel haben, aber ae. ā:a ist sicher ausgeschlossen), dann die Fortführung von ae. ǣ (wg. ā) als ē so gut wie ę̄ und die 3. Sing. Präs. Ind. auf -eth. Hingegen erscheint mir die Überlieferung der Verse, die Verdumpfung von ae. a vor Nasal ohne Dehnung erweisen sollen (S. 13 ff.), zu unsicher, um Schlüsse daraus zu ziehen. Damit ist das nordhumbrische Gebiet allerdings ausgeschlossen (wo M. E. Barnicle das Original entstanden sein läßt, weil sie die Überlieferung in H nicht genügend beachtet), dann würden bei einem Denkmal, das südlich der Themse entstanden wäre, wohl ae. y̆ : ę̆ od. ü-Reime zu erwarten sein. Aber für die mittelländischen Dialekte fehlt es so sehr an genau lokalisierbaren Denkmälern, sie zeigen auch so starkes Durcheinander in wichtigen Dialektkriterien (vgl. nunmehr auch die gute Zusammenstellung von M. S. Serjeantson, Rev. Engl. Stud. III), daß mir eine so genaue Lokalisierung überscharfsinnig erscheint.

Hingegen sind die Abschnitte, welche die Sprache des Redaktors Y und die Eigentümlichkeiten der einzelnen Hss. charakterisieren, sehr gut und

Digitized by Google

einwandfrei gearbeitet. Es wäre allerdings noch zu untersuchen, ob sich die gleichen Eigentümlichkeiten der Schreiberindividualität auch bei den Abschriften der anderen Denkmäler in derselben Hs. zeigen. Erst dann werden Hiblers Darlegungen volle Beweiskraft erlangen.

Für die methodisch sehr interessante und scharfsinnige Arbeit müssen wir sehr dankbar sein. Genaues Abwägen des überlieferten Materials ist schließlich die Grundlage aller historischen Forschung.

Innsbruck. K. Brunner.

S. A. Tannenbaum, Shakespeare forgeries in the Revels Accounts. New York, Columbia University Press 1928. XIV, 109 S. Folio.

Im Jahre 1842 kündigte Peter Cunningham, junger Clerk im Audit Office in London, nur bekannt als eifriges Mitglied der eben begründeten Shakespeare-Society, eine Entdeckung an: 'in a dry and lofty cellar' von Somerset-House habe er zwei 'official books of Revels Accounts' gefunden; eines von 1604—05, das andere von 1611—12. Große Erregung unter den Shakespeare-Gelehrten erhob sich, denn diese beiden Listen fixierten ein für allemal — wie es schien — die umstrittene Aufführungszeit von 'Maß für Maß', 'Othello', 'Wintermärchen' und 'Sturm'. Cunningham selber gab dann die gesamten Revels Accounts für die (alte) Shakespeare-Gesellschaft heraus. Niemand bezweifelte die Echtheit der neu entdeckten Papiere. — Geraume Zeit später, 1868, bot derselbe Cunningham, der inzwischen seine Anstellung verloren und chronische Alkoholgewohnheiten angenommen hatte, dem Britischen Museum die von ihm entdeckten Spiellisten an, und Sir Frederic Madden als Keeper of Mss. in the Museum erwarb sie glücklich als 'national property'. Aber jetzt kamen Sachverständige darüber und erklärten die wichtigsten Partien als Fälschung; Mißtrauen war nämlich erweckt worden durch die unzweifelhaften Fälschungen von J. P. Collier in der berüchtigten Perkins Folio. Cunningham wurde öffentlich angegriffen, und es schien nur zweifelhaft, ob er aus eigenem Antrieb oder auf Antreiben von Collier gehandelt habe. — Dennoch kam nach einiger Zeit eine neue 'Entdeckung' hinzu. Halliwell-Phillips kündigte 1880 an, daß er in der Bodleiana zu Oxford in den Nachlaßpapieren von Malone, + 1812, ein Blatt Papier gefunden habe mit einer Liste von Shakespeareschen Stücken und Angabe ihrer Aufführungszeit bei Hofe 1604—05; dies ist seitdem bekannt als The Malone Scrap, und es stimmt genau zu den von Cunningham gefundenen Eintragungen, 'even to certain excentricities of spelling'. Allerdings, wie es unter die Malone-Papiere kam, die 1821 für die Bodleiana erworben wurden, weiß man nicht; es zeigt auch nicht Malones Handschrift und ist von Malone in seinen Büchern nicht verwertet. Allgemeine Verwirrung. — Da geriet der eifrige und fleißige Law bei der Vorbereitung seiner Geschichte von Hampton Palace über diese Papiere und ließ sie durch paläographische Sachverständige, unter ihnen Sir George Warner, sorgsam untersuchen. Diese erklärten, sie könnten 'nothing spurious or even suspicious' darin entdecken; einstimmig sprachen sie sich für Echtheit aus. Um nun alle möglichen Zweifel auszuschalten, unterbreitete man die Papiere dem Chemiker Sir James G. Dobbie, der an der Spitze der Government Laboratories stand, damit er die Tinte untersuche. Ergebnis: Echtheit. — Jetzt trat Mrs. Charlotte C. Stopes auf den Plan und veröffentlichte unter dem Pseudonym 'Audi alteram partem' eine Reihe Briefe im 'Athenaeum'; sie griff die Echtheit aus paläographischen und historischen Gründen an. Mrs. Stopes gab dann 1922 auch eine selbständige Schrift heraus: 'The 17th Account of the Masters of the Revels', und wies in diesen Dokumenten Fehler nach, 'of which no real Clerk of the Revels could have been guilty'. — Abermals fand sich jetzt ein Verteidiger der Echtheit:

Digitized by Google

W. G. Lawrence suchte die Fehler des Clerks durch 'a natural capacity for blundering' wegzuerklären; auch enthalte Cunninghams Liste einen Hinweis auf ein altes Stück 'Hymen's Holiday', das man im Jahre 1842 noch gar nicht gekannt habe. Mrs. Stopes äußerte sich jetzt etwas nachgiebiger. — Die nächste Etappe fiel in den Januar 1925: D. T. Wood, of the British Museum, erklärte in einem kurzen Artikel, The Malone scrap sei in der Hand von Sir William Musgrave, erstem Kommissär des Board of Audit, Ende 18. Jh.; es wurde erwiesen, daß Sir William am 2. Dezember 1799 an Malone ein Memorandum geschickt hatte über ein Ms. 'which you have probably met with already'. Danach hatten die Shakespeare-Philologen keine Wahl mehr und ließen die Echtheit gelten. — Tannenbaum bezweifelt jetzt von neuem die Echtheit; die Papiere seien bisher niemals 'by the method of the science of bibliotics' durchgeprüft worden, man habe die chemische Untersuchung ungenügend vorgenommen und den Bericht darüber mißverstanden. Er unternimmt es, zu zeigen, daß 1. die Cunningham-Papiere mit Ausnahme einiger Zeilen völlig gefälscht seien, daß sie 2. zahlreiche Fälle von tampering aufweisen, daß 3. die Handschrift nicht die des Official Clerk of the Revels ist, der sie geschrieben haben soll, sondern 4. 'that the writing is the studied work of one who was not accustomed of the Old English script which it imitates'; daß 5. The Malone Scrap nicht von Sir William Musgrave geschrieben ist und 6. auch nicht eine getreue Kopie der Spielliste von 1604—05 'which it is said to be'; daß es 7. nicht vor 1868 erwiesen werden kann, sondern 8. nur 'a cleverly conceived plant' ist, eingeschmuggelt in die Malone-Papiere, um die Verläßlichkeit der angegriffenen Spiellisten zu erhärten; endlich daß 9. kein anderer als Collier der Fälscher war, und zwar 10. um 'to corroborate some of his guesses about Shakespeare and his contemporaries'. — Um jedem Leser ein eigenes Urteil zu ermöglichen, läßt Tannenbaum eine Reihe fachmännischer Urteile und genauer Faksimiles folgen, was auf jeden Fall sehr verdienstlich ist. Einleitungen und Anmerkungen erläutern diese Dokumente. Buchstabenformen spielen dabei eine große Rolle, und man muß einräumen, daß sie in den angezweifelten Stellen auf bedenkliche Weise wechseln. Collier war sicherlich ein schwarzes Schaf, und er hat so gut zu fälschen verstanden, daß einige seiner Interpolationen in den Alleyn Papers sogar den Scharfsinn Warners täuschten, allerdings nicht den des Dr. W. Greg.

Die Ausstattung von Tannenbaums Buch ist großartig und macht dem Ernste, mit dem er die Frage aufgriff, alle Ehre.

Berlin. A. Brandl.

J. Prinz, John Wilmot, Earl of Rochester, his Life and writings. Palaestra 154, Leipzig, 1927. 460 S., 1 Bild, 16 Faks. 32 Rm.

J. Prinzens Buch ist in gewissem Sinne eine Ehrenrettung des berüchtigten Grafen, und Verf. gibt dies S. 242 selbst zu. Da aber diese Rettung mit Hilfe genauester und umfassender Forscherarbeit geschieht, wird keine zukünftige englische Literatur- oder Sittengeschichte mehr an dem Buch vorbeigehen und noch weniger herkömmliche Skandalgeschichten kritiklos wiederholen können. Mit moralischer Entrüstung allein wird man den jungverstorbenen Grafen nicht mehr abtun können, zumal er gewiß nicht verkommener als viele seiner Zeit- und Standesgenossen und nur offener und weniger auf seinen guten Ruf bedacht war. So wurde er schon zu seiner Zeit und erst recht später zum legendären Wüstling, an den sich immer neue Schaudergeschichten knüpften und der als Musterbeispiel für die Gesellschaft am Hofe Karls II. alles aufgehalst erhielt, was man sich nur denken kann.

Digitized by Google

Prinz gibt uns nun eine kritische Biographie. Wir sollen Rochester verstehen lernen. Frühreif und geistreich kommt er zuerst in die Pariser, dann in die Londoner Hofgesellschaft. Er ist ein Produkt dieser, weniger ein tonangebender Führer. Dieser zweifelhafte Ruhm bleibt doch dem König selbst vorbehalten. Auch nicht alles kann genauer Kritik standhalten, was man über ihn erzählt. Nicht alle schamlosen Gedichte und alle bösen Angriffe gegen andere Mitglieder des Hofkreises, die man ihm zugeschrieben hat, stammen von ihm. Auch nicht alle Damen, mit denen man ihn in Zusammenhang gebracht hat, waren erweisbar seine Geliebten. Er war auch — verhältnismäßig — kein schlechter Ehemann. Persönliche Tapferkeit läßt sich nicht rundweg ableugnen. Er hat tatsächlich zeitweise tiefere Gedanken. Seine Lebensansichten sind zwar rein materialistisch und agnostisch, aber durchaus nicht von denen zahlreicher unserer Zeitgenossen verschieden. Auf seinem Totenbett bekommt er Zweifel an der Richtigkeit seiner Lebensansichten, er wird reumütig, freilich zu spät, denn mit 31 Jahren muß sein durch alkoholische und sexuelle Ausschweifungen zerrütteter Körper zerfallen. Gewiß hat er nicht das Beste geleistet, was er leisten konnte. Sein scharfer Geist, seine Beobachtungsgabe, seine Sprachgewandtheit werden aber auch in dem, was er an Dichtungen hinterlassen hat, klar und sichern ihm einen rühmlicheren Platz in der englischen Literaturgeschichte, als ihm gemeinhin eingeräumt wird. Als Protektor von Literaten entdeckt er Otway, mit dem er allerdings dann aus unaufklärbaren Ursachen (S. 80 ff.) zerfällt, wie überhaupt Rochester die von ihm protegierten Dichter gern wieder aufgibt, z. B. Dryden. Sein satyrischer Geist scheint sich eben an ihnen gern genau so ausgelebt zu haben, wie an anderen Zeitgenossen, und die Dichter nahmen den adligen Literaten wohl ernster als etwa König Karl II. oder Hofleute, die grobe Späße auf ihre Kosten höchstens vorübergehend übelnahmen. Dryden hat Rochester allerdings übel mitgespielt, und dies bleibt ein dunkler Punkt in seinem Lebensbild (S. 194 ff.). Prinz sucht auch den ausgesprochenen Pornographen Rochester zu erklären, vielleicht wäre da noch hinzuzufügen, daß ja diese Gedichte — wie ursprünglich überhaupt keine des adligen Dichters — nicht für weitere Kreise als den engsten Freundeskreis bestimmt waren. Auch sie mag man als Produkt der Umgebung erklären, nicht nur als Erzeugnis seiner eigenen Veranlagung, die aber freilich dazugehörte.

Prinz erhöht den Wert seines Buches noch durch den Abdruck einer Reihe von Briefen des Grafen — an seine Mutter, an seine Frau, an Freunde — und solcher an ihn, seines Testamentes und seiner berühmten *Dying Remonstrance,* so daß nun, wie Prinz glaubt, alle Briefe des Grafen gedruckt vorliegen dürften. Weiter gibt er noch eine eingehende Rochester-Bibliographie mit genauer Angabe der Buchtitel, so daß man die einzelnen Ausgaben nun bequem vergleichen kann, was bei der Ähnlichkeit der Titel zahlreicher Ausgaben sehr wertvoll ist. Auch die Angabe der wichtigsten Bibliotheken, in denen sich die Bücher befinden, ist sehr dankenswert. Zu ergänzen wäre noch die Handschrift 14090 (Supplement 1776) der Wiener Nationalbibliothek, die eine private Sammlung von allerlei Gedichten aus den Jahren 1670—1690 enthält, darunter auch etliche Rochester zuschreibt, die in keiner der gedruckten Ausgaben seiner wirklichen oder angeblichen Werke erscheinen. Über diese Hs. vgl. R. Brotanek, Festschrift der Wiener Nationalbibliothek, Juni 1926, S. 145 (genaue Beschreibung der Hs.) und allgemeiner ders. *State Poems* in *Beiträge zur neueren Philologie* (Schipper-Festschrift, Wien 1902) und R. Hittmair, England im Spiegel der State Poems, Festschrift der Nationalbibliothek S. 461 ff.

Innsbruck. K. Brunner.

Digitized by Google

W. Wordsworth, The prelude or growth of a poet's mind, ed. from the MSS. with introduction, textual and critical notes by E. de Selincourt. London, Milford, 1926. LXII, 614 S. 31 s. 6 d.

Eine historisch-kritische Ausgabe würden wir Deutsche es nennen, was Selincourt bietet. Aber nicht e i n Text ist zugrunde gelegt, sondern zwei; auf der linken Seite steht die Fassung (Hs. B), die von Sarah Wordsworth für Coleridge 1804—5 hergestellt wurde, damit er das für ihn gedichtete Werk nach seiner Rückkehr aus Malta lesen konnte; auf der rechten Seite ist der Originaldruck von 1850 wiedergegeben. Vor dem Coleridge-Text einerseits, zwischen dem Coleridge-Text und dem von 1850 andererseits liegen wieder verschiedene Fassungen, die sich in einer Reihe von Hss erhalten haben; alle sind sie bis auf orthographische Schwankungen ausgebeutet. Begonnen wurde die Dichtung bereits 1798 — nicht 1799, wie die Vorrede zur Ausgabe von 1850 angibt. Durch mehr als ein halbes Jahrhundert, vom 28. Lebensjahre bis wenige Monate vor dem Tode, hat sich Wordsworth mit dieser Selbstdarstellung in 14 rhythmisierten Büchern beschäftigt, und die Veränderungen sind manchmal sehr stark, im ganzen ungemein zahlreich, so daß man keine Stelle literarhistorisch benutzen darf, ohne das Verhältnis des Textes zu den anderen Fassungen nachzuprüfen. Man muß also diesen Ergänzungsband neben irgendeine andere Ausgabe von Wordsworth, die man sich anschaffen mag, auf das Bücherbrett stellen.

Begierig fängt man an zu lesen und zu vergleichen. Die Urfassung ist für meinen Geschmack ungleich natürlicher und harmonischer als die der letzten Hand, so fleißig auch Wordsworth in höheren Jahren seine Logik und Weltkenntnis angespannt hat, um sich möglichst richtig und charakteristisch auszudrücken. Ein solcher Unterschied macht sich z. B. V 552 — nach der Ausgabe von 1850 zitiert — bemerkbar, wo Wordsworth ursprünglich schrieb:

'Thirteen years
Or haply less, I might have been, when first
My ears began to open to the charm
Of words in tuneful order.'

Dafür setzt er bereits 1805 die Worte: 'Twice five years'; und dann später:

'Or less I might have been when first my mind
With conscious pleasure opened to the charm
Of words in tuneful order.'

Wahrscheinlicher ist es gewiß, daß der Dichter schon mit zehn Jahren einmal Verse hörte und solch gebundene Rede schön fand; Richtigkeit in Zeitangaben in Ehren, aber 'conscious pleasure' ist mir ein zu schulgemäßer Ausdruck, und daß ein Ohr sich öffnet, ist mir anschaulicher, sinnlicher, sympathischer, als daß ein Geist sich auftut. — In zahlreichen Beispielen könnte man so den jungen Wordsworth gegen den alternden ausspielen; viele poetische Schönheiten wären dabei ins Licht zu setzen.

Einige größere Veränderungen erheischen besondere Aufmerksamkeit. Als Wordsworth 1790 die Chartreuse besuchte, sah er Soldaten eindringen; er vermutete eine gewalttätige Besetzung des Klosters; das Militär kam aber damals nur zu vorübergehender Einquartierung, und die Aufhebung erfolgte erst 1792. Ausführlich verbreitete sich nun Wordsworth über den Gegensatz zwischen Krieg und Kloster in einer bisher ungedruckten Versdarstellung a. 1807, vgl. S. 539 f., die auch in einer Fassung des 'Prelude' S. 194 eine Parallele hat; in den anderen Texten sucht man sie vergebens. — Wiederholt hat er Ausfälle gegen die englische Politik später getilgt. Mit noch größerem Eifer fügte er, etwas nach 1820, im 7. Buch eine be-

Digitized by Google

geisterte Huldigung für Burke ein. Für die Geschichte seines politischen Denkens und Umdenkens ist hier überhaupt reiches Material aufgespeichert. — Am auffälligsten ist es, wie er im 9. Buche, wo er seine eigene Liebesgeschichte mit Annette Vallon hätte erzählen sollen, eine etwas maskierte Liebesgeschichte von einem jungen Franzosen Vandracour und dessen Julia ursprünglich einschob, um sein Erlebnis halb anzudeuten und halb zu verhüllen. Später, 1820, hob er diese Episode unter eigenem Titel heraus, und noch später hat er sie wieder eingefügt. Beide Male 'to avert suspicion', wie Selincourt in der Anm. S. 573 offen sich ausdrückt. Man muß den Geschmack und die Wahrheitsliebe des Herausg. rühmen, daß er diesen resignierten Vandracour völlig ungenießbar findet. Über die Schlußverse IX 902 f., wonach der Liebhaber sein Kind wie eine Amme betreute, 'which after a short time by some mistake or indiscretion of the Father died', fällt Selincourt mit Recht das Urteil: 'a climax of absurdity difficult to parallel in our litterature', S. 574. Legouis in seinem Buch über Annette Vallon ließ sich diesen Zwischenfall natürlich nicht entgehen.

Auch wer die gute Dichterzeit Wordsworths um 1805 abschließt, wird gewissenhafterweise das spätere Ausreifen dieses Jugendproduktes nicht außer acht lassen. Zu viele wichtige Dinge aus seiner Frühzeit sind hier behandelt: der Anblick der Revolutionsszenen von 1790 in Frankreich, die Weiterentwicklung der blutgetränkten Republik 1792, die Erwägungen über Robespierre und die englische Flotte, die Berichte über behagliches Universitätstreiben und eigene Lektüre, die ersten Eindrücke von London — das sind plastische Realdinge, die in Versen sogar wärmer und intimer herauskommen, als sie es in Wordsworthischer Prosa tun könnten. Wo er dörfliche Idyllen zeichnet, wird man gern an Rousseau denken, und wenn er seine Phantasieforschungen anstellt, gehörten eigentlich ganze Paragraphe von Hartley als Kommentar unter den Strich. Man darf's ruhig sagen, daß kein englischer Dichter so ausführlich und systematisch, obwohl durchaus nicht lückenlos, in Versen sich selber biographierte und diese Tätigkeit so ernsthaft nahm, wie der stille Wintergast von Goslar.

A. Brandl.

1. Charles Dickens, A portrait in pencil by Ralph Straus (Victor Gollancz). 1928.

2. This side idolatry. A novel by Ephesian (C. E. Bechhofer Roberts). London, Mills and Boon, 1928.

Nachdem die wissenschaftliche Forschung Dickens in England seit Jahrzehnten völlig vernachlässigt hat, scheint sich jetzt ein neues Interesse zu regen. Zwei Bücher versuchen, jedes von einem anderen Gesichtspunkt aus, das übliche Bild von Dickens zu vertiefen und zu erweitern. Da die ernsthafte Forschung sich in England kaum an Dickens herangewagt hat, beherrschen das Feld die Vorstellungen, die ich einmal als Dickens-Legende gekennzeichnet habe: Dickens, der unendlich gütige, fleckenlose, übermenschlich tugendhafte Mann, der erfolgreiche Bekämpfer aller Not, der große Umformer der englischen Gesellschaft. Diese legendären Anschauungen sind nun allerdings schon lange nicht mehr zu halten.

Ralph Straus gibt eine Darstellung von Dickens' Leben, unter Verzicht auf jede literarische Problematik. Er stellt sorgsam Dickens' Beziehungen zu den Unternehmern und Künstlern dar, wobei sich ergibt, daß Dickens mit unendlicher Geschäftstüchtigkeit die fabelhaftesten Kontrakte schloß und es auf die Dauer mit keinem Verleger und keinem Künstler aushalten konnte. Es gab dauernd Konflikte, und eigentlich immer hatte Dickens unrecht. Er war viel zu egozentrisch, um sich jemals in den Standpunkt

Digitized by Google

eines anderen hineinfühlen zu können. Weiter schildert Straus eindrucksvoll die Vortragsreisen von Dickens, in denen sein gewaltiges Darstellungstalent in vollstem Maße zur Geltung kam; während der letzten vier Jahre seines Lebens waren diese Vorträge fast sein Lebensinhalt; er wurde dazu gedrängt einmal durch seine natürliche mimische Anlage, die Straus gut herausarbeitet, sodann durch sein dauerndes Geldbedürfnis. Dickens brauchte einen großen Lebensstil, das Talent zur großen Geste hat er vom Vater geerbt, und er mußte wohl oder übel für einen großen Kreis von Menschen sorgen. In Dickens' Frühzeit brauchte der Vater (das Vorbild von Wilkins Micauber) dauernd Geld und machte Schulden auf den Namen des Sohnes, das gleiche hatten sich einige der Brüder des Dichters angewöhnt, so daß der Dichter durch seine Familie immer wieder in höchst unerfreuliche Geldangelegenheiten verwickelt war. In der späteren Zeit kamen die Schwierigkeiten aus der eigenen Familie des Dichters. Er hatte zehn Kinder, von denen eigentlich nur der eine Sohn Henry (jetzt Richter in der City) in einer erfolgversprechenden Laufbahn stand, während die übrigen sechs Söhne dauernd dem Vater auf der Tasche lagen. Trotz seines enormen Einkommens ist daher der Dichter niemals ganz von Geldverlegenheiten frei gewesen.

Bechhofer Roberts hat in der Form eines Dickens-Romans kühn und oft wohl über das Ziel hinausschießend den Angriff auf die Dickens-Legende noch energischer vollzogen. Er liebt Dickens, aber wie einst Shakespeare von Ben Jonson geliebt wurde, This Side Idolatry. Die Form des Romans gestattet ihm, seiner Phantasie im einzelnen freien Lauf zu lassen und die Dinge überaus lebhaft, stellenweise dramatisch zu gestalten. Wer die Literatur kennt, sieht jedoch, daß er eigentlich nichts erfunden hat, sondern daß alles bis in die kleinsten Einzelheiten hinein auf historischen Nachrichten beruht. Für Roberts ist Dickens in erster Linie der energisch aufsteigende, sich mit allen Mitteln Raum schaffende junge Mann aus kleinen Verhältnissen ohne viel Bildung, ohne Verständnis für die Bedürfnisse anderer Menschen, durch und durch egoistisch, mit einem wilden Temperament begabt, das ihn ruhelos hin und her treibt, und von allen Menschen Huldigung verlangt. Kritik kann er nicht vertragen, jede Opposition schlägt er nieder, die eigene Frau treibt er aus dem Hause, da sie ihm nicht Huldigung in den gewünschten Dosen gibt und Ansprüche auf eigenes Leben macht. Alles das ist zweifellos richtig gesehen; wer in der berühmten Biographie von Forster zwischen den Zeilen zu lesen versteht, findet eigentlich alles bereits in erstaunlicher Deutlichkeit dort ausgesprochen. Für Roberts ist jedoch die Gestalt von Dickens mit diesen Zügen im wesentlichen umrissen. Die soziale Philosophie von Dickens ist ihm nicht nur ziemlich inhaltlos und phrasenhaft (das war sie), sondern darüber hinaus auch innerlich unwahr und im wesentlichen eine geschickte Geschäftsreklame, die auf das Publikum gewirkt hat und daher immer wiederholt wurde. Dies halte ich jedoch für völlig falsch gesehen. Die egoistischen Seiten von Dickens stechen jedem in die Augen, der unbefangen an die Quellen herantritt, aber überall zeigt sich auch eine schwärmerische Verehrung für den Mann, die schließlich auch einen Grund gehabt haben muß. Gewiß ist es auffällig, daß Dickens' eigentlicher Freundeskreis nur aus Leuten dritten und vierten Ranges besteht. Aber auch Carlyle hat ihm nahegestanden, und der jederzeit grimmige und schwer zu behandelnde Forster ist ihm ein lebenslänglicher Freund gewesen. Das sind nicht wegzuleugnende Tatsachen, die das Bild sehr viel komplizierter machen. Und völlig fehlt in Roberts' Darstellung das Unbewußte, eine der wesentlichsten Quellen in Dickens' Schaffen. Für ihn ist Dickens nicht viel mehr als ein erfolgreicher Geschäftsmann. Aber er war auch ein Künstler mit einer unerhörten visionären Gabe, der auf der einen Seite pünktlich seine Stun-

Digitized by Google

den am Schreibtisch absaß, ein bestimmtes Quantum Arbeit in bestimmter Zeit vollendete, ein glänzender Geschäftsmann, andererseits aber auch ein Mensch, der von der Fülle der Gesichte umhergetrieben und gequält wurde. Dies Phantastische in seinem Leben findet seinen natürlichsten Ausdruck im Schauspielern, in dramatischen Vorlesungen, in allen Formen des Mimentums, in einer unerhörten Ruhelosigkeit, die sich schwer in ein geordnetes bürgerliches Leben einfügen wollte, in einer Reizbarkeit, die sich stets unverstanden und verfolgt sah und nur Menschen um sich duldete, die geneigt waren, jeder seiner Launen zu willfahren. Dies alles ist jedoch nur die eine Seite von seiner Persönlichkeit und konnte jederzeit mit unerhörter Willensanstrengung niedergekämpft werden und dann dem nüchternen Tatsachenmenschen Platz machen, der seine fabelhaften Kontrakte abschloß und in fabelhaft kurzer Zeit eine unerhörte Aufgabe zu bewältigen pflegte. Von der Kompliziertheit dieser Zusammenhänge, für die die Form eines psychologischen Romans ein sehr brauchbares Darstellungsmittel gewesen wäre, ist bei Roberts leider nicht die Rede. Seine Darstellung kommt der Wahrheit näher, als die übliche Dickens-Legende es tut, wird aber schwerlich als die endgültige Lösung zu bezeichnen sein.

Berlin. W. Dibelius.

Der Aufbau des amerikanischen Staates von Nicholas Murray Butler, Präsident der Columbia-Universität in Neuyork. Autorisierte deutsche Ausgabe. Berlin, Reimar Hobbing, 1927. 339 S.

Für ein Studium der historischen und politischen Grundlagen des heutigen Amerika haben wir so gut wie kein gründliches deutsches Werk. Die kurzen Geschichten, die P. Darmstaedter (bei Quelle & Meyer) und Ernst Daenell (bei Teubner) vor dem Weltkrieg veröffentlichten, sind heute noch brauchbar, wenn auch im ganzen überholt. Friedrich Luckwaldts zweibändiges Geschichtswerk (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger 1920) ist hauptsächlich beschreibend und ermangelt des unmittelbaren politischen Verständnisses, kann aber sonst noch empfohlen werden. Brinckmanns Geschichtsessays, betitelt 'Die Geschichte der Vereinigten Staaten' (in Wilhelm Dibelius' Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur, Teubner) sind für den Geschichtskenner anregend, nur schwer lesbar, dasselbe gilt von Brinckmanns 'Demokratie und Erziehung in Amerika' (S. Fischer, 1927). Eduard Meyers Buch (in der Angewandten Geographie, Seidel & Sohn, Wien 1920) enthält politischen Scharfblick, leider nicht durch wohlwollende Neutralität gemildert. Emil Kimpens 'Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten' (Deutsche Verlags-Anstalt, 1923) ist ein vortreffliches Quellenwerk, aber zu trocken geschrieben. Bleibt eigentlich nur noch der eine oder andere tiefschürfende Aufsatz von Hermann Oncken und Justus Hashagen und neuerdings zwei, drei Doktorarbeiten, der Rest ist Schweigen.

Wenn wir im Weltkrieg wenig über England wußten, so noch weniger über die Großmacht der Vereinigten Staaten, und für beides haben wir gebüßt, nur scheint es uns immer noch nicht zu einem unbezwinglichen Drang nach gründlicher Erkenntnis des Amerika von heute verholfen zu haben. 90 Prozent unserer heutigen Amerikaliteratur ist geradezu beschämend für das 'Volk der Dichter und Denker'. Die Haupterklärung liegt in dem geringen Sinn für Amerikas Geschichte und Politik. Dabei hatten wir in James Bryces 'American Commonwealth' (in 2 Bdn. bei Macmillan zuerst 1888 erschienen) ein englisches Standard-Werk, das, geschickt bearbeitet, ein politisches Hausbuch auch bei uns wie in England und Amerika hätte werden können. 1924 endlich, mehr denn eine Generation zu spät,

Digitized by Google

erschien eine zweibändige deutsche Übersetzung von J. Singer (Neuer-Geist-Verlag). Leider fehlt dem Werk eine kritische Einführung, die auf gewisse veraltete Dinge hinzuweisen gehabt hätte. Aber es ist zu wünschen, daß diesem Buche 'Amerika als Staat und Gesellschaft' noch heute recht viele Leser, besonders auch aus dem Neuphilologenkreise, werden möchten!

Butlers Werk 'Der Aufbau des amerikanischen Staates' füllt eine weitere deutsche Lücke. Es behandelt seinen Stoff in 7 Kapiteln: 1. Die Vorläufer Samuel Adams und Benjamin Franklin. 2. Den Vater des Vaterlandes George Washington. 3. Die Baumeister des Staates Hamilton und Madison. 4. Den Wortführer des demokratischen Geistes Thomas Jefferson. 5. Die Schmiede bei der Arbeit John Marshall, Daniel Webster und Andrew Jackson. 6. Den Verteidiger und Erhalter der nationalen Einheit und Macht Abraham Lincoln. 7. Fünfzig Jahre des Wachstums und Wandels. Diese 7 Kapitel waren ursprünglich Einzelvorträge, die Butler für die Watson-Stiftung 1923 in England und Schottland hielt. Viscount Bryces 'Study of American History' (bei Macmillan, New York 1922) war die Inaugural-Vorlesung des 1919 begründeten 'Sir George Watson Chair of American History, Literature and Institutions', einer Wanderprofessur, die ohne Zweifel schon manches Wertvolle zum Verständnis amerikanischer Geschichte und Kultur in Großbritannien beigetragen hat.

Butlers Einteilung der Geschichte nach Persönlichkeiten läßt seine Auffassung schon als sehr konservativ und auch heroisch erkennen. Erhaben ist deshalb auch sein Stil mit rhetorisch-oratorischem Ton, der gelegentlich zu Superlativen verführt. Wenn man sich damit abfindet, kann man viel aus dem Buch lernen, vor allem für das äußere und innere Verhältnis von Amerika und England. Nur eine Schwäche scheint mir das Werk sofort zu verraten: aus Patriotismus und engpolitischer Einstellung mißachtet der Verfasser die wirtschaftliche Grundlage der amerikanischen Staatsgeschichte. Auf S. 85 f. wendet er sich, ohne Namen zu nennen, gegen den heute führenden amerikanischen Kulturhistoriker Charles A. Beard, einstmals eine der Leuchten der Columbia-Universität, die aber gewissen Neuyorkern etwas zu grell schien ... Ich fürchte, hier besteht Butler am wenigsten gegen die neue Geschichtschreibung Amerikas. Beards 'Economic Interpretation of the Constitution of the United States' (1913) ist epochemachend, und sein und seiner Frau Mary R. Beards 'Rise of American Civilization' (1927 bei Macmillan in Neuyork) ist es nicht weniger, wenn auch gelegentlich das Wirtschaftliche zu sehr überwiegt. Durch patriotische Erklärungen ist jedenfalls Beards u. a. 'unwissenschaftliches Unterfangen' nicht aus der Welt zu schaffen!

Abgesehen von dieser anti-wirtschaftlichen Einstellung und einer immer wieder durchbrechenden Heldenverehrung ist aber Butler durchaus besonnen kritisch. Sein Kapitel über Jefferson z. B. läßt ihn (S. 119) von dem immerwährenden Widerspruch in der Demokratie reden, von dem uralten Gegensatz zwischen den Patriziern und Plebejern. Überhaupt verrät er öfter seinen vorsichtigen Liberalismus. Auf alle Fälle hat er seinen großen Stoff klar gegliedert, stark und warm dargestellt und seinen Lesern wie vorher seinen Zuhörern innerlich nahegebracht, was zweifellos kein geringes Verdienst ist. Sein Buch kann uns sehr gute Dienste leisten zur Einführung in das Verständnis für den amerikanischen Staat, seine Geschichte und sein lebendiges Wirken.

Dem Text folgt ein ausgezeichnetes Literaturverzeichnis, ein Verzeichnis der Staaten, der Präsidenten und der wichtigsten historischen Dokumente der Union, d. h. der Unabhängigkeitserklärung, der Bundesverfassung, einiger Reden, abschließend mit Lincolns herrlicher Rede zu Gettysburg. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, das Bildnismaterial nebst Kartenanhang ebenso gut wie brauchbar. Das Geleitwort stammt von dem vor-

Digitized by Google

letzten deutschen Botschafter in Washington Freiherrn von Maltzan. Die Übersetzung ist lesbar, nur S. 145 ist die Feder drollig verunglückt: danach wurde 'die stetig wachsende Bevölkerung der neubesiedelten Landesteile dazu angeregt, beim nationalen Kapital Hilfe zu suchen'! Gemeint ist natürlich 'the national capital', die Bundeshauptstadt!

Zur Ergänzung der Lektüre von Butlers Buch möchte ich schließlich noch einen Band Auszüge aus den Werken der 'Drei großen Amerikaner Hamilton, Jefferson, Washington' warm empfehlen, den Prof. Adolf Rein (Hamburg) gleichfalls im Verlag Reimar Hobbing herausgebracht hat.

Berlin. F. Schönemann.

Mack-Walker, Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur. Ein Lesebuch für Oberklassen in Einzelheften. Leipzig, Teubner, 1927. Preis für Heft 6, 7 und 10 kart. je 1 M., Heft 8 und 9 kart. je 1,20 M.

Von dieser Vollausgabe in Heften liegt mir nur der 2. Teil vor, Heft 6 bis 10 (der 1. Teil, Heft 1—5, ist noch im Druck). Die Hefte bieten jedes etwa drei bis vier Proben mehr als die entsprechenden Kapitel 6, 7 usw. der Kurzausgabe. Als Einleitung steht jedem Heft der entsprechende Abschnitt aus dem Beiheft voran.

Potsdam. Fritz Fiedler.

Mack-Walker, Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur. Ein Lesebuch für Oberklassen (Kurzausgabe), Leipzig, Teubner, 1928. 288 S. Preis geb. 4,80 M. Dazu als Beiheft: Züge des Angelsachsentums im Volksleben. 40 S. Preis geh. 0,40 M.

In 10 Kapiteln, genauer 9, denn das 5. ist nur in der Voll(Heft-)ausgabe enthalten, werden nach kulturkundlichen Gesichtspunkten geordnete Texte von wirklich repräsentativen Autoren geboten. 'The call of the sea', 'Love of adventure and the fighting spirit' ist das Thema des 1. Kapitels, 'Patriotism, hero-worship and national pride', dazu 'Imperialism' das des zweiten. Das 3. Kapitel bringt Proben zu 'Political wisdom' usw. In gleicher Weise kommen weiterhin der kaufmännische Geist, Erziehung, der Geist der Aristokratie, die Naturliebe des Engländers, Religion usw. zu ihrem Recht. Anzuerkennen ist das Bemühen der Vff., diese kulturkundlichen Themen mit wertvollen und interessanten Proben selbst aus der neuesten Zeit zu behandeln. Daß gelegentlich (passende) Gedichte unter die Prosatexte gereiht sind, ist gewiß kein Fehler. Anders sieht es schon mit Teilen von Dramen aus. Grundsätzlich ist daran festzuhalten, Dramenteile nach Möglichkeit auszuschalten, weil sie nur im Zusammenhange verstanden werden können. Das gilt weniger streng für Shakespeare, dessen Stücke der Schüler gegebenenfalls in der deutschen Übersetzung nachlesen kann. Zu erwägen ist, ob nicht in dem Bestreben, den Engländer kulturkundlich restlos zu sezieren, im allgemeinen zuviel und im einzelnen zuwenig geboten wird. Hätten nicht weniger Proben und dafür längere, weniger kulturkundliche Gesichtspunkte und dafür tiefergehend und zum Teil charakteristischer belegt einen besseren Dienst erwiesen? — Den Texten folgt eine geschichtlich geordnete Liste der Autoren und dazu, hinter einem ausführlichen Namenverzeichnis mit Aussprachebezeichnung eine synchronistische Tabelle, die in hübscher Übersichtlichkeit historische Perioden und Ereignisse neben literarische Gattungen und Strömungen stellt. Diese Tabelle ist eine Neuerung anderen Kulturlesebüchern gegenüber, und man

Digitized by Google

fragt sich nach dem Grunde ihrer Beifügung. Dieser ist wohl in der durchaus berechtigten Überzeugung der Vff. zu erblicken, daß ohne Kenntnis der historischen Entwicklung kulturkundliche Zusammenhänge nicht zu verstehen sind. Um nicht in den Fehler des durch die Richtlinien ausgeschalteten Historismus zu verfallen, werden die Proben nicht in historischer Reihenfolge geboten, sondern nach Kulturkreisen gruppiert. Dadurch entsteht aber eine Gliederung, die den Wert eines inhaltlich noch so schönen und interessanten Kulturlesebuches als L e h r buch zum mindesten stark herabmindert. Daß durch die Einteilung des Stoffes die vom Schüler erst zu erarbeitenden Wesenszüge schon schluckfertig geboten werden, ist noch der geringere Fehler, der zur Not durch eine historisch geordnete Liste, wie sie die Vff. geben, behoben werden kann. Bedenklicher ist, daß der Schüler mit den gruppenweis behandelten Einzelzügen den Engländer erfaßt zu haben glaubt und ihn sich vorstellt als bestehend aus: 'Love of adventure, patriotism, political wisdom' usw. Zu wie abwegigen Folgerungen auf seiten des Schülers dieses Verfahren führen kann (muß?), braucht nicht ausgeführt zu werden. Es genüge der Hinweis auf O. Maurers Aufsatz: Zum neusprachl. Kulturunterricht (Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterricht Bd. 27, 241 ff.), der diese Frage im Anschluß an das vorliegende Buch eingehend und treffend erörtert. Der schlimmste Nachteil dieser Gliederung dürfte aber darin bestehen, daß die Gesamtpersönlichkeit des Autors zerpflückt wird und ebensowenig wiederzuerkennen ist, wie etwa ein gründlich auf Knochen, Muskeln, Sehnen und Nerven sezierter Arm in der Anatomie. Welchen Eindruck hinterlassen z. B. die Proben aus Byron, Tennyson, Kipling oder A. Bennet usw. in der Vorstellung des Schülers? Jedenfalls einen ganz anderen, als der Gesamtpersönlichkeit des Autors gerecht wird. Das kann nicht der Sinn der Richtlinien sein und ist es nicht. Wenn wir Kulturkunde treiben, haben wir nicht Persönlichkeiten zu zerstören, sondern diese als durch ihre Zeit, Umgebung, Anschauung usw. bedingt zu erfassen, den Wandel ihrer Ideale, Weltanschauung usw. durch die Jahrhunderte zu verfolgen und mit zeitgenössischen Deutschen zu vergleichen. Dieser Aufgabe wird das vorliegende Buch in der gegenwärtigen Form schwerlich gerecht. Hinzu kommt, daß mehrere Proben nicht recht erfüllen, was der Titel verspricht. So z. B. ist der Abschnitt aus Seeley (Kap. 2) zu wenig charakteristisch für den Imperialismus des Autors. Ähnlich paßt der Abschnitt aus Shaw's Man and superman (Kap. 6) zwar zu Shaw, ist aber nicht charakteristisch für den Engländer im allgemeinen. Das gleiche gilt für die Proben aus Shakespeares 'Coriolan' und Miltons 'Paradise lost' (Kap. 7) usw. Andererseits vermißt man in Kap. 6 Dickens, der wie kein anderer 'Human sympathy and charity' verkörpert. Unwillkürlich entsteht der Eindruck, daß die tüchtige Arbeitsleistung der Vff. nicht eigentlich ein Kulturlesebuch, sondern eher eine neue Form der alten Chrestomathien geschaffen hat.

Wie steht es mit der Verwendung des Buches im Unterricht? Ein Vorwort liegt mir nicht vor. Die Fülle des Materials erscheint mir n e b e n der Klassenlektüre schwer zu bewältigen zu sein, zumal die Texte sprachlich vielfach nicht leicht sind. Zwar bieten die Anmerkungen (als Fußnoten) manche Hilfe, doch, wie ich glaube, noch zu wenig.

Das nach Kapiteln des Lesebuches gegliederte Beiheft: 'Züge des Angelsachsentums in Volksleben und Literatur' ist eine, wenn auch nicht erschöpfende, doch vorzügliche Einführung.

Zum Schluß noch eine bescheidene Frage: Haben wir vom deutschen Standpunkt aus ein Interesse daran, durch die neuerdings häufiger auftauchende Bezeichnung 'angelsächsisch' England und Amerika zusammenzuschweißen?

Potsdam. F r i t z F i e d l e r.

Digitized by Google

K. Ehrke, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Berlin, Herbig, 1928. 75 S.

Vf. gliedert den Stoff in drei Kapitel, in die Erarbeitung 1. der Grammatik und der grammatischen Sicherheit; 2. des Wortschatzes und der Wortschatzbereicherung; 3. der Lesestoffe in der Fremdsprache. — Im 1. Kapitel betont der Vf., daß der Schüler eine grammatische Erscheinung nicht schon beherrscht, weil er sie verstanden hat. Er verwirft das Hinübersetzen und begründet die Notwendigkeit des Arbeitsunterrichts mit dem Hinweis, daß nur so der Schüler zu selbständigen Leistungen gezwungen wird. Dabei wird nicht verschwiegen, daß Arbeitsunterricht und Reformmethode, namentlich im Anfangsunterricht, sich sehr nahe stehen. Vielfach decken sich die Ausführungen mit denen von R. Münchs Buch 'Vom Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen' (Teubner, 1927), obgleich dieses erst erschien, als die vorliegende Arbeit bereits abgeschlossen war. Die Erarbeitung der Grammatik hat so zu geschehen, daß im Laufe der Zeit ein grammatisches System vor den Augen der Schüler entsteht, das aus der Betrachtung einer Sammlung von Beispielen zu den verschiedenen grammatischen Gebieten erwächst. An der Hand von praktischen Beispielen zeigt Vf. sodann, wie die Grammatik aus der Lektüre auf der Mittelstufe zu erarbeiten ist. Auf der Oberstufe werden die Erwägungen zur Grammatik häufig zu stilistischen Betrachtungen führen.

Das 2. Kapitel hebt die Bedeutung des Erschließens der Wortbedeutung für die Erarbeitung des Wortschatzes hervor. Der Schüler sollte das deutsch-fremdsprachl. Wörterbuch unbenutzt lassen. Nur freies Schreiben und Sprechen kann zur Beherrschung des Wortschatzes führen. Der auf der Schule zu erwerbende Wortschatz kann sich nur auf die Bildungssprache erstrecken, neben der nur eine beschränkte Kenntnis der korrekten Alltagssprache Platz hat. Daher ist auch in der Lektüre der Prosatext nur bis zum 19. Jh. heranzuziehen. Eine längere Erörterung über den Prozentsatz germanischer und romanischer Wörter im Englischen beschließt das Kapitel.

Im 3. Kapitel behandelt Vf. die Erarbeitung des Lesestoffes in der Fremdsprache durch freies Sprechen. Dem gleichen Zweck dient auch die kulturkundliche Einstellung des neusprachlichen Unterrichts. Der so erteilte Unterricht erfüllt auch eine europäische Aufgabe, indem er den Schüler mit Volkstum und Kultur europäischer Völker, besonders der Franzosen und Engländer bekannt macht. In der Betrachtung, wie die Schüler ihre Lesestoffe in der Fremdsprache erarbeiten sollen, wird auf den Wert der Schülerfrage und des daraus hervorgehenden freien Lehrgesprächs verwiesen. Es folgt ein Muster, nach dem sich jeder Text durchnehmen läßt. Sehr verstimmend wirkt in diesem Zusammenhang der Satz: 'Die Erarbeitung der Lesestoffe in der Klasse ohne vorangegangene häusliche Präparation wird in steigendem Maße in unserem Unterricht eine Rolle spielen müssen' (S. 61). Wenn wir schon so weit sind, daß, wie angegeben, Spielnachmittag, aufgabenfreies Wochenende und sportliche Betätigung der Schüler jeglichem wissenschaftlichen Unterricht immer mehr die Möglichkeit nehmen, den häuslichen Fleiß nachzuprüfen, dann könnte der Gedanke aufkommen, der höheren Schule den Namen Spiel- und Sportschule zu geben. Die weiteren Ausführungen über den Wert des Übersetzens ins Deutsche sind bei aller Richtigkeit zum Schluß etwas schüchtern. Wenn das Übersetzen im Sinne des Vf.s (S. 63) gehandhabt wird, so ist es nicht nur Teil eines lebendigen Unterrichts, sondern durchaus Arbeitsunterricht, oder genauer, ein durch Arbeitsunterricht gewonnenes Ergebnis. Mit Recht wird dann der Wert des freien Nacherzählens eines fremden Textes hervorgehoben. Zum Schluß des Kapitels geht der Vf. auf die Anforderungen der Reifeprüfung ein. Die Angabe, daß in der mündlichen Prüfung 'Vor-

Digitized by Google

träge' der Schüler 'noch weniger für Wissen und Können der Schüler beweisen, als das bisher übliche Frage- und Antwortspiel' (S. 70), zeugt von herzerquickendem Mut. Ebenso angenehm berührt die Forderung, daß ein objektives und ehrliches Bild von den Leistungen der Schüler zu erhalten das Ziel der Prüfung sein muß (ib.). Daß dieses Bild nur durch Übersetzung ins Deutsche und Interpretation gewonnen werden kann, bedarf einer Ergänzung. Liefert nicht die in der Sprache des Textes flott und idiomatisch erzählte Inhaltsangabe nach voraufgegangenem guten Lesen auch ein solches Bild oder doch seinen wesentlichsten Teil? Als beste Art der schriftlichen Reifeprüfung schlägt Vf. die schriftliche Interpretation eines diktierten Textes vor. — Die Ausführungen des Vf.s verraten tüchtige Belesenheit in der einschlägigen Literatur, gehen aber nicht über diese zu Neuem hinaus. Immerhin werden sie vielen Neusprachlern Winke und Anregungen bieten, deren Beachtung und Verwirklichung dem Unterricht nur förderlich sein kann.

Potsdam. Fritz Fiedler.

A. Zollikofer, Die öffentliche Armenpflege in England. Berlin-Friedenau, Deutscher Kommunalverlag, 1928. 138 S.

Dieser auf Veranlassung und unter Anleitung von Prof. Norden entstandene zweite Band in der Schriftenreihe des kommunalwissenschaftlichen Instituts an der Universität Berlin ist eine beachtenswerte Leistung, an der auch der moderne, kulturkundlich eingestellte Anglist nicht vorübergehen darf. Es kann dem Philologen nur nützlich sein, ein für das Verständnis der Dickens-Zeit der engl. Literatur so wichtiges Thema vom Standpunkt der Nationalökonomie behandelt zu sehen und Einblick in die Probleme zu gewinnen, die das workhouse auch nach dieser Zeit und bis in unsere Tage hinein zu lösen aufgibt. Vf. hat das englische Armenwesen an Ort und Stelle und in fleißig zusammengetragener Literatur studiert. Da es ihm in der Hauptsache auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes ankam, geht er auf die historische Entwicklung nur soweit ein, als sie zum Verständnis des Gewordenen nötig ist. Dennoch hätten auch Bücher wie Eden, *State of the poor* (Lo. 1797), Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England (Leipzig 1845), Kries, Die englische Armenpflege (Berlin 1863), Pashley, *Pauperism and poor laws* (Lo. 1852) und Traill, *Social England* (Lo. 1895), herangezogen werden können.

Die Untersuchung umfaßt drei Abschnitte: die Armenpflege, die Wohlfahrtspflege und die Reformbestrebungen. Einleitend wird das Verwaltungssystem gekennzeichnet, ein kurzer Überblick über die Entwicklung der engl. Armenpflege geboten und der Begriff Armenpflege definiert. Im ersten Abschnitt werden die organisatorischen Grundlagen erläutert. Wir bekommen Einblick in die Pflichten und Funktionen der *poor law union*, des *board of guardians*, der Beamten usw., in die Zahl der Unterstützungsempfänger, die abhängt von dem Begriff 'arm' nach engl. Gesetz und dem Wirken der Sozialversicherung. Weiter erfahren wir, welche Armenverbände für die Unterstützungsbedürftigen zuständig sind, wie die einzelnen Organe des Armenwesens funktionieren, wann und in welchem Umfang offene oder geschlossene Unterstützung eintritt, wie die Kinderfürsorge geregelt ist usw. Den Schluß des Abschnitts bildet eine Betrachtung der Finanzen des öffentlichen Armenwesens mit eingehender Berücksichtigung der für London geltenden Besonderheiten. — Der zweite Abschnitt befaßt sich mit der Entstehung der Wohlfahrtspflege und ihren einzelnen Zweigen wie Mütter- und Kinderfürsorge, Behandlung Geisteskranker, Schulspeisungen, Altersfürsorge u. a. m. — In dem letzten Ab-

Digitized by Google

schnitt, Reformbestrebungen, werden die Ansichten der Engländer über ihre Armenpflege und die Regierungsmaßnahmen dargelegt, aus denen sich unverkennbare Gesichtspunkte ergeben, die für die Weiterentwicklung der Armenpflege in England richtungweisend sind. Den Schluß bildet ein meist tabellarischer Anhang über die engl. Sozialversicherung.

Potsdam. Fritz Fiedler.

Theodor Kalepky, Neuaufbau der Grammatik. Als Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung. Leipzig, B. G. Teubner, 1928. VIII, 105 S.

Wenn man an eine Arbeit von Kalepky herantritt, so holt man erst noch einmal besonders tief Atem. Kalepky ist der Geologe unter den Neuphilologen. Mit den scharfen, stahlharten Werkzeugen zielsicherer Logik bohrt er in dunkle Tiefen, um das Verborgenste, das Unerforschte ans Licht zu fördern. Lauterster Wahrheitsdrang und Erkenntniswille leiten ihn dabei. Aber die Sprache ist nicht wie die Erdrinde, und ihr zarter Organismus hält nicht immer der Wucht der Bohrmaschine stand; so etwa wie der Arzt die Erfahrung macht, daß chemische Prozesse im Reagenzglas oder in der Retorte den gewünschten Erfolg haben, auf den menschlichen Körper angewendet aber die feinen Zellenwände sprengen.

K. hat in dem Werkchen die Ergebnisse mehr als dreißigjährigen Forschens und Grübelns vorgelegt. In der Hauptsache handelt es sich dabei um Berichtigungen der von ihm als falsch oder unzulänglich erkannten Vorstellungen von Satz, Ellipse, Subjekt und Prädikat, um den Nachweis, warum die üblichen Bezeichnungen der Wortarten, Satz- und Redeteile ungenügend oder irreführend sind, und um Vorschläge, wie den Übelständen abzuhelfen ist.

Ich könnte mir nun die Kritik des Buches leicht machen und nur eine Anmerkung abschreiben, in der K. (S. 96) sagt: 'Daß das Wort "Passiv" nicht als L e i d e form im genauen Sinne des Wortes genommen werden darf, sondern, wie die meisten grammatischen Termini (z. B. Personen- und Sachobjekt), nur als Andeutung eines Gegensatzes (hier zu "Aktiv"), betont auch Meyer-Lübke...'. Die Verneinung der nicht nur für diesen Fall bekundeten Duldsamkeit eines unserer Meister hat ja aber gerade das Kalepkysche Buch veranlaßt! Damit würde man jedoch der sorgsam gehegten und langsam gereiften Frucht gewissenhafter Forscherarbeit nicht gerecht werden. Um so mehr bedaure ich, K.s Standpunkt nicht ganz teilen zu können. Aber ich bin sicher, daß er, der leidenschaftliche Wahrheitssucher, eine Art philologischer Alceste, einen Widerspruch, der auch nur der Wahrheit dienen soll, nicht übeldeuten wird. So greife ich hier einige Hauptpunkte heraus, in denen ich anderer Meinung bin.

K.s Fundamentalsätze scheinen mir daran zu kranken, daß er zweifellos richtige Beobachtungen zu Axiomen erweitert, deren Allgemeingültigkeit zu bezweifeln ist. So trifft zu, daß die menschliche Rede meist noch ein affektisches Moment enthält, das sich durch musikalische Mittel (Rhythmus, Tonhöhe, Stimmdruck u. a.) äußert. Wenn aber K. daraus folgert: 'daß es eine sich n u r des Mittels der Worte bedienende Sprache weder gibt, noch gegeben hat, noch je geben wird', so braucht man nur an mathematische oder sonstige wissenschaftliche Lehrsätze oder Definitionen zu denken, um hinter seine Behauptung ein Fragezeichen zu setzen.

Ebenso richtig ist, daß die Sprache — im allgemeinen! — 'nichts ausdrücklich i n W o r t e kleidet, was sich aus der jedesmaligen Situation, sei es ohne weiteres, oder mit erläuternder Gebärde ergibt'. Beispiel: 'Guten Tag' u. ä. Darüber hinaus könne auch *Qui s'excuse*... eine völlig aus-

Digitized by Google

reichende Mitteilung sein, wenn dem Hörer die Fortsetzung des Sprichworts bekannt sei. Für den Römer genüge ein *Manus manum,* ein *fortes fortuna,* ein *ex ungue leonem* usw. Man kann sogar weiter gehen und sagen, daß ein *manus* ..., ein *fortes* ..., ein *ex ungue* ... unter Umständen genügt. Für solche Fälle will K., statt 'Ellipse', die Bezeichnungen 'Knappsätze' oder 'Kurzsätze' einführen. 'Ellipse' (etymologisch angesehen!) kennzeichne nur 'mangelhafte', d. h. 'ungewollt kurze bzw. durch Kürze unverständliche Ausdrucksweise'. Ist damit wirklich etwas gewonnen? Ich muß gestehen, daß mir der Ellipsenstreit immer als recht unfruchtbar erschienen ist. Tobler wies mit Recht darauf hin, daß keiner mehr sagen kann, etwa bei 'Mahlzeit' u. ä., 'welches Ganze dieses letzte Trumm vertrete' (V. B. III, 156). Aber daß eben ein 'Trumm' vorliegt, das bezweifelt er ja nicht, und zu wiederholten Malen erklärt er eine Wendung durch die Angabe, was man sich etwa dabei hinzudenken müsse. Dieses Recht beansprucht K. nicht nur für seine 'Knappsätze', sondern er geht noch weiter. Auch Frage- und Befehlssätze sind nach ihm 'Mitteilungen', die sich auf eine 'Normalform' bringen lassen. 'Kommt dein Bruder?' sei ein 'Knappsatz' für: 'Ich will wissen, ob dein Bruder kommt.' 'Komm!' ein 'Knappsatz' für: 'Ich befehle, daß du kommst.' Mit dieser Interpretation würde der überflüssige Streit höchstens neu entfacht werden. Ich meine, die Frage entzieht sich jeder grammatikalischen Reglementierung. Die Rede verfährt gelegentlich so wie die Stenographie, wie der Zeichner. Statt: 'Das war die einfachste Lösung' kann ich sagen: 'Das Ei des Kolumbus!', und wecke damit, wie durch eine Überschrift, die Erinnerung an eine für die Situation passende Anekdote. Fast jeder solcher Redefetzen hat einen anderen Verwendungsbereich. Man denke an: Aug' um Auge! — *La croix de ma mère! — Le pauvre homme!* u. ä. Entsprechend setzt doch ein Gruß wie: *'Jour!'* ein *'bon jour'* voraus. Das ist nach K. ein 'Knappsatz' und könnte auf eine 'Normalform' gebracht werden. Auf welche? Zwar sagt man auch: *Je vous souhaite le bonjour,* aber in mittelalterlichen Wendungen tritt das Wort als Objekt zu: *Que Dieu vous donne* ... oder zu: *Ayez* ... (Vgl. Littré, s. v.).

Und wo ist die Grenze zwischen 'Ellipse' und 'Knappsatz'? 'Wohlauf', gar noch gestützt durch die Töne der zugehörigen Melodie, kann für einen Kreis von Freunden die Aufforderung sein, ihr Lieblingslied: 'Wohlauf, die Luft geht frisch und rein' anzustimmen. Es wäre also 'Knappsatz'! Dasselbe Wort mit denselben Noten könnte in einem Gesang- oder Kriegerverein eine 'mangelhafte' Willensäußerung sein, weil genau so 'Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd' beginnt. Dann wäre es 'Ellipse'!

Im engsten Zusammenhang damit steht K.s Auffassung vom 'Satz'. Man möchte bei voller Kenntnis des Problems doch vielleicht die Behauptung wagen, daß eigentlich niemand darüber im unklaren ist, ob er es in einem konkreten Falle mit einem 'Satz' zu tun hat oder nicht, daß Zweifel und Schwierigkeiten erst dann auftauchen, wenn es sich um die Definition des Begriffes handelt. Für ein solches nicht selten auftretendes Dilemma gilt die niedliche Geschichte, die H. Morf einmal erzählte: Eine Anzahl philosophischer Köpfe mühte sich vergeblich ab, eine ausreichende Definition für den Begriff 'Hund' zu finden. Die einzige Erklärung, die unwidersprochen blieb, war die, nach der ein Hund ein Lebewesen sei, das alle Angehörigen seiner Gattung als solches anerkennen.

K. eifert gegen Paul und dessen Auffassung vom 'Satze' als 'Verbindung von Begriffen', und sieht mit Wundt im Sprechakte die 'Analyse eines dem Geist des Sprechenden bereits vorschwebenden Bewußtseinsinhalts mit anschließender Subsumption (unter Begriffe) der dabei festgestellten Glieder'. Lärm auf der Straße wird hörbar. Der zum Fenster Hinausschauende sieht zunächst nur einen wogenden Menschenknäuel. Er analysiert den Vor-

Digitized by Google

stellungskomplex in drei getrennte Einzelvorgänge, subsumiert deren Glieder unter einen bzw. mehrere Begriffe und zählt diese Begriffe mit Worten her. So entsteht der Bericht: Ein Schutzmann führt einen zerlumpten Mann, der wohl gebettelt hat, ab. Der Pöbel umdrängt die beiden. Er will den Verhafteten befreien. Mit Hilfe von Relativsätzen könnte dieser Bericht in einen einzigen Satz zusammengezogen werden. Auf diesem Wege kommt K. zu seiner Definition: 'Satz ist das kleinste Mitteilungsganze.'

Diese Definition wird man geneigt sein, gelten zu lassen. Aber K. zieht unerbittliche Konsequenzen aus seiner Formel. Wenn ein lebhafter Junge durch seinen seelischen Anteil an dem geschilderten Vorgang zu dem erregten Ausruf veranlaßt wird: 'Au, aber nu der Pöbel', so ist dies nach K. ebenfalls ein vollwertiger Satz. Ein Berliner Junge würde sich vielleicht mit: 'Au Backe!' o. ä. begnügen. Das wäre ein Satz. Und weiter meint K. ein 'Ja', sogar ein Kopfnicken sei ein vollwertiger Satz.

Da kann ich nicht mehr mit. Eine verständliche Mitteilung ist es. Aber ein Satz? Ich könnte mich nicht entschließen, jemanden, der mir bei einer Verhandlung mit einem Dritten warnend mehrfach auf den Fuß tritt oder mir verschiedene heimliche Rippenstöße versetzt, einen Demosthenes zu nennen. Ebensowenig kann ich etwa den 'Geierpfiff' als einen Satz betrachten oder ein paar Mandolinentöne nächtens unter einem Balkon. Und doch fällt dies alles unter 'verständliche Mitteilung'!

Kommt man wirklich nur durch Analyse und Subsumption zum Verständnis eines solchen 'verworrenen Vorgangskomplexes', wie ihn K. konstruiert? Ich erinnere mich, daß ich in meiner Pariser Wohnung in der Rue de Tournon im Sommer am offenen Fenster arbeitend durch einen merkwürdigen Lärm aus dem gegenüberliegenden Hause gestört wurde. Da standen im dritten Stock, ebenfalls am offenen Fenster, zwei Männer in weißen Leinenkitteln und schlugen taktmäßig mit Ruten oder dünnen Stöcken auf einen mit nicht erkennbarem Stoff belegten Tisch. Erst durch Nachfrage und eingeholte Belehrung wurde mir die Sache verständlich. In jenen Räumen war eine Pelzgroßhandlung, und das sorgfältige Ausklopfen war die beste Sicherung gegen Mottenschaden. In dem K.schen Fall kann durch Analyse und Subsumption nicht erschlossen werden, ob der Zerlumpte vielleicht krank und nicht betrunken war, ob der Schutzmann ihn vielleicht nur zur Rettungswache bringen wollte, oder ob er vielleicht die Zuschauer durch eine Roheit empört hatte, ob der Verhaftete nicht etwa ein gesuchter Verbrecher, ein Spion war, ob er den Schutzmann durch ein 'Mort aux vaches' schwer gekränkt hatte, wie es dem armen Crainquebille zur Last gelegt wurde, usw. Das Leben zieht an uns vorüber wie etwa das Schauspiel auf der Shakespearebühne. Die Vorgänge vollziehen sich in verschiedenen Stockwerken, auf verschiedenen Planen. Von dem Zuschauer, der mit Verständnis folgen will, wird nicht nur Analyse und Subsumption, sondern in gleichem Maße Kombination, Synthese verlangt! Wie keine Erkenntnis ohne Verbindung von Induktion und Deduktion möglich ist, so müssen auch Analyse und Synthese Hand in Hand gehen. Daher scheint mir, daß K. mit Unrecht Pauls Auffassung vom Satz zugunsten der Wundtschen Definition so energisch zurückweist. Nach meiner Meinung liegt die Wahrheit in der Verbindung der beiden Standpunkte.

Aus demselben Grunde kann ich nicht K.s Umdeutung von 'Subjekt' und 'Prädikat' zustimmen. Freilich geißelt K. mit Recht, daß ein Schulrat bei einer Revision die Antwort beanstandete, in dem Satz: 'Der fleißige Knabe lernt eifrig Vokabeln' sei 'Subjekt': 'der fleißige Knabe'. Er wollte nur 'Knabe' als 'Subjekt' gelten lassen; 'der' und 'fleißig' seien dazu nur 'Attribute'. Damit habe er 'Wort' und das damit bezeichnete 'Seiende' verwechselt. Glücklicherweise geschah das nach K.s Angabe vor 35 Jahren. Heute ist, wie ich annehmen möchte, eine solche Verständnislosigkeit für

Digitized by Google

das Wesen der Sprache auch von behördlicher Seite nicht mehr möglich. K. geht nun wieder etymologisch vor: Subjekt und Prädikat werden sinnlos verwendet. Jemand sieht einen Knaben Blumen begießen. Der Vorgang wird Gegenstand seiner Aussage, also 'Subjekt'. Die Aussage, d. h. 'Prädikat' kann ein Ausruf sein, etwa 'Allerliebst', oder ein Satz: 'Karlchen begießt Blumen'. Im letzteren Falle haben wir drei Subjekte und drei Prädikate, weil die Gesamtvorstellung hier aus drei Gliedern bestehe, denen die drei Worte entsprechen. Subjekt heiße 'Gegenstand'. Durch Sinnverdrehung sei 'Subjekt' gleichbedeutend mit 'Kooperator', 'Mitwirkender', 'Handelnder' geworden. Nur im Deutschen sei es zu einer solchen 'Verballhornisierung des Wortes Subjekt' gekommen, daß in einer Zeitung stehen konnte: das deutsche Volk sei durch das Schmachdiktat von Versailles 'aus einem Subjekt zu einem bloßen Objekte der Weltpolitik geworden'. Auch das trifft nicht ganz zu; denn im Französischen und Englischen werden die beiden Wörter als philosophische Begriffe ganz dem Deutschen entsprechend gebraucht. Vgl. Littré s. v. *sujet* 8: *L'être qui a conscience de lui-même, par opposition à objet.* So führt die Académie an: *L'homme dont vous parlez n'est pas un sujet capable de remplir cet emploi;* und Littré: *Le cardinal T., le plus capable sujet de sa faction* u. ä.

Will man sich nun über die synonymische Scheidung der beiden Ausdrücke klar werden, so verhilft die Ac. dazu durch folgende scharfe Formulierung: *Sujet, signifie aussi, L'objet d'une science. Les corps naturels sont le sujet de la physique.* Schlägt man zur Kontrolle *objet* nach, so erfährt man: *Objet, signifie encore, Tout ce qui sert de matière à une science... Les corps naturels sont l'objet de la physique!* Vielleicht gibt uns das Dict. des syn. von Lafaye einen besseren Wink, die Bezeichnungen auseinanderzuhalten. Er führt Voltaire an: *L'homme est tantôt un sujet de pitié et de larmes.* Daraus leitet er ab, daß die Bewunderung aus dem Anschauen entspringt und dieses ein Objekt braucht; für Mitleid und Tränen müsse man sich aber für eine Person oder Sache interessieren, ihr seine Anteilnahme oder seinen Schutz zuwenden, sie also zu seinem *'sujet'* machen. Deutsch wäre dann wohl *objet* mit Gegenstand, *sujet* mit Anlaß wiederzugeben; denn nichts zwingt, wie K. will, gerade 'Subjekt' und 'Gegenstand' gleichzusetzen. Leider findet man nun aber bei Littré, s. v., wieder verschiedene Stellen wie diese: *Et je serais moins roi qu'un objet de pitié,* Corn, Nicom. IV, 5 oder: *l'objet d'un tel chagrin,* Cinna III, 2 u. ä. Ebenso lese ich in R. d. d. m., 15 févr. 28 vom letzten Zaren: *Le petit Césaréwitch surtout était l'objet de son affection passionnée...* Damit bricht also — wie so oft! — die Lafayesche Konstruktion zusammen.

Aus diesem Sachverhalt entnehme ich, daß der K.sche Vorstellungskomplex, solange er nur erst im Bewußtsein, sprachlich ungeboren, vorhanden ist, Anlaß für eine Aussage werden kann; dann wäre er nach K. 'Subjekt'. Aber nach K. besteht doch die Tat des Redenden in der Analyse dieses Vorstellungskomplexes. Daher könnte man diesen mit gleichem Rechte 'Objekt' nennen! Nun will mir scheinen, daß mit dieser metaphysischen Vorexistenz die Sprache eigentlich nichts zu tun hat; oder sie verirrt sich eben in das geschilderte Chaos. Für den Philologen könnte als Grundsatz aufgestellt werden: Quod non est in verbis, non est in re, sofern man nur den Lautwert einbezieht. Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch das Schweigen sehr beredt sein kann. Aber die Grammatik unausgesprochener Rede zu schreiben, ist kaum Aufgabe des Philologen. Es wäre eine übersprachliche, allgemeinmenschliche Angelegenheit. Vielleicht etwas für eine Kommission des Völkerbundes.

Man kann nun sehr häufig folgende Beobachtung machen, die mir erst vor wenigen Tagen, als ich gerade mit den K.schen Gedankengängen rang, nachdrücklich zum Bewußtsein kam. Ich hörte in unserem Romanischen

Digitized by Google

Seminar Herrn Prof. Baruzi vom Collège de France. Trotz glänzender Stilisierung seiner schwierigen abstrakten Materie konnte man doch öfters, wie nicht selten bei berühmten Rednern, auch an dem Werden der geistigen Gestaltung teilnehmen. Er begann mehrfach: *La philosophie française contemporaine* — also sein Gegenstand, sein 'Subjekt' — kurze Pause — und dann als Ergebnis, nicht einer Analyse, sondern offenbar einer Gedankenverbindung, also einer Synthese, rundete sich der Satz zu einer abgeschlossenen Aussage durch Hinzufügung dessen, was eben die Grammatik als 'Prädikat' bezeichnet. Auch bei literarischer Gestaltung kann man beobachten, wie zunächst ein 'psychologisches Subjekt' gesetzt wird, an dessen Stelle wieder ein anderes tritt, bis der Weg zu der grammatisch üblichen Form der Aussage gefunden ist. Also z. B. P. Valéry, Variété 170: *Quant au texte ... Mais le texte, on ne songerait même pas à l'écrire;* oder Loti, Pêch. 13: *Moi! ... un de ces jours, oui, je ferai mes noces ... Mais avec aucune des filles du pays; non, moi, ce sera avec la mer.* (Vgl. Verf., Prinz. d. Wortst., S. 24.) Auch in solchen Fällen, scheint mir, kommt man mit einfacher Analyse eines von vornherein gegebenen Bewußtseinsinhalts nicht aus.

Der Wortbestand einer Sprache erinnert oft an das Völkergemisch in dem Zwischendeck eines Auswandererschiffes. Ein oder zwei Generationen genügen, und es ist meist in dem Typus des hochprozentigen Amerikaners aufgegangen. In Laut und Schrift fallen oft etymologisch ganz verschiedene Wörter zusammen (etwa: *chère; louer),* sie werden durch orthographische Hilfsmittel auseinandergehalten (afrz. *pois = pois, poix, poids),* verdunkeltes heimisches wie fremdes Sprachgut wird volksetymologisch umgedeutet (*legs, beaupré* u. ä.) Mit dem Sprachgeist hat das alles, strenggenommen, nichts zu tun, ist eher seine Verneinung, und es waltet hier nur dasselbe gemeinsame Prinzip aller menschlichen Rede vor: Verständlichkeit.

Ohne den Wert der vielen glücklichen Verdeutschungen, die wir Notker, Luther, Campe, Postmeister Stephan u. a. danken, im geringsten zu verkennen oder schmälern zu wollen, ist doch der Wert einer international gültigen gemeinsamen Benennung wissenschaftlicher Begriffe gerade wegen ihrer eingeengten Verwendungsmöglichkeit nicht zu unterschätzen. Die unmittelbare Fortsetzung des lat. subjectum, das frz. *sujet,* geben wir je nach dem Zusammenhang mit 'Subjekt', 'Anlaß', 'Vorwurf' wieder. Wollten wir es ein für allemal, auch in grammatischem Sinne, als 'Vorwurf' festlegen, was ja nicht ausgeschlossen wäre, so ist billig zu bezweifeln, ob damit ein Gewinn für die Deutlichkeit der Rede erzielt würde. Auch der Ersatz von 'Subjekt' und 'Objekt' durch 'Trägerseiendes' und 'Erleiderseiendes' scheint mir erst angängig, wenn diese und die anderen von K. vorgeschlagenen Neuprägungen den ganzen Verdunkelungs- resp. Bedeutungsabschwächungsprozeß durchgemacht haben, dem der gesamte Wortbestand der Sprache unterworfen ist. Man denke nur an Sätze wie 'Nichts regt sich'; 'Ich sehe nichts'; oder 'Ich liebe Gott' u. a. Sträubt sich nicht gegen die Anwendung der Begriffe 'Trägerseiendes' und 'Erleiderseiendes' in solchem Zusammenhang ein natürliches Gefühl, das von den 'Schematika' 'Subjekt' und 'Objekt' nicht ausgelöst wird?

Ein methodischer Fehler zieht sich, wie mir scheint, durch das K.sche Buch. Es gibt doch zwei Möglichkeiten der Sprachbetrachtung: man versucht mit allen Mitteln der historischen Sprachwissenschaft zu ergründen, wie sich die heute verdunkelte Form entwickelt hat, oder man läßt alles Historische beiseite und zeigt, was das heutige Sprachempfinden in die überlieferte oder gewordene Form hineinlegt. Obwohl sich K. nach der Vorrede ausdrücklich diese zweite Aufgabe gestellt hat, schwankt er zwischen den beiden Standpunkten hin und her und versucht, seinen Geist einer abgestorbenen Materie einzuflößen, die sich so nicht mehr als Schöpferton eignet.

Digitized by Google

Dem zweiten Standpunkt entsprechend will K. in: 'Sie ist glücklich', zum Unterschied von 'elle est heureuse', kein 'Knappwort' (Adjektiv), sondern ein 'Vollwort' (Substantiv) sehen. Es müßte also 'Glücklich', mit großem Anfangsbuchstaben, geschrieben werden, wie 'Blau' in 'Der Himmel ist blau'. Deckt sich das wirklich mit unserem Sprachempfinden? Liegt nicht vielmehr eine lautliche Entwicklung vor, die durch die Konkurrenz adverbialer Wendungen begünstigt wurde? (Vgl. den Doppelsinn in: Er kam glücklich wieder!) Freilich können wir nicht mehr sagen: 'Sie ist glückliche', werden aber auch nicht als gleich empfinden: 'Er ist glücklich' und 'Er hat glücklich gespielt'. Eine Erwägung sollte doch K. stutzig machen. Wir können nur sagen: 'Der Tisch ist lang', aber sowohl: 'Ich habe lang gewartet' oder (als Nachklang der ursprünglichen Kasusform): 'lange'!

Den ersteren Standpunkt dagegen nimmt K. z. B. in dem Kapitel über die 'Konjunktionen' ein. Er spricht ihnen, mit Unrecht, wie ich glaube, jede Daseinsberechtigung ab und will für sie den Namen 'Markierwörter' gebrauchen. Hier geht er wiederum etymologisch vor. Die 'Konjunktion' *que* soll bedeuten: 'was das anbetrifft, daß'. Was berechtigt das heutige (!) *que* so zu übersetzen? Wird sich nach dem heutigen Sprachstand ein Franzose da hineinfühlen können? Das älteste Romanisch hat ja bereits ein *que* überkommen, für das die *recherche de la paternité* so schwierig ist, weil ja auch im Lateinischen schon die Anknüpfung mit Relativ oder Interrogativ *(quod, quid, quia)* zur Verdunkelung des ursprünglichen Sachverhalts geführt hat.

Ähnlich kann man wohl noch in bestimmten Fällen mit Tobler verstehen: 'Ich weiß das: mein Erlöser lebt' als Quelle für: 'Ich weiß, daß mein E. l.'. Aber K. will bei dem 'das' (wie engl. *that*) bleiben. Er erklärt es als 'Satzartikel'. Man müsse also verstehen: 'Ich weiß das mein Freund kommt' oder 'Ich weiß das er gekommen ist' (!). Ich sehe keine dokumentierte Sprachtatsache, die diese Deutung wahrscheinlich macht, weiß nicht, wann eine der in Betracht kommenden Sprachen sich so ausgedrückt haben soll — natürlich vor der Verdunkelung des Wortsinns, vor Übergang des Demonstrativs aus dem Hauptsatz in den Nebensatz, der damit verbundenen Funktionsverschiebung, und der im Deutschen, als weitere Folge, geänderten Wortstellung! Ich werde auch in meinem Zweifel durch die Tatsache bestärkt, daß ja bereits im Gotischen eine formale Weiterentwicklung zur 'Konjunktion' (þatei!) erfolgt ist.

Ein merkwürdiger Zufall läßt den Verleger hinter dem K.schen Buch die 'Vergleichende Syntax der Schulsprachen von Sommer' anzeigen. Natürlich kennt K. dieses treffliche Werk wie die übrige zugehörige Literatur; aber seine Schlüsse stehen mit den darin vorgeführten Tatsachen nicht immer in Einklang.

Ich hätte noch manches zu beanstanden; z. B. K.s Auffassung von den 'Teilsätzen' als 'aufgelöste Satzteile', seine 'Begriffslegierungen' u. a. Aber ich will aus einem doppelten Grunde darauf verzichten: erstens, weil ich hier schon über Gebühr Raum beansprucht habe, zweitens, weil aus der Häufung der kritisierten Einzelfälle das falsche Urteil entstehen könnte, als ob ich nicht den großen Wert der K.schen Arbeit anerkennte. Sie enthält eine solche Fülle von Anregungen, daß kein Philologe an ihr vorübergehen darf. Auch wenn er nicht alle ihre Ergebnisse annehmen kann, wird er sich doch mit ihnen auseinandersetzen müssen. Und dazu Veranlassung gegeben zu haben, wird ein bleibendes Verdienst K.s sein.

Ich sprach eingangs von dem lauteren Wahrheitsdrang K.s. Zwar vergißt er, daß nicht e i n Wort unserer Sprachen sich mit dem Begriff deckt, den es auslösen soll. Man denke nur an die Urbedeutung von 'Tisch', *équiper, accoutrer* usf. An die erstarrte Wortmasse heftet sich die kultu-

Digitized by Google

relle Entwicklung. Der Bedeutungswandel ist doch die Voraussetzung unserer Sprachverständigung. Und darin liegt eben der Vorteil der 'termini', daß sie dem Wissensstand angepaßt, mit neuem Inhalt versehen oder fortgebildet werden können. Nur dadurch wird es ja möglich, z. B. von 'Wortadverb' und 'Satzadverb' zu sprechen.

Abel Hermant sagte unlängst bei seiner Antrittsrede in der Académie: *Bien parler est un devoir, car celui qui n'emploie pas les mots propres fausse les âmes, comme l'a dit Socrate.* In diesem Sinne ist K. eine Sokratische Natur. Aber man kann hinzufügen, daß, wie die Eigennamen erst durch die Träger ihre Bedeutung erhalten und eine Namensänderung nur den Ausnahmefall darstellt, so auch die *'noms propres'* im weiteren Sinne erst mit der rechten Seele erfüllt werden müssen. Auch wenn man nicht den K.schen Umprägungen der grammatischen Bezeichnungen und seinen Vorschlägen, sie angemessener zu benennen, zustimmt, so wird man in seinem Buche doch manches Treffliche finden; ich nenne unter anderem nur seine Ausführungen über die 'Impersonalia'; er schärft unseren Blick für manches, an dem wir aus lieber Gewohnheit achtlos vorübergingen; und vor allem wird man ihm für die Attacke gegen den Schlendrian und den Versuch, zu der Beseelung eines erstarrten und oft sinnlos gebrauchten Wort- und Formelschatzes beizutragen, rückhaltlos danken müssen.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Carl Appel, Der Liebesbrief Raïmbauts von Orange. S.-A. aus den 'Mélanges Jeanroy' S. 361—374. Paris, E. Droz, 1928.

Wir erhalten in dieser kleinen, aber wichtigen Publikation eine Ausgabe des bisher nur diplomatisch abgedruckten Liebesbriefes *Donna, cel qe·us es bos amics,* der uns nur in der Hs. G überliefert ist, und dadurch überschrieben ist. Bartsch kannte diese Überschrift, denn er spricht im Grundriß von einem Raïmbaut d'Aurenga beigelegten Briefe, deutete also doch das *Varēga* als *Aurenga,* nur hielt er die Autorschaft für 'nicht genügend bezeugt'. Anlaß zum Zweifel und zum Glauben an eine mögliche Verwechslung mit Raïmbaut de Vaqueiras konnte, wie Appel hervorhebt, der Umstand geben, daß dieselbe Hs. f. 536 offenbar ein dem R. de Vaqueiras angehöriges Gedicht ursprünglich, entsprechend dem auf dem oberen Rande stehenden *daurēga*[1], mit *Rambaud daurēga* überschrieben hatte und erst auf Rasur das richtige *Rambaud deuaqueras* erscheint, also eine Verwechslung mit den Namen gemacht hatte, mithin auch eine solche bei der Überschrift unseres Briefes gemacht haben konnte. Die italienischen Schreiber von provenzalischen Liederhandschriften hatten überhaupt, wie ich hinzufügen möchte, Mühe, die Namen *Vaqueiras* (*Vaqueras*) und *Aurenga* auseinanderzuhalten und machten, wie es scheint, Kontaminationen, vgl. *Vaqera* in S, *Uachera* in O, *uagre* in Q (c. 48 r.). Eine solche (etwas starke) Kontamination könnte denn auch *Varenga* darstellen. Aber es ist auch möglich, daß sie das *Au* von *Aurenga* als *Av* zu nehmen geneigt waren, so denn auf diesem Wege, unter Umstellung der beiden Elemente, *Varenga* erwuchs; hat es doch später noch Equicola in seinem Libro di natura d'amore (Druck von 1554, S. 338) fertigbekommen, *Aurenga* in *Aruegna* zu verwandeln, während er sich bei *Vaqueiras* mit *Vaguieias* begnügt. Wie dem auch sein mag, wir würden von hier aus zu keiner Sicherheit der Attribution kommen, wenn nicht in V. 85 des Briefes der Ausdruck *Bon respeith* vorkäme, und mit diesem spielt speziell Raïmbaut d'Aurenga auch sonst in seinen Liedern. Das spricht stark für die Autorschaft

[1] Appel schreibt *davrenga,* aber nach Bertoni steht, soweit es nach dem unteren, erhalten gebliebenen Teile lesbar ist, *daurēga* da.

Digitized by Google

der letzteren, und es ist sehr erfreulich, daß Appel diesen Punkt entdeckt und ausgewertet hat. Vielleicht läßt sich noch ein allgemeineres Moment geltend machen. Der Herausgeber ist da recht zurückhaltend, wenn er hier sagt, daß wir den Brief 'wohl einem der originelleren und geistvolleren Trobadors zutrauen dürfen, daß aber zu ihnen ebenso Raïmbaut d'Aurenga wie Raïmbaut de Vaqueiras gehört'. Ganz richtig, nur liegt die Originalität des letzteren nicht in der Gesuchtheit, während dies allerdings bei dem ersteren oft der Fall ist, und nun treffen wir in dem Briefe auf stilistische Eigentümlichkeiten und gedanklich gewundene, ja das Abstruse streifende Stellen wie V. 18 und V. 127—140, die gar nicht nach R. de Vaqueiras aussehen, wohl aber sehr nach R. D'Aurenga. Es kann als sicher gelten, daß der Brief von dem letzteren stammt, und damit ist die Existenz des poetischen Liebesbriefes vor 1173 erwiesen. Zugleich erkennt man, daß er sich mit ein paar eigenartigen und glücklichen Zügen das Niveau der zeitlich folgenden Liebesbriefe emporhebt.

Zu dem nicht ganz leichten Texte, bei dem natürlich der Herausgeber alles wohl erwogen hat, sei im folgenden einiges angemerkt:

V. 2 und an anderen Stellen würde ich *es* 'ihr seid' nicht auf gleiche Linie mit *tolles* (30) stellen und es mindestens ebenso ruhig im Texte lassen, wie A. die 1 Sg. Pf. *sap* (21) darin belassen hat; es ist doch eine recht häufige, auch in Trobadorhandschriften begegnende Nebenform, was bei Harnisch S. 38—9 nicht deutlich genug zum Ausdruck kommt, und ihr Charakter als Nebenform geht klar aus B. de Born, Ieu chan hervor, wo die Hs. C in V. 55 *es* schreibt und schon in V. 60 *etz*, s. Stimming, Gr. Ausg. S. 153. — Die Deutung vom V. 4—5 erregt Bedenken, um so mehr, als die Hs. nicht *caiatz*, sondern *cauiatz*, das nicht verzeichnet ist, aufweist.. Ich ziehe das *per be* zu *auiatz* und verstehe: 'daß Ihr in freundlicher Weise das hören, d. h. aufnehmen möget, was ich Euch sagen will, hier auf diesem Blatt geschrieben; das *aici en esta carta escrit* wäre dann eine nähere Bestimmung zu *cho*. Allerdings steht in der folgenden Zeile wieder *Ez escoutaz com o a dit*, aber dieses *escoutaz* kann sagen wollen: 'gebt besondere Acht darauf, (auf welche Weise er es gesagt hat)'. — V. 18 *Lai on la vostra ira-m intret*. Die Vorstellung, daß der Zorn einer angebeteten Dame dem Liebenden ins Herz drang, oder vielmehr sein Herz betrat, bleibt trotz des S. 371 Gesagten befremdend. Nach dem diplomatischen Abdruck zu urteilen, schreibt die Hs. nicht bloß *irā*, sondern auch *uostrā*, was A. nicht verzeichnet; freilich sieht man nicht, wie damit etwas anderes zu gewinnen ist. — V. 45. Hier scheint A. das *a mort* als Dativ zu fassen (s. Anm.), aber dann bekenne ich, den Sinn nicht zu verstehen; ein solcher käme für mich erst hinein, wenn man *a mort* als = 'auf dem Wege des Todes' ansehen dürfte: wenn ich nur auf dem Wege des Todes daraus, d. h. aus meiner Lage herauskommen könnte, so wäre das noch nicht das Schlimmste (denn jetzt muß ich Schlimmeres als den Tod ertragen). — V. 46. Hs.: *plagneria*. — In V. 49 ff. vermag ich keine rechte Konstruktion zu erkennen; es wäre alles in Ordnung, schriebe man in V. 50 *qe* statt *se*. — V. 66. *Amor* zeigt hier wie V. 69 und wie auch *plor* (183) kein Nominativ-s, wozu vielleicht eine Notiz am Platze war. — In V. 68 kann es sehr sein, daß das fehlende Wort *si* gewesen ist, nur weiß ich nicht, warum A. *s'i* schreibt, dessen *i* er doch nicht übersetzt. Seine Übersetzung von *s'i pogues al!* lautet: '(Ja) wenn ich anders könnte'! Das eingeklammerte, weil im Text nicht zum Ausdruck gekommene, aber gleichwohl für den Gedankengang unentbehrliche 'Ja' würde sich sozusagen besser anschließen, wenn das voraufgehende *laserai m'en* als Frage gefaßt würde. Auch hinter *al* ist etwas nicht zum Ausdruck gekommen, nämlich: 'als Euch bitten'. — V. 83. *Atresait*. Die Hs. zeigt *at^{o}sait*, also *atrasait*, die gewöhnliche provenzalische Form; allerdings findet man in V. 145 ein in der Hs.

Digitized by Google

ausgeschriebenes *atresait*. — In V. 94 ist die Änderung von *foiraz* in *feiraz* durchaus plausibel, und die Deutung der ganzen Stelle wird wohl das Richtige treffen. Die Ausdrucksweise ist geschraubt, überrascht aber nicht bei unserem Dichter. — In V. 107 war die Anzeigung des Hiats durch ein ë erwünscht. In derselben Zeile hat die Hs. nur *n̄*, ebenso 144.—V. 143. Hs.: *ouria*. — Bei V. 161 ändert A. das *partaz* der Hs. in *parta*. Ich glaube, daß man ganz gut bei der Hs. bleiben kann, nur muß man das *qe* als modales *qe* ansehen und *nos*, wie V. 10, 54 und 94, als *no·us* nehmen. Den folgenden Vers übersetze ich mit 'denn niemand kennt mehr (als Ihr) meinen Sinn' (wegen *mais* s. V. 174). Also verstehe ich das Ganze so: 'Ich will zwischen uns keinen Anwalt außer uns zweien[1] (d. h. nur wir beide sollen dabei sein), in der Art, daß Ihr diesen Streit nicht verlasset, denn niemand ...' — V. 182. Der interessanten Anmerkung zu *domde* < *domitus* sei noch hinzugefügt, daß ja auch noch ein afrz. *donte* existiert. Diez und Meyer-Lübke führen es zwar nicht an, aber Godefroy II, 748 a verzeichnet es unter Verweis auf Rutebeuf ed. Jubinal I, 115 (schreibe I, 136 V. 144); es begegnet außerdem noch im Escoufle 6716.

Leider hat die Druckerei nicht nur bei den Abkürzungen in der Hs., sondern auch bei den Zeichen des Herausgebers oft versagt.

Jena. O. Schultz-Gora.

The Legend of the Decadents by G. L. van Roosbroeck. Institut des Études françaises Columbia University, 1927.

Was ist dekadent? Was verstanden die romantischen Dichter von 1850 darunter? Und was versteht man sonst darunter?

Vf. beantwortet vor allem die erste Frage: Der Dekadente will aussehen wie Byron, die Ringe am Finger sind überladen mit magischen Steinen, man gibt sich satanisch oder seraphisch. Man spielt auf Hoffman, Poe, Baudelaire an.

In der Tat ist man meist der poetische Sohn — eines Krämers, Kutschers oder Kneipwirts (S. 1, 2).

Um so mehr rückt man vom Spießbürger und seinem Materialismus ab; um so mehr ergibt man sich den Feinheiten religiösen, ästhetischen, mythischen, psychologisierenden Träumens (S. 3).

Wo kommt der Name her? In der Umgebung des Baudelaire fällt er zuerst, aber zahlreiche Einflüsse kommen von auswärts, welche ihn bedingen: Gobineaus Rassentheorie, seine Verherrlichung der Germanen, seine Dekadenzerklärung der Lateiner stammt von 1853 (S. 8). Immerhin waren es die Nachahmer des Baudelaire, welche man gemeinhin *décadents* nannte. Später, vor allem nach dem Kriege von 1870/71, der die Gobineausche Theorie bekräftigt zu haben schien, wurde der Strom breiter: Man unterschied deshalb nun zwischen den *Dekadenten* und den *Symbolisten*, und eine Reihe von Nuancen ähnlicher Observanz entstand.

Im Grunde geht es diesen Dekadenten wie dem Orchester des Königs von Siam, in welchem jeder d a s spielt, was ihm gerade einfällt, ohne Rücksicht auf das Ganze: Jeder versteht etwas anderes darunter, und die Kritik macht es nicht anders. Für N i e t z s c h e beginnt die Dekadenz mit Plato und dem Christentum, für G o b i n e a u mit der Mischung der Germanen mit den Mittelmeerrassen, für R o u s s e a u mit dem Beginn jeder Kultur überhaupt.

Die Quelle aller dieser Urteile ist nach Roosbroeck (S. 19): Die Kon-

[1] Die Ausdrucksweise ist nicht ganz logisch, aber doch verständlich. Logisch wäre: ich will keinen Anwalt; wir wollen unseren Streit allein ausmachen.

Digitized by Google

fusion künstlerischer und moralischer Entartung, die Konfusion wirklicher und gespielter Entartung.

In dem Buche scheint mir also auf 20 Seiten eine recht gute Darstellung jener epochemachenden Strömung von 1850 charakterisiert: Mit einem Satze, *das Urteil 'dekadent' beruht auf Konfusion*, ist die Pose der Benennenden wie der Benannten trefflich kritisiert.

Die weiteren Untersuchungen gelten Beispielen: Dem *Buchstabensonett* des Rimbaud, Huysmans' Roman *A Rebours*, dem Lyriker Adoré Floupette, J. W. Beach, Albert Sammain und Francis Jammes.

Mich interessiert vor allem die Einleitung und das im übrigen gelegentlich geäußerte Allgemeine.

Ich habe nichts an dem Gesagten auszusetzen, ich habe nur aus eigenen Studien über die gleiche Materie hinzuzufügen: Vorab hat der Amerikaner nicht erkennen können, wie groß der Anteil von Edgar Allan Poe[1] an der Weltanschauung des Baudelaire ist. Das war für den Amerikaner darum schwer, weil er Poe im Urtext liest. Der Siegeszug der Poeschen Instinktlehre fußt aber auf der französischen Übersetzung des Baudelaire. Alle Züge, die von Roosbroeck den *Décadents* beimißt, sind bereits Poe zugehörig, bis zu dem ärmlichen und engen Kleinbürgertum seines Cottage in New-York und seiner Wohnung in einer der häßlichsten Straßen des an häßlichen Straßen nicht gerade armen Philadelphia[2]. Aus dieser Enge floh er in das Gebiet der Phantasie. So war er, so vor allem sah ihn Baudelaire:

'La subtilité métaphysique ... la beauté sinistre ou ravissante de ses conceptions' (S. 3 der *Nouvelles histoires, Notes nouvelles sur E. Poe* von Baudelaire); das ist, was Roosbroeck richtig *Mystik, Satanik* und *Seraphik* nennt. — *Le Byron égaré dans un mauvais monde* (ebenda S. 5); Roosbroeck sagt: *à la Byron.* — *'Cette force primitive ... est la perversité naturelle'* (ebenda S. 6); Roosbroeck sagt: *a shrine of sensuous perversions.* — Und Baudelaire unterstreicht das Motto von Poes philosophischem Versuch *Eureka: 'J'offre ce livre a ceux qui ont mis leur foi dans les rêves comme dans les seules réalités'.*

Man kann sagen, Baudelaire ist der Vulgarisator des Poe. Er hat gleichsam zu der Weltanschauung des Dichters von *l'Ange du Bizarre* das Hymnar geschrieben. Im übrigen ist für unsere Frage entscheidend, daß schon Baudelaire den Poe als 'Décadent' auffaßte und seine Werke zur *Littérature de décadence* rechnete (S. 2 der genannten Einleitung).

Während in Europa sonst die Jugendfrische Amerikas und der amerikanischen Literatur zündete, während man vor allem Cooper bewunderte und verschlang, griff Baudelaire zu Poe: *'Jeune et vieille à la fois, l'Amérique bavarde et radote'* (S. 3 der Einleitung). Die Mischung von Primitivem und Dekadentem, das war für Baudelaire das Reizvollste.

Damit habe ich van Roosbroeck die Antwort auf seine öfters aufgeworfene Frage 'Primitivität oder Dekadenz?' gegeben: *Les extrêmes se touchent! Dekadenz* ist 'Rückfall in Primitivität', 'Betonung unserer irrationalen Neigungen gegen die rationellen Fähigkeiten und ihre Ausbildung'. *Dekadenz* ist zugleich 'kindisch' (*elle bavarde*) und 'senil' (*elle*

[1] Baudelaire nennt seinen Dichter Edgar Poe, und ich habe ihn danach in meinen Arbeiten benannt. In Amerika wird man, wenn man Edgar Poe sagt, gefragt: Sie meinen wohl Edgar Allan Poe?

[2] Auch Poes Herkunft war sehr kleinbürgerlich. Der Virginier Allan war nur sein Adoptivvater. Vgl. hierüber Joseph Wood Krutsch, *E. A. Poe*, New-York 1926, und korrigiere mit diesem Buche die Retuschen von Camille Mauclair: *Le Génie d'Edgar Poe*, Paris 1925.

Digitized by Google

radote). Solche Dekadenz ist latent überall und immer vorhanden: Hatte sie schon um 1800 durch die mächtig erwachende Neigung zum Buddhismus in Europa neue Nahrung gefunden, so brachten die amerikanischen Schriftsteller der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem Cooper und Poe, weitere sehr entschiedene Anregungen.

Bei Baudelaire gehen diese Anregungen allen eigenen Werken voraus. Man nehme als Zeugnisse seine Briefe: *Lettres, Paris, Soc. du Mercure,* 1907. Diese Briefe reichen von 1844 bis 1866. Im Mai 1852 wird der Einunddreißigjährige um eine Autobiographie gebeten und gibt unter seinen Arbeiten schon an: *Edgar Allan Poe, sa vie et ses œuvres.* Und die ganzen Jugendjahre durch geht die Korrespondenz über Poe, die Übersetzung seiner Werke, Essays über ihn.

Es findet sich aber auch in Baudelaires Dichtung nur sehr wenig Philosophisches, was nicht Poe v o r ihm gesagt hätte: Die Rolle, welche Baudelaire der Einbildungskraft beimißt, der Glauben an seine Intuition, die Verachtung der induzierenden Wissenschaft, all das ist Poe.

Man vergleiche hierüber meine *Idées, leurs Rapports et le Jugement de l'homme,* Genf 1926, S. 27, und *Kunst des begrifflichen Denkens,* München 1926, S. 98 ff. Was ich damals noch nicht wußte, ist, daß bei Poe, wie noch sichtbarer bei Cooper, nicht nur die Primitivität der damaligen amerikanischen Wirtschaft, sondern auch die nahe Berührung mit Primitiven bei der Ausbildung des Geniebegriffs mitgewirkt hat.

Aber darüber möchte ich an anderer Stelle ausführlicher berichten.

Zu der Welle, welche um 1850 aus Amerika nach Europa herüberkam[1] und in dem Mutterlande breiteste Kreise zog, bildet van Roosbroecks Buch eine scharfe und gediegene Begriffsschule. Es gibt eine Reihe guter Beispiele für den weiteren Siegeszug der Instinktlehre.

München. L e o J o r d a n.

A grammar of the portuguese language by Joseph Dunn, professor of celtic in the Catholic University of America (Hispanic Notes and Monographs, Portuguese Series). Washington, D. C., 1928. XII, 670 S.

Die Sammlung, in der Dunns portugiesische Grammatik erscheint, ist rühmlich bekannt. Man sollte den deutschen Verlegern öfter einmal zeigen, welchen Glanzpapieres man in Amerika ein grammatisches Werk für wert hält, und deutschen Schulmännern und Behörden wäre die Einsichtnahme in dieses saubere Lehrbuch ganz nützlich, das sine ira et studio, ohne statische und dynamische Auffassung von der Sprache gegeneinander auszuspielen, ohne einen Neuaufbau der Grammatik vornehmen zu wollen oder andere Ansprüche zu erheben, in 733 Paragraphen und auf 619 Seiten englisch sprechende Studenten Portugiesisch lehrt. Der anspruchsloseste Positivismus lebt in diesem Lehrbuch, in dem nach phonetischen, orthographischen, geschichtlichen und dialektischen Vorbemerkungen u. dgl. Artikel, Nomen, Pronomen, Adverb, Präpositionen und Wortstellung abgehandelt werden. Sorgfältig ist das Buch begrenzt auf seine Aufgabe: dem gebildeten Amerikaner oder Engländer die portugiesische Sprache ohne Seitenblicke auf irgendeine andere moderne Sprache darzustellen, und zwar denkt es an Schüler, die eine Reformlernmethode hinter sich haben oder auf sie verzichten und ein bis in die Einzelheiten ausgearbeitetes System vorfinden möchten. Ganz gelegentlich entschlüpft Dunns Feder

[1] Die Einzelheiten in G e o r g e D. M o r r i s, *Fenimore Cooper et Edgar Poe d'après la critique française.* Thèse, Paris 1912.

Digitized by Google

ein etymologischer Hinweis (z. B. S. 425 oder 448 Anm.), beinahe wie um zu zeigen, daß er mehr weiß, als er in Erscheinung treten läßt: es wäre nicht nötig, denn man erkennt unschwer aus der Darstellung, daß dem Vf. sprachgeschichtliche Betrachtung vertraut ist, so rein deskriptiv das ganze Buch die Tatbestände auch aufrollt.

Gewiß wird Dunns Grammatik — und der Vf. deutet das in der Vorrede selber an — vor allem als Nachschlagewerk seine Dienste leisten. Ein guter 'Index' dient dazu. Das Wort Syntax begegnet im ganzen Buche kaum je. Aber syntaktische Fragen fehlen keineswegs, sondern werden, auf die obengenannten Abschnitte des Buches verteilt, reichlich mitbehandelt. Durch viele gut gewählte Beispielsätze in jedem Paragraphen oder Unterparagraphen ist der portugiesische Sprachgebrauch ins hellste Licht gesetzt. Einen nützlichen Anhang bilden S. 620—629 'Three hundred proverbs' und S. 630—635 'Abbreviations'.

Danzig-Langfuhr. Werner Mulertt.

Carlos Castillo, Lecturas introductorias. Chicago, The University of Chicago Press, 1928. XI, 139 S. 8°. 1,50 $.
W. S. Hendrix and D. F. Porter, Caballeros y escuderos. Chicago, The University of Chicago Press, 1928. XI, 167 S. 8°. 1,50 $.

Die beiden vorliegenden Bändchen bieten spanische Anfängerlektüre, die gleichzeitig eine erste Einführung in die Kultur Spaniens sein will. Die *Lecturas introductorias* bieten knappe Lesestücke über Land und Volk in Spanien, Bilder spanischer Städte, Abschnitte der spanischen Geschichte, die in Sage und Romanze im Volke fortleben. Hierbei bot sich Gelegenheit, neben moderneren Dichtungen (z. B. von Zorrilla) auch Proben einiger alter spanischer Romanzen einzuschieben. Der Strophenbau des *Romance del rey moro que perdió Alhama* (S. 44) ist nicht richtig wiedergegeben (vgl. diese Romanze in meiner *Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel, Mittelalter,* S. 238 und E. Werner, *Blütenlese der älteren spanischen Literatur,* S. 138). — *Caballeros y escuderos* will mit dem spanischen Leben bekanntmachen, an Hand von ausgewählten Stücken spanischer Autoren. Dabei steht das Leben Madrids mit all seinen kulturellen Äußerungen, Sitten und Gebräuchen stark im Vordergrund. Die notwendige Rücksichtnahme auf den Zweck des Bändchens als 'Anfängerlektüre' zwang dazu, in sprachlicher und stilistischer Hinsicht einfache Autoren zu Worte kommen zu lassen, wie Eusebio Blasco, Mesonero Romanos, Fernán Caballero, Trueba. Das Ergebnis ist nun, daß dadurch ein Kulturbild des vergangenen Jahrhunderts gewonnen wurde, das von dem des heutigen Spanien wesentlich verschieden ist. Ein entsprechendes Bändchen über die heutige Kultur Spaniens — ferner auch die des spanischen Amerika — für Fortgeschrittene wäre wünschenswert.

Jeder der beiden Bände ist mit einem ausführlichen spanisch-englischen Wörterverzeichnis versehen. In Fußnoten werden in spanischer Sprache grammatische, Wort- und Sacherklärungen gegeben (letztere manchmal nicht ganz ausreichend). Jedem Lesestück ist eine Anleitung zu mündlichen und schriftlichen Übungen beigefügt. Hierauf folgt ein Abschnitt *Lecturas ampliativas,* in erster Linie für die Hand des Lehrers beim kulturkundlichen Unterricht gedacht, der bibliographische Angaben über Fachliteratur und einschlägige Romane enthält. Sollen diese Angaben wirklich von Nutzen sein, so müßten in dem Bändchen *Lecturas introductorias* an diesen Stellen noch manche Werke nachgetragen werden. Ich möchte nur auf einige wenige aufmerksam machen, die man ungern vermißt: zur Erdkunde: L. M. Echeverría, *Geografía de España,* Barcelona-Buenos Aires 1928

Digitized by Google

(Col. Labor, 3 Bde.); zur Sprache: F. Hanssen, *Gramática histórica de la Lengua castellana*, Halle 1913; R. Menéndez Pidal, *Orígenes del Español*, Madrid 1926; zur Geschichte: R. Ballester, *Curso de Historia de España* (3. Aufl. Barcelona 1924); Galicien: A. F. G. Bell, *Spanish Galicia*, London 1922; Baskenland: J. García Mercadal, *En zigzag* (Madrid 1927); Madrid: E. Blasco, *Madrid pintoresco*, Madrid 1904; Zaragoza: M. Sala Asensio, *Zaragoza y sus edificios*, Zaragoza 1903; A. Magaña Soria, *Zaragoza monumental*, Zaragoza 1919; Toledo: F. Urabayen, *Toledo: Piedad* (2. Aufl. Madrid 1925) und *Toledo la despojada* (Madrid 1924); Sevilla: J. Gestoso y Pérez, *Sevilla monumental y artística*, Sevilla 1889—1892 (3 Bde.); A. Guichot y Sierra, *El Cicerone de Sevilla: Monumentos y artes bellas*, Sevilla 1925; A. Palacio Valdés, *La Hermana San Sulpicio;* ferner die Romane von José Mas (vgl. auch R. Cansinos-Assens, *Sevilla en la literatura*, Madrid 1922); Alhambra: L. Seco de Lucena, *La Alhambra* (2. Aufl. Granada 1920) und *Idearium de la Alhambra*, Granada 1921; ferner die Sammlung *El Arte en España*.

Die Bändchen zeichnen sich durch klaren Druck und gute Ausstattung aus und sind mit einer Reihe von Federzeichnungen versehen.

Hamburg. Wilhelm Giese.

Digitized by Google

Bibliographie.

Allgemeines.

V. Brøndal, Ordklasserne. Studier over de sproklige kategorier. Kjøbenhavn, Gad, 1928. 272 S.

E. Winkler, Grundlegung der Stilistik. Neuphilol. Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. v. M. Kuttner. Band 4. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1929. 115 S.

Coronel Ignotus (José de Etola), El Credo y la Razón. Tercera edición. Madrid, Editorial Voluntád [1928]. 371 S.

Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Zusammengestellt und eingeleitet von L. Spitzer. Zweite erweiterte Aufl. Halle, Niemeyer, 1928. 483 S.

Neuere Sprachen.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker, 1928. VI, 4 [A. Salz, Gedanken über das Schulziel der volkswirtschaftlichen Ausbildung. — M. Beck, Die neue Problemlage der Erkenntnistheorie. — W. Wüst, Einige Grundbegriffe der altindischen Geistesgeschichte. — J. Quint, Die Sprache Meister Eckeharts als Ausdruck seiner mystischen Geisteswelt. — K. Löwith, Burckhardts Stellung zu Hegels Geschichtsphilosophie. — M. Wackernagel, Die italienische Renaissance in der kunstgeschichtlichen Literatur der letzten sechs Jahre. — W. Brecht, Neue Literatur zum italienischen Humanismus]. — VII, 1, 1929, [R. Meißner, Henrik Ibsen. Eine Rede zum 20. März 1928. — F. Baldensperger, Ist die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft? Übersetzt von M. Beaufils. — R. Stadelmann, Die Anfänge einer Kulturphilosophie in Rousseaus erstem Discours. — J. Wilhelm, V. Hugo und die Antike. — G. Gelosi, Paul Heyses Übersetzertätigkeit und ihre Bedeutung für sein eigenes dichterisches Schaffen. — A. Neumeyer, Jacob Burckhardts 'Weltgeschichtliche Betrachtungen'. — Melitta Gerhardt, Die Wandlung des Schillerbildes in unserer Zeit. — W. Danckert, Das Wesen des musikalischen Impressionismus. — Fr. Roh, Zur neueren kunstgeschichtlichen Literatur über das 19. und 20. Jahrhundert].

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXVI, 7, Oktober—November 1928 [C. Klavehn, Galsworthy's Message on Education. — M. Rang, André Gide als Protestant. — A. Macdonald, English Literary Chronicle. — Fr. Karpf, Die modernen Fremdsprachen in den neuen österreichischen Lehrplanentwürfen. — M. Zimpel, Der Stand des deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Fr. Karpf, Neuere Werke über das amerikanische Englisch. — P. R. Sanftleben, Sprachbefähigung, Sprachverständnis, Sprachbeherrschung. — Fr. Augener, Wenn die Lektüre beginnt. — J. Timmer, Lehrgang für Neusprachler in Hagen. — Besprechungen]. — 8, Dezember [R. Münch, Rousseau-Stätten. — Fr. Karpf, Die erlebte Rede im älteren Englischen und in volkstümlicher Redeweise. — W. Martini, Schule und Wissenschaft. — H. Wenz, Englands indisches Problem. — O. Kolshorn, Handbewegungen als Mittel zur Aneignung der englischen Aussprache im Zusammenhang mit Betrachtungen über den englischen Anfangsunterricht. — L. Spitzer, Zu Wartburgs Französischem Etymologischen Wörterbuch. — Eug. Lerch, Nochmals der Konjunktiv des psychologischen Subjekts. — L. Spitzer, *dès et des*. — Chr. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — H. M. Schultze, Sprechmaschine und Schule. — Besprechungen]. — XXVII, 1, Januar 1929 [É. Merian-Genast, H. Fr. Amiel und das Problem der Kulturkunde. — Elise Richter, Camões der Dramatiker. — A. Paul, Vom Schülerbriefwechsel mit Frankreich, England und Amerika. — A. Pohlmann, Über

Digitized by Google

deutsch-französischen Schüleraustausch. — E. Dietze, Ferienkurse in England. — Margarete Haas, B. Shaws unromantische Auffassung der Frau. — A. Koch, Einführung in die englische Aussprache an der Hand der Grundzahlen. — Th. Schöningh, Zur Benutzung neusprachlicher Sonderwörterbücher. — J. Körner, Johann Nikolas Böhl von Faber und Aug. Wilh. Schlegel. — Mitteilung des Seminars für romanische Sprachen und Kultur der Hamburgischen Universität. — Besprechungen]. — 2, März [E. Gamillscheg, Grammatik und Stilistik. — Fr. Nobiling, Le tombeau de Charles Baudelaire. — Fr. Karpf, Der Abschluß des Oxford English Dictionary. — C. H. Mercer, International Language Institutes. — A. Pönitz, The City of London Vacation Course in Education. — E. Ziehen, The Grand Howl. — K. Schmidt, Eine Primanerfahrt nach Frankreich. — E. W. Scripture, Die Metrik in Masefields Sea Fever. — L. Wille, Französische Studienwoche der Provinz Sachsen. — Spanischer Ferienkurs an der Universität Hamburg. — Veröffentlichungen der Gesellschaft für experimentelle Phonetik. — Phonetisches Institut der Universität Wien].

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XLVIII, 5—6 [E. Lommatzsch, Die Legende von der Schmiedin der Kreuznägel Christi. — K. Lewent, Zum Jaufreroman. — Vermischtes: P. Marchot, Sur le repeuplement de l'Eburonie. — M. Regula, Zu *c'est à qui* als Affektausdruck für *à l'envi*. — B. I. Jarcho, Über die Reimsequenzen des 10. Jahrhunderts. — J. F. D. Blöte, Die Gralstelle in der Chronik Helinands und der Grand Saint Graal. — Besprechungen: H. Breuer: K. Glaser, Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters. — Fr. Beck: R. Borchardt, Epilegomena zu Dante I. — M. Kavanagh, Dante's Mystic Love. — Ch. H. Grandgent, The ladies of Dante's Lyrics. — Cl. V. Morini, Dantesca: *gli alquanti dì*. — I. E. Shaw, Dante's Gentile Donna. — I. Jordan: H. Tiktin, Rumänisch-deutsches Wörterbuch, Lief. 24/25. — A. Philippide, Origines Romînilor. — G. Pascu, Dictionnaire étymologique macédoroumain. — L. Jordan: Michael Hochgesang, Wandlungen des Dichtstils. — L. Karl: A. Jeanroy, Le Chansonnier d'Arras. — W. Benary, Berichtigungen zu S. 332 ff.]. — XLIX, 1 [M. L. Wagner, Über den verblümten Ausdruck im Spanischen. — Th. Kalepky, Zur französischen Syntax. — H. Hansen, Matias de Aguirre und seine *Navidad de Zaragoza*. — Vermischtes: P. Skok, Zu den französischen Ortsnamen. — L. Spitzer, Katal. *arna* 'Bienenstock'. — G. Moldenhauer, Nachtrag zu ZrPh. XLV, 676—711. — C. Höfner, 'Seltzame Liebes-Händel'. — Besprechungen: M. L. Wagner: F. Ortiz, Glosario de Afronegrismos. — E. F. Tiscornia, 'Martin Fierro' comentado y anotado I. — G. Rohlfs: Cl. Merlo. L'Italia dialettale. — Th. Gartner, Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern. — Eva Seifert, Die Proparoxytona im Galloromanischen. — Fr. Aeppli, Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den romanischen Sprachen. — K. Jaberg, Kultur und Sprache in Romanisch-Bünden. — R. Kron, Le petit Parisien. — R. Kron und F. W. Schröter, Stoffe zu spanischen Sprechübungen über die Vorgänge und Verhältnisse des wirklichen Lebens. — E. Hermann: L. Spitzer, Hugo Schuchardt-Brevier, 2. Aufl. — A. Meillet et M. Cohen, Les langues du monde. — W. Schmidt, Die Sprachenfamilien und Sprachenkreise der Erde. — K. Glaser: K. Voretzsch, Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität. — B. Wiese: Giornale storico della letteratura italiana Vol. LXXXIX].

Studia Neophilologica. A Journal of Germanic and Romanic Philology, ed. by R. E. Zachrisson; I, 1—2 (o. J.) [J. A. Lundell, The Swedish Dialect Alphabet. — R. E. Zachrisson, Germani, the Name and its Early History. — J. K. Wallenberg, Studies in Old Kentish Charters. — E. Staaff, Études sur les mots composés avec le préfixe négatif *-in* en français. — Miscellaneous

Digitized by Google

Notes: R. E. Zachrisson, Notes on Early Germanic Personal Names. — E. Walberg, Ancien wallon *nuaire, nuares*. — Reviews: O. Jespersen, Menneskehed, nasjon og individ i sproget (Zachrisson). — E. Wessen, Nordiska namnstudier and De nordiska folkstammarna i Beowulf (Zachrisson). — H. Kjellman, Étude sur les termes démonstratifs en provençal (Staaff). — K. Michaëlsson, Études sur les noms de personne français (Kjellman)].

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker. XLIII, 1, 1929 [G. Braun, Der Einfluß des südfranzösischen Minnesangs und Ritterwesens auf die nordfranzösische Sprache bis zum 13. Jahrhundert].

Volkstum und Kultur der Romanen. Vierteljahrsschrift, hg. vom Seminar für roman. Sprachen und Kulturen an der Hamburgischen Universität. Schriftleitung: W. Küchler und Fr. Krüger. Hamburg 1928. I, 3—4 [Fr. Krüger, Volkstümliche Namengebung. — A. Cohn, Rotrous 'Les Sosies' und Molières Amphitryon. — A. Griera, La Mariposa. — H. Petriconi, Zur Chronologie und Verbreitung des spanischen Schelmenromans. — Besprechungen: P. Fouché, Études de phonétique générale (W. Schroeder). — Ch. H. Grandgent, From Latin to Italian (G. Rohlfs). — L'Italia dialettale (E. Gamillscheg). — F. de los Ríos, Religión y Estado en la España del siglo XVI (W. Giese). — A. Sevilla, Vocabulario Murciano; Cancionero popular murciano sabiduria popular murciana (H. Meier). — O. J. Tallgren, Los nombres árabes de las estrellas y la transcripción alfonsina (W. Giese). — P. Bosch-Gimpera und G. Kraft, Zur Keltenfrage (H. Meier). — O. Antscherl, J. B. de Almeida Garrett und seine Beziehungen zur Romantik (K. Supprian). — G. Fr. Donoso, Al Margen de la Poesía (Y. P. Saavedra). — Nosotros. Número aniversario (1907—1927) (Y. P. S). — Nachträge zu Fr. Krüger, Volkstümliche Namengebung. — Mitteilungen].

Behrens-Festschrift. Dietrich Behrens zum 70. Geburtstag dargebracht von Schülern und Freunden (Supplementheft der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur). Jena und Leipzig, W. Gronau, 1929. 327 S. 20 M. [C. Appel, Die Fortführung des Provenzalischen Supplement-Wörterbuches von Emil Levy. — Ph. v. Becker, Das geistliche Morgenlied von Fleury-sur-Loire. — O. Behaghel, Lingua materna. — G. Ebeling, Auslassung eines Zwischengedankens? — E. Gamillscheg, Zur Frage der Auswahl bei der suffixalen Ableitung. — K. Glaser, Émile Verhaeren und Frankreich. — A. Goetze, Konversation. — W. Gottschalk, Die Heiligen in den sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache. — H. Heiß, Zu Molières Misanthrope. — F. Holthausen, Gotische Wörter im Romanischen. — W. Horn, Baumnamen in adjektivischer Form. — Th. Kalepky, Von den sogenannten 'Konjunktionen' im Neufranzösischen. — K. Karstien, German. *ai* im Friesischen. — E. Kredel, Verzeichnis der Schriften von Dietrich Behrens. — Dies., Chevalier d'industrie. — E. Lommatzsch, La hystoria di Piramo et Tisbe von Giovanni Saladino degli Arienti um 1470. — W. Meyer-Lübke, Unterschicht und Oberschicht und der Lautwandel. — G. Rohlfs, Lautwandel und Satzakzent. — A. Schulze, Nochmals afrz. *chaut* und *chaille*. — W. Suchier, Die Quellen von Vignys Gedicht 'Le Cor'. — W. v. Wartburg, Das Schriftfranzösische im Franzõs. Etymol. Wörterbuch. — R. Zenker, James Douglas Bruce und die Mabinogion-Frage].

Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Nr. 1: O. Fink, Studien über die Mundarten der Sierra de Gata. Friederichsen, de Gruyter & Co. Hamburg 1929. 130 S. 10 M. — Nr. 2: Fr. Rauhut, Das französische Prosagedicht. Friederichsen, de Gruyter & Co. Hamburg 1929. 120 S. 9 M.

J. Melander, Étude sur l'ancienne abréviation des pronoms personnels régimes dans les langues romanes. Uppsala, Almqvist & Wiksells, 1928. 174 S.

M. M. Odgers, Latin *Parens*, its meanings and uses. Univers. of Pennsylvania Dissertation. Linguistic Society of America, 1928. 32 S. gr. 8°.

Digitized by Google

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. LII, 1, 2, 3, [D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik. — H. Spanke, Zur Geschichte des altfranzösischen Jeu-parti. — Th. Kalepky, Zum Amphitryon-Montespan-Problem. — Syntaktisches. Vom Konjunktiv in seiner Verwendung zur Begriffsbildung. — Hat das Französische einen 'Participe passé'? — Bezeichnung von Orts- und Zeitpunkten durch Entfernungsangaben. — 'Plein les poches' (statt 'les poches pleines'). Bedeutungsschattierungen von depuis ... que. — Rien que de naturel 'nur etwas Natürliches'. — E. Lerch, Epischer Stil und 'idealistische' Neuphilologie. — G. Rohlfs, Entgegnung. — L. Spitzer, Zu Zeitschrift LI, S. 456. — Zu Zeitschrift LI, S. 466. — Referate und Rezensionen: C. Karstien: R. Ekblom, АНАРЪИНА, eine Namensunterschrift der Enkelin des schwedischen Königs Olov-Skötkonung. — W. Gundel: R. Levy, The astrological Works of Abraham ibn Ezra. — O. Bloch: Ch. Birette, Dialecte et légendes du Val de Saire. — O. Keller, La flexion du verbe dans le patois génevois. — P. Fouché, Études de phonétique générale. — W. Gerster, Die Mundart von Montana (Wallis) und ihre Stellung unter den frankoprovenzalischen Mundarten des Mittelwallis. — Bulletin de la Commission de Toponymie et Dialectologie. — K. Glaser: G. Rohlfs, Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch. — J. Schmidt: G. Bonnard, Manuel de Phonétique française. — H. Langlard, La Liaison dans le Français. — Grabert-Hartig, Deutschkunde im französischen Unterricht. — K. Lewent: C. Appel, Raïmbaut von Orange. — H. Spanke: J. Beck, Les Chansonniers des Troubadours et des Trouvères I und II. — F. Ludwig, Guillaume de Machaut, Musikalische Werke. Erster Band, 1926. Einleitung zum Gesamtwerk, 1928. — F. Gennrich, Rondeaux, Virelais und Balladen II. — W. Wurzbach: D'Aubignac, La Pratique du théâtre, ed. P. Martino, nouv. éd. — H. Stanley Schwarz, Alexandre Dumas dramatist. — J. Haas: W. S. Hastings, Balzac and Souverain. — H. de Balzac, Correspondance inédite avec la duchesse de Castries].

E. Gamillscheg, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Lief. 16—18 (Schluß des Wortverzeichnisses und Sachverzeichnis). S. 961—1136. Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchh., 1929. 6 M.

Das Adamsspiel, hg. von K. Graß, dritte verb. Aufl. Rom. Bibliothek Nr. 6. Halle, Niemeyer, 1928. 111 S. 6 M.

Sankt Alexius, hg. mit Benutzung der handschriftlichen Aufzeichnungen von Wendelin Förster von Margarete Rösler. Sammlung roman. Übungstexte Nr. XV. Halle, Niemeyer, 1928. XI u. 46 S. 1,60 M.

Gui de Cambrai, Le Vengement Alixandre, ed. by B. Edwards. Elliott Monographs ed. Armstrong Nr. 23. Princeton [1929]. 146 S.

Roman de Renart (einschließlich der franko-italienischen Branche) in Auswahl hg. von H. Breuer. Sammlung romanischer Übungstexte Nr. XVII. Halle, Niemeyer, 1929. XI u. 66 S.

A fifteenth century French Algorism from Liège ed. R. Waters. S.-A. aus Isis Nr. 38 (vol. XII). S. 194—236. Bruges 1929.

Gérard de Nevers, Prose Version of the Roman de la Violette, ed. by L. F. H. Lowe. Elliott Monographs ed. Armstrong Nr. 22. Princeton 1928. 177 S.

W. Golther, Tristan und Isolde in der französischen und deutschen Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co., 1929. 72 S. gr. 8°. 4 M.

Eug. Lerch, Historische französische Syntax. Zweiter Band (Untergeordnete Sätze und unterordnende Konjunktionen). Leipzig, Reisland, 1929. 449 S. 21 M.

A. Blinkenberg, L'ordre des mots en français moderne. Première partie.

Digitized by Google

Det kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser. XVII, 1. København 1928. 247 S.

M. Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen. Zur französischen Negation. Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. von M. Kuttner. Bd. 5. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1929. 118 S. 3 M.

Ang. Monteverdi, Rodolfo Tortario e la sua epistola ad Bernardum. Estr. dal vol. XIX degli 'Studj Romanzi' ed. da V. Rossi. Roma 1928. 43 S.

W. Küchler, Molière. Leipzig und Berlin, Teubner, 1929. 270 S. 10 M.

The Litigants being a translation of 'Les Plaideurs' of Jean Racine and an experiment in rhymed Anapaests by W. R. Dunstan. Oxford, University Press, 1928. 48 S.

A. Schinz, La pensée religieuse de Jean-Jacques Rousseau et ses récents interprètes. Smith College Studies in Modern Languages X, 1. Paris, Alcan, 1927. 52 S.

University of Oxford, Committee for advanced Studies: Abstracts of Dissertations for the degree of doctor of philosophy. Vol. I. Oxford, Clarendon Press 1928 [enthält S. 32 ff. Auszüge aus zwei Oxforder Dissertationen von E. R. Ham, Some of the Continuations of the medieval french, romance of Alexander und T. J. Wilson, La Calprenède romancier].

G. Gabor, Die Misanthropie Chamforts. Berliner Dissert., 1928. 93 S.

I. A. Henning, L'Allemagne de Mme de Staël et la polémique romantique. Première fortune de l'Ouvrage en France et en Allemagne (1814—1830). Paris, Champion, 1929. 387 S. gr. 8°.

Emma Schill, Les traductions françaises de L'intermezzo de Henri Heine. Pariser Doktorthese, 1928. 160 S.

F. Desonay, Le rêve hellénique chez les poètes parnassiens. Paris, Champion, 1928. 429 S.

C. Soula, La poésie et la pensée de Stéphane Mallarmé. Notes sur le toast funèbre. Paris, Champion, 1929. 30 S.

V. Klemperer, Die moderne französische Lyrik von 1870 bis zur Gegenwart. Studie. Erläuterte Texte. Leipzig und Berlin, Teubner, 1929. 261 S. Geb. 10 M.

Elisabeth Franke, Gustave Flauberts Novelle 'Un cœur simple' als Wortkunstwerk. Frankfurter Diss., 1929. 96 S.

E. Winkler, Stilprobleme der französischen Gegenwartslyrik. Antrittsvorlesung, gehalten am 2. Juni 1928 an der Universität Wien. 12 S.

Kr. Nyrop, Études de grammaire française. In Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-filol. Meddelelser XVI, 2 (29. Notes lexicographiques. 30. L'imparfait du subjonctif. 31. Négation explétive. 32. Étymologie de *gord*. 33. Tutoiement).

K. Lewent, *Avant-guerre* 'Vor dem Krieg'. S.-A. aus 'Die Neueren Sprachen' XXXVII, 207—218. 1929.

L.-A. Fouret, Les humanités modernes. Toulouse, Privat, 1928. 332 S.

M. Löpelmann, Des Franzosen gebräuchlichster Wortschatz. Berlin und Bonn, Dümmler, 1929. 115 S. 2 M.

C. Francillon, Un mois en France. 3e éd. revue et augmentée. Berlin und Bonn, Dümmler, 1929. 280 S. Geb. 3,60 M.

P. Hartig, Les Visions de la Vie. Eine französische Gedichtsammlung. Braunschweig, G. Westermann [1929]. 238 S. 3,80 M. — Dazu: Lehrerheft 16 S.

A. Streuber und Ph. Krämer, La France poétique. Anthologie de Poésies françaises. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 224 S. — Dazu: Beiheft. 96 S.

A. Bernhard, Französisches Lehrbuch. Oberstufe: Abschluß der Satzlehre (mit Grammatik). München, Kellerer [1928]. 118 S. 3,25 M.

Manuel de français. Französ. Unterrichtswerk für höhere Schulen. Knaben-Ausgabe. Grundbuch für Französisch als zweite Fremdsprache. Frankfurt a. M.,

Digitized by Google

Diesterweg, 1928. 184 S. 4,30 M. — Ausgabe für höhere Mädchenanstalten. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 194 S. 4,30 M.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade, Reihe A, Band 233: 'Esprit français' von Guez de Balzac bis zu den Modernen. Ausgewählte Proben hg. von E. Pariselle. Leipzig, Renger, 1929. 136 S. — Reihe B, Band 41: Crainquebille par A. France, hg. von Fr. Brüß. Leipzig, Renger, 1929. 52 S.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français, Band 237a: Art français. Hommes-Œuvres. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der französischen Kunst, hg. von O. Grautoff und W. Böhme. Mit 16 Abbildungen. 1928. 97 S. Anhang 31 S. — Band 240: Histoire de France, Cours moyen p. E. Laviße, hg. v. Fr. Huendgen, 1929. 61 S. Anhang und Wörterbuch 38 u. 22 S. — Band 241B: La société française dans le temps de l'art gothique, hg. v. W. Müller. 1929. 109 S. Anhang 43 S. — Band 243B: E. Renan als Mittler zwischen Frankreich und Deutschland, hg. v. P. Michaelis. 1929. 66 S. Anhang u. Wörterbuch 16 S. u. 38 S. — Band 244B: Auswahl aus H. Taines Briefen über Kunst und Politik, hg. v. R. Günther und H. Klemmer. 1929. 95 S. Anhang u. Wörterbuch 25 u. 26 S.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Théâtre français Band 79B: Scènes choisies de Cyrano de Bergerac et de l'Aiglon par E. Rossand, hg. v. J. Simon. 1929. 168 S. Anhang und Wörterbuch 91 u. 26 S.

Bibliothèque française. Französische Lektüre und Kulturkunde in Einzelheften, hg. v. K. Glaser und L. Faser: Contes choisis pour la jeunesse, hg. v. K. Glaser und Georgette Schüler. Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. 50 S. 1 M. — La Poésie française de Baudelaire à nos jours, hg. v. Fr. Rauhut. 1e partie: Baudelaire poète et critique. 1928. 45 S. 1 M. — 2e partie: De Verlaine à Valéry. 1929. 48 S. 1 M. — Voltaire, Essai sur les mœurs et l'esprit des nations, hg. v. H. Raudnitzky. 1928. 41 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Bd. 100: E. Renan, Morceaux choisis ann. par Anna Brunnemann und Ph. Roßmann. 1928. 91 u. 19 S. — Bd. 110: A. de Vigny, Morceaux choisis ann. par W. Kalthoff. 1928. 162 u. 26 S. — Bd. 112: Saint-Simon, Mémoires. Extraits chois. et ann. par M. Hagedorn. 1928. 75 u. 16 S. — Bd. 114: Quelques maîtres de la prose française contemporaine, Chois. et ann. par G. Goyert. 1929. 79 u. 8 S. — Bd. 115: Conteurs modernes I, ann. par F. Henry-d'Ollières et R. Schade. 1929. 76 u. 16 S. — Bd. 116: Le Moyen âge français. Pages choisies de Gaston Paris, ann. par Marie-Anne Kuntze. 1929. 64 u. 13 S.

Elwerts Sammlung kurzer Texte für den neusprachlichen Unterricht, Nr. 2 La tulipe noire, pièce romantique en sept tableaux tirée du roman de A. Dumas par A. Macdonald. 1928. 16 S. 0,50 M.

Gloeckners Lesestoffe aus Kultur und Wirtschaft. 8. Heft: L'Alsace-Lorraine, bearb. v. A. Lang. Leipzig, Gloeckner, 1928. 48 S. 1 M.

Westermann-Texte, hg. v. H. Strohmeyer und R. Dinkler. Französische Reihe Nr. 24: Bossuet et l'éloquence de la chaire au XVIIe siècle ed. F. Meyer. 84 S. — Nr. 29: Napoléon Ier ed. R. Salewsky. 94 S. — Nr. 40: Le mouvement réaliste et naturaliste en France éd. Jutta Tiedemann. 72 S. — Nr. 53: Retour de Bonaparte en Occident en 1799 ed. E. Runschke. 76 S. — Nr. 54: B. Constant, Réflexions sur le théâtre allemand ed. W. Waterstradt. 47 S. — Nr. 55: E. de Laboulaye, Deux contes tirés des Nouveaux Contes bleus ed. L. Pohl. 77 S. — Nr. 56: P. Sébillot, La Révolution de 1789 dans la tradition populaire ed. H. Kügler. 35 S. — Nr. 57: E. Gondinet, Le Tunnel ed. Al. Stefan. 55 S. — Nr. 60: L'éducation des filles en France pendant les trois derniers siècles ed. E. Runschke. 80 S. — Nr. 61: La Fontaine, Auswahl (2. Band) ed. A. Hornung. 74 S.

Digitized by Google

Teubners Neusprachliche Lektüre. Reihe II: Französisch. Heft 1: Chansons de geste. — H. 2: Contes du moyen âge français. — H. 3: Deux petites filles qui feront leur chemin. — H. 4: Contes du terroir I. — H. 7: Mes premières lectures II. — H. 10: Poèmes pour nos écoliers. — H. 11: Quand ils étaient petits. — H. 12: Deux mois de vacances. — H. 14: Jeanne d'Arc. — H. 19: Napoléon et son temps. — H. 20: A travers les colonies françaises de l'Afrique du Nord.

Französische und englische Lesebogen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Nr. 117: 26 französische Kinder- und Volkslieder mit Noten. — Nr. 147: Molière et la Bruyère peintres de caractères. — Nr. 149: Montesquieu et Rousseau précurseurs de la Révolution française. — Nr. 151: Les salons et le théâtre pendant la grande Révolution. — Nr. 153: Contes et récits pour garçons. — Nr. 155: Contes et récits pour fillettes. — Nr. 157: H. Taine, L'esprit classique.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Nr. 155: L. Roche, Les grands récits de l'épopée française II. — Nr. 170: Voltaire, Deux contes.

Provenzalisch.

C. Appel, Der Liebesbrief Raïmbauts von Orange. S.-A. aus den 'Mélanges Jeanroy', 1928. S. 361—374.

A. Pillet†, Zum Ursprung der altprovenzalischen Lyrik. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftl. Klasse, 5. Jahr, Heft 4. Halle, Niemeyer, 1928. S. 345—365.

Frederi Mistral. Gedichte, ausgew. u. herausg. von K. Voretzsch. Sammlung romanischer Übungstexte Nr. XVI. Halle, Niemeyer, 1928. VIII u. 91 S. 2,40 M.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. da V. Cian. Vol. XCII, 1—2 (luglio-sett.), 1928 [A. Fr. Massera, I poeti isottei (continuaz.). — G. Ziccardi, Saggi pariniani. Seconda parte. — Varietà: F. Hoyer, La politica del Guarini. Lettera inedita a Virg. Orsini (1600). — Br. Brunelli, Il patrimonio di un poeta. — A. Ottolini, Le edizioni Resnati della 'Bassvilliana' nel 1821 e le postille del Maggi. — E. Michel, Il Vieusseux ed il Guerrazzi. — La morte di G. Berchet. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca]. — 3 (ott.-dic.), 1928 [E. Santini, Le idee del Manzoni sulla tragedia e l'"Adelchi'. — Varietà: Maria Gedda, Di Niccolò Lelio Cosmico e di Lodovico Gonzaga vescovo di Mantova. — E. Filippini, Le redazioni del sermone foscoliano contro Napoleone. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliographico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — XCIII, 1—2 (genn.—marzo). 1929 [G. Spagnolo, La cultura letteraria di Arrigo da Settimello. — C. Calcaterra, La questione staziana intorno al 'Polinice' e all'"Antigone' di Vittorio Alfieri. — Varietà: Br. Nardi, Nomina sunt consequentia rerum. — Letterio di Francia, Il Bandello e la critica. Otto anni dopo. — Maria Antonietta Zanotti, Paride Zajotti e Vincenzo Monti (Da documenti inediti). — D. Bianchi, Due note foscoliane: I. Il petrarchismo dell 'Ortis'; II. Ugo Foscolo e le traduzioni. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Publicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Studi danteschi dir. da M. Barbi. Volume tredicesimo. 1928 [G. Vandelli, Per la datazione della Commedia. — A. Schiaffini, Note sul colorito dialettale della Divina Commedia. — G. Busnelli, Un famoso dubbio di Dante. Chiose e note varie: Per un mogo della 'Monarchia' di Dante (G. Negri); Inf. XXI, 67—69; 'Forse qual diede ad Eva il cibo amaro' (M. Barbi); A molti fia sapor di forte agrume (F. Maggini); Di un antico uso sintattico dei com-

Digitized by Google

plementi di luogo (G. Vandelli). — Rassegna critica: U. Mariani, Scrittori politici agostiniani del sec. XIV; H.-X. Arquillière, Le plus ancien traité de l'église (F. Battaglia). — F. Battaglia, Marsilio da Padova e la filosofia politica del medio evo (A. Solmi). — E. Flori, Il trattato 'De regimine principum' e le dottrine politiche di S. Tommaso (G. Busnelli). — W. H. V. Reade, Intellectual Toleration in Dante (G. Busnelli). — W. Seiferth, Zur Kunstlehre Dantes (V. Santoli). — E. Sicardi, La lingua italiana in Dante (A. Schiaffini). — Dante, Vita Nuova, ed. Manacorda (M. Barbi). — D. Bigongiari, The text of Dante's Monarchia (A. Mancini). — G. Lidònnici, Dante e Giovanni del Virgilio (A. Mancini). — Ders., Il 'Diaffonus' ed altri frammenti poetici di Giovanni del Virgilio (A. Mancini). — La Divina Commedia col commento scartazziniano rifatto da G. Vandelli (V. Rossi). — F. P. Luiso, L'Anziano di Santa Zita; Per la biografia di Bonagiunta Orbicciani da Lucca (A. Mancini). — E. Cocchia, Un preteso errore di Dante nell' interpretazione dell' Eneide (A. Mancini). — A. Guzzo, Il 'Paradiso' e la critica del De Sanctis; L. Russo. Per la poesia del 'Paradiso' dantesco (V. Santoli). — F. Brandileone, Perchè Dante colloca in paradiso il fondatore della scienza del Diritto Canonico (F. Ruffini). — Dante Alighieri, Isteni Színjátéka, prózában Kenedy Géza forditása (P. E. Pavolini). — Annunzi bibliografici. — Notizie].

E. Auerbach, Dante als Dichter der irdischen Welt. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1928. 221 S. 7 M.

A. E. Gilbert, Dante's Conception of Justice. Durham, Duke University Press, 1925. 244 S.

Smith College Studies in Modern Languages Vol. IX, Nos 1—4, 1927—28: Libro del Poema chiamato Città di Vita composto da Matteo Palmieri Florentino Part II: Book II XVI—XXXIV, Book II by Margaret Rooke. Northampton—Paris, 1928. 263 S.

Spanisch.

Revista de filología española, Director: R. Menéndez Pidal. XV, cuad 2°. Abril-Junio 1928 [Z. G. Villada, S. I., El códice de Roda recuperado. — P. S. Sevilla, El habla de Cespedosa de Tormes. — Miscelánea: A. Castro, La palabra 'Zebro'. — A. Castro, 'Sambenito'. — Z. G. Villada, S. I., Otro nuevo códice visigodo. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias. Cuad. 3°, Julio-Septiembre [V. García de Diego, Etimología idealista. — P. S. Sevilla, El habla de Cespedosa de Tormes II. — Miscelánea: Meyer-Lübke, Esp. 'pujar', port. 'puxar'. — L. Spitzer, Cat. '¡ray!' — J. Morawski, Encore une fois anc. fr. *cuschement*. — A. G. Solalinde. Sobre la fecha de 'perro'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Departamento de estudios hispanicos de la Universitad de Puerto Rico: Revista de Estudios hispanicos, Director F. de Onís. Tomo I, Núm. 4, Octubre-Diciembre 1928 [F. de los Ríos, Ofrenda en torno al sentido de la vida en Martí. — E. Morales, Un escritor costumbrista argentino. Apostillas a Fray Mocho. — M. J. Benardete, Góngora revaluated. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy. — El hispanismo en América. — Bibliografía hispanoamericana].

The Modern Philology Monographs of the Universitad of Chicago: El Cuento de Tristan de Leonis, edited from the unique manuscript by G. T. Northup. The Univers. of Chicago Press, 1928. 298 S. 5 $.

Clotilde Schlayer, Spuren Lukans in der spanischen Dichtung. Heidelberg, Weißsche Universitätsbuchhandlung, 1928. 100 S.

L. Pfandl, Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1929. XIV u. 620 S. gr. 8°. 29 M.

G. Moldenhauer, Die Legende von Barlaam und Jesaphat auf der iberischen Halbinsel. Untersuchungen und Texte. Romanistische Arbeiten, hg. von K. Voretzsch, XIII. Halle, Niemeyer, 1929. 348 S. 36 M.

Digitized by Google

Aubrey G. Bell, A Toledo humanist. S.-A. aus M. H. R. A. Bulletin of the modern humanities research association III, 115—130. 1929.

M. Herrero-García, Ideas de los Españoles del siglo XVII. Madrid, Editorial Voluntad S. A. [o. J.]. 655 S. 15 pes.

W. S. Hendrix and D. F. Porter, Caballeros y escuderos. The University of Chicago Press [o. J.]. 167 S. 1,50 $.

C. Castillo, Lecturas introductorias. The University of Chicago Press [o. J.]. 139 S. 1,50 $.

Der kleine Toussaint-Langenscheidt zur Erlernung fremder Sprachen durch Selbstunterricht. Spanisch von Th. Schoen. 20 Lektionen (10 Briefe) mit 3 Beilagen. In Karton und Decke 12 M. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Berlin-Schöneberg [1929]. 287 S. 12 M.

J. A. Sanjurjo, El reino de Aregia custodia, tutela, escudo, protección y defensa del Santo Grial. Santiago 1928. 85 S.

E. Quesada, Lateinamerikanische Probleme der Gegenwart. S.-A. aus 'Nord und Süd', Jahrg. 51. 11 S. Berlin 1928.

G. Moldenhauer, Aus der Tätigkeit der Arbeitsstelle für deutsch-spanische Wissenschaftsbeziehungen in Madrid. S.-A. aus Ibero-Amerikanisches Archiv, Zeitschrift des Ibero-Amerik. Forschungsinstitus der Universität Bonn, Jahrg. 3. 1929. 13 S.

Portugiesisch.

Auswahl portugiesischer Lieder, hg. von S. Pellegrini. Sammlung romanischer Übungstexte Nr. XIV. Halle, Niemeyer, 1928. 46 S. 1,60 M.

Bangerts Auslandbücherei Nr. 13, Reihe: Sprachlehrbücher Band 7: J. Huber, Praktisches Lehrbuch des Portugiesischen mit Berücksichtigung des brasilianischen Sprachgebrauches. Hamburg, Bangert, 1929. VIII u. 184 S. 5,50 M.

Rumänisch.

Fr. M. Lang, Eminescu als Dichter und Denker. Cluj-Klausenburg, Minerva-Kunstanstalt, 1928. 183 S.

I. Jordan, O carte romînească despre Spania. S.-A. aus Archiva XXXVI. Jaşi 1929. 13 S.

Digitized by Google

Hauff-Studien.

Von Paul Roggenhausen (Danzig).

1. Des Dichters Erb- und Erziehungsanlagen.

Die von Wilhelm Hauff überlieferten Bilder zeigen uns einen Kopf rein nordischen Gepräges: langschädlig und langrundschmalgesichtig, die Stirn flächig zurückgeneigt, zurückliegende Augen, wenig gebogene Augenbrauen, oben mit hoher Nasenwurzel entspringende, unten waagerecht abschließende, leicht gebogene Nase, scharf ausgesprochenes Kinn. Das ganze Gesicht klar und scharf, der Blick offen, der Mund etwas weich. Alle zeitgenössischen Schilderungen stimmen darin überein, daß er strahlende blaue Augen und dunkles — soll wohl heißen: dunkelblondes — Haar hatte.

Die Familie Hauff — 1604 von Kaiser Rudolf IV. geadelt — war während des Dreißigjährigen Krieges von Österreich nach Schwaben ausgewandert. So tritt uns Wilhelm Hauff entgegen als Schwabe rein nordischer Rassenanlage — ohne jede Beimischung dinarischer oder ostischer Elemente — mit stark bemerkbar österreichischen Wesenseigenschaften. Schwäbisch sind seine Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit, seine Neigung zur Kritik, die innere Gediegenheit seines Wesens, sein Wandertrieb, die Neigung zu behaglichem kunstsinnigem Lebensgenuß. Er vereint so Züge Hölderlins, Schubarts, Wielands. Schwäbisch ist ferner seine starke Anteilnahme am Ergehen des Vaterlandes, des engeren schwäbischen wie des weiteren deutschen, sein Mitgehen mit den Problemen der Gegenwart, das seine Werke zu einer wichtigen Quelle für die Geschichte des Geisteslebens seiner Zeit macht.

Unschwäbisch ist sein Mangel an philosophischem Sinn. Der Landsmann Schellings, Hegels und David Friedrich Strauß' findet in den Satansmemoiren für die philosophischen Deduktionen seiner Tübinger Professoren nur gutartigen Spott. Vergeblich sucht man in seinen Werken eine Spur philosophischer Problematik. Jene potenziert deutsche — bei den Schwaben Schiller und Hölderlin als so urschwäbisch in die Augen springende — Mischung von Dichter und Denker ist ihm wesensfremd. Nirgends sucht er auch seine Helden zu Trägern sittlicher Ideen zu machen. In seinen satirischen Schriften drängt sich nie eine moralische Tendenz aufdringlich hervor. Die Nachtseiten des Lebens und der Natur, in denen sein Landsmann und Vetter Justinus Kerner wühlte, geben ihm ebensowenig Stoff zu tragischer Betrachtung, wie die Seelenverfassung seiner Sonderlinge, an denen seine Zeit und sein Land so reich war. Gerade in diesem Über-

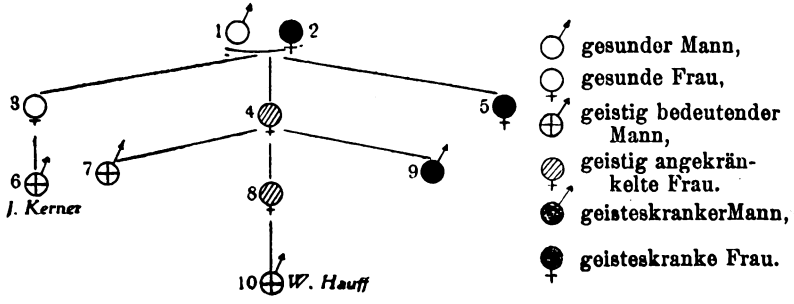
Digitized by Google

wiegen heiterer Lebensbetrachtung über 'verknopftes', oft schwerfälliges schwäbisches Sichverschließen in Gedankengebäuden ist der Einfluß seiner leichteren österreichischen Natur zu sehen.

Wenn Wilhelm Hauff vorgehalten wird (L. Berg in Vossische Zeitung 1902, Nr. 48, Beilage), er sei trotz der Satansmemoiren nicht als großer Satiriker anzusprechen, weil ihm dazu alles Dämonische, Boshafte, Rücksichtslose fehle, so ist das eine durchaus treffende Feststellung. Vor allem Boshaften und Rücksichtslosen bewahrte ihn das gemütliche Österreichertum seines Blutes. Zu der giftigen Bosheit eines Heine oder Börne würde er sich — Gott sei Dank! — nie 'emporgeschwungen' haben. Und wenn Hauff es bei seiner Anwesenheit in Berlin ablehnte, mit dem faden Witzbold Saphir in Beziehung zu treten, so vermögen wir darin eine instinktive Abwehr seiner nordisch-aristokratischen Natur gegen ihn undeutsch anmutendes Literatentum zu sehen.

Als Erbgut seiner österreichischen Ahnen können wir vor allem jene Leichtblütigkeit, jenen fröhlichen Leichtsinn betrachten, der in kleiner Dosis dem Norddeutschen pikant vorkommt, in größeren Mengen ihm auf die Nerven fällt. Bereits in den 'Memorabilien' aus der Blaubeurer und Tübinger Zeit spielen die Worte 'liederlich, lustig, fidel' eine wichtige Rolle in Hauffs Selbstcharakterisierung. In seinem Briefe an Moritz Pfaff vom 18. 2. 1827 (Hofmann S. 150) zeiht er sich 'einer so ausgezeichneten Anlage zum Leichtsinn, zum Trunk, Spiel, Lüge..., einer Anlage, die sich so frühe Bahn brach...' Das ist vielleicht absichtlich übertrieben. Aber was wir ihm zuerkennen dürfen, was uns aus Leben und Werken Hauffs immer wieder entgegentritt, das ist jene elegante, formgewandte, sonnige Wesensleichtigkeit, die gerade dem Österreichertum eigen ist. Diese Seite seines Wesens vor allem hat dem Dichter den bis zum Überdruß gehörten Beinamen des 'liebenswürdigen' eingetragen. —

Mütterlicherseits stammt Wilhelm Hauff aus einer schwer belasteten Familie. Ein Stammbaum diene zur Erläuterung:



Digitized by Google

(1) ist der 1729 geborene Oberamtmann Stockmayer (Besigheim, später Stuttgart). Seine Gattin (2) verfiel noch während der Kindheit ihrer Töchter in Wahnsinn und blieb es bis zum Tode. Ihre älteste Tochter (3) wurde die Mutter Justinus Kerners (6), eines als Kind und auch noch in späteren Jahren starken nervösen Störungen unterworfenen Mannes. Die zweite Tochter (4) heiratete den früheren Professor an der Universität Erlangen, späteren Tübinger Oberappellationsrat Karl Friedr. Elsässer. Sie verfiel bald in Trübsinn. In ihren gesunden Tagen soll sie geistreich gewesen sein und Anlage zur Dichtkunst gezeigt haben. Da es sich bei ihrem 'Trübsinn' um keinen zirkulären, sondern um einen Dauerzustand handelt, ist ihre Krankheit als 'Schizophrenie' anzusprechen. Vielleicht handelt es sich bei ihr um eine 'schizoide Angstmelancholie'. Die dritte Tochter (5) wurde wahnsinnig, sie zeigt ebenfalls alle Anzeichen einer Schizophrenie (Hebephrenie). Von den Kindern des Ehepaares Elsässer war ein Sohn (7) geschätzter Arzt, Schriftsteller im Fache der Augenheilkunde und in seinen Mußestunden Landschaftsmaler. Die Tochter (8) wurde Hauffs Mutter. Da sie in jüngeren Jahren Nachtwandlerin war, ist sie als 'schizoide Psychopathin' zu bezeichnen. Ihr Bruder (9), Christian, sollte auf der Karlsschule erzogen werden, wurde aber unheilbar wahnsinnig (vermutlich ebenfalls Schizophrenie)[1].

Bei oberflächlicher Betrachtung zeigt der Stammbaum das typische Bild der 'Mendelschen Aufspaltung'. Ebenso wie Mendel, der Vater der biologischen Rassenforschung, aus einer Kreuzung von weißen und roten Wunderblumen weiße, rote und rosa Blumen gewann, scheinen die Nachkommen eines geistig gesunden Mannes (1) mit einer geisteskranken Frau (2) sich in geistig hervorragende (10, 7, 6), geistig angekränkelte (4, 8) und geisteskranke (5, 9) 'aufzuspalten'.

Justinus Kerner, dem wir als Vetter Hauffs diese merkwürdigerweise noch nie verwerteten Angaben der Verwandtschaftsreihe verdanken ('Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit', Kapitel: Meine Voreltern), spricht ungefähr dieselbe Ansicht aus: 'Ich führe diese psychischen Zustände einzelner Glieder meiner Familie auch besonders deshalb an, weil daraus hervorgeht, wie Wahnsinn, Somnambulismus und Dichtkunst miteinander verwandt sind und oft eines aus dem andern hervorgeht. Das Gefühlsleben herrschte bei meiner Mutter durchaus vor, aber nie erlitt sie eine Störung des Geistes; es erzeugte sich in ihr kein Wahnsinn, aber, wenn man mich so nennen will, doch in ihr ein

[1] Für die medizinische Auswertung des Stammbaums, ebenso für die Feststellung der Todesursache, bin ich dem Danziger Nervenarzt Herrn Dr. von Holst zu Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Poete, und so war es auch bei Wilhelm Hauffs Mutter.' — Diese 1849 niedergeschriebenen Worte zeigen den Arzt Justinus Kerner als einen tiefsehenden, verständnisvollen Forscher, lange vor dem Aufkommen des Schlagwortes 'Genie und Wahnsinn' und lange bevor man von einer biologischen Wissenschaft sprechen konnte.

Aber die (zuerst von Lombroso, dann von Paul Radestock 1884 behauptete) schematische Wechselwirkung von Genie und Wahnsinn wird in dieser Verallgemeinerung von der modernen psychiatrischen Wissenschaft verworfen, und für den Nachweis der geschilderten 'Aufspaltung' fehlen uns die genaueren Kenntnisse der Eigenschaften der Stockmayerschen und teilweise auch der Hauffschen Vorfahren.

Bei vorsichtiger Wertung der überlieferten Angaben unter Zugrundelegung der Ergebnisse der modernen psychiatrischen und biologischen Forschung kommen wir zu folgendem Ergebnis:

In Anbetracht der nicht geringen Anzahl vermutlich schizophrener Aszendenz ist Wilhelm Hauff als erblich schwer belastet zu bezeichnen. Seine gesunde Produktivität und starke geistige Aktivität sind durch die stark entlastende Wirkung des väterlichen Stammbaums (bis zwei Jahrhunderte zurück nur geistig gesunde Menschen!) zwanglos zu erklären[1].

Als Sprößling einer schizophrenen Psychopathin ist Wilhelm Hauff als Kind 'sanft', also zweifellos schwächlich oder zum mindesten zart.

Sein älterer Bruder Hermann spricht von 'zarter Konstitution und periodischer wirklicher Krankheit', die erst im Entwicklungsalter unter dem Einfluß der kräftigen Blaubeurer Albluft endgültig einem kräftigeren Äußeren Platz machte. Bereits in früher Jugend wird eine rege Aufmerksamkeit für alles, ein glückliches Auffassungsvermögen und die Gabe, das Aufgefaßte gut wiederzuerzählen, an ihm festgestellt. Frühzeitig zeigt sich ein auffallender Hang zu den Gebilden der Phantasie[2], der sich selbst zu Flunkereien im Familienkreise verstieg. Anlage zur Mathematik und Musik zeigte sich erst später, woraus immerhin hervorgeht, daß der Dichter nicht einseitig phantasie-

[1] Zu diesen und den folgenden Ausführungen vgl. Dr. Hermann Hoffmann: 'Vererbung und Seelenleben', u. a. S. 171 (schizophrene Vererbung).

[2] Brief an Max von Seybothen (1824), Schwäb. Schillerverein, 31. Rechenschaftsbericht, S. 71: 'Ich kam nach Tübingen, ausgerüstet mit mancherlei Kenntnissen, die man gewöhnlich nicht mitbringt; ich kam aber auch mit manchem Fehler, den meine Klosterjahre (1817—1820) tragen, namentlich mit einer weiten, verderbten Phantasie.

Digitized by Google

mäßig begabt war. Seine Phantasieveranlagung suchte Befriedigung in ungeheurer Lesewut. Jugenderziehern ist dieser Kindertyp vertraut: zart, fiebernd-aufnahmefähig, verlesen. Trotz Minors scharfer Ablehnung (Göttinger gel. Anz. 1903, Nr. 9) hat Hofmann recht, wenn er als Hauffs mütterliches Haupterbteil eine nachtwandlerische Sicherheit und hellseherische Deutlichkeit im Beobachten, Planen und Entwerfen bezeichnet. Die Beobachtungsgabe des reiferen Hauff ist von verblüffender Prägnanz, seine Zukunftsphantasien haben etwas Seherhaftes, wie z. B. die Voraussicht der Herrschaft des Kapitalismus im 'Theater im Fegefeuer' der Satansmemoiren.

Als Abkömmling 'nervöser' Vorfahren eignet Hauff die Gabe feinnerviger Anempfindung und schnellen Sehens und Erfassens. Hauffs durch Vererbung vorgezeichneter Persönlichkeitsaufbau wird bezeichnend charakterisiert durch eine weitspannende Vorstellungswelt, in die er alles, was ihm begegnet, hineinerlebt, so daß ihm jede Lesefrucht, jedes Erlebnis ein Stück seines Selbst wird. Damit verbunden ist eine körperlich-gegenständliche Anschauung. So grenzt Hauff an den Typ, den der Marburger Psychologe Erich R. Jaensch 'Eidetiker' nennt. Bei dem Kapitel 'Einflüsse' soll auf diese Veranlagung näher eingegangen werden.

Zu den auf Vererbung beruhenden Eigenschaften treten die aus Umwelt und Erziehung sich ergebenden.

Das Schicksal des unschuldig auf den Hohenasperg verschleppten Vaters (vgl. Euphorion, Bd. X [1903], S. 696 f.) macht ihn zum Demokraten im alten Sinne des Wortes[1]. Im 'Jud Süß' und im 'Bild des Kaisers' zittert die Erregung über die Verhaftung eines makellosen Ehrenmannes nach; der saftige Hieb auf den alten Schürzenjäger Metternich in den Satansmemoiren steht unter dem Motto 'in tyrannos!', aber stärker als diese literarischen Auflehnungen spricht die Tatsache, daß Wilhelm Hauffs Bürgerstolz ihm verbot, seinem Landesherrn gegenüber die von Schriftstellern jener Zeit allgemein geübte Höflichkeitsform der Dedikation seiner Werke zu beobachten, eine Form, die doch bei dem so besonders württembergischen 'Lichtenstein' nahegelegen hätte. Württembergs König Wilhelm I. war für ihn der Nachfolger jenes Friedrich, der seinem Vater tiefnagendes Herzeleid zugefügt hatte. — In den Gestalten jener würdigen, erfahrungsreichen Väter, des Ritters von Lichtenstein, des Generals Willi, des alten Lanbeck, des alten Thierberg, finden wir Verkörperungen der Eigenschaften, die Hauff seinem ihm so früh entrissenen

[1] Brief an August Hauff in Nördlingen (Januar 1824), Schwäbischer Schillerverein, 31. Rechenschaftsbericht 1926/27, S. 70: '... etwas wenigstens habe ich gelernt, das kein König aus meinem Gedächtnis löschen soll: ich habe gelernt, ein freier Mann zu werden.'

Digitized by Google

Vater in verehrendem Gedächtnis zuzuschreiben nicht müde wurde. Und wenn der Dichter den alten Lichtenstein dem Herzog Ulrich in die Arme fallen läßt, als dieser sich nach neuen Verträgen und Gesetzen huldigen lassen will, so spielt da sicher die verehrende Erinnerung mit, mit der Hauff seiner für das 'gute Recht' kämpfenden Vorfahren, insbesondere seines Großvaters Joh. Wolfgang Hauff, des Rechtsvertreters der Stände gegen den Herzog, gedenkt.

Eigenartig ist die Wirkung der humanistischen Schulerziehung auf den Dichter. Württemberg, dank Klosterschulen und Landexamen, Stift und Konvikt, heute noch eine Hochburg des klassischen Gymnasiums, führte auch den jungen Hauff über den Blaubeurer 'Klosterpferch' und das Tübinger Stift kostenlos zum Beruf. Aber während bei Uhland und Schwab, bei Gustav Pfizer und Mörike, am stärksten wohl bei Waiblinger, die klassische Bildung Leben und Werke durchdrang, ist ihr Einfluß auf den Blaubeurer Klosterzögling und Tübinger Stiftler Wilhelm Hauff nicht zu spüren. Der trockene Wissenschaftsbetrieb in Blaubeuren — köstlich rekonstruiert in Max Eyths 'Schneider von Ulm' — ließ dem nervös beweglichen Knaben das 'niedere Seminar' als Zwangsanstalt erscheinen. In den Satansmemoiren läßt er den Baron von Garnmacher ergötzlich klagen über lateinischen und griechischen Formelkram. Und ganz modern mutet der Seitenhieb an, durch den er denselben Garnmacher feststellen läßt, daß man mittels des jahrelang gelernten Griechisch sich mit einem Neugriechen nicht einmal verständigen kann. So wirkt Hauff mit seiner offenkundigen Ablehnung der klassischen Bildung und seiner ausgesprochenen Vorliebe für modernes Leben und modernste Stoffe als Außenseiter seiner schwäbischen Landsleute. Auch die theologische Seite der Tübinger Stiftserziehung hat — weder nach der positiven noch nach der negativen Seite — die Wirkung auf Hauff ausgeübt, die all die anderen Stiftsgrößen davon verspürt haben.

Aus Hauffs widerborstiger Ablehnung der klassischen Bildung ist auch sein flüchtiger, oberflächlicher Standpunkt Goethe gegenüber zu erklären. Auch da ist er Außenseiter. Schwab, Uhland, Kerner bewunderten den Olympier, suchten sich ihm dichterisch zu nähern und erwiderten seinen Tadel mit ergebenem Schweigen. Als begeistertster Goethebewunderer zeigte sich Waiblinger. 'Satans Besuch bei Herrn von Goethe' in Hauffs 'Satansmemoiren' ist lediglich das Produkt eines noch nicht lange der Schulbank entronnenen Jünglings, der für den Begriff 'Klassiker' nichts übrig hatte.

Digitized by Google

2. Die Todesursache.

Als Todesursache wird bei Hauff gewöhnlich ein Nervenfieber angenommen. Man braucht nicht medizinisch geschult zu sein, um zu wissen, daß die ältere Medizin unter Nervenfieber jede ernsthafte fieberhafte Erkrankung ansah — von der Grippe bis zum Typhus —, ebenso unter Darmverschlingung jede Unterleibskrankheit, von schwerer Magenverstimmung bis zur Blinddarmentzündung, bezeichnete. Über den Verlauf von Hauffs Krankheit haben wir eine ausführliche Schilderung in dem Briefe Christian Rieckes an seinen Bruder Adolf vom 3. Dezember 1827[1]. Danach begann die Krankheit etwa am 28. Oktober, erschien zunächst nicht gefährlich und äußerte sich nur in Magenbeschwerden und allgemeinem Übelbefinden. Etwa zehn Tage nach Beginn trat eine kleine Besserung ein, die es dem Dichter erlaubte, eine kleine Spazierfahrt zu machen. Dann kam aber eine plötzliche Verschlimmerung, Hauff mußte beständig zu Bett liegen und zwang sich nur am Tage der Geburt seiner Tochter, etwa drei Stunden aufzubleiben. Einige Tage später setzte schweres Fieber ein, das die Ärzte erst als Schleimfieber, dann als Nervenfieber bezeichneten. Rieckes Bericht spricht dann von einsetzenden Delirien, unterbrochen von seltenen Momenten des Bewußtseins. Der Tod trat am Sonntag, dem 18. November, 12 3/4 Uhr mittags ein. Die Sektion ergab ein zu kleines Herz und eine zu große Milz, außerdem eine Verhärtung im Hirn.

Aus diesem an sich zweifellos zuverlässigen Bericht läßt sich folgendes feststellen: Es handelte sich bei Hauff um eine Gehirnkrankheit, und zwar spricht die Beschreibung dafür, daß es eine Enzephalitis sein könnte. Im Anschluß an eine Reihe unbestimmter körperlicher Beschwerden grippöser Art tritt eine Verschlimmerung ein, die vom Berichterstatter als Delirium bezeichnet wird. Sie ist aber lediglich als Ausbruch von Fieberphantasien, nicht von Verfolgungsideen zu werten. Die Verhärtung im Gehirn könnte eventuell als einer der Hauptsitze des entzündlichen enzephalitischen Prozesses angesprochen werden.

Oder aus der medizinischen in die Allgemeinsprache übersetzt: Hauff ist derjenigen Krankheit erlegen, die fast genau hundert Jahre später so unendlich viele Opfer verlangt hat — der Gehirngrippe. Ein durch Veranlagung und Überarbeitung geschwächtes Nervensystem hatte der Krankheit einen günstigen Boden dargeboten[2].

---

[1] Hans Hofmann: 'Wilhelm Hauff'. Frankfurt, Diesterweg, 1902. S. 110.

[2] Heinrich Smidt an Hauff, Heidelberg den 26. Novbr. 1826 (31. Rechenschaftsbericht S. 95): 'Bekanntlich können Sie das Schreiben nicht lassen, und so werden Sie von Jahr zu Jahr berühmter. Es kann aber nicht fehlen,

Digitized by Google

Mit dieser Feststellung dürfte wohl dem in den Literaturgeschichten immer noch grassierenden Nervenfieber endgültig ein Ende bereitet sein.

3. Quellen und Einflüsse.

Während noch bei der Feier des 100. Geburtstages des Dichters die Einflüsse, unter denen er arbeitete, zum großen Teil in Dunkel gehüllt waren, sind wir durch die Veröffentlichungen der letzten Jahre über die Quellen- und Einflußfrage einen bedeutenden Schritt weitergekommen. In folgendem sollen die Einflüsse, die auf den Dichter eingewirkt haben, nach dem heutigen Stande der Forschung zusammengestellt werden.

I. Gedichte.

1. Reiters Morgenlied (Morgenrot).

Nach den Forschungen von Drescher[1] und K. Hofmann[2] steht folgendes fest:

Die erste Fassung des Gedichtes vom Jahre 1824 beruht auf einem mündlich verbreiteten Volkslied, das zurückgeht auf ein fliegendes Blatt von etwa 1790, welches seinerseits auf ein Gedicht von Christian Günther 'Abschied von der ungetreuen Geliebten' zurückgeht. Dieses wieder ist die schriftliche Fixierung eines — ungefähr zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges — vorhanden gewesenen Volksliedes, dessen Grundgedanke etwa war: 'Alles Irdische ist vergänglich, auch der Mensch stirbt rasch dahin, wie die Blume welkt.' Dazu hat Hauff hinzugefügt den Gedanken vom Reitertod, ausgemalt angesichts der Morgenröte. Die Gegensätze der Motive des Morgens und des Abends spielen in acht Gedichten Hauffs eine Rolle.

2. Sehnsucht.

Die kehrreimartige Wiederholung des Heimwehgedankens erinnert stark an Byron: 'The Castled Crag of Drachenfels'.

---

daß Sie, infolge der ungeheuren geistigen Aufreibung, über kurz oder lang in der Blüte Ihrer Jahre das Zeitliche segnen.'

[1] Max Drescher: Die Quellen zu Hauffs 'Lichtenstein'. Leipzig, Voigtländer, 1905. S. 126 ff.

[2] K. Hofmann: Zur Geschichte eines Volksliedes. Pforzheimer Programm.

Digitized by Google

Zur Biographie des Tiroler Dichters Joh. Chrys. Senn.

Von Moriz Enzinger*.

Über dem Tiroler Dichter Johann Chr. Senn (1795—1857) scheint auch noch nach seinem Tode ein Unstern zu walten. Man hat sich vielfach mit ihm beschäftigt, aber zumeist in Lokalblättern. Zu einer größeren Darstellung seines Lebens und vor allem seines Schaffens fehlen noch vielfach die Grundlagen. Nun hat F. Schumacher schon 1907 und 1912 in den 'Neuen Tiroler Stimmen[1]' eine Reihe von Akten der ehemaligen Polizei-Hofstelle abgedruckt, die aus dem Ministerium des Innern stammten, später im Wiener Justizpalast im Archiv des Bundeskanzleramtes untergebracht waren. Er hat die dortigen Funde durch Akten aus dem Innsbrucker Statthalterei-Archiv glücklich ergänzen können. H. Klein hat dann in seinem umfangreichen biographischen Aufsatz in den 'Innsbrucker Nachrichten' 1921[2] eine Reihe weiterer Akten, die durch den Umsturz zugänglich geworden waren, benutzt, A. Brandl steuerte kürzlich einiges Neue bei[3]. Ein glücklicher Zufall brachte es mit sich, daß bei neuerlichem Suchen noch vor dem Brand des Wiener Justizpalastes einige Dinge zutage gefördert werden konnten, die nun im wesentlichen die Grundlagen für die folgenden Ausführungen bieten.

I.

Zunächst aber sei Senns Taufzeugnis veröffentlicht, da sich immer wieder falsche Angaben über sein Geburtsjahr finden[4].

Geburts- und Taufmatrikeln der Pfarre Pfunds, litt. G., fol. 724.
Johann Chrysostomus Senn
ist geboren zu Pfunds, Hs. Nr. 12, am 1. April / : 7 Uhr früh : / 1795.
Getauft: Von Ignaz Deisselbach, Curat.
Ehelicher Sohn des Franz Michael Senn, dzt. Richter und Gerichtsschreiber allda, und der Barbara Zollerin.
Pate war Josef Greil von hier statt Johann Chrysost. Linser zu Landeg.

II.

1807 kam Senn nach Wien in das Stadtkonvikt, wo er mit dem Komponisten Franz Schubert und anderen zusammentraf. Josef Kenner[5], Statthaltereirat zu Ischl, schreibt auf eine Anfrage Ferdinand Luibs am 22. Mai 1858 aus der Erinnerung[6]:

'Josef [!] Senn war gleichzeitig mit Schubert im Wienerconwicte, wie manche andere Söhne von Tiroler Führern des Jahres 1809. Ein herrlicher

* Ergänzungen und Auflösungen in eckigen Klammern, Zusätze des Herausgebers kursiv in eckigen Klammern!

Digitized by Google

warmfühlender Jüngling, von gedrungener Stärke, ein starrköpfiger Philosoph offen dem Freunde, verschlossen den Übrigen: freymüthig, heftig, Haßer äußeren Zwanges.

Sein Schicksal erregte meine tiefste wehmüthige Teilnahme: ich sehe noch den blühenden jungen, feurigen Mann vor mir, wie er damals war.

Die Disciplinarstrafe eines Cameraden erregte glaublich 1814 od[er] 1815 den Aufstand seiner ganzen Kamerade, welche ihn mit Gewalt seiner heimlich vollzogenen Karcerhaft entledigen wollte. Senn war Theilnehmer, wie Rueskäfer[7], der nun Unterstaatssecretär im Finanzministerium ist, Rueskäfer tratt sogleich freywillig aus dem Convicte; Senn verlohr seinen Stiftplatz, weil er obschon arm [*sich*] nicht gegen seine Überzeugung zur Anerkennung der Rechtmäßigkeit jener Strafe verdemüthigen konnte: seine Freysinnigkeit wurde anrüchig, seine Unbeugsamkeit schien gefährlich. Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Schubert dürfte er schon früher im Convicte gekannt haben; später mußte er ihn wohl bei Spauns[8] od[*er*] Mayrhofer[9].— vielleicht bey Schober[10] gesehen haben.'

Zu der ganzen Affäre wäre die Darstellung von O. E. Deutsch, Das k. k. Stadtkomvikt zu Schuberts Zeit (nach Akten des Wiener Staatsarchivs, S. A. 1928, S. 484 ff.) heranzuziehen. Hier wird aber von Senns Teilnahme nichts berichtet.

Mit dem Dichter Franz von Schober scheint Senn früh in Beziehung getreten zu sein. Vielleicht war die Mittelsperson der Freiherr Franz von Schlechta[11], der wie Schober, zuerst in Kremsmünster studiert hatte und dann ins Wiener Stadtkonvikt gekommen war (vgl. O. E. Deutsch, S. 487 f.). Der folgende Brief, einer der ältesten, der von Senns Hand erhalten ist, läßt auf Bekanntschaft seit dem Jahre 1807 schließen. Schober, der später dann in Wien im Kreise Schuberts eine bedeutende Rolle spielte, war 1798 auf Schloß Torup bei Malmö in Schweden als Sohn einer Österreicherin geboren und kam nach dem Tode des Vaters schon als Kind nach Wien. Die Mittelschulstudien machte er in Kremsmünster (1808/09 bis 1812[12]). Von da trat er, durch Regierungsrat Huber, einen Freund des Spaunschen Hauses in Linz empfohlen, mit Anton von Spaun in Beziehungen[13]. Max von Spaun, der 1797 in Linz geboren war und 1806/07—1813 in Kremsmünster studierte[14], kam später mit Senn im Wiener Stadtkonvikt zusammen. Er spielte dort im Orchester das Cello[15]. Joseph von Spaun[16], der ältere Bruder Antons, studierte seit 1806 in Wien Jus und wohnte im Stadtkonvikt, wo ihm Schubert als Zwölfjähriger entgegentrat[17]. Mit Schober befreundete sich Joseph von Spaun im Kremsmünsterer Konvikt, wo er Schober, der dort als nordischer Stiftling weilte, 'als schönen, liebenswürdigen Knaben kennenlernte[18]'. Der Mittelpunkt in Linz aber war Anton von Spaun, der eine Reihe junger Freunde um sich scharte. 'Es entstand auf diese Weise ein Verein, ohne Namen, ohne Statuten, ohne Formalitäten, der sich weiter und weiter ausbreitete. Die Abwesenden wurden durch Briefe Antons, die durch ihre innewohnende Begeisterung immer auch wieder Begeisterung hervorriefen, wach und thätig erhalten, auf die

Digitized by Google

Anwesenden aber, die sich alle liebend an ihn anschmiegten, wirkte er durch Wort und That.' Der Verein erregte aber allmählich Verdacht und wurde scharf beobachtet[19].

An Schober.[20]

den 25. Nov. 1814.

Lieber Freund!

Als wir uns vor sieben Jahren in den äußersten Vorzimmern der Wissenschaften zufällig sahen; als Du wegen Deiner Halstracht gestraft, und wegen Deines guten Examens gelobt wurdest: da dachte ich wohl nicht, daß ich Dir einst so nahe, und durch solche Verhältniße mit Dir in Verbindung komen würde. Aber da es sich nun so schön gefügt, so laß es uns auch benützen.

Ich bin gewaltig aufgelegt, eine kleine, trockene filologische Betrachtung anzustellen. — Nun, wirst Du mit einigen Unmuthsfalten sagen, das heiß ich doch 'schön benützt'; möchte er sich dergleichen doch bis [ins *gestr.*] folgendes Jahr, und in seine Pensum-Theke sparen. — Aber es ist nun nicht anders, Du mußt durch den Sumpf waden, und alles was ich [*ü. d. Z.*] Dir hierin thun kann, besteht in dem Rathe, Dir um einige gute Beygedanken umzusehen, auf denen Du gleichsam als auf erwünschten Brettern, unbenäßt und unbeschlamt hinüber komest. —

Zuerst eine Vergleichung der drey Wörter νεος. juvenis, Jüngling. Offenbar liegt in dem ersten (Neuling) der Vorwurf der Unerfahrenheit; u. es kann nur ein grämlicher Alter gewesen seyn [*ü. d. Z.*], der stolz auf seine erworbene Lebensklugheit u. Erfahrung, aus allen Prädikaten, die dem Jünglinge zukommen, gerade dieses herausgehoben, u. zur Bezeichnung desselben [*ü. d. Z.*] gewählt. Der vorgeworfene Mangel ist zwar wohl wahr u. ziemlich allgemein; allein manche Vorzüge wären dieß nicht minder gewesen. —

Wenn juvenis, wie ich mir einbilde, von juvo hergeleitet wird, so [hat *gestr.*] kann wirklich ein herrlicher u. gemüthlicher Sin darin liegen. Ich denke mir dann einen sterbenden Vater, der für [*ü. d. Z.*] seine[n]theils noch unmündigen Kinder[n], u. seine Vaterliebe nichts hat, als die Hoffnung, die auf dem Erstgebornen beruht: 'Is vobis juvenis erit, er wird euer Helfer und Vater seyn', wie Christus am Kreutze der Maria in Johannes [seine *gestr.*] ihre Stütze weiset.

Was jung ist, regt sich in frischer, voller, unverbrauchter Kraft; sie findet sich auch im jungen Menschen, und aus ihrem Gefühl geht Edles und Großes hervor. Dieß bemerkte der Teutsche, und sagte: Jüngling.

Unstreitig hat also das teutsche: Jüngling den Vorzug vor νεος u. juvenis, schon dem Begriffe nach.

Zudem, hast Du schon einmal den schönen Mechanismus dieses Wortes bemerkt? — Jüngling. Wie stolz u. groß steht der Anfangsbuchstabe da — (nicht der meine — der ideale) wie traulich schmiegen sich die Ranken um den festen Stamm seiner Kraft; Ist nicht das ü ein lebendiges Bild des Altars u. der Flamme in seiner Brust? — Und die Buchstaben, welche die reimenden Laute trennen, sie sind das Hindernde, Schlechte u. darum Gemeine, das sich seiner feurigen Kraft entgegenthürmt. Hat er aber siegreich gerungen, steht er einig u. schön in seiner Glorie da: dann antwortet ihm jeder angeklungene Ton seiner Seele im gleichgesinnten Freunde wieder, und in der schönen Natur.

Als wir uns nach zu kurzem Beysamenseyn das erste Mal trennten, sagte ich Dir, Du habest mich schon lange beschäftigt. Und so war es auch. Seitdem ich von Kremsmünster Sachen u. Nahmen hörte, faßte ich keinen so schnell und gerne auf, als den Deinen. Ich hatte Dich schon, wenn auch nur in kalter Ferne, gekannt. Dein Bild war mir geblieben, und Max[21], der

Digitized by Google

Dich liebt, verschönerte es imer mit neuen u. geistigen Zügen. So kam endlich eine große u. schöne Gestalt hervor, sie hieß: Jüngling.

J. Senn.

Grüße mir die Übrigen, u. entschuldige mich — besonders bey Haas[22], dem ich noch von jenem Donnerstage her, u. bey [*ü. d. Z.*] Kindinger[23], dem ich aus alten Ansprüchen, u. aus neuen Beweggründen — Briefe schuldig bin. Ich habe jetzt drey neue Briefe unter der Presse; ich schriebe so gern an alle; aber kenne ich doch Viele noch gar nicht. Daß doch Kolbe[24] nur so kurze Zeit in Linz bleiben konnte. Auch mit [*ü. d. Z.*] Karln[25] habe ich sehr wenig seyn können in Wien. — Ich will gewiß eilen zu schreiben, damit ich nur Antwort bekome; von wem imer ich einen Brief erhalte, — es ist der erste. Wie freue ich mich darauf!

III.

Durch die Karlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 waren burschenschaftliche Bestrebungen und Vereinigungen strengstens verboten worden. Senn verkehrte nun in Wien in einem Kreise, der anscheinend solche Formen annahm. Bei einem Abschiedskommers, der dem scheidenden Alois Fischer gegeben wurde, kam die Vereinigung auf[26].

Aus dem Hauptbericht, datiert Wien, 29. März 1820[27], ergibt sich, daß der burschenschaftliche Verein von einem Studenten aus Göttingen, Gerhardi, nach Wien verpflanzt worden war. Gerhardi erschoß sich aber in Prag, ehe die Polizei seiner habhaft werden konnte. Heinemann, Philosoph im 3. Jahr aus Eichsfeld im Hannoverschen, nannte eine Reihe von 'Mitkommersanten', von denen einige Erwähnung verdienen.

[28]3 Dopplhof B[on]. Sohn des Hofrathes (hat auch präsidirt *gestr.*) und scheint schon sehr graviert[29].

42 Badenfeld Student (auf fr[eiem] F[uß] *gestr.*[30]).

52 Scheiger, Jurist, gehört zu den Gravirtesten und in politischer Hinsicht besonders bedenklichen Individuen[31].

53 Kisling, Franz, gewesener stadthptmannschaftl. Praktikant ist mit Scheiger von gleichem Kaliber[32].

54 Senn, Gelehrter (auf fr[eiem] F[uß] *gestr.*) und Informator des *sub* 3 vorkomenden Baron Dobbelhof ein in politischer Hinsicht bedenklicher und verschrobener Kopf.

Alois Fischer, der am 21. Jänner nach Tirol abgereist war, wurde unter Aufsicht und Beobachtung gestellt[33].

Im 'Verzeichnis der vorgefundenen bedeutenden Schriften' wird als Nr. 5 auch ein 'Lebensspiegel gefunden bei Scheiger' erwähnt, aus dem folgende Eintragung angeführt wird (es handelt sich vermutlich um eine Art Tagebuch):

24 Montags: [*Februar 1820*]:

... nur der Mensch bringt ein wahrhaft großes Opfer, der im Stande ist, einem heiligen Zwecke selbst das, was die Welt Ehre nennt, hinzugeben. Drum steht ein S. /:Sand:/ so hoch; weil er es nicht scheute, dem Haufen

Digitized by Google

ein gemeiner Mörder zu scheinen. Mit Senn hatte ich gestern interessante Gespräche. Unter anderem kam ich darauf, daß es noch ziemlich unentschieden sey, ob die Geduld, mit der die Deutschen so lange auf sich loshämmern lassen, wahre herrliche Geduld, oder Unvermögen sey? ob sich nicht der Satz beweisen ließe, der Zweck heilige das Mittel.

Scheiger suchte also den politischen Mord zu rechtfertigen. Daß die Erwähnung Senns in solchem Zusammenhange diesem nicht zum Vorteil gereichen konnte, läßt sich denken.

Kaiser Franz empfahl am 5. April 1820 eine scharfe Überwachung der ganzen Angelegenheit.

In einem Bericht Alois Kübecks aus Innsbruck vom 4. Mai 1820, der einen Vertrautenrapport benützt, wird über Alois Fischer berichtet: 'Als Grund, daß dies geschehen *[nämlich die polizeiliche Überwachung]* gab er *[Fischer]* an, daß 1) seine plötzliche Abreise von Wien zu einer Zeit, wo ungefähr 140 Akademiker eingezogen und Stadtarrest erhielten, zu seiner polizeilichen Beobachtung Anlaß gaben. 2) Seinen Umgang mit mehreren der polizeilichen Aufsicht unterzogenen Akademikern, vorzüglich mit dem Akademiker Senn....'

Visitationen wurden in Wien nicht nur bei Senn, sondern bei zahlreichen anderen Studenten vorgenommen. Der Vertraute Student bekam für seine Anzeige 100 fl. C. M. aus den geheimen Geldern.

IV.

Im 'Allgemeinen Tiroler Anzeiger' 1927, Nr. 106, 111, 117, 122, 128, 133 veröffentlichte F. Schumacher eine Darstellung der burschenschaftlichen Bewegung in Tirol auf Grund von Akten aus dem Wiener Justizpalaste. Die Vereinigung reichte bis 1821 zurück und wurde 1823 entdeckt. Bernhard Honstetter aus Bregenz lernte auf einer Ferienreise in Tübingen einen gewissen Wolf kennen, der mit Burschenschaften Beziehungen unterhielt. Dieser gab Honstetter Haupts Buch über Burschenschaften und Landsmannschaften, auch Follens 'Freie Stimmen frischer Jugend' brachte er mit. Als man nun einen Ausflug zum Wirtshaus Schupfen hinter dem Berg Isel unternahm, wurde dies in einem Dekret des Innsbrucker Polizei-Direktors Amberg dem Direktorat der philosophischen Studien in Innsbruck gegenüber gerügt(Innsbruck, 8. Hornung *[Februar]* 1823):.. 'Dieser Ausflug der Studenten habe ganz einen konnersirenden Verein, dergleichen verbothen sind, ähnlich gesehen, und habe seinen Grund in einem wirklichen Vereine der Art, der sich im vorigen Jahre unter dem nun ausgetrettenen Professor der Humanität Raphael Khûney [!] gebildet habe, welcher, obschon nun weit von hier entfernt, noch immer einen nachtheiligen Einfluss auf die Studenten ausübe, sie zur Verbrüderung ermuntere, ihnen überspannte Begriffe von "Student" beybringe, und sie für das griechische Zeitalter, so wie für die letzte Unternehmung der Griechen zu begeistern

Digitized by Google

suche ...' Dieser Raphael Khüeny stammte aus Bludenz in Vorarlberg (geb. 1788) und war der Sohn des dortigen Wundarztes Aloys Khüeny. Er hatte in Wien klassische Philologie studiert und als Privatlehrer gewirkt, bis er 1818 das Humanitätslehramt in Innsbruck erhielt[34]. Khüeny war für den Freiheitskampf der Griechen begeistert und stellte seinen Schülern Aufsatzthemen im Sinne der griechischen Freiheitsbewegung: 'in Briefform darzulegen, wie ein Grieche, dem Brand von Pera entronnen, sich ins Meer stürzt und von einem russischen Schiff gerettet wird'... 'Ein junger Grieche, dessen Freund von den Türken unschuldig ermordet wurde, wallfahrtet zu einem Gnadenorte, wo ihm die Befreiung seines Vaterlandes prophezeit wird.' Khüeny stand nun mit Friedrich Wilhelm Thiersch in Beziehungen[35]. Dieser wurde von Sedlnitzky, dem Polizei-Präsidenten Österreichs, 'der als vorzüglicher Agent des Griechen-Vereins in München berüchtigte Professor Thiersch' genannt (23. Okt. 1822). Als Khüeny 1822 seine Resignation überreicht hatte, ehe man gezwungen war, ihn zu maßregeln, verweigerte man ihm den Reisepaß nach Frankreich sowie auch nach Bayern. Seine Korrespondenz wurde überwacht. So findet sich in den Akten das Stück eines Briefes, den Thiersch an seine Gattin schrieb, als er auf einer Reise nach Italien am 21. September 1822 in Innsbruck und am 23. in Brixen weilte: 'Herr Professor Khüeny, dessen du dich noch wohl von seinem Besuche her erinnerst, begleitete uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Es freute ihn, daß ich ihn habe rufen lassen. Er hat, gedrängt von den [!] Neid und von den geheimen Verfolgungen seiner Kollegen, seinen Abschied genommen, um den [!] Tode durch Ärger zu entgehen, u lebt nun wieder für sich; Er wird uns im nächsten Sommer in München besuchen. Ich habe ihn wieder als einen höchst eigenthümlichen Menschen, voller selbstständiger Ansicht und erstaunlichen Tiefsinn gefunden.' Amberg berichtete dann am 17. Okt. 1822 auch noch an Sedlnitzky, Khüeny schreibe an einem Werk, das er dem König von Bayern widmen wolle, um nach Bayern berufen zu werden. Vorläufig aber suchte er seine Ideen weiter unter den Studenten zu verbreiten. Sedlnitzky beauftragte daher den Innsbrucker Polizei-Direktor Amberg am 20. Jänner 1823, 'daß Sie dem Herrn Landes *Chef* selbst auf entsprechende Weise von *Khueny's* Verkehr mit mehreren Studierenden in *Innsbruck*, u vor allem von seinem Streben, für die Sache der revoltirten Griechen zu wirken, u von seinem Plane zu einer burschenschaftlichen Studenten Feyer am nächsten 25. July in Innsbruck mitzuwirken, zu dem Ende in die Kenntniss setzen, damit der immer noch fortdauernde verderbliche Einfluss dieses Mannes auf die Gemüther seiner ehemaligen Schüler kräftig im Zaume gehalten, u seinen Umtrieben ergiebig Gränzen gesetzt werden können.'

Digitized by Google

Khüeny suchte nun anscheinend mit Bayern in Verbindung zu treten. Aus den Präsidial-Protokollen im Innsbrucker Landesregierungs-Archiv ergibt sich, daß er beim Kreishauptmann in Bregenz um einen Paß ins Ausland in literarischen Angelegenheiten eingekommen war[36], die Angelegenheit wurde der Polizeidirektion zur Äußerung übergeben. Pol.-Dir. Amberg sprach sich für die Ausstellung eines Passes aus, da Khüeny dadurch 'noch weiter vom Verkehr mit hiesiger Jugend komme[37]'. Khüeny reiste nach München, und Sedlnitzky beauftragte nun den Kreishauptmann von Bregenz, sich zu rechtfertigen, wie es Khüeny gelingen konnte, nach München zu reisen, da er doch nur einen Paß nach Wien hatte[38]. Als dann die Lehrkanzel für klassische Literatur an den Lyzeen Olmütz und Innsbruck frei wurde, wurde der Landesgouverneur Graf Wilczek ausdrücklich aufgefordert, 'dafür zu sorgen, daß *Khueny* und *Schuller*, und zwar Letzterer, wenn er sich nicht in jeder Hinsicht gebessert hat, zu keinem Lehramt in Vorschlag gebracht, in keinem Falle aber ohne allerhöchste Erlaubniß angestellt werde...'[39] Khüeny ging wieder nach Wien zurück, wo er als Privatlehrer und Schriftsteller wirkte, unter anderm auch mit Grillparzer griechische Lektüre trieb und mit ihm in Briefwechsel trat. Er machte 1829 noch Anstrengungen, in Bayern unterzukommen, wobei ihm Eduard von Schenk, ebenfalls ein führender Philhellene in München, an den ihn Grillparzer empfohlen hatte, behilflich sein sollte. Am 30. Juni 1836 starb er an der Cholera.

Auch Senn stand mit Khüeny in Beziehungen. Das brachte es mit sich, daß man vermutete, er sei neuerdings in burschenschaftliche Bestrebungen verstrickt. Ein merkwürdiges, in Geheimstil abgefaßtes Schreiben, das nur in einer Kopie vorliegt, wurde von der Polizei aufgefangen und weitergeleitet[40]:

An [*den*]
ehemaligen Professor zu Innsbruck Raphael Khüeny in Bludenz
von Innsbruck

aus Innsbruck 23. Okt. 1822

Senn an Reineke.

Es ist sehr ungewährlich hier. Reineke hat recht, daß er sich aus dem Staub gemacht. Die Gryphen greifen. Ein kaum angehender Cyclop sitzt seit einigen Tagen in ihrer Behausung. Hellen und Barbare zittert. Auch die Tarentiner machen sich gefaßt. Diese haben gegenwärtig noch eine andere Ausrichtung an den Herrn. Nämlich sie bitten u. hoffen, daß es in Betreff des grossen Schellers wenigstens bey der getroffenen Verabredung sein Verbleiben habe, und ich ihn bei der Rückkunft des Urkaphs [?] überkome. Ich sage wenigstens den im Falle der höchsten Noth würde ich, in der Voraussetzung daß Reineke unmöglich dagegen seyn könnte, das Buch anticipiren. Es wäre schrecklich, den Epops Preis gegeben zu werden. Das Enakskind muß imer noch Popp treffen. Welche Gefahren! sie müssen dich rühren, und wenn du den Barmherzigkeits-Becher getrunken hättest! Gott befohlen.

O. U.

Digitized by Google

/:Das Original Schreiben ist dem HE. Polizey Director zur Einsicht vorgelegt worden, aber zurückerhalten, und weiter befördert:/

Dieses rätselhafte Schriftstück[41] wurde von Sedlnitzky am 24. Februar 1823 an den Innsbrucker Polizeidirektor Amberg zurückgesandt:

'Zweifelsohne haben Euer [Hochwohlgeboren] bereits in das hier abschriftlich angebogene [*am Rande:* in copia] Schreiben aus Innsbruck von Senn an Reineke, oder eigentlich an den Ex Professor Raphaël Khüeny zu Bludenz Einsicht genommen.

Der überspannte liberale Ton, der darin herrscht, läßt keinen Zweifel darüber übrig, daß der Verfasser des Briefes mit jenem Joh. Senn eine und dieselbe Person sey, der im J. 1821 wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Trinkgelagen u. wegen fanatischer Hinneigung zu den Hirngespinsten von Volksthum und Repräsentativ System von hier abgeschafft, und, wie Euer [Hochwohlgeboren] aus dem dortämtlich[en] Voracten bekannt geworden seyn wird, zu Innsbruck unter polizeyliche Aufsicht gestellt wurde. Gerade deßhalb sehe ich mich zu dem Wunsche veranlaßt, daß Euer [Hochwohlgeboren] mir über den räthselhaften Inhalt der vorliegenden Pièce u insbesondere über das Verhältniß, das zwischen Senn u dem, nichts weniger als vortheilhaft bekannten Professor Khüeny besteht, helleres Licht verschaffen möchten; und indem ich Euer [Hochwohlgeboren] gefälligen Anhandlassung hierüber entgegen sehe, zugleich aber mit Beruhigung darauf zähle, daß Sie auf das Benehmen des in Frage stehenden gefährlichen Individuums, u insbesondere darauf, daß er der ihm ertheilten Weisung gemäß sich durchaus nicht mit dem Privat Unterricht befasse, fortan Ihr genaues Augenmerk richten werden, habe ich d[ie] E[hre].'

Khüeny und Senn scheinen sich nun aber auf die Dauer nicht verstanden zu haben. In einem Briefe Khüenys an Fischer vom 21. Dez. 1822, der in Polizeiabschrift zum Teil erhalten ist, heißt es:

'... Deines Briefes habe ich nur die ersten Zeilen gelesen, weil ich auch nicht mehr zu wissen brauchte und alles um diese sich drehte. Senns Brief habe ich gar nicht geöffnet, denn entweder ist etwas Rechts oder Schlechts darinn und auf beyde Fälle habe ich keine Zeit mitten unter meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen weder zur Erörterung betreff meines Annehmens noch zu Widerlegung seiner Sachen. Ich will das Meine beytragen das ich ihm nicht zu nahe tretten muß.

D[*ein*] Fr[*eun*]d Ch[*uen*]y.'

V.

Da die Regierung Senn verboten hatte, Privatunterricht zu erteilen, er sich aber damit bisher seinen Lebensunterhalt gefristet hatte, so war er gezwungen, sich nach anderem umzusehen. Er trat als Schreiber in die Dienste des Innsbrucker Advokaten Dr. Widmann, der seine Kräfte ausgiebigst verwertete. Es ist begreiflich, daß Senn bei der schlechten Bezahlung eine Änderung versuchte. Er besaß eine Schwester in Graz, auch Freunde taten sich für ihn dort um. Die Polizei erfuhr bald davon. In einem undatierten Vertrautenrapport aus dem Jahre 1823 heißt es: 'Johann Senn erhielt heute einen Brief von seiner Schwester von Gratz,

Digitized by Google

er möchte dorthin sich zu begeben, u. bei einem dortigen Advokaten unterzukommen trachten.'

Senn stieg das Wasser bis zum Hals. Er hatte Schulden, im Grunde freilich geringfügige, aber sie drückten ihn, und so ergriff er die letzte Zuflucht und ging für einen Italiener, den das Los traf, um 600 fl. zum Militär. Das war Anfang 1823. Seine und seiner Freunde Korrespondenz wurde noch genau überwacht, wie sich aus folgendem Schreiben Sedlnitzkys an den Innsbrucker Polizeidirektor Amberg ergibt[42]:

In der Zahl der Brief Copien, die mir Euer [Hochwohlgeboren] jüngst eingesendet haben, hat das [*am Rande:* in Copia das roth angestrichene Intercept./.] hierneben abschriftlich anverwahrte Schreiben des Studierenden Aloys Fischer zu Innsbruck an seinen in Brixen befindlichen Bruder meine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich wünsche aus diesem Anlasse vor Allem, daß mir Euer [Hochwohlgeboren] über die darin enthaltene Angabe, daß der bekannte, von hier in seine Heimath abgeschaffte Senn sich zum Militär anwerben ließ, und in dieser Bestimmung bereits nach Italien abging, die nöthige Verificirung gewähren; eben so ersuche ich Sie aber auch jene Maßregeln einzuleiten, die Sie für geeignet anerkennen, damit von den Papieren u. Manuscripten des Senn, die sich nun im Besitze des Akademikers Fischer befinden, so wie von den in dem Communicate erwähnten 'Schoberschen Gedichten', die allem Anscheine nach mit Senn's phantastischen Producten die gleiche verderbliche Tendenz athmen dürften, kein Mißbrauch gemacht werden könne. Daß übrigens der oben erwähnte Fischer selbst, nach der Art, wie er sich in seinem Briefe ausdrückt, u. bey dem Enthusiasmus, womit er hiernach an seinem Freund und dessen Hirngespinsten hängt, den Wunsch, ihn näher kennen zu lernen erzeugt, und die Nothwendigkeit seiner sorgsamen Beobachtung begründet, darf ich Euer [Hochwohlgeboren] nicht erst näher entwickeln; u. es erübrigt mir nur die Bitte, daß Sie mir in Sachen gewünschte Aufklärungen bald ertheilen wollen.

Ich habe d[ie] E[hre]. Sedlnitzky.

Wien den 28. Febr. 1823.

Die Abschrift von Fischers Brief lautet[43]:

Der Akademiker Aloys Fischer in Innsbruck an seinen Bruder Anton zu Brixen.

/:Vorläufig von unbedeutenden Famillien- und andern Angelegenheiten:/. ...ich lebte überhaupt sehr ruhig und vergnügt, hätte mir nicht das Schicksal meinen besten Freund von der Seite gerissen, und ihn in die Kaserne verschlossen. Es ist unser Senn —. Er trat als Einstandsmann für einen italienischen Bauern um ein geringes Geld ein. Nichts konnte ihn davon abwendig machen, und so zog er gestern mit einer Schaar Rekruten nach Italien ab. — Diese Begebenheit erschütterte nicht nur alle seine Freunde, selbst andere bejammern ihn. — Kühn und voll Ruhe kleidete er sich mit dem punten Rocke, und fügte sich unter dem Cõmando des militärischen Despotismus. Möge er als Soldat schönere Tage erleben, als er sie als Bürger erlebte!!! Ich erbte hier seine Habe. Bücher und Manuscripte lies er mir zurück. Es findet sich unter denselben so manches schöne Geschöpf seines hohen und reinen Geistes. Wie gerne wollte ich dir sie mittheilen, wären sie besser geordnet, und müßte ich nicht fürchten, daß seine Schriften von dir misverstanden werden. So behalte ich sie aber zurück, und mir bevor in den nächsten Ferien sie mit

Digitized by Google

dir zu lesen. Auch die Schoberschen Gedichte besitze ich; wahrlich ein reicher Schatz! A. F.-

Schließlich sei noch ein Schreiben Ambergs an Sedlnitzky mitgeteilt, in dem es sich im Wesentlichen um den 'Nachlaß' Senns handelt[44].

Hochgebohrener Graf!
Eure Exzellenz!

Der nehmliche Johann Senn, welcher längere Zeit zu Wien in polizeilicher Untersuchung und Verhaft war, und der vor zwei Jahren von dort nach Tirol abgeschafft wurde, ist vor beiläufig 6 Wochen Soldat geworden. Er hat sich in das hiesige Kaiser-Jägerregiment für einen Südtiroler Konsprizionspflichtigen einreihen lassen, und ist bereits nach Trient zu den ersten Bataillon des Regimentes abmarschirt. Das drückende Gefühl, das ihm einige unbedeutende, in der größten Noth gemachten Schulden auferlegten, hat ihn zu diesem Schritt verleitet, über welchen er, wie es scheint, bis jetzt noch nicht die mindeste Reue gefühlt hat.

Als Senn vor zwei Jahren hier anlangte, hatte er von keiner Seite Unterstützung; es stritt auch gegen seine Grundsätze, solche zu suchen, und er würde verhungert seyn, wenn sich der damalige Professor Khueny und die ihm verwandten Brüder Joseph und Aloys Fischer[45], wovon Ersterer Praktikant bei hiesiger Gefällen Verwaltung und Letzterer Hörer des 4ten juridischen Kurses ist, nicht seiner erbarmt, und auf eine delikate Weise so viel für ihn gethan hätten, als nöthig war, sein Leben zu fristen. Es vergingen mehrere Monathe, bis Senn von dem hiesigen Advokaten Widmann, der mit dessen grossen Talent und unermüdeten Fleiß wucherte, für den kärglichen Lohn von 15 fl RW monathlich als Schreiber aufgenomen wurde. Wenige waren von jeher die körperlichen Bedürfnisse des Senn, aber umso grösser waren die Forderungen seines Geistes und er konnte sich bei seinen nur für das kärglichste Leben bemessenen Mitteln nicht enthalten, sich hie und da ein theures Buch anzuschaffen, wornach es denn kam, daß er kleine Schulden kontrahirte, die er nur mehr durch den Entschluß für einen KonskripzionsPflichtigen um einen unbedeutenden wahrhaft von keinem Eigennutz zeigenden Preis Soldat zu werden, abtragen zu können glaubte.

Sein Betragen war durch die Zeit seines hiesigen Aufenthalts strenge sittlich und religiös; ich hatte sein Vertrauen erworben, und würde gewiß in jeder Beziehung mit Erfolg einen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, wenn ich nicht durch mehrseitig eingehollte Informazionen irre geleitet, ihm den Umgang mit Professor Khueny, der lange Zeit sowohl in moralischer und politischer als litterarischer Hinsicht sowohl im Publicum als bei den Behörden einen unverdienten Credit genoß, geduldet hätte. Der Umgang mit dem nur zu spät erst sich entlarvten Khueny war nicht geeignet, den Senn von seinen unglücklichen Geistes-Verirrungen zurückzuführen; inzwischen hat Senn nie an den Comercen, die Khueny [!] noch im vorigen Jahre[46] mit seinen Schülern veranstaltete, Antheil genomen und sonst auch nur mit wenigen Studirenden Umgang gepflogen. Seitdem Khueny von der Lehrkanzel abgetretten, und sich in vergangener Herbstzeit nach Bludenz seiner Heimath begeben, sind zwischen ihm und Senn Mißverständnisse entstanden, welche die beiderseitigen freundschaftlichen Verhältnisse auflösten, und in die größte Feindschaft ausarteten. Den Grund hievon habe ich bereits in einem unter gestrigem Datum gehorsamst erstatteten Berichte näher zu erörtern mir erlaubt[47].

Von den Büchern und Manuskripten, welche Senn dem Juristen Alois Fischer zurückgelassen hat, bin ich im Besitz. Erstere bestehen in

Digitized by Google

Ostens Mysten-Schule, ein pittoreskes Lehrgedicht über Weisheit und Wahrheit im Geiste des hohen Alterthums[48].
Anti-Hebbes [!] oder über die Gränzen der höchsten Gewalt und das Zwangsrecht der Bürger über ihren Oberherrn[49].
Funke's Naturgeschichte 1ter und 2ter Band[50].
Anti-Machiavel oder Versuch einer Kritik über Machiavels Regierungskunst eines Fürsten[51].
Förster, Beiträge zur neuen Kriegsgeschichte[52].

Die Manuskripte enthalten nebst einigen kleinen Heften schon vor einigen Jahren von Senn verfertigter Gedichte, deren Inhalt nichts Bedenkliches zeigt, mehrere Bogen hingeworfener Gedanken über Natur- Privat- und Staatsrecht, so wie mehrere Fragmente; die unverkennbar den Geruch neuerer verderblicher Philosophie an sich tragen. Ich muss mir Euer Exzellenz gnädige Weisung erbitten, was mit diesen Büchern und Schriften geschehen solle? Nach meiner ehrfurchtsvoll untergeordneten Meinung dürfte ausser Funke's Naturgeschichte und Försters Beiträge zur Kriegsgeschichte 2. dem Alois Fischer 1 nebst den besagten Heften Gedichte um so minder etwas von den übrigen Schriften und Büchern zurückgestellt werden, als er selbst unter die bedenklichen jungen Leute gehört, und er der Nehmliche ist, über welchen wegen Theilnahme an einem von mehreren Studenten zu Wien abgehaltenen Comerse in Folge eines von Euer Exzellenz an meinen Vorgänger den gegenwärtigen General Polizei Direktor in Venedig[53] unter 25ten März 1820 erlassenen hohen Auftrages ämtliche Verhandlungen eingeleitet werden mußten.

Uebrigens habe ich nicht nur den braven Herrn Obristen des Kaiser-Jägerregiments beim Eintritt des Senn in dasselbe auf dessen Hang zu politischen Schwärmereien im Vertrauen aufmerksam gemacht, sondern auch den Polizeioberkomissär v. Cronenfels zu Trient die Ueberwachung desselben solange er in dortiger Garnison bleiben sollte, dringendst anempfohlen.

Indem ich hiemit den von Euer Exzellenz gnädigst erlassenen Auftrag vom 28ten v. M. ehrfurchtsvoll erledige, erlaube ich mir noch die unterthänigste Bemerkung, daß ich nicht zweifeln wollte, daß der Militärstand auf Senns düstere Gemüthstimmung wohlthätig einwirken, dessen Grundsätze verändern und daß er bei seinem festen religiösen Sinn den geleisteten Eid der Treue nie verletzen werde.

Ich geharre mit tiefster Verehrung

Hochgebohrner Graf!

Euer Exzellenz! unterthänigster Diener

Amberg.

Innsbruck am 12t. März 1823

Ein zweiter Brief Senns an Khüeny, der interessante Aufschlüsse über Senns Abschied vom Militär und seine weiteren Pläne gibt, sei wegen dieses Themas und aus chronologischen Gründen hier angeschlossen[54].

An Reinecke.

Deinen Urbrief vom 12. May aus Wien habe ich am Fronleichnahmstage in Mantua erhalten, als ich eben mit dem Bataillon auf dem Rückmarsch aus der Romagna in die Festung eingerückt war. Du kannst dir kaum vorstellen, wie einen ein deutsches Wort in Italien, besonders ein so offenes und gutes, freudig anspricht! Indessen muß ich Dir schon sagen, daß du mir diesen Brief gewisser Maßen schuldig warst, da du mir aus deinen religiösen Ueberzeugungen, ungeachtet so häufige Veranlassungen der

Digitized by Google

Eröffnung vorhanden waren, ein Geheimniß gemacht hattest, welches du [gegen *gestr.*] Personen, die schwerlich so viele Ansprüche als ich darauf haben mochten, ohne Bedenken enthülltest. Ich behalte mir vor, über so manchen Punct jenes Briefes mit Dir zu verhandeln, wo möglich in Person, wenn du nämlich wieder hieher komst, und ich, wie ich hoffe, hier seyn werde. Denn ich befinde mich hier zwar nur in Urlaub, um wegen hepathischer Beschwerden das Bad zu gebrauchen; allein dieser Urlaub wird sich verlängern, und wahrscheinlich wird ein beständiger Aufenthalt daraus werden. Ich bin nämlich des Soldatenspielens herzlich satt, und lasse mich pensionieren, wozu meine notorische Kurzsichtigkeit Veranlassung gibt. Mein einziges Sinnen und Trachten ist dahin gerichtet, in ein literarisches Element zu komen, obwohl ich noch nicht sehe, wie und wo? Indessen lasse ich mich nicht durch Irrwische verleiten, wie z. B. meine kürzliche Ernennung zur Professur des Militär-Geschäftsstyls in der Neustädter-Akademie; denn solches hieße erst recht eigentlich dem literarischen Tod in den Rachen laufen! — Was meinst denn du? Kannst du mir gar keinen erklecklichen Rath geben? Laß doch hören, wenn es dir gefällt! — Aufgelegt bin ich noch zu allem, jung bin ich noch wie mit 16 Jahren; die Zeit ist über mir hinweggegangen wie ein Lastwagen über eine Schildkröte. Wenn nur etwas Erquickliches mir wieder einmahl begegnete, nachdem ich so viel Unschlündiges verdaut habe! Beiliegt ein wildes Gedicht[55] von mir, woran du dich erbauen magst, wenn du kannst. Adieu.

Innsbruck d/. 15/9 1831. Quis sim, cognosces.

Von weiteren Akten, die Senn betreffen, konnte ich nur mehr zwei Stücke ausfindig machen, in denen Maria Anna Senn, 'Wiener Magistratsratswitwe', des Dichters Stiefmutter, um Pensionserhöhung ansuchte (1828) und um eine Unterstützung für ihre zwei studierenden Söhne bat (1830)[56]. Es waren dies die Stiefbrüder Senns, Josef und Franz.

Es ist nur eine spärliche Nachlese, die hier geboten wurde[57]. Aber da durch den Brand des Wiener Justizpalastes am 15. Juli 1927 auch die Reste aus dem reichen Bestand des Archivs der ehemaligen Polizei-Hofstelle wohl noch länger unbenutzbar bleiben werden, mag demjenigen, der sich mit Senn näher beschäftigt, selbst mit solch rudimentären Veröffentlichungen gedient sein.

Anmerkungen.

I.

[1] Neue Tiroler Stimmen 1907, Nr. 152, 167, 171; 1912, Nr. 256, 257.

[2] Innsbrucker Nachrichten 1921, Nr. 191—94, 196—200, 202—203.

[3] Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 154 (1928), 183 ff.

[4] Den Auszug aus der Taufmatrik verdanke ich dem gütigen Entgegenkommen des Hochw. Herrn Leo Voegl, Pfarrer zu Pfunds in Tirol. Danach wäre Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 154, 189 zu berichtigen, wo der Fehler um so merkwürdiger ist, als es sich doch um ein amtliches Schriftstück handelt. Selbst auf dem Grabstein Senns wird als Geburtsjahr irrtümlich 1792 genannt.

II.

[5] Josef Kenner, vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich 11, 167.

Digitized by Google

[6] Wiener Stadtbibliothek I. N. 3201.

[7] Michael Rueskefer Freiherr von Wellenthal, 1794—1872, vgl. Wurzbach 27, 239.

[8] Es handelt sich um die Söhne des Franz Anton Ritter von Spaun in Linz, 1753—1826, Vgl. Goedeke XII² S. 242, Nr. 8.

[9] Johann Mayrhofer, Dichter, 1787—1836, Goedeke XII² S. 243, Nr. 12.

[10] Franz von Schober, 1798—1882, Goedeke XII² S. 211, Nr. 12.

[11] Franz X. Schlechta, Freiherr von Wssehrd, geb. Pisek 1796, gest. Wien 1875. Er studierte in Kremsmünster 1811/12—1813 laut Mitteilung der dortigen Gymnasialdirektion. Vgl. Goedeke XII², S. 209, Nr. 8.

[12] Mitteilung der Gymnasialdirektion Kremsmünster.

[13] Vgl. Aus den Lebenserinnerungen des Joseph Freiherrn von Spaun, hg. v. C. Glossy, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 8 (1898) 298. Über Anton Ritter von Spaun vgl. Goedeke XII² S. 248, Nr. 24.

[14] Die Daten nach Mitteilung der Gymnasialdirektion in Kremsmünster.

[15] Vgl. O. E. Deutsch a. a. O. S. 6.

[16] Joseph Freiherr von Spaun, 1788—1865, vgl. Wurzbach 36, 80 ff.

[17] Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 8, 287.

[18] Ebenda 298.

[19] Ebenda 178.

[20] Wiener Stadtbibliothek I. N. 36. 338.

[21] Wohl Max von Spaun.

[22] Haas, F., Aus dem Wiener Freundeskreis, geb. 1799 in Salzburg, studierte in Kremsmünster 1812/13—16, vgl. Stoeßl, O., Moritz von Schwind, Briefe, Leipzig o. J., S. 30.

[23] Kindinger, Franz, geb. 1797 in Linz, studierte in Kremsmünster 1807/08—1814, dann Zögling des Wiener Stadtkonvikts, später Justizministerialrat. Er stand in Briefwechsel mit Schober.

[24] Über Kolbe vermag ich nichts beizubringen. Leider besteht noch keine Arbeit, die sich mit dem Kreis um Spaun eingehend befaßte.

[25] Karl, vermutlich Karl Kreil, 1798—1862. Vgl. Wurzbach 13, 179 ff. Er studierte in Kremsmünster 1811/12—1819 (Mitteilung der Gymnasialdirektion Kremsmünster) und hat 1812 einen Freiplatz im dortigen Konvikt erhalten (vgl. Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft. Kunst und öffentliches Leben 1863, 1. Halbband, S. 290 f. Dr. Fr. Kenner). Er starb als Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien.

III.

[26] Vgl. A. v. Helfert, Alois Fischer, Innsbruck 1885, S. 14 ff.

[27] Die benützten Akten stammen aus dem Archiv des Bundeskanzleramtes in Wien, wo die Akten der ehemaligen Polizei-Hofstelle verwahrt wurden.

[28] Die Ziffern sind die Nummern des Originalverzeichnisses.

[29] Anton Freiherr von Doblhoff-Dier, 1800—1872, Sohn des Hofrates der vereinigten Hofkanzlei Josef Freiherr v. Doblhoff-Dier, tat sich 1848 auf verschiedenen Ministerposten hervor und setzte sich für zeitgemäße Reformen ein. Vgl. Wurzbach 3, 330 f.; Allgemeine Deutsche Biographie 5, 272.

[30] Eduard Freiherr von Badenfeld, 1800—1860, aus Troppau, schrieb später unter dem Pseudonym Eduard Silesius. Vgl. F. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart 1⁶, 105; Wurzbach 1, 114 f.

[31] Ignaz Scheiger.

[32] Vgl. F. Schumacher, Neue Tiroler Stimmen 1907, Nr. 171.

[33] Vgl. A. Helfert, Fischer, S. 16 f.

[34] Vgl. August Sauer, Grillparzers Sämtliche Werke, III. Abt., 2. Band, Wien 1924, S. 342 Anm. zu Nr. 354.

Digitized by Google

[35] Friedrich Th. Thiersch, 1784—1860, stammte aus der Nähe von Freiburg a. d. Unstrut in Thüringen, kam 1809 nach München, wo er sich seit 1813 für die griechischen Freiheitsbestrebungen einsetzte. Er war der Hetärie zur Befreiung der Griechen vom türkischen Joche beigetreten, gründete 1815 in München ein Erziehungsinstitut 'Athenäum' zur Heranbildung junger Griechen zu tüchtigen Lehrern, und begrüßte die griechische Erhebung 1821 mit Begeisterung. Er trat im selben Jahre an die Spitze des Münchener Griechenvereins, veröffentlichte 1821 einen 'Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Legion in Griechenland', regte Geldsammlungen an und schrieb in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine Reihe von Artikeln, in denen er sich für die Griechen einsetzte, bis Österreichs Einspruch es ihm verwehrte. 1825 scheint er als erster den Gedanken geäußert zu haben, Prinz Otto zum Herrscher von Griechenland zu bestellen. Vgl. Frdr. Thierschs Leben, hg. v. Heinr. W. J. Thiersch, Heidelberg 1866, bes. 1, 149 ff., 154 ff.; Allg. deutsche Biographie 38, 12; R. F. Arnold, Der deutsche Philhellenismus, Euphorion 2. Erg.-Heft 1896, 71 ff. (bes. 151 ff.); Curt Erler, Der Philhellenismus in Deutschland 1821—1829, Diss., Leipzig 1906, S. 30 ff.; Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte 2 (Berlin 1926), 679 f.

[36] Präs. Protokoll 1823/3463, Nov. 17.

[37] Präs. Prot. 1823/3576.

[38] Präs. Prot. 1823/3576, Erl. v. 5. Dez.

[39] Geheime Präs. Akten, im Innsbrucker Landes-Regierungs-Archiv. 1825, 1399/8150.

[40] Archiv des Bundeskanzleramtes in Wien. Akten der Polizei-Hofstelle.

[41] Bei Erklärung dieses Geheimbriefes bleibt man auf Vermutungen angewiesen. In der Korrespondenz Khüenys mit den Studenten wimmelt es von Übernamen, die fast alle mit Ur zusammengesetzt erscheinen: Urfuchs, Urleu, Ur-Ur. Unterm 18. 12. 1822 heißt es einmal: Seniori juniori Archialopeci. Viele Bibelzitate, zahlreiche mythologische Anspielungen, besonders ägyptische und klassisch-antike, erschweren das Verständnis. Reineke ist sicher Khüeny, da er auch im Briefwechsel mit anderen so genannt wurde. Vgl. Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner (K. Enk v. d. Burg und W. Heinzel) herausgegeben von Ludwig und Richard Heinzel 1887, S. 40, 29. Nov. 1835.

Die 'Gryphen' und der 'Cyclop' dürften auf die Polizei oder ihre Helfershelfer gehen. 'Hellen', 'Tarentiner' scheinen Chiffern für die Studentenvereinigungen zu sein. Der 'große Scheller' könnte vielleicht auf Schiller gedeutet werden, dessen Werke wegen ihrer Freiheitstendenz ja bei der Regierung im Vormärz nicht gerade beliebt waren. Jedenfalls handelt es sich um ein verbotenes Buch. 'Urkaph' (falls ich richtig gelesen habe) ist unverständlich. 'Epops' ist die Polizei, ebenso wohl 'Popp'. Wer mit dem Enakskind gemeint ist, kann ich nicht sagen. — Vielleicht stammt der ganze Brief nicht von Senn.

[42] Akten der Polizei-Hofstelle, 1823/1785. Wien, Archiv des Bundeskanzleramtes.

[43] Ebenda.

[44] Ebenda 1823, 2114/297; teilweise abgedruckt von H. Klein, Innsbrucker Nachrichten 1921, Nr. 198.

[45] Die Brüder Fischer waren mit Senn entfernt verwandt.

[46] Sommer 1822.

[47] Der Bericht scheint verloren, er war weder in Wien noch in Innsbruck aufzufinden.

[48] Ostens Mysten-Schule. Ein pittoreskes Lehrgedicht über Weisheit und Thorheit im Geiste des hohen Alterthums. Mannheim 1803. (Neue Ausgabe 1828.) Verfasser ist Joh. Heinr. Bürmann; vgl. Holzmann u. Bohatta.

Digitized by Google

Deutsches Anonymen-Lexikon 3, 173, Weimar 1905. Goedeke, Grundriß zur Geschichte d. dtsch. Dichtung VI², § 294, 17 (S. 368) nennt das Gedicht nicht.

[49] Anti-Hobbes oder die Gränzen der höchsten Gewalt und das Zwangsrecht der Bürger gegen den Oberherrn von Dr. Paul Johann Anselm Feuerbach. Erstes Bändchen, Erfurt in der Henningsschen Buchhandlung, 1798. Schon in der Vorrede bezieht sich Feuerbach auf den 'neuerdings erschienen Anti-Machiavell', zu dem er Ergänzungen beibringen will.

[50] C. Ph. Funke, Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften. Neue verbesserte Auflage, Wien und Prag. Bey Franz Haas 1800. (Frühere Ausgaben 1791, 1795.) Der erste und zweite Band beschäftigt sich mit dem Tierreich und der Verwertung tierischer Produkte.

[51] Anti-Machiavel oder Versuch einer Kritik über Machiavels Regierungskunst eines Fürsten. Nach Voltaire übersetzt (von Friedrich II. von Preußen) Hamburg 1766. Eine Übersetzung war schon 1762 in Hannover erschienen. Ludw. Heinr. Jakobs Anti-Machiavell oder über die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams, Halle 1794, kann damit nicht gemeint sein.

[52] Friedrich Förster, Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte, gesammelt. Berlin 1816, 2 Bände, enthält Darstellungen der jüngsten österreichischen Kämpfe, besonders des Tiroler und Vorarlberger Krieges von 1809.

[53] Aloys Kübeck.

[54] Das Original liegt in der Wiener Stadtbibliothek, I. N. 27. 850. Reinecke ist Khüeny.

[55] Das Gedicht liegt dem Briefe nicht mehr bei, es ist daher schwer zu entscheiden, welches gemeint ist.

[56] Akten der ehemaligen Polizei-Hofstelle im Archiv des Bundeskanzleramtes in Wien.

[57] Zu danken habe ich an dieser Stelle für die Beistellung von Material und für freundliche Auskunft der Leitung und den Herren Beamten des Wiener Staatsarchivs (Archiv des Bundeskanzleramtes), des Archivs der Tiroler Landesregierung in Innsbruck und der Bibliothek der Stadt Wien, besonders Herrn Oberrat Dr. O. Kataun sowie Hochw. Herrn P. Thiemo Schwarz, O. S. B., Direktor des Gymnasiums zu Kremsmünster.

Digitized by Google

Auf den Spuren Susos in England.

Von G. Schleich (Berlin).

Nachdem ich in Bd. CLII dieser Zeitschrift der Abhängigkeit des me. Traktats 'þe seuene poyntes of trewe loue and euerlastynge wisdame' von Susos Horologium Sapientiae nachgegangen bin, will ich jetzt eine weitere Spur des deutschen Mystikers auf englischem Boden verfolgen. Sie findet sich, wie schon ten Brink (ELit. II, 360) angedeutet hat, in der von F. J. Furnivall 1896 für die EETS (LXX) unter den Digby Plays, von ihm und Alfred W. Pollard 1904 (eb. XCI) unter den Macro Plays herausgegebenen Moralität Wisdom[1] (von Collier, 'Mind, Will, and Understanding' genannt).

Ich stelle im folgenden diejenigen Stellen einander gegenüber, an denen der Einfluß von E (oder S) auf W mehr oder weniger erkennbar ist. Daß W im allgemeinen E folgt, zeigt schon die Reihenfolge der einzelnen Sätze; denn es ist ausgeschlossen, daß W durch Zufall die Gedanken Susos in einer mit E übereinstimmenden Wahl zusammengestellt haben sollte, und, wie meine Übersicht in Bd. CLII, S. 36 f. lehrt, hat E bald hier, bald da aus S seinen Stoff zusammengetragen. Wo außerdem der Wortlaut die Anlehnung an E im Gegensatz zu S beweist, habe ich das durch *kursiven Druck* angedeutet.

	Digby	(Wisdom)	E 329, 19—29
1	If ye wyll wete *the propyrte*		If þou wolt wite *þe properte and*
	And the resoun of my name imperiall,		*resone* of my name, þou schalt vnder-
	I am clepyd of hem, that in erthe be,		stande, þat I am clepede of hem, þat
	Euerlaystyng wysdom, to my nobley		livene in erþe, euerlastynge wisdam,
5	egall,		þe whiche name is most conuenient
	Wiche name accordith best in especiall		and best acordynge to myne nobleye.
	And most to me is conuenyent.		For, þowhe hit so be þat euerye per-
	Allthough eche person of the trinite		sone of þe holye trinite taken by hit
	be wysdam eternall		selfe is wisdam and alle þe persones
	And all thre on euerlastyng wysdam		togydere one euerlastynge wisdam,
	togedyr present,		neuerlese, for als miche as wisdam is
	II.		proprelye applyede to þe sone and
	Neuertheles, for as moche as wysdom		also *hit falleþ to him* by resone of
10	is propyrly		his generacione specialye, þerefore þe
	Applied to the son be reson		bylouede sone of þe fadere is takene
	And also *it falleth to hym* specially		and vnderstande in þat manere si-
	Because of his highest generacion,		gnificacione of wisdam custumablye,

[1] Ich bezeichne sie im folgenden mit W und folge im allgemeinen dem Wortlaut der Digby Plays (= D), seltener dem der Macro Plays (= M). Mit E ist gemeint 'þe seuene poyntes ...', herausgegeben von Horstmann, Anglia X, 324 ff., mit S Henrici Susonis Horologium Sapientiae, ed. J. Strange, Coloniae 1861.

Digitized by Google

Therfor the belouyd son hath this signyficacion
Customably Wysdom, now god, now man,
Spowse of the chirche and verray patron,
Wyfe of eche chose sowle: thus wysdam began.
nowe as godde and nowe as manne, now as he, þat is *spowse of his chirche,* and nowe as sche, þat is spowse and *wyfe of euery chosene sowle.*

Suso 58, 11—13. *Racionem et interpretacionem* nominis mei scire si vis, Sapienciam eternam me appellari a terrigenis cognosce: quod utique mee congruit peroptime nobilitati.

22, 25—30. Licet quelibet persona per se accepta sit sapiencia et omnes persone simul una eterna sapiencia, tamen, quia sapiencia attribuitur filio et quia racione sue generacionis *sibi convenit,* ideo dilectum patris filium sub eodem signato consuetudinaliter accepit, nunc quidem ut deum, deinde ut hominem.

Digby (Anima)

Hanc amaui et exquisiui,
Fro my yougthe this haue I sought
To haue to my spouse most specially;
For a louer of your *shappe* am I wrought.
Above all hele and bewte, that euer was sought,
I haue louyd wysdam as for my light;
For all goodnesse with hym he[1] brought.

[1] Der Wechsel des Geschlechts (E with hir, S cum illa) erklärt sich aus der Gleichstellung von wisdom und Christus; vgl. m. Bem. Arch. 152, 41.

E 329, 30—39 (Wisdom)

Hanc amaui et exquisiui a iuuentute mea et quesiui eam sponsam mi assumere et amator factus sum forme illius — þat is to seye: 'Sche þis I haue louede and I haue vtturlye sowhte fro myne ȝowþe and I haue desyrede for to haue to mye spowse, and I am made a lovere of hir *forme and schappe.*' And also in þe selfe boke þus: Super salutem et omnem pulcritudinem dilexi sapienciam et proposui pro luce habere illam, venerunt mi omnia bona pariter cum illa — 'Abouene heele and alle bewte I haue louede wisdam, and I haue purposede forto haue hir as for mye lihte, and alle godes haue comene to me with hir.'

Suso 16, 30—32. Hanc amavi et exquisivi a iuventute mea et quesivi michi sponsam assumere, et amator factus sum *forme* illius.

24, 17—19. Super salutem et omnem pulchritudinem dilexi sapienciam et proposui pro luce habere illam; venerunt michi omnia bona pariter cum illa.

Digby (Wisdom) E 329, 40—330, 9

IV.

Sapiencia speciosior[1] est sole.
I am founden light without comparison,
Of sterrys above all the disposicion,
For sothe, of light the very *brightnesse, Merour of* the devyne domynacion *And the image of his goodnesse.*

[1] specialior: DM.

Sapiencia speciosior est sole et super omnem disposicionem stellarum; luci comparata inuenitur prior; candor est enim lucis eterne et speculum sine macula diuine maiestatis et ymago bonitatis illius — þat is to seye: 'Wisdam is feyrere þanne sonne, and in comparisone of hir to liht she is fowdene passynge aboue alle þe disposicione of sterres; she is *forsoþe þe*

Digitized by Google

V.

Wysdam is better than all wordly[1] preciosnesse;
And all, that may desyred be,
Is not in comparison to my lykenesse;
The lengthe of the yeeres in my right syde be,
And in my lefte syde richesse, *ioye* and prosperite.
Lo! This is *the worthynesse of my name.*

[1] Vgl. V. 51 und Anm. zu m. Ausgabe von De claris mulieribus 296, Spies in HArch. CVI, 180, wardly honore RRav. 688, wordly worde Angl. VIII, 151, 46, in all this werd : ferd : herde : herde Ipom. 7930.

bryhtnesse of euerlastynge *liht* and þe *mirour* withowt wemme of goddes maieste *and þe ymage of his godenesse.'* Also þus: Melior est sapiencia cunctis opibus preciosissimis; et omne desiderabile non potest ei comparari; longitudo dierum in dextra eius et in sinistra illius diuicie et gloria — 'Wisdam is bettur þanne alle manere of moste preciouse godes; and alle, þat may be desyrede, may not be in comparisone lyke to hir; þe lengh of ȝeres is in hire right syde and in hir lift seyde richesses and *ioye.*' — And þus miche towchynge þe proprete and *þe worþenesse of mye name.*

Suso 16, 28—30. Sapiencia speciosior sole, et super omnem disposicionem stellarum; luci conparata, invenitur prior; vgl. hierzu HArch. 152, 39.

16, 5—8. Melior est sapiencia cunctis opibus preciosissimis, et omne desiderabile ei nón potest conparari. Longitudo dierum in dextera eius, et in sinistra illius divicie et *gloria.*

59, 21. Habes igitur *que sim* et unde processi.

VI.

Of my love to speke, it is myrable.
Beholde now, sovle, *with ioyfull mynde,*
How lovely I am, how amyable
To be halsyd and kyssed of mankynde,
To all clene sovles I am full hende
And euer present, wher that thei be.
I love the loueres withoutyn ende,
That ther loue have stedfast in me.

VII.

The prerogatyve of my love is so grett,
That, who tast therof the lest droppe, sur,
All lustes and lykenges wordely shall lete;
Thei shall seme tyll hym filthe and ordur.
Thei, that of *the hevy burthen of synne* hath cure,
My love *dischargeth* and purifieth clene;
It strengtheth the mende, the sovle makith pure,
And yevyth wysdam to hem, that perfight bene.
Who takith me to spowse, may veryly wene,
If above all thyng he loue me specially,

E 330, 9—36

But nowe, tochinge my loue, beholde *with* a *ioyefulle mynde*, howe hable I am to be louede, how lovelye to be clippede and kyssede of a clene sowle. ... (14) I am euer redye to him, þat loveþe me, forto loue ayenewarde, and with him I am present, ... (16) so þat þere is no place, but þat þere is present charite, godde ... (21) þe sengulere prerogatyfe of mye ... loue is so grete, þat, who so tasteþ þerof, þowh hit be but one lytele drope, aftere þat he schalle halde *alle* þe *lustes and lykynges* of þe worlde but as dritte. My love *descharges* hem, þat beþ ouerleyde with *þe heve birþene of sinnes;* hit purifyeþ and makeþ clene þe conscience, hit strengþeþ þe mynde and þe sowle, hit ȝeviþ fredam to hem, þat beþ parfyte ... (27) Who so takeþ me into his spowse and loueþ me above alle þinge, he lyveþ with *tranquillyte and reste,* he deeþ with sykernesse, and in a manere he biginneþ here þe blisse and þe ioyes, þat schole laste euer, worlde withowte ende ... (31) *þe hye worþinesse of*

Digitized by Google

That *rest and tranquyllite* he shall sene
And dey in sekyrnesse of ioye perpetuall.
mye love þere maye none tunge of menne ne of awngeles *pleynlye telle;* hit maye be in experience felt, but hit may not be fullye *tolde or spokene.*

VIII.

The hey worthynesse of my love
Angell nor man can *tell playnly:*
It may be felt in experience from above,
But not *spoke ne told,* at it is veryly.

Suso 62, 3—29. Respice, queso, *mentis* nunc *in iubilo,* quam abilis sim ad amandum, quam affabilis ad amplexandum et ad perosculandum, anime sincere, quam summe delectabilis ... (9) Sum denique semper presto amanti ad reamandum, presens, ... (11) ita ut non sit locus, ubi non sit presens caritas, deus ... (18) Tanta est bonitatis mee prerogativa singularis, ut, si quis ex ea vel modicam guttam ad gustandum susceperit, de cetero *omnia* huius mundi *oblectamenta* tamquam stercus reputabit. Amor meus *peccatorum sarcinis* honeratos *exhonerat,* conscienciam purificat, mentem corroborat, perfectis libertatem donat ... (24) Qui me sibi in sponsam accipit meque super omnia diligit, vivit *cum tranquillitate,* moritur cum securitate et quodammodo in presenti gaudia inchoat, que per eterna secula durant ... (28) *Eminenciam amoris mei* nulla lingwa hominum vel angelorum *sufficit enarrare.* Experiri potest, *fari* non potest.

Digby (Anima) E 330, 37—40 (Discyple)

IX.

O worthy spouse and souereyne fayr,
O swete amyke, our ioye, our blisse!

Howe manye godc þinges here I spokene, *souereynlye fayre and worþi spowse!* ... (39) Whye assayest not, whether þou mayht haue hire into þi amyke or loue?

Suso 16, 22—24. O quam multa bona audio de hac *preclarissima sponsa!* ... Quamobrem non probas, utrum eam tibi amicam habere valeas?

Digby (Wisdom) E 331, 2 f.

X.

Fili, prebe michi cor tuum!
I aske not ellys of all þi [1] substaunce.
Thi clene hert, thi meke obeisaunce —
Yeve me that, and I am content.

'Fili, prebe mi cor tuum: Sone ȝiffe me þi herte!'

[1] M, this: D.

Suso 21, 19. Prebe, fili, cor tuum michi!

Digby (Anima) E 331, 6 (Discyple)

A! *Soueryen ioy,* myn hertes affiaunce,
The fervour of my love to you I presente [represente: D],

Aa, *souereyne ioye* of my herte!

Digitized by Google

XI.

That makith [mekith D, mekyt M] my herte your love so feruent.
Teche me the scolys of your *devenyte!*

E 328, 26—34 (Discyple)

I aske of þe, þat þou teche me þat heuenelye *diuinite.*

(Wisdom)

Desire not to sauour in cunnynges to excellent,
But drede and conforme your will to me!
For it is the helefull discyplyne, that in wysdam may be:
The drede of God — that is begynnyng.

(30) Wille þou noht sauere in kunynge to hye, but drede! ... (33) Takynge owre biginnynge of helefulle disciplyne at þe drede of Godde, þe wheche is þe beginnynge of wisdam (vgl. 364, 34), I schalle teche þe.

Suso 62, 31. O *immensum* cordis mei *tripudium!*

155, 26—156, 3. Peto, ut thesaurum *sapiencie* tue michi aperias ... (29) Sapiencia respondit: Fili my, noli altum sapere, sed time! ... (156, 1) Exordium discipline salutaris a timore domini inchoantes, qui inicium est sapiencie (vgl. 168, 16), docebo te ...

Die Verse 1001—68 könnten den Gedanken nahe legen, W habe gelegentlich aus S unmittelbar geschöpft. Hier stellt nämlich W neun Gebote auf, deren Erfüllung Gott besonders wohlgefällig sei, und deren Beachtung jedesmal mit ähnlichen Wendungen dem Menschen eingeschärft wird: þat pleysythe Gode more þan (1004), þat plesyt me more specyally Than (1012), þat to mercy mor dothe me move Than (1019), þat to me ys more plesaunce Than (1026), þat to me ys more dylectacion Than (1035), þan plesyst more myn excellens Than (1044), than more plesyst me now Then (1052), þat plesythe me more onto my wyll Than (1059), þat to me more plesant ys Than (1062). S schildert 211, 9—212, 21 des Heilands Leiden in seinen verschiedenen Stufen und knüpft zehn Forderungen daran, die er jedesmal mit sic (211, 13. 17. 20. 27. 31. 212, 2. 5. 9. 16. 21) einleitet. Von diesen sittlichen Forderungen haben folgende dem Sinne, weniger dem Wortlaute nach miteinander Ähnlichkeit: *Suffyr pacyently, for my love,* off þi neybure *a worde of repreve* (W 1017 f.) = Sic homo omnia *verba contumeliosa* et turbativa *atque obprobria* et cuncta mala irrogata a malis et inportunis hominibus *pacienter ferat amore sui redemptoris* (S 211, 20—23); *Haue* pyte and *compassyon* Off þi neybur wyche ys seke and nedy (W 1033 f.) = Sic fidelis amicus suo amico dilecto mala pacienti condoleat et *conpaciatur* (S 211, 31 f.). — Die Forderung W 1058 *Oftyn prey and aske* of me erinnert mehr an *Preye and aske oftesiþes* E 326, 7 als an die entsprechenden Worte S 82, 6 Roget et postulet ac obsecret nec desistat, und die vorhin erwähnte Mahnung zur Geduld gegen üble Nachreden finden wir auch anderweit ausgesprochen (scornynges and detracciones of enuyose folke ... pacience E 340, 24 ff. = ob emulis ... derisiones seu detracciones ... paciencia S 132, 14 ff.;

Digitized by Google

pacient in despitis and *reproues* E 349, 1 = gaudere in contumeliis S 116, 3).

Nach alledem glaube ich, daß wir nur für die ersten 90 Verse unserer Moralität eine engere Berührung mit den Seven Points (E 329—31) anzunehmen haben.

II.

Für die Bestimmung der Zeit, in der Suso in England bekannt wurde, ist aus der Abhängigkeit unserer nach Pollard (Macro Plays p. XX) um 1460 entstandenen Moralität von E nichts gewonnen. Eher könnten für diesen Zweck die folgenden Betrachtungen von Nutzen sein.

An der Fassung der Seven Points (E) im Ms. Douce 114, der einzigen, die uns bisher zugänglich gemacht worden ist, haben nach Horstmann, Angl. VIII, 103 'verschiedene Hände' geschrieben, 'deren letzte von der Mitte von fol. 109 bis zum Schlusse' tätig gewesen ist; die erste ('eckig und schnörkelig') reicht von fol. 90 bis 109 und wird von mir als E^1 bezeichnet, die zweite, 'vielleicht identisch mit der, die die ersten vier Stücke im Ms. Douce 114 geschrieben hat, einer sauberen deutlichen Hand des 15. Jahrhunderts', nenne ich E^2 (d. i. Anglia X, 348, 38—389).

E^1 und E^2 unterscheiden sich aber nicht nur durch die Art der Schriftzüge, sondern auch in manchen Wortformen: E^1 schreibt gelegentlich hees neben his (332, 19. 24; 334, 6. 33; 336, 22; 338, 14; 348, 32); nur dieser Schreiber kennt hie und da -u- in Endsilben: (Gen.) goddus 345, 32, mannus 347, 6; 348, 3. 15; (Plur.) thefus 344, 45 — lengure 345, 10, swettust 344, 7 — þou betust 347, 45 — aȝeynus 332, 15; 333, 39; 342, 38, vnneþus 338, 38; usw.

Beide aber haben die mittelländischen Formen im ganzen treu bewahrt. Der Plur. Präs. endigt in der Regel auf -e(n): we fynde(ne) 343, 20; 351, 22, knowen(e) 344, 24; 368, 17, spekene 330, 31, dyen 360, 14, seen 366, 22, haue 364, 10, mowe 343, 20, be 375, 17 — ȝee failen 361, 11, seen 361, 7. 13, ben 363, 32 — þei sechene 333, 30, eschuene 333, 31, loovene, wirchepene 334, 41, fallene 335, 30, cesene 335, 36, beginnene 335, 37, mowene 337, 21, demene 337, 26, lovene, presene 337, 27, coueyten(e) 335, 36; 355, 15, lovyne 379, 19, comen 335, 37, semen 350, 32; 376, 8, ȝevene 325, 17, helpen 354, 28, leuen 354, 31, ben 350, 6; 359, 19, passe(n) 350, 35. 30, haue(n) 358, 2. 34; 352, 39, comende 337, 27, take 337, 42, meue 357, 33, schul 354, 27; 365, 8. — Is = ben, beþ ist durch 370, 26 nicht genügend gesichert (vgl. HArch. 152, 184); eine Spur nördlichen Dialekts sehe ich darin ebenso wenig wie in dem vereinzelten has þou 340, 16 (= hast þou 340, 20; 363, 46), wo t vor folgendem þ abgefallen sein kann. — Die Endung -(e)þ findet sich nur selten: ȝe beþ 335, 40, þei ryseþ 367, 45, knoweþ

Digitized by Google

379, 21, beþ 333, 30. 44; 334, 24; 350, 20; 351, 32, (lovene and) haueþ 328, 19.

Häufiger tritt -þ im Imperativ auf: beþ 346, 33, byholdiþ, takith, eschewith 360, 1, gederith 361, 9, hauith 361, 8; 363, 31 neben spende 360, 2, occupy 360, 3.

Die Formen des Präs. Sing. stehen mit der Annahme der mittelländischen Herkunft der Seven Points nicht im Widerspruch: I translate 325, 32, go, seche 378, 31, knowlech 379, 23 — þou ȝiveste 332, 25, hireste 333, 4, hast(e) 332, 27; 349, 10, redist 349, 24, che wist 353, 1, trowest þou 372, 9, seyste (frag.) ohne Fürwort 376, 8, wotist 377, 25 neben wost(e) 332, 41; 359, 9, mayest 332, 29, maist 353, 33 neben mayht(e) 334, 10; 336, 34, mayȝht 364, 29, maye 332, 32 — he brenneþ 332, 22, scheweþ 325, 24; 350, 1, putteþ 352, 29, beþ 332, 33. — Descharges 330, 24 ist die einzige 3. Sing. mit nordenglischer Endung.

'Synkopierte Präsensformen sind im ganzen selten' (Morsbach, Me. Gr. S. 17): he stant(e) 325, 20; 345, 11; 355, 28. 31, knitte 330, 26 neben knittith 369, 27, þei han 351, 23, (wen = wen[en] = ae. wênaþ 361, 40).

Von den Infinitiven sind occupien 355, 40 und felen 363, 36 f. (neben fele 371, 31; 373, 43; 388, 18) die einzigen mit der Endung -en; der Inf. leren 364, 12 braucht nicht ae. lêran zu vertreten, sondern kann für ae. leorn(an) stehen, wie es sicher mit dem Imp. lerene 340, 5 (disce S 33, 24) der Fall ist, indem sich e zwischen r und n unorganisch eingeschoben hat; vgl. m. Anm. zu 345, 19 Arch. CLII, 45 und ter[y]mes Rel. Pieces, ed. Perry 90, 83.

Neben den vielen Part. Präs. auf -ynge (336, 1; 349, 18. 26 usw.) steht apparyschande 338, 9 scheinbar mit nordengl. Endung; es ist aber in der Verbindung þe moste fayre and a. comelynesse = maxima formositas S 26, 28 adjektivisch gebraucht und vertritt das frz. aparissant; statt d sollte man t erwarten wie in plesaunde Angl. VIII, 148, 20 neben pleysant E 347, 26, in semelande, semblaunde (Antlitz) Angl. VIII, 147, 43; 181, 15; 183, 32 neben semblaunte (frz. Subst. semblant) ebd. 147, 34, deceyuaundly (frz. decevant) ebd. 143, 21.

Im Prät. endigt die 2. Sing. schwacher Verben auf -st (suffredest 337, 7, feldest 346, 17, kepedest 346, 19, knokedist 349, 20, passedist 351, 25, hardest 357, 14, haddest 362, 37, woldest 363, 46, mihtest 345, 25); þou fondist (ae. funde) 368, 45 ist eine Seltenheit neben þou fonde 357, 11, stode 344, 15, sawe 357, 16, seye (videbas S 180, 26) 368, 43, toke 346, 9, were 349, 22; 371, 40.

Im Plur. wechseln -en und Endungslosigkeit: setene (ae. sæton) 327, 26, forȝetene 327, 28, hengene 339, 4, stodene 327, 25, comene 338, 41, schyneden (ae. scinon) 353, 30, semedene 334, 43, laddene 338, 43, dispiseden 354, 30, scholdene 333, 21; schewed 385, 28, myȝt 351, 12, schulde 355, 16, didde, hadde 385, 28 f., were 375, 5.

Digitized by Google

— Als Zeugen für die Erhaltung des alten Pluralvokals stehen mir, da unser Traktat seinem Charakter gemäß nur wenige Präteritalformen bietet, nur einige Prätaritopräsentia zur Verfügung: kunne 376, 18; 379, 20; 385, 5, conne 376, 10, mow(en) (ae. *muȝon) 367, 16. 40; 372, 40, schullen 381, 33; 383, 44; 386, 7, scholle(n) 330, 30; 385, 7, schulle 378, 28, schul 383, 10; 385, 14; 387, 38. Sein Eindringen in den Singular zeigt mow 386, 37, während bygan (vor dem pluralischen Subjekt stehend) 355, 41 vereinzelt als Plural gebraucht ist.

Das Part. Prät. hat sein n nicht durchweg eingebüßt (forȝeve 378, 17, write 384, 43, forlet 357, 19, be 352, 41; 360, 10; 364, 21) und es selbst dann vielfach erhalten, wenn Nasal oder Liquida + Konsonant vorhergehen: vndernomene 336, 25, clongen 372, 26, songen 386, 10, drunken 389, 19, fallen 351, 22 f., holpen 389, 11, bounden 384, 20. 24, founden(e) 329, 44; 369, 6. 29; 373, 13 neben fonde 353, 16, comen(e) 329, 39; 363, 18; 371, 9 neben come 363, 3; vgl. ferner ȝivene 325, 13, ȝeuen 357, 35, takene 333, 28 neben take 326, 16; 357, 19, forsaken 361, 31 neben forsake 361, 33, broken 366, 36 neben broke 366, 37 usw.

'Die ae. Vorsilbe ȝe- fällt in der Regel ab und ist auch im Part. Prät. nur spärlich erhalten' (Morsbach, a. a. O. S. 17), und so kann ich nur yradde 356, 21, iqwenched 374, 18, idone 387, 37, itaryed 360, 33 als Part., ido 362, 32 (= facias S 164, 11, ae. ȝedô) als Imper. aus E^2 belegen; über isee 353, 29 vgl. HArch. 152, 49.

Von den persönlichen Fürwörtern sind für die 1. Pers. Sing. I (353, 34 f.), für 3. Fem. Sing. Nom. sche (329, 32), 3. Fem. Sing. Obl. her (387, 28), hir (349, 14), 3. Plur. Nom. þei (327, 26, þey 350, 20), 3. Plur. Obl. hem (343, 18; 355, 9) und für das Poss. 3. Fem. Sing. her(e) (348, 11; 384, 33), für das Poss. 3. Plur. her(e) (333, 20; 357, 33), hir (349, 30; 389, 9) zur Alleinherrschaft gelangt.

Die Verdumpfung des a ist für ae. â regelmäßig eingetreten [go(o)st(e) 325, 41; 389, 16, goostly 325, 2; 359, 43, brode 349, 5, hoot 372, 22, holy 349, 2, hore 356, 8, lore 353, 34, ones 377, 11, sory 359, 24, stoone 384, 3, wroþ 353, 10, behoten 336, 28; 384, 3, tokenes 337, 23; 340, 45 u. a.], während in anderen Fällen Schwanken herrscht: colde 348, 43, olde 349, 7; 359, 12, aber byholde 336, 32; 348, 41; 365, 16 neben halde 338, 8; 350, 4; 352, 16; 367, 24, hee fonde 357, 25, þonke 339, 29; 364, 4, longe 349, 5 neben hande 341, 31; 356, 6. 15; 358, 16, vndirstonde 350, 9; 352, 15 neben (vndir)stande 336, 30; 355, 2; 357, 43, stronge 361, 20 neben strange 332, 10, hanged 366, 15, lambe 370, 14; 378, 9.

Der aus ae. (an.) â + w, ȝ, h entstandene Diphthong wird für gewöhnlich mit o geschrieben: das häufige sowle 334, 26; 382, 14, knowe 381, 34, schowe 387, 5, one 333, 31 = o(o)wne 331, 32; 350, 35, owþer 385, 39, aber felawes 363, 19, felawschip 353, 29 neben felowe 358, 7.

Digitized by Google

Ursprünglich kurzes oder nachträglich gekürztes æ ist in vielen Wörtern den doppelten Weg zu a und e gegangen: masse 388, 2, messe 386, 17, he radde 356, 25, (y)radde 327, 17; 356, 21, redde (Part.) 357, 10. 26, ladden(e) (vgl. auch spradden 355, 18) 338, 43; 349, 28, ladde (Part.) 338, 45, ledde 356, 6 (Prät.), 363, 21 (Part.), laft(e) (Part.) 334, 33; 354, 23; 355, 16; 361, 12; 365, 7, (Prät.) 327, 11, lefte (Prät.) 357, 28, (Part.) 360, 43; 366, 4; 368, 19, lat (Imp.) 354, 21; 355, 21, lette (Imp.) 340, 45; 384, 22, gadir (falls es nicht unmittelbar auf ȝaderian zurückgeht) 373, 45; 389, 2, gedir 367, 20, togadirs 354, 16, togedir 355, 27; 369, 21, clannes 353, 45; 361, 4, clennes(se) 354, 5. 29. 34, die häufigen any (355, 3; 360, 27) und eny (357, 12; 359, 25), lasse 381, 6; 351, 19, neuer (þe) lasse 336, 25; 373, 45, lesse 367, 35, neuer (þe) les(se) 326, 12; 337, 33; 361, 37. — Wenn neben (atte þe) laste (ae. latost) 357, 12; 388, 14 lest (in þe l. houre [hora extrema S 230, 23] of ȝeeldynge vp þe goost) 389, 15 vereinzelt vorkommt, so darf man wohl eher an ein Versehen als an eine Herleitung des lest vom nordh. lætest denken. — þou schaddest 388, 36, schadde (Part.) 375, 38, sched(d)e (Prät.) 339, 10; 353, 31; 362, 47; (Part.) 357, 4 sind den entsprechenden me. Formen der ae. Verben lǽdan, rǽdan, sprǽdan nachgebildet.

Das aus ae. y hervorgegangene i (y) hat in einigen Wörtern daneben e: sterynge 380, 45; 381, 39, mery 371, 6; 381, 32, besy 361, 4; 367, 19; 371, 16, (Vb.) 367, 32, besynesses 371, 41, cleppe (ae. clyppan) 332, 19. — Seche 325, 29; 367, 15 neben siche 342, 12; 375, 13, suche 355, 20; 358, 12 mag auf ae. swelc beruhen.

Die Palatalisierung des k (regelmäßig z. B. miche, myche) hat wenig Einbuße erlitten: (be)seke 337, 11; 341, 7; 353, 21; 355, 13 neben (be)seche 338, 28; 339, 27; 341, 33; 355, 14, sechere (Sb.) 367, 19, wirkynge 365, 19 neben worche 341, 9; 355, 3; 366, 41, wirchynge 335, 34; 353, 38, worchynge 353, 13; 366, 26. — Ae. þyncan (350, 35) und þencan (342, 39; 343, 7; 352, 6. 43; 355, 3. 45; 357, 4) zeigen stets k.

Das aus dem Nordenglischen eingedrungene at hat E (351, 31) nur einmal als Relativ: þat, at was spoken of. — In den unserem Traktat vorangehenden Legenden ist at(te) eine ganz häufige Erscheinung: als Relativ z. B. Angl. VIII, 111, 10; 113, 17; 118, 38; 121, 18; 124, 25; 133, 24; 136, 14; 144, 34; 147, 4; 157, 34; 168, 20; 170, 4; 175, 18; 182, 10; 189, 30; 191, 5. 45; 195, 18, als Konjunktion z. B. 116, 41; 124, 18; 125, 24; 128, 17; 129, 16; 132, 35; 139, 42; 143, 25; 149, 33; 152, 4; 160, 2; 163, 44; 169, 6. 10; 179, 33; 186, 44; 189, 13; 195, 28. Überhaupt haben diese Legenden einen starken nordenglischen Einschlag, und darum sagt auch ihr Übersetzer (195, 31 ff.): 'þe turner of þis englysshe ... lowely and mekely beseche þ alle men and wymmen, þat in happe

Digitized by Google

rediþ or heriþ þis englyshe, þat þey be not ouer-capcyous ne curyous in ful many clauses and variauns of stile and alleso vnsuynge of englyshe, as *vmwhile soþeren, oþerewhile norþen.'*

Nun hat Horstmann (Angl. VIII, 106) darauf aufmerksam gemacht, daß auf der letzten Seite unserer Hs. 'eine nicht viel spätere Hand als das Ms.' die Bemerkung hinzugefügt hat: 'Iste liber est domus belle Vallis ordinis Cartus, in comitatu Notyngham', und daß darüber a. R. Beauvall steht. Hieran knüpft er die Vermutung, 'daß das Ms. selbst an diesem Orte oder doch in dessen Nachbarschaft geschrieben ist'. Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und, gestützt auf diese handschriftliche Bemerkung und meine Untersuchung über die Sprache, die Vermutung aussprechen, die Seven Points seien in Beauvale[1] als Umarbeitung von Susos, zwischen 1333—41 entstandenem Horologium (vgl. Preger, Gesch. der deutschen Mystik II, 323 und Susos Text bei Strange 11, 25) aus der Hand eines dortigen Kartäusers hervorgegangen. Man sollte freilich zunächst annehmen, der Verfasser sei wie Suso ein frere prechour (E 325, 24) gewesen; aber, wäre er das gewesen, so hätte er wohl auch den Namen seines Gewährsmannes und berühmten Ordensbruders gekannt und nicht gesagt, dieser sei vnknown to us; but, as we mowe soþelye byleve, hit is wryten in þe boke of lyfe (E 325, 22). Unser Kartäuser kann sehr wohl durch einen befreundeten Dominikaner eine Hs. des Horologium erhalten haben; von der Freundschaft zwischen den beiden Orden zeugt doch auch der in der Hs. unmittelbar vorangehende Brief 'touchynge þe lyfe of s. Kateryn of Senis, þe whiche lettir endyted in latyn Dan Stephen of Senis, sumtyme *Pryour of þe hede-Charteus,* ... vnto Frere Thomas Anthonij of Senis, of þe *ordyr of prechours*'. Daß aus den Reihen der Kartäuser u. a. mehrere niederländische mystische Erbauungsschriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts, über deren Verdienste Molls vorreformatorische Kirchengeschichte der Niederlande (II, 369—71) Näheres berichtet, hervorgegangen sind, ersehe ich aus Herzog, Realenc. f. prot. Theologie X, 104, und so dürfen wir wohl auch bei den Ordensbrüdern in Beauvale Neigung zu mystischen Betrachtungen voraussetzen.

Unter den Wohltätern dieser Priorei werden aus der Zeit Richards II. zwei Frauen genannt, von denen es in einer Urkunde dieses Königs heißt: 'Licentiam dedimus *Elizabethæ*, quæ fuit uxor Briani de Stapilton junioris, chivaler, quod ipsa quendam annuum

[1] Die Ruinen dieser mit Genehmigung Eduards III. im 16. Jahre seiner Regierung von Nicholas de Cantelupe, Lord of Ilkeston in Derbyshire, in seinem Park zu Greasley (Notts) erbauten (Dugdale's Monast. Anglic. VI, 11) und unter Heinrich VIII. aufgelösten Priorei liegen in einem Tale, das, wie schon der Name des Klosters andeutet, sich durch seine Schönheit auszeichnet (Mutschmann, The Place-Names of Nottinghamshire, p. 12).

Digitized by Google

redditum quadraginta solidorum ...; ac Willielmo de Rither chivaler, et *Sibillæ,* uxoris (so statt uxori!) ejus, quod ipsi quendam annuum redditum quadraginta solidorum ... dare possint priori et conventui de Bellavalle, ordinis Carthusiensis, habendum sibi et successoribus ad inveniendos duos monachos *capellanos,* divina pro animabus Willielmi de Aldeburgh chevaler, patris, et Elizabethæ, uxoris ejus, matris prædictarum Elizabethæ, quæ fuit uxor Briani, et Sibillæ, ac animabus Willielmi de Aldeburgh chevaler, fratris earundem Elizabethæ, quæ fuit uxor Briani, et Sybillæ, et Margeriæ, uxoris ejus, et pro anima Edwardi Balioll, chevaler, in ecclesia ipsorum prioris et conventus de Bellavalle singulis diebus celebraturos' (Monast. Angl. VI, 14). Sollte nun der Verfasser der Seven Points, der sich als trewe chapeleyne einer moste worschipful lady (E 325, 1 f.) bezeichnet, einer Dame, deren vertuous meeknes (325, 2), excellente wisdame bothe to God and to þe worlde and felynge by experiens by the sparcles of gostly communicacyon the heet of the fyre of loue to oure lord Jhesu (325, 2 ff.) er so anerkennend rühmt, der geistliche Berater einer jener beiden hochgestellten Damen — Elisabeth Stapilton oder Sibilla Rither — gewesen sein und eine von ihnen (as ȝe deuowtlye desyrene 325, 10) ihn zur Abfassung der Seven Points angeregt haben?

Wenn das der Fall ist, so müßten die Seven Points nicht erst im 15. Jahrhundert, wie ten Brink (Lit. II, 359), NED (c. 1425: unter spice 4b), Marcus (1450? HArch. 149, 1) annahmen, sondern schon in der Zeit Richards II., also zwischen 1377 und 1399, entstanden sein; sie würden demnach mit der französischen Übersetzung (Bearbeitung?) des Horologium Sapentiae, die 1389 (MCCC.IIIIXX et neuf: Anglia X, 324) entstanden ist, zeitlich annähernd zusammenfallen.

Die einzige Handschrift, aus der wir bisher E kennen — Ms. Douce 114 —, kann nicht das Original des Traktats sein: dagegen sprechen 'mancherlei Fehler' (Horstmann: Anglia VIII, 106) sowie der Umstand, daß zwei Hände an dieser Fassung geschrieben haben. Diese Handschrift kann erst nach dem 26. Oktober 1411 angefertigt worden sein, denn erst von dem Tage stammt der Brief über die heil. Katharina von Senis (vgl. oben S. 193), dessen Übersetzung den Seven Points unmittelbar vorangeht. Die im Cajus Coll. Cambridge aufbewahrte Handschrift ist nach Horstmann (Anglia X, 323) älter.

Das Verhältnis der Seven Points zu W. Hiltons Scale of Perfection hoffe ich nächstens behandeln zu können.

Digitized by Google

Shakespeare und Marlowe.

Von Alfred Stern, Zürich.

Wie verschiedenartig auch das Verhältnis Shakespeares zu seinen unmittelbaren Vorgängern beurteilt werden mag, darüber herrscht nur eine Meinung, daß keiner von ihnen von so großer Bedeutung für ihn gewesen ist wie Marlowe. Seitdem Tycho Mommsen 1854 in einem Programm des Realgymnasiums zu Eisenach und Hermann Ulrici 1864 im ersten Band des Jahrbuches der Deutschen Shakespearegesellschaft das Thema Christopher Marlowe und Shakespeares Verhältnis zu ihm behandelt haben, ist es wie in England so in Deutschland häufig wieder aufgegriffen worden. Noch im Jahre 1927 hat Hans Hecht im genannten Jahrbuch Band LXIII, Seite 211 in seinem Vortrag 'Problem und Gestaltung des Tragischen bei Shakespeare' sich folgendermaßen ausgesprochen: 'Marlowe war Shakespeares dramatische Jugend. In der entscheidenden, aufnahmebereitesten Periode seines Lebens sind sämtliche Dramen Marlowes vor Shakespeares Augen über die Londoner Bühnen gegangen — das Dido-Stück vielleicht ausgenommen —, und daß die menschliche Katastrophe, die den gleichaltrigen Dichter am Abend des 30. Mai 1593 in Deptford ereilt hat, nicht ohne tiefen Eindruck auf Shakespeare geblieben ist, müssen wir wohl annehmen, wenn uns auch hier Zeugnisse äußerer Art fehlen. Für den Künstler Shakespeare bedeutete das Erlebnis Marlowe kaum zu Ermessendes. Durch ihn lernte er den von dramatischem Feuer durchglühten Blankvers kennen; in Marlowes Werken trat ihm der bis zu übermenschlichen Ausmaßen gesteigerte Typus des willensgewaltigen Helden entgegen, der, Schicksale prägend, schließlich einem noch mächtigeren Fatum erliegen muß, erlebte er ... wie Marlowe mit der ihm eigentümlichen Kühnheit der Stoffwahl in 'Edward II.' dem englischen Chronikdrama vollkommen neue, höchst entwicklungsfähige Züge abgewann ... Und endlich: Marlowe übermittelte Shakespeare einen ganz bestimmten Begriff des Tragischen, dessen, woran wir das Tragische im Schicksal eines Helden, in der Abwicklung einer dramatischen Fabel zu erkennen berechtigt sind. Es ist eine Vorstellung, die der Renaissance aus Mittelalter und Altertum gleichmäßig zugeflossen war, die sowohl für die Theorie wie für die Praxis galt und in epischen und dramatischen Werken nicht weniger als in solchen der bildenden Kunst ihre häufige Anwendung gefunden hatte. Ein Bild oder ein Symbol bezeichnet sie am besten: Fortuna mit dem Rade, durch dessen Drehung die Menschen vom Gipfel, den sie erklommen haben, in die Tiefe des Abgrunds hinabgerissen werden. Begreiflich, daß gerade die der Geschichte ent-

Digitized by Google

nommenen Helden zur Veranschaulichung dieser Bilder mit besonderer Vorliebe herangezogen werden'.

Es mag sich verlohnen, nochmals den Verbindungsfäden genauer nachzuforschen, die sich in dem Schaffen beider Dichter aufzeigen lassen. Dabei wird vielleicht dem Bekannten einiges Neue zugefügt und die Ansicht bedeutender Autoritäten in einigen Punkten berichtigt werden können.

Das erste Stück Shakespeares, in dem unmittelbare Nachwirkungen Marlowes wahrzunehmen sind, ist nach Stoff und Stil 'Titus Andronicus'. Wenn englische Forscher das Stück Shakespeare absprechen und einer von ihnen (Fleay) es Marlowe hat zuschreiben wollen, so ist diese Annahme von Schröer ('Über Titus Andronicus' Marburg, Elwert, 1891) endgültig widerlegt worden. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt. Neben Kyd ist Marlowe vorzüglich Shakespeares Vorbild gewesen. Die gehäuften Greuel des Trauerspiels und seine bombastische Rhetorik gemahnen beständig an Marlowes 'Tamerlan'. Man wird mit Gervinus (Shakespeare I, 91) sagen dürfen: 'Indem ein Dichter von solchem Selbstgefühl wie Shakespeare seinen ersten Wettlauf wagte, lag es ihm nahe, sich mit dem sieggewohntesten seiner Zeitgenossen zu messen; das war Marlowe. Ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen wäre der sicherste Weg zu einem plötzlichen Siege gewesen'. Die Hauptfigur des Shakespearischen Stückes, der gewaltige, siegreiche römische Feldherr ist ein Zwillingsbruder des Marloweschen Übermenschen und Welteroberers. Beide sind furchtbare Geißeln Gottes, von grausamer Härte gegen die Besiegten, hingebend weich gegen ein geliebtes weibliches Wesen. Dieser wie jener tötet im Zorn den eigenen Sohn. 'Wie Tamerlan den Sarg seiner geliebten Zenocrate mit sich führt, so tritt Titus Andronicus gleich in der ersten Szene mit einem schwarz verhängten Sarge auf, in dem die irdischen Überreste seiner im Kampf gefallenen Söhne liegen'[1]. Alles in allem genommen erscheint mir das Urteil W. Creizenachs in seiner 'Geschichte des neueren Dramas' IV, S. 643, wennschon er mit dem von Heinrich Kurz (Zu Titus Andronicus im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges. 1870, V, S. 104) übereinstimmt, unhaltbar: 'Während die Verwandtschaft mit Kyd unverkennbar ist, tritt der Einfluß Marlowes in Titus Andronicus gänzlich zurück.' Auf die alte Streitfrage, ob Marlowe u. a. ein Anteil an den drei

[1] G. Sarrazin: Shakespeares Lehrjahre. Weimar 1897, S. 40ff. Er hält übrigens den Einfluß Kyds für größer als den Marlowes. Vgl. Brandls Besprechung der Arbeit von Schröer in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1891, S. 708, wo noch eine Reihe anderer Entlehnungen des 'Titus Andronicus' aus Marloweschen Stücken nachgewiesen wird. Siehe auch Brandl: Shakespeares Vorgänger (Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. 1899, XXXV, S. XVII).

Digitized by Google

Dramen 'Heinrich VI.' gebühre, soll hier nicht eingegangen werden[1]. Aber auch wer wie die Mehrzahl der deutschen Forscher in allen drei Stücken Jugendarbeiten Shakespeares sieht, wird nicht in Abrede stellen können, daß sie von Vorbildern, zu denen auch Marlowe gehörte, stark beeinflußt sind. Es sei erlaubt, auf Brandls 'Shakespeare' (Geisteshelden VIII, Berlin 1894) S. 60 zu verweisen. Hier wird im einzelnen aufgezählt, was Marlowes 'Tamerlan', 'Faust', 'Edward II.' nachgebildet erscheint. Diese Aufzählung ergänzt Georg Sarrazin a. a. O. S. 8ff., 22, 75ff., 88. Umgekehrt hält Delius (Shakespeares Werke I, S. 920) es für wahrscheinlich, daß Marlowe bei der Abfassung seines 'Edward II.' 'schon etwas von Shakespeares King Henry VI und dessen erster Bearbeitung, damals bereits aufgeführt, wenn auch nicht gedruckt, sich zum Muster und Vorbild genommen hat'. Wie dem auch sei: Marlowes 'Edward II.' hat auch mit Shakespeares 'Richard III.' einige Züge gemein, die dieser jenem entlehnte. So haben für die Banditen, die den in den Tower geworfenen Clarence erstechen, offenbar die Schurken, die den König ermorden, Modell gestanden, Andere Stellen in 'Richard III.' hat Sarrazin a. a. O. S. 178 auf das Vorbild von Marlowes 'Massacre of Paris' zurückgeführt. Er sieht in Richard III. selbst 'eine Quintessenz der düsteren Marloweschen Schreckgestalten' und führt dies im einzelnen aus (S. 188ff.). Daß jedoch der ganze 'Richard III.' auf einem Werk Marlowes beruhe, ist, um mit Wolfgang Keller (Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. XXXVI, S. 290) zu sprechen, 'eine Hypothese Fleays, die sich durch gar nichts stützen läßt'.

Wir gelangen nun zu zwei Dramen Shakespeares, deren Stoff unmittelbar zum Wetteifer mit Marlowe aufforderte: dem 'Kaufmann von Venedig' und 'Richard II.' Daß der 'Barabas' in Marlowes 'Jude von Malta', der schon dem Aaron in Titus Andronicus einzelne Züge geliehen hatte (s. Brandl, Göttinger Gel. Anz. 1891, S. 708ff.), dem Schöpfer der Figur des Shylock vor Augen geschwebt hat: darüber sind so ziemlich alle Literaturhistoriker, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, einig. Selbst einzelne Parallelen in den Äußerungen der beiden Juden drängen sich auf. Ich entnehme die auffälligsten Ward a. a. O. I, S. 190.

Der Jude von Malta	Der Kaufmann von Venedig
Akt I, Sz. 1:	Akt I, Sz. 2:
Aufzählung seiner Schiffe.	Aufzählung der Schiffe Bassanios.

[1] Vgl. den Überblick bei Ward: A History of Dramatic English Literature, 1875, I, S. 365ff. und Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. 1927, LXIII, 202 die Besprechung von Alison Gaw: The origin and development of Henry VI in relation to Shakespeare, Marlowe, Peele and Greene. The University of Southern California, Los Angeles.

Digitized by Google

Akt I, Sz. 1:

There are the blessings promised to the Jews, And herein was old Abrahams happiness.

Akt I, Sz. 2:

You have my goods, my money and my wealth usw.

Akt I, Sz. 2:

What bring you Scriptures to confirm your wrongs?

Akt II, Sz. 1:

Oh my girl, my gold, my fortune, my felicity ... Oh girl, oh gold! oh beauty! oh my bliss!

Akt II, Sz. 3:

This was a way to thrift and he was bless'd. And thrift is blessing if men steal it not.

Akt IV, Sc. 1:

You have my house, when you do take the prop That does sustain my house usw.

Akt I, Sz. 3:

The devil can cite Scriptures for his purpose.

Akt II, Sz. 8:

My daughter! O my ducats! O my daughter! usw.

Man nehme dazu noch einige Phrasen des Barabas wie die folgenden:

'Your extreme right does me exceeding wrong'.

'My gold! my gold! and all my wealth is gone' (Akt I, Sz. 2)

'We Jews can fawn like spaniels, when whe please:
And when we grin we bite' ...

'I learned in Florence how to kiss my hand
Heave up my shoulders, when they call me dog' (Akt II, Sz. 2)

'Let me have law' (Akt IV, Sz. 1)

Ebenso ist vermutlich die Schöpfung der Figur Jessicas durch die Abigails, der Tochter des Barabas, angeregt worden. Doch ist wohl die Episode der Liebe Jessicas zu einem Christen auf ein anderes Vorbild zurückzufüren[1].

Was sodann Shakespeares 'Richard II.' betrifft, so lag der Hinblick auf Marlowes 'Edward II.' bei der Wahl des verwandten dramatischen Stoffes noch näher. Im einen wie im anderen Falle handelte es sich um die Vorführung eines schwachen, hochmütigen, erst durch das Unglück geläuterten Herrschers. Namentlich in den Schlußszenen legt manches den Vergleich beider Dichter nahe. Ein solcher Vergleich würde für zwei andere Stücke unumgänglich sein, wenn die Annahme Hicksons richtig wäre, daß das anonyme

[1] Wenn, wie Creizenach a. a. O. V, 18 geneigt ist anzunehmen, diese Begebenheit schon in dem von Gosson 1579 erwähnten Drama 'The Jew' vorkommt, so hätte Marlowe sie dort gefunden. Eine entsprechende Episode, der im 'Kaufmann von Venedig' eingeflochtenen aber viel näher stehend, kam, wie Friedrich Brie: Zur Entstehung des 'Kaufmanns von Venedig' (Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. XLIX 90 ff.) nachweist, bereits in Mundays 'Ramon Zelauto' (1580) vor.

Digitized by Google

Drama 'The taming of the Shrew' von Marlowe stamme. Aber diese Annahme wird durch keinen überzeugenden Beweis gestützt[1].

Von dem Gesagten abgesehen, ist, wie teilweise schon Dyce in seiner Ausgabe der Werke Marlowes nachgewiesen hat, in Shakespeares Werken an einzelnen, Marlowe nachgebildeten oder ihm fast wörtlich entlehnten Wendungen kein Mangel. Die folgende Zusammenstellung, die den oben gegebenen Vergleich der Worte Shylocks und Barabas' ergänzt, mag dies zeigen:

Marlowe	Shakespeare
Der Jude von Malta	Romeo und Julie
Akt II, Sz. 1:	Akt II, Sz. 2:
'But stay, what star shines yonder in the east The loadstar of my life, if Abigail.'	'But soft! what light through yonder window breaks? It is the east and Juliet is the sun.'
Der Jude von Malta	Heinrich VI., Teil I
Akt III, Sz. 2:	Akt IV, Sz. 7:
Governor beim Anblick der Leiche seines Sohnes: 'These arms of mine shall be thy sepulchre.'	Der alte Talbot beim Anblick der Leiche seines Sohnes: 'Now my old arms are young John Talbots grave.'
Edward II.	Hamlet
Akt V, Sz. 6:	Akt III, Sz. 1:
'Farewell, fair queen, weep not for Mortimer, That scorns the world, and as a traveller Goes to discover countries yet unknown.'	... 'But that the dread of something after death, The undiscover'd country from whose bourn No traveller returns.'
Das Gemetzel von Paris	Julius Cäsar
Akt III, Sz. 2:	Akt III, Sz. 2:
'Thus Caesar did go forth and thus he dies.'	'Yet Caesar shall go forth'.

(Was diese Parallele betrifft, so vergleiche man F. Wölcker: Shakespeares 'Julius Caesar' und Marlowes 'Massacre at Paris', Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. 1927, LXIII, 192ff., der zu dem Schluß kommt: 'Es handelt sich nicht um ein Zitat des Dichters, sondern des Schauspielers'.)

Edward II.	Romeo und Julie
Akt IV, Sz. 3:	Akt III, Sz. 2:
'Gallop apace bright Phoebus through the sky.'	'Gallop apace you fiery-footed steeds'.

[1] Vgl. Creizenach a. a. O. IV, 698, Anm. 2. Verfehlt ist Hicksons These von der Priorität der Komödie Shakespeares.

Digitized by Google

Edward II.	Heinrich VI., Teil II
Akt I, Sz. 4 a. E.:	Akt I, Sz. 3:
'He wears a lord's revenue on his back.'	'She bears a dukes revenue on her back.'

Man nehme noch hinzu, daß die zahlreichen Stellen über Machiavelli in Shakespeares Dramen sich gutenteils aus seiner Kenntnis Marlowes erklären lassen[1], und daß die Deklamation des Schauspielers im 'Hamlet' vom grimmen Pyrrhus an die bezüglichen Verse in Marlowes vielleicht von Nash ergänzte 'Dido' erinnert, daß Pistol in 'Heinrich IV.' unter seinen bombastischen Zitaten auch ein solches aus dem 'Tamerlan' im Munde führt. Endlich ist nicht zu vergessen, daß Shakespeare in seinem Lustspiel 'As you like it' Akt III, Sz. 5 den Vers aus Marlowes 'Hero und Leander': 'Whoever loved that loved not at first sight' in Erinnerung an den verstorbenen Dichtergenossen einfügt:

'Dead shepherd! now I find thy saw of might:
Whoever loved that loved not at first sight.'

Man möchte fast glauben, daß er ihm dadurch eine Dankesschuld habe abtragen wollen[2]. Denn dessen mußte er sich bewußt sein, was er von Marlowe gelernt und was er ihm entlehnt hatte. Eben dieser war einer derer, die Greene in seinem bekannten, nach seinem Tod erschienenen Pamphlet 'A growths worth of Wit bought with a Million of Repentance' ohne Zweifel im Auge gehabt hatte, wenn er der 'Upstart Crow', dem 'in his own conceit onely Shakescene' (also Shakespeare) vorgeworfen hatte, daß er sich mit 'unsern', also fremden Federn schmücke[3].

Indessen hat man bemerkt, daß Shakespeare schon in manchen seiner Jugenddramen über sein Vorbild hinausgewachsen sei. Dies gilt zunächst von seiner Versifikation und von seinem Stil. Wenn er von Marlowe als kostbares Erbe den reimlosen fünffüßigen Iambus übernahm, so machte er sich allmählich von der erst in den letzten

[1] Adolf Hauffen: Zu Macchiavelli in England (Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. XXXV, S. 274ff.) als Ergänzung zu Eduard Meyer: Macchiavelli and the Elizabethan Drama (Literarhistorische Forschungen von Schick und Waldberg I, 1897). Delius: Shakespeares Werke I, 850, Anm. 14 mit dem Hinweis auf Marlowes Prolog zum 'Jew of Malta'. Mario Praz: Macchiavelli and the Elizabethans. London, Humphrey Milford, 1928 (Proceedings of the British Academy, vol. XIII).

[2] Die Verse in 'The two gentlemen of Verona' 1. 'That's on some shallow story of deep love How young Leander cross'd the Hellespont' nötigen nicht zu einer Bezugnahme auf Marlowes Gedicht 'Hero and Leander', das erst 1598 im Druck erschien.

[3] W. Creizenach IV, S. 646 meint allerdings, Greene wolle Shakespeare damit nicht als Plagiator, sondern als Schauspieler bezeichnen, 'der im entlehnten Schmuck der Dichterworte prange'.

Digitized by Google

Stücken Marlowes gemilderten Eintönigkeit und Härte des männlichen Versausgangs durch den Wechsel mit weiblichen Versschlüssen frei. Auch streifte er schon ziemlich früh den üblichen Zwang, nach dem jede Zeile des Blankverses mit dem Sinn schloß, durch Unterbrechungen seines regelmäßigen Laufes ab und ließ gleich von Anfang an den Wandel der Cäsur innerhalb des Verses in stärkerem Maße zu[1]. Die Eigentümlichkeit seines von Marlowe abweichenden Stils, 'die drastische und abundante Ausdrucksweise, die originellen, der Natur und dem wirklichen Leben entnommenen Vergleiche, die Häufung der Epitheta, die Vorliebe für Sprichwörter, die Neigung zu Wortspielen, die Häufung rhetorischer Fragen, die Vorliebe für Antithesen' hat man zuerst namentlich in 'Richard III.' nachweisen können[2]. Dazu kommt die schon in 'Titus Andronicus' auffallende 'Fülle und Breite des Dialogs ... die szenische Polyphonie ... das wirkliche Gespräch' der auftretenden Personen, 'während bei Marlowe jedesmal der Partner ausgeschaltet ist, bis sein Stichwort fällt'[3].

Bei weitem wichtiger erscheint schon früh der Fortschritt im Aufbau der Handlung und in der Ausmalung der in sie verflochtenen und sie bedingenden Charaktere. In dieser doppelten Hinsicht kann Marlowe nur mit seinem 'Edward II.', seinem reifsten Werk, den Vergleich mit Shakespeare aushalten. Seine übrigen Schöpfungen, prüft man sie daraufhin, stehen hinter denen seines Rivalen und Nachfolgers weit zurück. Das übliche Gerüst seiner Dramen ist locker und lückenhaft. Die von ihm dargestellten Begebenheiten werden meistens rein äußerlich aneinandergereiht. Die von ihm vorgeführten, grell gezeichneten Charaktere werden in der Regel ohne allmähliche Entwicklung und Nuancierung als fix und fertig vor Augen gestellt. Ihren Leidenschaften und den aus denselben hervorgehenden Taten fehlt fast immer die nötige genauere Begründung. Daher wird trotz des Aufwandes glänzender Rhetorik kaum je eine wahrhaft tragische Stimmung erzeugt. Schon Shakespeares 'Titus Andronicus' und 'Heinrich VI.' zeigen den unleugbaren Fortschritt. In 'Richard III.' tritt, ungeachtet aller Anklänge an Marlowe, der überlegene Genius des gestaltenden Künstlers und tiefen Seelenkundigen ans Licht. Vollends in den Meisterdramen der Folgezeit kommt die eigentümliche Größe, durch die er sich über Marlowe wie über alle seine Vorläufer und Mitstrebenden erhebt, immer klarer zum Ausdruck.

---

[1] Alles Genauere bei Schippel: Englische Metrik, 1888, II, S. 287 ff. Vgl. Hertzberg: Shakespeare und seine Vorläufer (Jahrb. der Deutschen Shakespeare-Ges. XV, S. 381).

[2] Sarrazin a. a. O. S. 190 ff.

[3] Gundolf: Shakespeare, 1928, I, S. 12, 18 ff. 24.

Digitized by Google

Am fruchtbarsten ist vielleicht der Vergleich seines 'Shylock'[1] mit Marlowes 'Barabas'. Der Jude in Marlowes Drama ist eine reine Karikatur, ein Ungeheuer mit ins Gröbste verzerrten Zügen von Grausamkeit und Habgier, so wenig individualisiert, daß er mit Einflechtung mythologischer und historischer Reminiszenzen aus der antiken Literatur seine schlecht angebrachte Gelehrsamkeit bekundet. Der Jude in Shakespeares Drama bleibt mit allen seinen schlechten Eigenschaften ein Mensch, dessen Wollen und Handeln sich aus der Umwelt, in der er aufgewachsen ist, erklären läßt, mit seiner ausschließlichen Bezugnahme auf das Alte Testament und mit seiner der Wirklichkeit abgelauschten Sprechweise ein echtes Kind seines Stammes, der unter dem Fluch langer Knechtung leidet. Daher lebt er als eine der gelungensten Gestalten des Dichters, über die beabsichtigte Komik hinaus uns Modernen fast zu einer tragischen Figur erhoben, durch die Jahrhunderte auf der Bühne fort, während Barabas nur in der Literaturgeschichte sein Dasein fristet. Überblickt man alles, was sich über das Verhältnis der Abhängigkeit Shakespeares von Marlowe sagen läßt, so wird man an das Rubens zugeschriebene Wort erinnert: 'In der Kunst ist der Diebstahl nicht erlaubt, aber der Totschlag.' Freilich hat man zu Marlowes Gunsten zu bedenken, daß er schon mit neunundzwanzig Jahren einem Dolchstoß zum Opfer fiel. Möglicherweise hätte er bei längerem Leben eine Reife erlangt, durch die er sich über seine Jugendwerke zu einer ungeahnten Höhe erhoben haben würde. Wie die Dinge stehen, erscheint auch er als eines der zahlreichen Gestirne am dramatischen Himmel Alt-Englands, dessen Glanz vor dem des Genius Shakespeares verbleichen muß.

[1] S. u. a. Eduard Eckhard: Das englische Drama im Zeitalter der Reformation und des Humanismus. Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1928. S. 165. Gundolf: Shakespeare, I, S. 408ff.

Digitized by Google

Sprachpsychologie und Stilistik.

Zu E. Winklers Grundlegung der Stilistik[1].

Von Elise Richter (Wien).

Winkler faßt in dem unten angeführten Buche das Stilproblem von der sprachpsychologischen Seite an. Er erkennt als Aufgabe der Stilistik, die seelischen Werte der sprachlichen Gebilde zu erfassen — die außerbegrifflichen, — dasjenige, was als Oberton mitschwingt, wenn wir eine sprachliche Mitteilung in die begriffliche Form kleiden, als die wir einmal die Sprache besitzen. Winkler scheidet am sprachlichen Ausdruck den Begriffskern, den 'eigentlichen' Gehalt, der naturgemäß nach Zeit und Gesellschaftsschicht schwankt, von dem Phantasie- und Gefühlswert, den der Sprecher im Augenblick der Rede (oder die Sprachgemeinschaft einer bestimmten Zeit und Örtlichkeit) hineinlegt. Die Spannung zwischen dem Durchschnittsgebrauch (= Bedeutungswert) und dem persönlich hineingelegten 'sematischen' Wert ist eben dasjenige, was die Eigenart und den Reiz des Stils ausmacht (S. 45). Auf der Grundlage dieser wertvollen Auseinandersetzung untersucht Winkler das Stilproblem nach allen Richtungen, wenn auch überall nur in andeutenden Strichen, und kommt zu verschiedenen bemerkenswerten Ergebnissen. Hervorgehoben sei die Darstellung der fortschreitenden Verbegrifflichung als der Todfeindin der Stilwerte (S. 4 und besonders S. 97); die Entwicklung des Demonstrativums zum bestimmten Artikel (S. 42) bis zum Ausdruck der Einzigkeit und die sehr richtigen Bemerkungen über das Personalpronomen, auch die an Sully-Prudhomme anschließenden treffenden Auseinandersetzungen über die musikalischen Werte und die in Wahrheit so häufige Abhängigkeit der Wirkung einer 'Klangmalerei' nicht von ihrem Klang, sondern — von den Vorstellungen (Sully-Prudhomme sagt 'Sache', Winkler 'Begriff'), die mit dem Klang verbunden werden (S. 89 ff.). Oder die Zergliederung des stilistischen Wertes der Frage in der ersten Zeile des 'Erlkönig'. Winkler sagt: Die Frage ist in höherem Maße 'erlebt' als die Antwort (die Aussage). Man möchte hier weiterbauen: In der Frage spricht sich das schreckensvolle Staunen über den späten Reiter lebhafter und eindrucksvoller aus als in der kühlen Berichtform. Winklers Theorie bewährt sich auch gut bei der Betrachtung der Suffixe und ihrer Einreihung nach dem Gefühlswert, z. B. der Zärtlichkeitswert des ursprünglichen Verkleinerungssuffixes.

---

[1] Emil Winkler, Grundlegung der Stilistik. Mit fünf Abbildungen. Neuphilol. Handbibl. für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. von M. Kuttner. Bd. 4. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 111 S.

Digitized by Google

Um diese Stiltheorie gut zu verankern und zu zeigen, wie die Frage des Stilwertes an jeden einzelnen Teil der sprachlichen Erscheinungen anzuknüpen ist, hat Winkler als Unterbau ein System der Sprachwissenschaft aufgestellt. Hier zeigt es sich nun, daß er nicht nur in seiner Terminologie, sondern auch in seinem System selbst dem Begriff und der Begriffslehre einen Platz eingeräumt hat, der zu nochmaligem Durchdenken des Problems Veranlassung gibt.

Winkler bemerkt ausdrücklich (S. 16), daß er mit 'Begrifflichkeit' nicht klare philosophisch begründete Begriffe meint. Er verzichtet auf die Bezeichnung 'Vorstellung', die er irreführend findet, weil sie an die 'vorstellende' Phantasie gemahnt, auch da, wo es sich nicht um Phantasie-Vorstellungen (z. B. visuelle) handelt. Dieser Verzicht setzt an Stelle eines möglichen Mißverstehens — das Wort Vorstellung ist doch fest genug geprägt — ein sicheres. Denn der Leser kann nun nicht mehr bestimmt wissen, wann der klare 'Begriff' gemeint ist, wann das 'Erkenntniskontinuum'. Der Einwand, daß 'Vorstellung' auf Phantasietätigkeit hinweist, ist widerlegbar. Mit Recht hat Meinongk die Vorstellung der Dinge zwischen die Dinge und das Erkennen gesetzt. Ganz richtig schreibt Gamillscheg in seiner inhaltreichen Besprechung von Winklers Buch[1]: 'Ich bin nicht imstand, mir bei franz. *par, et* ... einen Begriff vorzustellen'. Und in der Sprache verknüpfen wir tatsächlich die Vorstellungen der Dinge (Empfindungen, Begriffe) mit den Vorstellungen der Lautreihen[2].

Winkler scheidet sehr gut 'Begriffskern' und 'Vollbegriff' (S. 30). Was er unter 'Vollbegriff' versteht, ist aber, sprachpsychologisch betrachtet, die Sprachvorstellung, nur daß die in letzterem Wort ruhende unauflösliche Verbindung von 'Begriff' und 'Wort' (siehe unten!) dem 'Vollbegriff' nicht innewohnt, wenn auch Winkler S. 23 einfach Begriff = Wort setzt. An anderen Stellen aber ist der Begriff doch wieder nur der Begriff.

Unter 'Vollbegriff' wird man sich naturgemäß das denken, was damit gesagt ist: den bis in alle Einzelheiten klar herausgearbeiteten, von allem äußerlichen und zufälligen Beiwerk befreiten Begriff, der also mit sich selbst übereinstimmt und überall unveränderliche objektive Geltung hat. Das versteht aber Winkler nicht darunter. Vielmehr soll das der Begriffskern sein, und der Vollbegriff ist, wie ich oben erwähnte, Begriffskern + subjektiver Zutaten: (S. 29) 'Aus dem Symbol einer Begriffsdominante ... wird ... [ein] Symbol für einen von der Sachbeobachtung gewonnenen Vollbegriff, der

[1] Neuere Sprachen 1929, S. 94.

[2] Unsere Alltagssprache trägt nicht wenig dazu bei, die Begriffe zu verwirren. Wir hören: Ich habe keinen Begriff, wie man so unhöflich sein kann = Ich habe keine Vorstellung ... = Ich habe keine Idee ... Im Französischen ist *idée* wie *notion* sowohl 'Begriff' als 'Vorstellung', wenn auch jetzt das Bestreben deutlich wird, *notion* für Begriff, *idée* für Vorstellung festzuhalten.

Digitized by Google

technische Vollbegriff "Uhr", der naturwissenschaftliche Vollbegriff "Hund"' usw.

Der Vollbegriff in diesem Sinne ist einmal der erkenntnismäßig gewonnene (allgemeine) Begriff, das andere Mal der praktisch, also erfahrungsmäßig gewonnene (Sonder-) Begriff. Hierin liegt nun ein Widerspruch. Der 'Begriff' ist das Allgemeingültige. Die Verwirklichung des Begriffs aber ist eine Sondererfahrung, die mit dem Allgemeingültigen nicht voll übereinstimmen kann. Der erkenntnismäßig gewonnene Vollbegriff ist das, was ich oben darunter verstanden wissen wollte (und im folgenden als 'vollen Begriff' bezeichne, um mit Winklers Ausdrucksweise nicht zusammenzufallen). Dann kann aber der Vollbegriff nicht auch das sein, wovon Winkler S. 31 spricht: 'Der Begriffskern ist eine lebendige Zelle. Den festen Zellenkern bildet die Begriffsdominante, die durch das Wort 'eigentlich' symbolisiert wird. Um den Zellkern legt sich die Fülle der anderen Merkmale des jeweils gemeinten Vollbegriffs' usw. Der Begriffskern ist also etwas, das bei verschiedenen Sprechenden verschiedene Keime treibt, und der Vollbegriff ist die bei verschiedenen Sprechenden verschiedene Auffassung des Begriffskerns. Folglich ist nun der Begriffskern das Allgemeingültige, der Vollbegriff die Sondererfahrung, und es fehlt der notwendige eigene Ausdruck dafür.

Mit der fruchtbaren Unterscheidung von Begriffskern und Vollbegriff weiterarbeitend, komme ich zu folgender Darstellung: Der wohlunterrichtete oder natürlich scharf denkende Mensch gelangt zum vollen Begriff z. B. des Pferdes, der Tugend, das ist eben das, was wir schlechtweg den Begriff eines Denkgegenstandes nennen. Aber er ist nicht immer im Vordergrund des Bewußtseins. Er ruht im Unterbewußtsein; viele Menschen erfassen ihn nie. Ihr Sprechen und Denken begnügt sich mit dem Begriffskern. Viele Sprecher wissen gar nicht, wie weit der Begriffskern von dem vollen Begriff absteht. Der Begriffskern 'Pferd' ist bei allen derselbe — sonst könnten sie die Bezeichnung 'Pferd' nicht wählen, aber er ist bei den einzelnen Sprechern (oder Sprachgemeinschaften) eingehüllt in ihre persönliche Vorstellung vom Pferd. Wenn nämlich Winkler von dem 'mit Merkmalen aufgefüllten Vollbegriff' redet, so ist darunter nichts anderes zu verstehen als die subjektive Vorstellung des Sprechers von dem Begriff. Den Begriff erfassen, ist Denkarbeit. Für die Sprache kommt nicht der Begriff 'Tugend', 'Pferd', 'fünf', 'gut' usw. in Betracht, sondern die Vorstellung der Tugend, der Fünf usw. Und eine Sprachvorstellung ist die unauflösliche Verknüpfung einer Sachvorstellung (im weitesten Sinn, es kann auch die Vorstellung einer Empfindung sein) mit der Vorstellung der Lautreihe. Unauflöslich im Sinne des muttersprachlichen Denkens, aber wandelbar von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit. Ohne diese Verbindung ist das, was Winkler den 'Vollbegriff' nennt, ein Denk-

Digitized by Google

komplex, aber kein Wort. Es scheint mir, daß die an sich sehr anregende Auseinandersetzung über Begriffskern und Vollbegriff von viel geringerem Nutzen ist, wenn man unter 'Vollbegriff' zugleich die Sprachvorstellung verstehen soll. Und wie nun erst, wenn es sich — was beim Sprechen in so hohem Maße der Fall ist — gar nicht um Begriffe, sondern um Empfindungen, um unklare Empfindungen handelt, die gefühlsmäßig — aber mit größter Sicherheit — erfaßt und verstanden werden, wie *'mir ist mau'*, *'mir ist schwummerig'* u. a. Doch liegt vom Standpunkt der Sprache hier genau dasselbe vor wie bei 'Pferd' oder 'Tugend', nämlich die Vorstellung eines Denkgegenstandes, verbunden mit der Lautvorstellung, so daß die eine die andere hervorruft.

Wir arbeiten im Alltag nicht mit dem vollen Begriff, sondern mit dem Begriffskern. Winkler übersieht natürlich nicht, daß der Begriffskern als solcher nie rein in der Sprache vorkommt, sondern stets in subjektiver Färbung. In seiner Darstellung fehlt jedoch der klare Hinweis, daß diese subjektive Färbung eben die Vorstellung ist, die der Einzelne von dem Begriffskern hat. Der Begriffskern ist also der objektive Inhalt, die lexikalische Bedeutung des Wortes, beziehungsweise des Wortstammes. Aber die wahre Bedeutung des Wortes besteht aus Begriffskern + subjektiver Vorstellung vom Begriffskern. Diese individuelle Auffassung muß indes bei dem Sprecher nicht originell, nicht persönliche Leistung seines Denkens oder Empfindens sein. Sie gehört zum Sprachstil seiner Gemeinschaft. Der Einzelne denkt sich nichts Besonderes, wenn er wie hunderttausend andere sagt: *j'y vais demain.* Es gehört zur Gemeinschaftssprache, wie seinerzeit *j'irai demain* und früher *ire ayo.*

Was der Begriffskern von 'gut' ist, liegt ein für allemal fest. Niemand bezeichnet als 'gut', was ihm 'schlecht' dünkt. Was aber jeder Einzelne (jede Sprachgemeinschaft) sich unter 'gut' vorstellt, das ist ewig wandelbar, so sehr, daß zwischen Begriffskern und irgendwo landläufiger Bedeutung für manche ein Widerspruch klafft. Wie soll all das in die Bezeichnung 'Vollbegriff' geklemmt werden? Ist es nicht richtiger, hier von Gesamtvorstellung zu sprechen? Bald ist der eine Teil mehr im Vordergrund, die Vorstellung des Begriffs, bald irgendeine der durch das individuelle Erlebnis bedingten anderen Teilvorstellungen. Ein Kind läuft über das Geleise, auf dem die Elektrische herankommt. Eine Gesamtvorstellung, als deren Hauptteil sich 'Gefahr' loslöst. Kann man hier vom Begriff des Kindes oder vom Begriff der Elektrischen oder auch nur vom Begriff der Gefahr reden? Der Warnungsruf, den der Anblick auslöst, ist gar nicht auf begriffliches Denken aufgebaut, dennoch ist er ein sprachlicher Ausdruck. Oder jemand ruft: *Au weh!* Wir bekommen einen akustischen Eindruck, der die Vorstellung einer Empfindung wachruft. Aber nicht den Begriff der Empfindung. Es könnte

Digitized by Google

auch sein, daß wir von der Empfindung, um die es sich handelt, gar keinen Begriff haben. 'Begriff' setzt Erkenntnis voraus. Wo es sich — wie so oft im Sprachleben — um halb unbewußte Vorgänge handelt, kann 'Begriff' nicht am Platze sein, kann 'Begriff' nicht als einzige Bezeichnung für alle seelischen Vorgänge beim Sprechen genügen.

Ein Kind, das schallnachahmend beim Ticken der Taschenuhr *'tätä'* sagt (S. 28) und die Taschenuhr danach benennt, bildet keinen 'Begriff', sondern es erfaßt (apperzipiert) die Gesamtvorstellung von Gehäuse, Zifferblatt usw. und Ticken, wobei der akustische Eindruck der Hauptteil der Gesamtvorstellung ist, die Bezeichnung der Uhr erfolgt nach dem Grundsatz 'pars pro toto'. Winkler dagegen bezeichnet *Tätä* als einen wahrscheinlich sehr unklaren Begriffskern. Entsprechend den subjektiven Vorstellungen des Begriffskerns entwickeln sich die verschiedenen Bedeutungen der Wörter. Winkler führt u. a. bei dem Wort 'matt' aus: Aus dem Begriffskern entfaltet sich einerseits ein medizinischer Vollbegriff (Der Kranke ist matt), anderseits ein handelstechnischer (die Börse ist matt). Vom Standpunkt des Denkens richtig, aber sprachlich ist der Vorgang doch wohl der, daß der volle Begriff 'matt' aus der Gesamtvorstellung des Krankenzustandes herausgelöst und auf das Börsengeschäft übertragen wird. Der volle Begriff paßt jedoch nun nicht mehr. Innerhalb der Gesamtvorstellung des Börsengeschäftes kann nur der Begriffskern von 'matt' eingepaßt werden. Hierdurch erhält 'matt' eine modifizierte Bedeutung: die des Begriffskernes von 'matt' + Vorstellung des Börsenvorganges. Aller Bedeutungswandel ist Einreihung der Vorstellung vom Begriffskern in eine Gesamtvorstellung in der er bisher nicht erfaßt worden war.

Winkler, der sehr fein über den Erfassungsakt am Begriff spricht, nimmt den Sprecher immerzu als schaffenden Denker an. Der Faktor der Überlieferung ist im Sprachleben aber gar nicht hoch genug anzuschlagen. Für die große Mehrzahl der Sprechenden ist der Begriffskern gar nichts, was sie wirklich begrifflich erfassen, sondern ganz einfach ein Teil der Gesamtvorstellung, die sie unbesehen, ungeprüft übernehmen. Das ist auch das Wesen des Schlagwortes: Ein Begriffskern wird zunächst mit einem starken subjektiven Gefühlswert verbunden und so überliefert. Der Übernehmende zerlegt die Sprachvorstellung nicht weiter, versteht sehr häufig gar nicht, was der ursprüngliche Begriffskern, was der Gefühlswert, den der Schaffende hineinlegte. Würde jeder Sprecher und jeder Hörer jedes Wort ganz verstehen, gäbe es kein Aneinandervorbeireden und viel weniger Gezänk, ja sogar weniger Totschlag. Die Art der Überlieferung bringt es mit sich, daß Wörter, eben durch das Verwachsen und Abschleifen von Begriffskern und subjektivem Wert einen neuen objektiven Gehalt bekommen. Nunmehr ist nämlich der ursprüngliche Begriffskern mit dem ursprünglich subjektiven

Digitized by Google

Wert ein neuer Begriffskern, um den sich die persönlichen Vorstellungen des neuen Geschlechtes lagern, so daß ein Wort schließlich eine dem ursprünglichen Gehalt vollkommen fremde Bedeutung erlangen kann. Man denke an den ursprünglichen Begriffskern von *'schwarz'* und von *'gelb'* und an die letzte Bedeutung von *Schwarzgelb* als Schlagwort.

Der Unterschied, den ich zwischen Begriff und Vorstellung mache, wird vielleicht am deutlichsten bei den abstrakten Wörtern (Präpositionen, Konjunktionen), über die Winkler (S. 37 ff.) verständnisvoll spricht. Z. B. *'auf'* ist ein 'voller Begriff', weil keine persönliche Vorstellung des Begriffes etwas an diesem abstrakten Ausdruk des 'Über etwas sein' verändern kann. Was diesen Wörtern fehlt, ist Bedeutung, die sie erst erlangen, wenn bekannt ist, *'was'* sich *'über was'* befindet. Dasselbe gilt für den Artikel. *'Der'*, *'die'* sind reine Begriffskerne = Einreihung in männliches oder weibliches Geschlecht. Aber eine Vorstellung wird erst erweckt, wenn diese Einreihung an etwas Bestimmtem vorgenommen wird. Erst an die Vorstellung knüpft dann die stilistische Wertung an.

Winkler ist im Verlauf seiner Untersuchung von der Sprachpsychologie etwas abgekommen und in die Erkenntnislehre eingegangen. Das ist zwar an sich ein überaus fesselnder Weg, und es lohnt sich — wie die vorliegende Auseinandersetzung beweist —, Winkler zu folgen. Doch habe ich von seinem großzügig gedachten Aufbau den Eindruck wie von gewissen Gemälden, die, um die Gesamtheit des Darzustellenden zum Ausdruck zu bringen, ihren Gegenstand gleichzeitig von zwei Gesichtspunkten aus abschildern. Seine Sprachdenklehre, Lehre von den Begriffen, Lehre von der Handhabung der Begriffe sind in Wahrheit eben das — was in der Bezeichnung gesagt wird.

Nun ist es ja gewiß, daß wir in Wörtern denken. Aber wir können sehr gut und logisch einwandfrei in Gedankenkomplexen denken, wobei die Zergliederung in Wörter nicht stattfindet: das rasche und sichere Denken im abgekürzten Verfahren, das mit sprachlichem Aufbau nichts zu tun hat. Es ist daher durchaus begründet, Denken und sprachlichen Ausdruck gesondert zu untersuchen. Nicht alles Denken ist sprachlicher Ausdruck. Nicht jeder sprachliche Ausdruck beruht auf eignem Denken oder spiegelt eignes Geistesschaffen. Gelegentlich zieht Winkler selbst einen Trennungsstrich zwischen beiden Gebieten, z. B. S. 20 'Beziehen gehört in das Gebiet der Denkpsychologie'. Dennoch ist die Beziehungslehre dem System eingereiht. Beziehungen machen heißt Denken. Den Inhalt irgendeines seelischen Erlebens zur Kenntnis der Außenwelt bringen, heißt Sprechen. Gegenstand der Sprachwissenschaft ist also weder die Lehre von den Beziehungen noch die Denkmittellehre, sondern die Lehre vom Ausdruck der Beziehungen, die Lehre von den Ausdrucksmitteln.

Digitized by Google

Gerade dafür findet Winkler in seinem System keinen Platz solange er seinem Grundplan treu bleibt, der uns vielfach beengt. Bewegen wir uns frei und dem heutigen sprachwissenschaftlichen Denken entsprechend, so durchbrechen wir notgedrungen seine Einteilung, und er selbst natürlich mit. So wird die Onomasiologie (Bezeichnungslehre) als Zweig der Begriffslehre angeführt (S. 18). Neben dem Beziehen der Begriffe (I Bbγ S. 26) ist 'Schaltung' (Kongruenz) und 'Reihung' gesondert angeführt. Beide sind doch nur ein Teil der Beziehungsmöglichkeiten. Es wäre klarer, das 'Operieren mit Begriffen' (I B b) überhaupt Beziehungslehre zu nennen. Im übrigen ist das, was Winkler über die 'sogenannte Syntax' sagt (S. 19), sehr richtig. Die Wortstellung teilt er der Reihung zu. Sie gehört aber zur Rhythmik. Wortbildung und Wortstellung sind nicht zu trennen. Wortbildung beruht teils auf Zusammenwachsung, teils auf Abschleifung, also auf dem Satzrhythmus. Die Flexionslehre ist ein Teil der Wortbildungslehre, daher würde II 1 A und B zusammenzufassen sein. Die Wortschöpfung kann nicht neben der Wortbildung genannt werden, denn die Wortbildung ist nur eine Unterart der Wortschöpfung, die entweder Urschöpfung oder Neuschöpfung ist (Arbeiten mit vorhandenen Elementen nach irgendeiner Proportion oder Analogie, Systemzwang[1]). Man muß sich nämlich entscheiden, ob man die Sprache als Zustand (beschreibend) oder als Geschehen (entwicklungsgeschichtlich) auffassen und darstellen will. Winkler hat grundsätzlich dieselben Gedanken geäußert (S. 25), aber das System nicht danach eingeteilt.

Die Rhythmik ist bei den Lautreihen untergebracht, wo sie nur teilweise hingehört, und mehr äußerlich. Der Rhythmus ist abhängig vom Heraushebungsbedürfnis einerseits und der sich entwickelnden Überlieferung anderseits. Darüber ist Winkler ganz hinweggegangen. Er hat nämlich in seinem System keinen Platz für die Teilgebiete des Sprachlebens, von denen er selbst sagt (S. 5), daß die tiefere Deutung der menschlichen Seelen auf ihrer Erforschung beruht. Er zieht, mit einem Worte, für sein System nicht die notwendige Folgerung aus dem Umstand, daß die sprachliche Mitteilung doch immer mit zweierlei Mitteln erfolgt: mit Hilfe des Sprachsymbols und mit Hilfe des Tonfalles. Das Sprachsymbol gibt den begrifflichen Inhalt im weitesten Sinn (ah! = *ich freue mich*), der Tonfall gibt die persönliche Einstellung dazu (Freude, Ironie, Gleichgültigkeit usw.). Daher ist der Tonfall nicht in der Lautlehre (S. 27) unterzubringen, wo er gar nicht hingehört, sondern in der Lehre von den Ausdrucksmitteln, als ein dem Sprachsymbol nebengeordnetes, nie ganz übersehbares Ausdrucksmittel. Denn ohne

[1] Zum Teil habe ich diese Ansichten schon in 'Wie wir sprechen' 1925, S. 79ff. ausgedrückt, gedenke aber bald ausführlicher darauf zurückzukommen.

Digitized by Google

alle Melodik kann keine sprachliche Mitteilung gemacht werden. Die aus den Lautreihen als solchen sich ergebenden Schallempfindungen sind von dem Tonfall (als Ausdruck der Stellungnahme) und von der Satzmelodie (als überliefertem Sprachgebrauch) ganz zu trennen[1]. Jene sind an sich unveränderliche physikalische Gegebenheiten, diese von Fall zu Fall verschieden und wählbar. Nur diese können ins Gebiet der Stilwerte fallen.

In die Stilistik, die Lehre von den 'außerintellektuellen Werten', wird sehr anerkennenswerterweise das Kapitel 'Umgangswerte' (Milieuwerte) eingeschaltet. So wichtig diese Betrachtungsweise grundsätzlich ist, kann sie doch nicht einen Einteilungsgrund neben den 'Begriffswerten' abgeben. Weil nämlich in der Sprache eben ein Begriff nicht als solcher, sondern nur in seinem Umgangswert vorhanden ist. Jeder Mensch füllt sich je nach seiner Lage und Bildung ein Sprachsymbol mit einem gewissen Inhalt. Und wenn wir glauben, den 'reinen Begriff' zu erfassen, so ist es eben nur der 'Milieuwert' der philosophisch mehr oder weniger Gebildeten eines bestimmten Zeitalters.

Bei der Betrachtung der Stilwerte ist sowohl von gesprochener als von geschriebener Sprache die Rede. Am nächsten liegt die literarische Studie, aber grundsätzlich ist der Stilwert der Sprachgemeinschaft, also der Durchschnittswert der Sprachsymbole, ganz ebensogut Gegenstand der stilistischen Untersuchung, und er ist die Voraussetzung für die Beurteilung des persönlichen Stils. Gerade die fruchtbarsten Abschnitte von Winklers Untersuchung beschäftigen sich nicht mit dem persönlichen Stil.

Ein paar Randbemerkungen. Zu S. 48ff. *(je chanterai — je vais chanter):* In *cantare habeo* hat unbedingt *habeo* den vollen Heraushebungsdruck. Zu der Zeit, als diese Form aufkam, war die Wortstellung im fallenden Rhythmus längst nicht mehr üblich Folglich kann die Bedeutung nur gewesen sein: zu singen habe ich noch vor mir, 'habe ich vor' als Gegensatz zu einem gesagten (oder gedachten) Hast du schon gesungen? Man nehme ein Wort aus der Alltagsbeschäftigung: *essen, ackern, Obst lesen,* so wird der Gesprächston, aus dem doch jede Wendung erwächst, sich deutlicher einstellen. Also nicht 'ich habe es in mir, zu singen', sondern: 'es steht mir noch bevor, ich habe es auf meinem Beschäftigungsplan', so wie das Kind von seinen Schulaufgaben sagt: 'Lateinisch ist fertig, aber Rechnen habe ich noch'. Ich habe Rechnen (vor-

[1] Neben dem Tonfall und der Sprachmelodie (dem Ergebnis von Tonfall und Heraushebungsdruck, in ihrer gewohnheitsmäßig überlieferten Form) steht dann als drittes die Betonung = der Tonhöhenunterschied innerhalb eines Wortes oder einer Lautung, der zu der Bedeutung des Wortes gehört, wie dies im Schwedischen, im Serbokroatischen, im Chinesischen usw. und vermutlich auch im Altgriechischen zu beobachten ist.

Digitized by Google

zubereiten) = ich habe rechnen auf = *computare habeo*. Diese Ausdrucksform ist nicht gedanklich tiefer, sondern bildhafter, lebendiger als die mit dem Futursuffix, das schon zu sehr entsinnlicht war. Wenn dagegen jetzt die Gegenwartsform an Stelle des Futurs tritt — in verschiedensten Sprachen —, so liegt offenbar die Erklärung dafür in dem Bestreben nach Vereinfachung des Ausdrucks: *Ich werde morgen gehen* ist eine Tautologie. Der Futurgedanke ist doppelt gesetzt. Also: *ich gehe morgen*. Dasselbe kann man — nur nicht schriftsprachlich! — auch für den Ausdruck der Vergangenheit beobachten: *gestern geh' ich durch die Stadt;* gestern *kommt mir X entgegen*. Die Beobachtung des Gesprochenen gleicht nicht selten den Augenblicksaufnahmen mit dem Kodak, die ungeschickte, 'unmögliche' Stellungen festhalten, zu denen sich niemand bekennen will, die aber darum nicht weniger wahr sind, wenn auch jeder, der die Nähe eines photographischen Apparates ahnt, 'Photographierstellung' anstrebt.

Nach den guten, treffenden Äußerungen über den Satz (S. 22) ist es schade, daß Winkler S. 24 doch wieder Zugeständnisse an die älteren Definitionen macht, die das eben Gewonnene gefährden.

S. 67 wird mit Recht der Ausdruck 'Adverbium' verworfen und dafür 'Begriffswort der Daseinsweise' vorgeschlagen. Ich spreche für unsere alte Bezeichnung 'Umstandswort', die zwar nur einen Teil des Bedeutungsgehaltes klar ausspricht, diesen aber kurz und wirklich klar. Winkler prägt die Ausdrücke 'Verlaufsbegriff' für Tempus, Modus usw. (richtiger für 'Zeitwort') und 'Bestandsbegriff'. Ohne auf die Hereinziehung der Begriffe noch einmal zurückkommen zu wollen, möchte ich doch 'Verlauf' und 'Bestand' recht sehr unterstützen. 'Bestandsbezeichnung' = Nomen, Adjektiv usw. 'Verlaufsvorstellung' für alles Verbale usw. Neben (und trotz) diesen Zeichen sprachschöpferischer Kraft hat Winkler eine wahre Hochflut von zum Teil neugebildeten Fremdwörtern, z. B. *Operationsmechanik* für Syntax, *Begriffsdominante* für das, was er selbst dann meistens 'Begriffskern' nennt, *Dominanz* der Begriffskerne (S. 33), *etymischer* Wert = 'eigentlicher (Begriffs-) Wert' (ebd., und dann immer 'etymisch'). So kommt es zu dem Satz: ihre ('der zusammengesetzten Worte') etymischen Werte sind nichts als die Werte der Begriffsdominanten der einzelnen Komponenten der Zusammensetzung, solange diese eben noch lebendig sind usw.' (d. h.: die eigentlichen Werte der zusammengesetzten Wörter sind nichts anderes als die Werte der Begriffskerne jedes einzelnen Gliedes der Zusammensetzung[1]).

[1] Nach dem oben S. 205 ff. Gesagten wäre es wohl besser, in diesem Falle nicht mehr von dem ursprünglichen Begriffskern zu sprechen, sondern von dem Vorstellungskern, der in dem Worte im Augenblick der Zusammensetzung lebt.

Digitized by Google

S. 60: 'Am deutlichsten zeigt sich die latente Verbalvirtus des Participium perfecti in seiner prädikativischen Verwendungsfähigkeit'.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Winklers Darstellung dem Verständnis seiner Ausführungen nicht förderlich ist.

S. 72. Nach einer sehr guten Zusammenfassung der 'Subjektionsgewohnheit' im Französischen (d. i. Nennung der handelnden Person) kommt Winkler zur Betrachtung der heutigen Zustände: Das pronominale Subjekt wird noch heut nicht als rein flexivischer Bestandteil empfunden, daher Pause bei 'Subjektswiederholung': *Nous trois, nous avons brisé les chaînes, Roger et moi, nous avons écouté, moi, j'y pense.* Dagegen *Roger et Pierre ont écouté, toi-même avoueras* (Molière). Betrachtet man aber dagegen die Entwicklung der volkstümlichen Sprache, so scheint doch das französische Zeitwort auf dem Wege der Präfigierung zu sein, wenn es auch gewiß noch ein gut Stück weg ist bis zu den Zuständen in verschiedenen norditalienischen Mundarten, z. B. nonsberg. *ęl elva.*

Zur Erklärung der verschiedenen Wirkung des Eigenschaftswortes je nach seiner Stellung wird gesagt, daß bei vorausgehendem Adjektiv 'die seelische Energie ungebunden, durch keine vorhergehenden Determinanten in bestimmte Richtung gelenkt ..., vor allem die Obertöne der Worte, auf die sie wirkt, sich mächtig entfalten läßt'. Damit wäre also wieder einmal angenommen, daß jemand, der '*bon enfant*' sagt, bei *bon* noch gar nicht weiß, was er dann lauten will, so daß sich seine Empfindung gewißermaßen im *bon* entlädt, während beim nachgestellten Adjektiv 'der seelischen Energie die Bahn vorgeschrieben ist' usw. Ich glaube, daß in der Mehrzahl der Fälle, die zur Beobachtung gelangen können, die Lautungsabsichten der Sprecher nicht so zerstückelt sind. Bei der Betrachtung dieser Wirkung liegt eine Verwechslung vor, die ja auch sonst häufig begegnet, und die auf die Außerachtlassung des doppelten Charakters der Sprache zurückzuführen ist: Sprache muß nicht nur als Sprechen, sondern auch als Hören betrachtet werden, und ganz besonders als das vom Sprecher beabsichtigte und zielmäßig beeinflußte Gehörtwerden. Der Sprecher hat die Gesamtvorstellung (= Empfindung) *un noir dessin,* und der Normale wird seine Sprechabsicht als Ganzes erfassen und zu Gehör bringen. Die Frage ist aber, was will er dem Hörer aufzufassen geben? *Un noir dessin* als eine einheitliche Vorstellung, oder *un dessin noir,* wobei nach *dessin* erst die Art der Vorstellung aufgeweckt wird, die sich der Hörer bilden soll. Der Unterschied der Vor- oder Nachstellung ist zu erläutern als: der Unterschied der Wirkung, die der Sprecher im Hörer beabsichtigt. Der Sprecher reicht dem Hörer seine Gesamtvorstellung so dar, wie es für die von ihm beabsichtigte Wirkung am zweckmäßigsten ist. Sagt er *un dessin,* so lenkt er den Geist des Hörers (nicht seinen eignen!)

Digitized by Google

auf eine Bahn, die dessen Vorstellungsvermögen einschränkt und konkret abgrenzt. Die nachfolgenden Eigenschaftswörter dienen nun dem Aufbau, der näheren Ausführung des gesagten — im Geist des Hörers. Würde der Sprecher zunächst nur die Absicht haben, *noir* zu sagen, und dann käme die Vorstellung *dessin* erst hinzu, entstünde zwischen diesen beiden Lautungen eine Pause. Das Kennzeichnende ist aber gerade, daß *noir dessin* pausenlos ist, weshalb die Wortfolge den Ausgangspunkt für allerlei Zusammenwachsungen bildet, während bei *dessin noir* eine Pause eintritt, was durch das Entfallen der Bindung (*enfant heureux* = [*ãfã œrø*]) hörbar wird. Hätte der Sprecher nicht größere Lautreihen (Wörterreihen) auf einmal im Sinn, könnte die häufigste Art des Versprechens durch Vorausnahme einer Lautung nicht stattfinden. Ich beobachtete z. B. gerade kürzlich: *so ein klöder* (statt *blöder*) *Kerl.*

Winklers Erklärung des bestimmten Artikels (S. 111/112) deutet psychologisch aus, was Meyer-Lübke III § 142—186 über diesen Gegenstand ausführt. Wenn er sagt, der Artikel 'wirkt anschauungsmäßig', z. B. in *l'or de Galice*, so entspricht das dem alten Satz: Das näher bestimmte Begriffswort braucht den Artikel. Winklers Satz läßt sich aber nicht verallgemeinern, so z. B. paßt er nicht auf das neufranzösische Nebeneinander von *dire la vérité* und *rendre justice.* Altfranzösisch sagte man auch *dire vérité*, heut dagegen — durchaus nicht mit mehr Anschauungskraft als in alter Zeit — *la fortune, la nature, la morale*, und man sagte in alter Zeit nicht weniger anschauungsmäßig die als Eigennamen gewerteten *soleil* und *Escripture* ohne Artikel. Diese Widersprüche im Gebrauch lassen sich geschichtlich erklären, aber nicht psychologisch. Zu erforschen wäre der psychische Grund, warum *dire vérité* nicht artikellos bleibt, während *rendre justice* sich hält.

Die Verwendung des Artikels bei Völkernamen läßt sich auch nicht so sinnvoll deuten, wie Winkler möchte. Tatsächlich zeigt die Durchsicht des Münchner Brut, daß eher Jordans als Winklers Meinung über diesen Punkt zu Recht besteht. Z. B. Vers 69ff.[1]:

Bretuns ki premerains la tindrent,
Et les Romans, ki puis vindrent,
Sainnes, que l'un apele Englois,
Et les Escoz et les Pictois.

Warum sind von den aufgezählten Völkernamen zwei ohne, drei mit dem Artikel? Die schon zu wiederholten Malen genannten im Streit begriffenen Völker werden ohne ersichtlichen Grund bald mit, bald ohne Artikel genannt:

1611 *Quand Peitevin l'unt entendu,*
Ki od lu roi furent venu,

[1] Ausgabe Vollmöller.

Digitized by Google

also sicher gegenständlich geschaut, nicht artmäßig erfaßt. Dasselbe gilt für die folgenden Fälle: 1649 *Troïen sunt bien defendu, Dous mil end unt mort abatu.* 1655 *Des Francheis furent bien troi tant, Troïen n'unt vers els garant; Premiers furent Francheis grevé ...;* ebenso 1735, 1746, 1747, 1752 usw. Dagegen 1699 *Quant li Francheis les aperciurent,* 1663 *Li Franc les assegent entur,* 1762 *les Franceis met a grant torment,* 1802 *li Troïen vont enchauchant,* unmittelbar im weiteren Verlauf der Erzählung 1805 *Troien les tuent par vigur ...* 1807 *Troien repairent cum vassals* usw.

In den von Winkler herausgehobenen vier Versen 1705ff.:

Il ne s'esparnent pas de rien
Li Francheis ne li Troïen,
N'unt cure Franc ne Peitevin,
Troïen soient lur voisin

ist bei genauer Übersetzung (die Winklers ist allzu willkürlich) nicht einzusehen, wieso der nichtartikulierte Ausdruck 'begriffskernig', der artikulierte 'anschauungsmäßig' wirken sollte, da doch *Franc ne Peitevin* dem *li Francheis* entspricht. 'Weder Franken noch Trojaner schonen sich in irgendeiner Weise. Weder Franken noch Poiteviner tragen Sorge darum d. i. = sie wollen durchaus nicht, daß Trojaner ihre Nachbarn seien'.

Am Schluß (S. 115) stellt Winkler die Frage, inwieweit die im sprachlichen Leben auftretenden stilistischen Werte ästhetische sind, und meint, wann und wo die Stilistik in Kunstwissenschaft übergehe, ließe sich nicht beantworten, ohne das Wesen des Ästhetischen überhaupt zu erörtern. Die Antwort scheint mir dahin lauten zu sollen: Die Stilistik wird Kunstwissenschaft, sobald festzustellen ist, daß der Sprecher eine bewußte Auswahl zu künstlerischem Zweck trifft. Solange er unbewußt schafft, kann er ästhetisch wirken, wie ja eine Rose am Stil auch ästhetisch betrachtet werden kann, obgleich sie nicht als Kunstwerk geschaffen ist. In der vom Sprecher beabsichtigten Wirkung ist keine Grenzlinie zwischen der Alltagssprache und der Kunst; diese Grenzlinie zieht der Beobachter, der vom ästhetischen Gesichtspunkt aus hörende (oder lesende) Beurteiler.

Korrekturzusatz zu S. 211. Ich bemerke erst jetzt, daß die Bezeichnung 'Verlauf' (Winkler S. 21) in der Satzanalyse auch schon von Kalepky in seinem schönen Buch 'Neuaufbau der Grammatik' 1928 (S. 25) angewendet wird.

Digitized by Google

Studien zur Geschichte des altfranzösischen Liedes. II.

Von H. Spanke (Duisburg).

II. Gautier de Coinci. (Vorbilder seiner Lieder).

Der zweite Artikel von A. Långfors (Romania 53, 1927, S. 474) beschäftigt sich mit dem Werke des bedeutenden religiösen Dichters Gautier de Coinci, gest. 1236 als Groß-Prior von St. Médard in Soissons im Alter von fast 60 Jahren. Er gehört zur zweiten Generation der bekannten Trouvères und ist einer der ersten, die in Nordfrankreich religiöse Lieder in der Volkssprache schrieben. Bekanntlich richteten sich die Verfasser geistlicher Lieder, wahrscheinlich um ihren Schöpfungen leichteren Eingang ins Publikum zu verschaffen, in Strophenbau und Melodie vielfach nach älteren weltlichen Vorbildern aus der Trouvère-Literatur. Vielleicht gab es eine Zeitspanne, wo sie noch zwischen Kantionen- und Trouvère-Lyrik schwankten. In der Tat zeigen einige Stücke Gautiers offenbar lateinische Formen. So kehrt der Bau von R 851 (Långfors XIII): $\overset{8}{a}\overset{6}{a}b'\ \overset{8}{c}\overset{6}{c}b'$ genau in vier Stücken der Arundel-Sammlung, den Nummern 6, 13, 18 u. 27 der Ausgabe von Meyer-Speyer wieder. Das Reimprinzip aab (mit gleichlangen Gliedern) stammt aus dem Anfang des 12. Jh.s (Abälard, sein Schüler Hilarius, Martialhss.), seine Urform, $\overset{3}{a}'\overset{3}{a}'\overset{7}{b}$, von dem uralten 15-Silbner $\overset{7}{n}'\overset{7}{n}$ abgeleitet, ist schon im 11. Jh. vertreten. Im Provenzalischen, schon früh durch Marcabru angewandt, erlangte es keine größere Verbreitung. Den gleichen Bau wie in 851 hat Gautier noch zweimal benutzt, R 1831 und 1644 (L. XX u. XIX); wie mir Herr Professor Ludwig freundlichst mitteilt, haben R 851 u. 1831 (wenigstens in einer Hs.) gleiche Melodie, die von 1644 ist selbständig.

Ebenfalls in ältere Zeiten der ml. Metrik weist R 83 (Långfors XXIX) zurück, dessen Bau, $\overset{12}{a}\ \overset{12}{a}\ \overset{12}{b}\ \overset{12}{b}\ \overset{6}{C}\ \overset{6}{D}\ \overset{6}{C}\ \overset{6}{D}$ rhythmisch und melodisch mit dem eines anderen Gautier-Liedes, R 12 (LXXI), identisch ist (6 $a^v b^v a^v b^v c^v d^v c^v d^v$EFEF). Den Grundstock hat 'Adventus veritas' von Abälard[1]): 6 nananbnb, den Grundstock+Refrain in moderner Reimfolge die Conductus 'Beata viscera' von Philippe de Grève[2] und 'A patre genitus' von dem etwas älteren Walther von Châtillon[3]. Uber das Auftreten der eng mit der hier

[1] Nr. 10 der Hymnen Abälards in Bd. 48 der Analecta hymnica.

[2] Text Anal. 20. 190, Melodie (von Perotinus, dem größten Künstler der Notre-Dame-Schule) übertragen von Fr. Ludwig in Adlers Hdb. der Musikgesch. S. 156.

[3] K. Strecker, Die Ged. W.s von Ch. (1925), Nr. 1.

Digitized by Google

besprochenen Form verwandten Strophe 6 abababab bei Walther von Châtillon und mit gleicher Melodie bei Blondel vgl. ZfSp. 51. 105.

Von weittragender Bedeutung ist es, festzustellen, woher Gautier die Melodie zu R 1546 (L. XXV) genommen hat. Dieses Lied teilt Bau (6 abababab bab), Melodie und den ersten Vers mit Blondels Lied R 1545, dessen Bau und Melodie, wie ich (ZfSp. 51. 105) nachgewiesen habe, zweimal in der Conductus-Literatur auftritt[1]. Neuerdings hat sich Fr. Gennrich das Verdienst erworben, im Anschluß an diesen Nachweis einen großen Teil des handschriftlichen Materials im Faksimile und transkribiert zu veröffentlichen (Zts. f. Musikwiss. 11. 332—40), so dass eine bequeme Übersicht über diesen unerwarteten Komplex weitesten Kreisen erschlossen ist. Nun spricht Gennrich (l. c. 331), ohne einen eigentlichen Beweis anzutreten, die Vermutung aus, die eine der lat. Melodien, Purgator criminum, erhalten dreistimmig in Wolfenbüttel 628, habe sowohl Blondel als auch Gautier als Vorbild gedient. Die Tatsachen, die G. anführt und aus denen er anscheinend diesen Schluß gezogeu hat, sind folgende. In einer der Gautier-Hss. (Par. BN. fr. 1536) steht R 1546 zweistimmig, und die zweite Stimme ist mit der zweiten Stimme von Purgator criminum (Wolf.) identisch. Doch diese Abhängigkeit trifft, wie ja G. selbst zugibt, nur für den Schreiber von Par. 1536 zu. Daß ferner Wolf. 628 die älteste Notre-Dame-Hs. sei, trifft für den (8.) Faszikel, der Purgator enthält, nicht zu; eins der darin stehenden Stücke, die Sequenz O felix Biturica, ist erst nach 1209 entstanden, ein anderes, Dic Christi veritas, stammt von Phil. de Grève. Und schließlich ist das Bauprinzip, nach dem die gemeinsame Melodie geformt ist, $aa\beta\beta$ (Kanzone mit einfacher Repetition im Abgesang[2]). in der altfr. Lyrik recht häufig vertreten[3], wie mir (nach Durchsicht der Wolf. Hss. und des Laurentianus) scheint, sogar relativ häufiger als in der Conductus-Musik, so daß man es für die Herkunft einer Mel. aus dem Conductus kaum ins Feld führen kann. Eine eindeutige Entscheidung wird für die Fälle R 1546 u. 1545 gegeben durch die Identität der beiden ersten Verse: Blondel: L'amour dont sui epris — Me semont de chanter; Gautier: Amors dont sui espris — de chanter me semont. Ein weiterer, ebenso kräftiger Beweisgrund für Blondels Priorität in diesem Falle (die ich auch gegenüber den lateinischen Stücken, solange kein besserer Gegen-

[1] Die Feststellung wurde mir nur ermöglicht, wie ich noch dankend erwähnen will, da mir Herr Prof. Ludwig mit seinem Material zur Seite stand.

[2] Den Ausdruck Sequenzenausschnitt, würde ich, trotz seiner Prägnanz, in diesem Fall lieber vermeiden.

[3] So in R 94, 130, 194, 391, 437, 489, 711, 837, 895, 1001, 1125, 1149, 1229, 1300, 1618, 1655, 1749, 1880, 1899, 1901, 1939, 1984, 2010; einige von ihnen nennen sich 'son'.

Digitized by Google

beweis vorliegt, annehme) liegt in der Tatsache, daß Gautier in zwei weiteren Fällen sich von Blondel metrisch und melodisch als abhängig erweist. Zunächst richtet sich R 748 (L. XIV; nach Fetstellnng von Långfors identisch mit R 603) nach dem sogar bis nach Deutschland[1] gedrungenen Liede Blondels Bien doit chanter cui fine amour adrece, R 482. Und ebenso geht R 520 (L. XXVIII) auf Blondels R 1495/97 zurück, mit dem es Bau, Melodie und Binnenreime (die dem Herausgeber entgangen sind) teilt.

Im letztgenannten Falle hat Gautier seinen Strophen, um ihnen einen besonderen Reiz zu geben, wechselnde Refrains angehängt, und zwar, im Gegensatz zur Regel, ohne Bindeglied (Vorbildungsvers); doch eine Bindung stellte er dadurch her, daß er die einzelnen Refrains mit Reimen der betr. Strophe in Einklang setzte. Sollte es nun ein Zufall sein, daß von den fünf benutzten Refrains drei, der erste, vierte und fünfte, in der Pastorelle avec des refrains R 1377 wiederkehren? Entschließen wir uns, hier eine Abhängigkeit anzunehmen, so wird dadurch der bisher nicht datierte Dichter dieser Pastorelle, Ernoul Caupain, als Zeitgenosse bzw. Vorgänger Gautiers festgelegt. Auch Ernoul Caupain hat ein religiöses Lied, R 1544, geschrieben; er ist also wohl einer der ältesten Dichter geistlicher Lieder in Nordfrankreich.

Obwohl Gautier gelegentlich abfällig über die 'viez pastoreles' urteilt, hat er nicht verschmäht, solche mehrfach als Vorbilder zu nehmen. So richtet sich R 1845 (L. XV) in seinem sehr kunstvollen Bau (a b a b a b a b c c c b) und seinen Reimen nach der
7 4 7 6 7 4 7 6 7 6
ohne Melodie überlieferten Pastorelle R 1848/54, die auch der König von Navarra in einer Pastorelle (342) imitiert hat. Letztere ist mit Melodie erhalten, die jedoch nach Gennrich[2] von 1845 abweicht; welche der beiden Melodien der des Originals entsprochen haben mag, läßt sich nicht feststellen. Daß übrigens der als Formkünstler so hervorragende Dichterkönig in einer Pastorelle ältere Formen übernahm, ist nicht auffällig; denn nach der alten Theorie gehört die Pastorelle zu den Gattungen, in denen man einen 'so novell o so estrayn ja passat' anwenden durfte[3]. Der Verfasser der älteren Pastorelle, der bisher nicht datierte Jocelin de Bruges, dichtete also spätestens im Anfange des 13. Jh.s. — Eine andere, anonyme, ebenfalls originell gebaute (a^{v}b a^{v}b b c c b) Pastorelle, R 605, in CU
3 7 3 7 7 3 7 7
ohne Melodie erhalten, hat Nr. XXIV (R 1899) inspiriert. Das Finden des Originals wurde hier dadurch erschwert, daß Raynaud,

[1] In dem Liede 'Ich hôrte wol ein merlikîn singen' hat Ulrich von Gutenburg sich im Bau und im Text der 2. Strophe an Blondel angelehnt.
[2] Zts. f. rom. Phil. 41, S. 331.
[3] S. H. Anglès in Estudis Universitaris Catalans vol. XI. 19.

Digitized by Google

in Verkennung der metrischen Struktur, das religiöse Lied falsch eingruppierte; der erste Vers heißt: Ma viele und die richtige Nr. ist 617 a. — Die in den beiden letzten besprochenen Fällen fehlende Bestätigung des Entlehnungsnachweises durch die Melodie liegt glücklicherweise vor, ja gestattet erst eine Entscheidung zwischen vielen Möglichkeiten, bei den beiden Liedern XVII u. XXII. Bei ersterem, R 1677, hat der ebenfalls hierdurch zum erstenmal datierte Dichter Vielart de Corbie (R 2030) Pate gestanden, bei letzterem, R 1930, ein weitverbreitetes Lied des Pierre de Molins (R 1429). — Für Nr. XXXI (R 600) fand A. Långfors selbst zuerst das Vorbild: R 1753, in KN Gontier de Soignies, in P mit größerem Recht Gautier de Dargies zugewiesen; auch die Melodien sind gleich.

Auf die große Bedeutung Gautiers für die Geschichte des mehrstimmigen Liedes hat zuerst Fr. Ludwig hingewiesen; vgl. darüber Långfors S. 477. Über R 526 (L. XXVI) und sein Verhältnis zur Motettenliteratur vgl. am besten Ludwigs Repertorium S. 333.

Für Nr. XXX (R 885) habe ich die Melodien noch nicht vergleichen können. Ich mache daher, um das Auffinden des Vorbildes zu erleichtern, über metrisch Analoges einige Angaben, die zugleich ein eindrucksvolles Bild über die reichen Beziehungen zwischen ml. und afrz. Metrik bieten. Die Strophe von R 885 ist gebaut: abababab CDCD. Den Grundstock, mit weiblichem a, kennt
7 7 6 7 7 6
schon der Abälard-Schüler Hilarius in seinem Versus ad Roseam[1]. Mit Refrain ist die Form erst später, aber reichlich belegt; auffallend ähnlich unserm Liede zunächst in Sol sub nube latuit von Walther von Châtillon[2] (+ C′D DC′); setzen wir C′ mit C gleich,
5 7 5 6
was bei lat. Texten öfters möglich ist, so haben wir volle Identität. Sol sub nube ist in mehreren Hss. notiert überliefert, u. a. in Wolf. Helmst. 628, fol. 119 v°, und hat im Grundstock den Bau $\alpha\beta\alpha\beta\gamma\delta\gamma\delta'$; die Strophen haben gleiche Melodie. Auch sonst hat W. von Châtillon die Form benutzt; vgl. Strecker Nr. 3 (+ CBC) u. Nr. 9 (+ CCC, genau = R 1939, von Gace Brûlé). Mit weiblichem a$^{\vee}$ und Refrain
7
CC benutzte Alain de Lille die Form, in dem in 7 Hss. überlieferten Liede Exceptivam actionem[3]; die Melodie im Laurentianus (hier nur eine Strophe) hat den Bau: $\alpha\beta\gamma\delta\ldots$ Eine etwas kürzere ähnliche Form hat der ältere Martial-Conductus: Una trium deitas[4]: abababab CCC. Im Altfranzösischen findet sich der Grundstock allein in R 1001 (Thibaut de Blason) und 1079 (Gontier oder

[1] Hilarii versus et ludi, ed. Champollion-Figeac, 1838, S. 13.
[2] Ausg. K. Strecker Nr. 33.
[3] Anal. h. 20. 9.
[4] Ib. 21. 3.

Digitized by Google

Guiot de Dijon); dazu ein Refrain in: R 480 (+ CC, Gontier), 1866 (+ CC, anonym), 313 (+ CC, M. le Juif). Vgl. ferner R 857 (+ c′, G. Brûlé), 1900 (+ c c, anonym) und 408 (+ a b, P. de Corbie oder H. de Berzé).

Für weitere Lieder Gautiers von Coincy sind Vorbilder entweder nicht vorhanden oder nicht zu ermitteln. So teilt XXVII (R 1212), wo sich ebenfalls die schon oben beobachtete unvermittelte Anhängung des Refrains an den Grundstock findet, seinen Bau mit R 200 (Gilles des Mesons) 1620 (Roi de Navare) und 1945 (anonymer 'detié'), ohne daß melodische Beziehungen vorhanden sind. — Ganz eigenwillig und typenfremd, aber sorgsam durchgebaut und mit besonderen Künsteleien (rimes à reprise) verbrämt ist schließlich die CH. XXIII (R 556) mit dem sonst nirgends vertretenen Bau: a^{7}b a^{8}c c b d d b. Ähnlich freie Srophenformen finden sich selten im Altfranzösischen, etwas öfter im Provenzalischen und Mittellateinischen.

Echte und apokryphe Gautier de Coinci-Lais; der Strophenlai.

Bei dem schon oben festgestellten engen Verhältnis Gautiers zur kirchlichen Musik ist es nicht überraschend, daß er sich auch in der diesem Gebiet so nahen Form des Lai versucht hat. — Wie wir schon beobachteten, war es sein Bestreben, seinen Schöpfungen durch Benutzung möglichst bekannter Melodien weiteste Verbreitung zu sichern. So lag es nahe, daß er die bekannteste Sequenz des Mittelalters, den 'Letabundus', seinen frommen Zwecken dienstbar machte. Die Übersetzung Hui enfantés[1] verrät, abgesehen von der handschriftlichen Bezeugung, auch durch stilistische Einzelheiten, wie die Reime *enfanta : enfant a, sejor : et jor, delivrer : livrer,* Gautier als Verfasser. Die Sequenz Letabundus, schon zu Anfang des 12. Jh.s weit verbreitet[2], ist, vom formalen Gesichtspunkte aus betrachtet, ein vortreffliches Beispiel für die Sequenz des Übergangsstiles. Das Alleluia am Schluß des ersten Halbversikels[3], der a-Reim an den Versikelschlüssen, die sonst mangelhafte Reimung deuten in die Vergangenheit und auf den liturgischen Ursprung der Sepuenz, während die straffe Rhythmik[4] und die genaue rhythmische

[1] S. beide Texte in Jeanroy-Långfors, Chs. satiriques et bachiques, 1921, S. 83.

[2] Sie steht u. a. auch im alten Faszikel von BN. lat. 1139, 80 v°, als zweite der Sequenzensammlung.

[3] In einzelnen Hss. auch am Ende des Ganzen.

[4] F. Gennrich hat mit schönem Erfolg das Wagnis unternommen, die Mel. im ersten Modus zu transkribieren; Zts. f. Musikwiss. 11. 275.

Digitized by Google

Gleichheit zwischen erstem und zweitem Halbversikel schon deutlich den Viktoriner-Typ vorbildet. Daß auch hier schon, wie später im Lai, innerhalb der Halbversikel einzelne Glieder öfter wiederkehren, zeigt folgende musikalische Gliederung der Melodie (nach der Ausgabe von Dom Pothier[1]):

I $\alpha\beta\alpha$ $\alpha\beta\alpha$ IV $\varepsilon\zeta\eta$ $\varepsilon\zeta\eta$
II $\gamma\gamma'\alpha$ $\gamma\gamma'\alpha$ V $\vartheta\iota\zeta\eta$ $\vartheta\iota\zeta\eta$
III $\delta\gamma\alpha$ $\delta\gamma\alpha$ VI $\varkappa\varkappa\lambda\mu$ $\varkappa\varkappa\lambda\mu + \mu$ (= Alleluia).

Die α-Melodie ist eine alte, jetzt noch in der Kirche benutzte Alleluia-Weise.

Eine besondere Bedeutung für die Geschichte der afr. Liederformen hat der zweite echte Lai Gautiers, Röine celestre (R 956), mit Melodie hsg. von Jeanroy-Aubry als Nr. XV des Lais et Descorts. Er zerfällt in drei je 36 Verse lange Strophen mit gleicher Melodie und folgendem Aufbau:

a) 5 a′b′a′b′ a′b′a′b′ b) c′b′c′b′ c′b′c′b′
5 6 5 6 5 6 5 6
$\alpha\beta\alpha\gamma$ $\alpha\beta\alpha\gamma$ $\delta\varepsilon\delta\zeta$ $\delta\varepsilon\delta\zeta$

c) d′b′ d′b′ d) b′b′e e b′f f b′ b′b′ggb′ggb′
8 6 8 6 5 6 8 8 6 4 4 6 5 6 8 8 6 4 4 6
$\eta\vartheta$ $\eta\vartheta$ ι ϑ' $\varkappa$ ϑ'' ι ϑ' $\varkappa'\vartheta'$

(ϑ'' im ersten Halbversikel scheint verderbt zu sein).

Hier ist also aus der vorliegenden echten Sequenz (deren Form und Melodie Gautier wohl irgendwoher entlehnt hat) durch Hinzufügung weiterer gleichgebauter Teile ein Strophenlied entstanden; ich möchte für die Gattung den Ausdruck Strophenlai vorschlagen. Die Gattung ist lateinisch; sie hat sich sehr früh, mindestens zu Anfang des 12. Jh.s, von der Sequenz abgezweigt. Ihr Entstehen hängt eng mit der Geschichte des Conductus zusammen. Der zwar innerhalb der Liturgie gesungene, aber keinen Teil von ihr bildende Conductus hatte, wie ich schon (Zts. f. frz. Sp. u. L. 51. 116) andeutete[2], die Aufgabe, Pausen auszufüllen. Dazu eignet sich nun ein Strophenlied besser als eine Sequenz, weil man dort durch Weglassen von Strophen die Länge des Vortrages beliebig regulieren kann. Übrigens zeigen die ältesten Vertreter dieser Gattung, Stücke aus Par. BN. lat. 1139, keineswegs diesen, man möchte sagen, handgreiflichen Typ der vervielfältigten Sequenz, sondern sind etwas freier gebaut. Es sind: 1) fol. 52: Eva virum dedit in mortem, gdr. nach 1139 Anal. 45b, 88, nach einer vollständigeren Fassung 20. S. 230 (beide Male mit Fehlern). Die Melodie[3] zeigt Sequenzgliederung, jedoch

[1] Pothier, Der greg. Choral (übs. v. Kienle), 1881, S. 196.

[2] Zu gleichem Resultat kam in einer gründlichen Studie (Ber. üb. d. musikw. Kongreß, Leipzig 1925, 209 ff.) Jacques Handschin, der mich freundlichst hierauf hinwies.

[3] S. Raillard, 31 Chants rel. du XIe siècle, Nr. XX.

Digitized by Google

nicht die von Dreves (45 b) durch den Druck angedeutete; die letzten Verse der Strophen werden, als eine Art Refrain, wiederholt. — 2) Der zweistrophige Benedicamus-Tropus Corde patris genitus, fol. 38, verstümmelt, vollständig im Neujahrsofficium von Sens erhalten (s. Villetard, L'Office de Pierre de Corbeil, 137); die melodischen Teile haben teils drei Parallelglieder. Hier zeigt sich übrigens ein anderer Anlaß, der zur Entstehung der jetzt behandelten Gattung führen konnte: das Bedürfnis, zu dem ersten, vor dem 'Benedicamus Domino' gesungenen Tropus einen zweiten, in gleicher Melodie, hinzuzufügen, der das darauffolgende 'Deo gratias' einleitete. — Das eben genannte, viel altes Gut enthaltende Neujahrsofficium enthält noch ein schönes Beispiel, den 'Conductus ad Bacularium' *Novus annus hodie* (Anal. 20. S. 228, Mel. Villetard 184); das 2 strophige Lied ist besonders dadurch interessant, daß es einen Refrain hat.

Der Bau ist: $\overset{7}{a}\overset{5}{a}\overset{7}{b}\overset{}{c}\overset{}{c}\overset{}{b}\overset{7}{d}\overset{}{b}\overset{}{d}\overset{}{b}\overset{7}{e}\overset{}{b}\overset{}{e}\overset{}{b}\overset{}{e}\overset{}{b}\overset{3}{F}\overset{7}{G}GGGB\,GB$

melodisch: $\alpha\alpha'\beta\alpha\alpha'\beta\ \underbrace{\gamma\ \ \gamma}\ \underbrace{\delta\ \ \delta\ \ \delta}\ \varepsilon\,\zeta\,\eta\,\zeta\,\eta'\,\zeta\,\eta'$

Auffallend ist, daß im Refrain die Melodie, ohne Beziehung auf den Grundstock, weiter fortschreitet. F bildet eine Art Überleitung und lautet Ha, ha, hé; vgl. dazu das E, é, é am Strophenschluß von dem 'Son' R 237 des Königs von Navarra. Ein viertes Beispiel, das sicher aus der ersten Hälfte, vielleicht aus dem ersten Viertel des 12. Jh.s stammt, hat uns eine der jüngeren Martialhss., BN. lat. 3719, in ihrem ältesten Faszikel (fol. 27) aufbewahrt: das dreistrophige Weihnachtslied Fulget dies celebris (Anal. 20. 50), mit der Form:

$$\underset{\underbrace{\alpha\ \alpha}}{\overset{7\,5}{n}a'\,n}a'\ \underset{\underbrace{\beta\ \ \beta}}{\overset{5}{a'}a\ a'}a\ \overset{4}{b}\,b\ \overset{6}{a'}\ \underset{\underbrace{\delta\ \ \delta}}{\overset{4\,4\,8}{c}\,c\,c}$$

$$\gamma\ \gamma\beta/_2$$

Einige, doch nicht besonders zahlreiche Vertreter des Strophenlais sind uns in den Sammlungen des Notre-Dame-Repertoires erhalten worden. Ich nenne: *Quid tu vides, Jeremia?* (Anal. 20. 22), *Latex silice* (Anal. 21. 9), nicht ganz konsequent gebaut, doch in einer Quelle ausdrücklich als Prosa bezeichnet; *Nicholai presulis* (Anl. 21. 126) mit allerdings nur einer Strophe, aber doch wohl hierher gehörig[1]. Eine besondere Eigentümlichkeit zeigen die beiden Conductus *Isaias cecinit* (An. 20. 24) und *Crucifigat omnes* (An. 21. 231); sie gehen erst nach einer repetitionslosen Einteilung zum Sequenzenbau über.

Seiner ganzen Art nach steht der Notre-Dame-Kunst nahe das in einer englischen Handschrift überlieferte, auch in Deutschland[2] bekannte, aber sicher in Frankreich entstandene Lied *Ortum floris*

[1] Die von Dreves vorgenommene Einteilung in drei Strophen ist unbegründet. Hinter Vers 5 fehlt: Diem decoremus.

[2] Die deutsche Bearbeitung aus München 14345 gibt Dreves irrig in zwei Teilen (Anal. 20. 150 u. 122) wieder, ohne das Original zu erwähnen. Heute

Digitized by Google

(Anal. 20. 20), das wieder eine Brücke zur Trouvèrelyrik schlägt: ihm ist die schöne Pastorelle R 534 (Quant voi née) in Strophenbau und Melodie nachgeblidet worden; s. das Nähere Zts. f. frz. Sp. u. L. 51. 114. Heute kann ich einen weiteren, ähnlichen, vielleicht noch interessanteren Fall mitteilen. Das im Chansonnier U überlieferte Unicum R 1760 hat einen Doppelgänger in dem Notre-Dame-Conductus *Parit preter morem* (Anal. 20. 39); zu den von Dreves angegebenen Hss. kommt noch die früher unbekannte, augenblicklich von H. Anglés im Faksimile und mit Übertragungen publizierte Hs. von Las Huelgas hinzu[1]. Es folgen hier, nebeneinander gesetzt, die drei Strophen des bisher unedierten französischen Liedes und die zwei Strophen des Conductus.

R. 1760, übl. in U fol. 48 v°.

I.

Pieç'a que savoie
Que por ce la perdroie
Que trop la servoie
Et cremoie et amoie;
Por ce perdrai
Que trop l'amai
Et aim tote voie,
Et amerai
Et servirai
En quel leu que je soie.
Je la serviroie,
Mais ele nel daigne
Nes que se j'estoie
Uns hom d'Espaigne,
Ainz me dit, quant sui
Devant li,
Que je aim ma dame celi;
Si me met tache seure,
Si m'ocit et aqeure.
Certes, je n'ameroie
Totes celes que voie,
S'or me coroient seure,
Ne faire nel poroie,
Se je bien lo voloie;
Gardez por coi demeure
La sanz per
Joie doner,
Qui [et] me fait trembler
Et plorer par mainte eure.

Hs. 17 que jaim; 26 nur: la granz;

Anal. 20. 39.

I.

Parit preter morem
Creata creatorem
Retinens pudorem
Virgineumque florem;
Sic floruit,
Que respuit
Omnem virga rorem,
Sic patuit,
Quod latuit
Ade per uxorem.
Retinens verum Dei decorem
Deitatis sue Deus honorem
Toga carnis induit,
Indiguit
Et inter servos viluit;
Nec ideo minorem
Dat deitas splendorem,
Sed qui lux est et fuit,
Per nubem carnis pluit
Roris sui dulcorem,
Qui mentes nostras buit,
Tenebras quoque luit
Dei fundens amorem,
Qui struit,
Non destruit,
Immo restituit
Statum antiquiorem.

23 Hss. nostras habuit; buit konj. O. Schumann.

kann ich dank einer freundlichen Mitteilung der University Library Cambridge (Herr A. F. Scholfield, dem ich herzlichst dafür danke) betr. der Quelle mitteilen, daß die Hs. Cambr. Un. Library Hh. VI. 11, durch englische Teile (Pater noster und Ave Maria in Versen) ihr Entstehungsland verratend, außer Ortum floris keine Stücke mit Melodie enthält.

[1] Vgl. Zts. f. frz. Sp. u. L. 52. 178.

Digitized by Google

II.

En nule maniere
Ne mi valt rien proiere,
Male m'est et fiere,
Si me jogle et fait chiere
Et juglera
Et gabera
Por tant que l'ai chiere,
Si m'amera,
Quant ce sera
Ce k'est devant daiere.
Je ne sai que faire,
S'ele moblie;
Se fust debonaire,
Ne soffrist mie
Que j'alasse amant
Et plorant
Et aprés li a gré musant.
Ele ne donroit mie
Un boton de ma vie;
Certes, je troveroie
Bele cui ameroie,
Si ne m'ociroit mie;
Se por cesti moroie,
Jamais ne l'en verroie
Samblant faire en ma vie.
Si fera:
Quant me verra
Morir, si plorera,
Que ne s'en tenroit mie.

III.

Ne sai mais que die
Quant ma dame m'oblie
Cui j'ai tant servie
Et ameie et loiie,
Et sui aclins
Com fins amis
Doit estre a s'amie.
Ceu m'a trãi
C'ainz n'en jõi
A jor de ma vie.
Je ne sai que die
Con ceu puet estre.
Ci endroit n'a mie
Amours boen mestre,
Qu'ele destruie lo sien
~~Et face bien~~

II.

Mira genitura
Fit creans creatura;
Fracta carnis jura
Mirata est natura.
Mirabili,
Laudabili
Pia Dei cura
Rex humili,
Stans labili
Jacet sub figura.
Sic redempta est gens peritura,
Et mundum a labe lavit impura.
Sedens throno stabili,
Ex mobili
Compingens et immobili
Quiddam nova mixtura,
Simplex sine junctura
Et modo tam subtili,
Sub specie servili
Saxa confregit dura,
Ut populo gentili
Jam procul ab ovili
Pateret via pura;
Pro vili,
Pro fragili,
Pro re mirabili
Habebatur scriptura.

Celui qui de li ne tient rien.
Et je qui tant l'amasse
Ja aillors ne pensasse
Fors seul a son servise;
Si com son home lige,
Se li pleüst, estasse.
Or voi qu'ele me triche
Et je sui en la briche,
Quant ele ne se lasse
De moi grever
Si durement;
Dex, [et] si lealment,
S'ele volsist, l'amasse.

Hs. 43 soffrit; 46 agremusant; 62 loier = loer ist, worauf mich Herr Prof. Schultz-Gora freundlichst hinweist, bei Godefroy einmal belegt; 63 et sui ses aclins.

Wie ein Vergleich ergibt, ist der kunstvolle, in beiden Strophen genau gewahrte Bau des Conductus von den Nachdichtern ziemlich getreu übernommen worden; allerdings hat er mit den beiden Lang-

Digitized by Google

versen 11/12 und 13/14 nichts anzufangen gewußt und sie durch Kurzverse ersetzt; andere Verslängen hat er in den einzelnen Strophen unkonsequent behandelt. Vers 17 war zu korrigieren, da über jaim zwei Noten stehen; 84 ff. ist vielleicht zu lesen: De grever — Si durement — Moi qui si lealment; entschließt man sich, in Vers 10 *je* und in Vers 39 *ce* zu tilgen, so wird auch hier eine Besserung der Form-(und Text-)verhältnisse erzielt.

Es ist anzunehmen, daß der Trouvère den Text des Vorbildes nicht gekannt hat, da er sich im Reimwechsel nicht daran angeschlossen hat. Feinheiten, wie das Nebeneinander von -úit und -uít bzw. -íli u. -ilí, hätte er überhaupt kaum nachmachen können[1]. Die Melodie von R 1760 ist durch die Faksimileausgabe der Hs. U[2] leicht zugänglich: eine Übertragung der Conductusmelodie nach der Hs. Madrid Bibl. Nac. Tol. 930, für die ich Herrn H. Anglès aus Barcelona herzlich dankbar bin, folgt im Anhang. Den klaren Sequenzenbau (die fehlende Responsion im letzten Glied ist nichts Auffallendes) zeigt folgende Gliederung von Parit preter morem:

5 6 5 6	4 4 5 4 4 5	11 10 7 4 8	6 6	6 6 6 6 6 6	3 4 6 6
a˘a˘a˘a˘	b b a˘b b a˘	a˘ a˘ b b b	a˘a˘	b˘b˘a˘b˘b˘a˘	b b b a˘
α α	*β β*	*γ γ′ δ δ′δ″*	*α/2α/2*	*ε ε*	*ζ*

Der französische Text, der mit seiner prononcierten Nichtigkeit deutlich die Vorherrschaft der Musik zu erkennen gibt, trägt stilistisch die Züge der Estampie, die ja als Nebenform der Sequenz bekannt ist[3].

Zwar haben die in der Oxforder Handschrift zu einer Sammlung vereinigten, wahrscheinlich am Anfang des 14. Jh.s gedichteten Estampies größtenteils ungleiche Strophen (die jede in zwei gleiche Teile zerfallen[4]), aber gerade die älteren Vertreter der Gattung haben gleiche Strophen, die sequenzenartigen Aufbau zeigen. Die bekannteste dieser älteren Estampien ist Kalendas Maias, von Raimbaut de Vaqueiras auf Anhören der Melodie einem nordfranzösischen Liede nachgedichtet, in dem ich R 1506 festgestellt habe; s. darüber Zts. f. frz. Sp. u. L. 51. 90. Ganz ähnlich in Stil und Bauart sind die beiden Lieder R 587 (Lors quant l'alouele, nach der Berner Hs. gedruckt Herr. Archiv 42. 379) u. R 2078 (gedr. P. Meyer, Recueil d'anciens Textes II. 372; vgl. dazu Bibl. de l'Éc. des Ch. 30 [1869]).

Zum Wesen der Text-Estampie gehörte nach den Leys d'amors[5],

---

[1] Die gleiche metrische Eigenart zeigt Ortum floris, das Original von R 534.

[2] P. Meyer et G. Raynaud, Le Chansonnier fr. de St.-Germain des Prés 1892.

[3] Wertvolles Material zur Estampie-Frage bringt Felipe Pedrell, Riemannfestschrift (1909) S. 235; z. B. zur Etymologie das prov. Zitat: ...del salterifaras X cordas estampir.

[4] Dipl. Abdruck der Hs. Herr. Arch. 98.

[5] Ich entnehme das Zitat der eben genannten Abhandlung von F. Pedrell.

Digitized by Google

daß sie von *amors o lauzors, a la maniera de vers o de chansos* handelte. Deshalb ist es zweifelhaft, ob wir die andern ähnlich gebauten Stücke, auf die dieses Kennzeichen nicht zutrifft, auch als Estampien bezeichnen können. Rein musikalisch betrachtet, sind sie wahrscheinlich Estampien; denn die alten Theoretiker behandeln mehrfach die Estampie als reines Musikstück. Solche Stücke sind: R 534 (die erwähnte Nachbildung von Ortum floris), R 560, R 966 (Colin Muset), 1024 (das Tournoi des Dames von Hue d'Oisy). 1868 (einstrophig, eher Lai), 1995 (Pastorelle), 2005 (Pastorelle). Von den ohne Noten überlieferten hierher gehörenden Liedern sei nur R 1855 erwähnt, eine sehr kunstvolle Pastorelle des als religiöser Dichter bekannten Jacques de Cambrai; es hat nämlich in der Berner Hs. die Überschrift: *li chans sire herelicauba,* — worin der Anfang des vielleicht lateinischen Originals zu stecken scheint.

Die apokryphen Gautier-Lais.

Die beiden besprochenen Lais sind die einzigen, die Gautier mit Sicherheit zuzusprechen sind. Vier weitere Lais stehen zwar in Hss. seiner Miracles de Notre-Dame, sind aber wahrscheinlich nicht von ihm verfaßt. Auch diese Stücke sind für die hier behandelten formengeschichtlichen Probleme von Bedeutung.

R 1020, der religiöse Lai Virge glorieuse, Nr. XXVIII bei Jeanroy-Aubry, steht, genau genommen, nicht in der Gautier-Hs. BN. fr. 3517 selbst, sondern in einem ihr vorgebundenen Heft. Die Identität der Melodie mit Philippe de Grève's Sequenz Ave gloriosa und zwei weltlichen frz. Lais wurde schon oben besprochen. Bei kleinen metrischen Verschiedenheiten, die zu untersuchen hier zu weit führen würde, und die deutlich darauf hinweisen, daß die Nachdichter sich nur nach der Melodie[1] gerichtet haben, verhält sich der melodische Bestand der 4 Stücke folgendermaßen[2]. Die ersten 9 Doppelversikel sind in allen Stücken gleich: Ave Str. 1—18, Hermins Vers 1—82, Past. V. 1—84, R 1020 Str. 1—14. Der dann folgende Abschnitt fehlt in 1020, steht als Doppelv. in Ave und Pastourelle, als vierfacher in Hermins. Der darauf folgende Abschnitt ist überall einfach, aber gleich dem Halbversikel 6a. Der dann folgende Schluß ist überall der Einleitung gleich, steht aber in Hermins nur einfach (=1a), sonst überall doppelt. Eine detaillierte Gliederung der Melodie ergibt noch interessante Einzelheiten, z. B. Ähnlichkeit von Versikelschlüssen, Beziehungen zwischen je 2 folgenden Doppelversikeln (also Spuren der Vierteilung).

[1] Das gilt auch für R 1020, trotzdem der Nachdichter, wie die Textparallelen zeigen, die Sequenz genau kannte.

[2] Die Melodie von Ave s. bei F. Clément, Choix des principales Séquences 1861, S. 73, die der frz. Stücke bei Jeanroy-Aubry, wo die Strophenteilung, trotz richtiger Majuskeln der Hss., öfters verfehlt ist.

Digitized by Google

In einer andern Gautier-Handschrift, Paris BN. fr. 2193, finden sich hintereinander als Einschiebsel das schon erwähnte Stück *Veritas equitas* und der Lai *Flours ne glais* (R 192, Jeanroy-Aubry XVI). *Veritas* wird durch eine andere Handschrift, London Br. M. Egerton 274, für Philippe de Grève gesichert. Für den religiösen Lai gibt die Liederhandschrift T (fol. 73) die Quelle mit Überschrift 'Contre le Lai Markiol' an; dieser (provenzalische) Lai Markiol steht ebenfalls in T, und zwar unmittelbar vor R 192; die Melodien aller drei Stücke sind gleich. Für den Marienlai deutet also die Stellung in der Hs. das eine Mal auf Veritas, das andere Mal auf den Lai Markiol als Vorbild. Die letztere Abhängigkeit wird gestützt durch Übereinstimmung der beiden romanischen Stücke in manchen Reimen, Reimwörtern, ja ganzen Versen[1]. Anderseits bestehen zwischen ihnen, worauf schon die Herausgeber der Lais und Descorts hinwiesen, im metrischen Bau starke Verschiedenheiten, besonders in dem zweiten Abschnitt, wo den Versen 45—56 des Markiol in R 192 nichts entspricht; auch im lateinischen Stück fehlen diese offenbar überschüssigen Verse. Aber auch zwischen Veritas einerseits und den beiden romanischen Stücken anderseits sind Verschiedenheiten vorhanden, besonders zwischen Veritas Str. VII und der korrespondierenden Stelle (Ende von Str. IV) in R 192, ferner Veritas X und Flors ne glais Anfang VI. So sind wir zur Entscheidung der Prioritätsfrage auf allgemeine Erwägungen angewiesen, die auch hier für das lateinische Lied sprechen. Dasselbe steht nach Inhalt, Sprache und Sorgfältigkeit des Baues hoch über den beiden Lais. Seine Entstehung wird durch den Inhalt ('Conturbatus principatus regis junioris') auf die politisch recht unruhigen Anfänge der Regierung Ludwigs des Heiligen festgelegt, der 1226 zum König gekrönt wurde. Übrigens besteht noch immer die Möglichkeit, daß alle drei Stücke auf eine ältere Melodie, vielleicht Lai Markiol genannt, zurückgriffen, in welchem Falle Philippe bei weitem das größte Verständnis für die Vorlage bewiesen hätte. Keinesfalls aber ist es möglich, Veritas weder aus dem Lai Markiol noch aus Flors ne glais direkt abzuleiten.

Wir sahen oben, daß Gautier de Coincy den Trouvère Gautier de Dargies in einem Liede zum Vorbild nahm. Das gleiche tat ein unbekannter Dichter in einem Marienlai, der uns in der Gautier de Coincy-Handschrift Par. Ars. B. fr. 3517 erhalten und nun zum ersten Male von Långfors (Romania 53. 532) herausgegeben ist: R 1094a, Anfang: Mere de pitié. Das Original ist ein Descort

[1] Den Lai Markiol hat K. Bartsch in der Zts. f. roman. Ph. I. 61 herausgegeben. Von Veritas equitas vgl. die vorzügliche Ausgabe von Dreves (Anal. 21. 184), aus der auch die Gliederung (meist Tripelversikel) deutlich hervorgeht.

Digitized by Google

Gautiers de Dargies, *De cele me plaig qui me fait languir* (R 1421), hg. mit Melodie Lais et Descorts Nr. III und als Text von G. Huet, Chs. et Descorts de G. de Dargies, Paris (Soc. des anc. Textes) 1912. Für die richtige Gliederung des Stückes zeigte Huet größeres Verständnis, fand aber, da er die melodische Einteilung unberücksichtigt ließ, auch nicht immer das Zutreffende. Wie mir Herr Professor Ludwig mitteilt, wofür ich ihm auch hier bestens danke, besteht keine musikalische Beziehung zwischen R 1421 u. 1094a. Zur Führung des Beweises ist daher folgende Aufbauübersicht erforderlich; sie enthält die Angabe a) der Verse von R 1421, b) die melodische Gliederung von 1421 nach Aubry[1], c) der korrespondierenden Verse von R 1094a nach Langfors; die römischen Zahlen bezeichnen die richtige Einteilung.

I. a) 1—4; die Halbversikel ergeben sich durch Halbierung des Ganzen.
   b) $\alpha\alpha$;
   c) 1—8; die Langverse der Vorlage sind in Kurzverse zerlegt.

II. a) 5—10; 7—8 fehlen in Hs. U und sind zu streichen[2].
   b) $\beta\beta$; (+ fremdes, unechtes Glied).
   c) 9—20; auch hier 4 Kurzverse zuviel; der rel. Dichter hat also die erweiterte Fassung benutzt.

III. a) 11—14.
   b) $\gamma\gamma'$.
   c) 21—28; auch hier Teilung der Langverse.

IV. a) 15. 16.
   b) $\delta\,\delta$
   c) 29. 30.

V. a) 16a, 16b, 17, 18 } Huet hat zwei nur in U erh. Verse
   b) $[\varepsilon]\varepsilon$ } ausgelassen.
   c) 31—34; hier der volle Bestand.

VI. a) 19—22.
   b) $\zeta\zeta$.
   c) 35—38; Långfors beachtet die Majuskel vor 35 nicht.

VII. a) 23—26.
   b) $\eta\eta$.
   c) 39—42.

VIII. a) 27—35 (dreimal drei Verse).
   b) $\vartheta\vartheta\vartheta$ (ausnahmsweise Tripelversikel).
   c) 43—54; dreimal vier Verse; Verszerlegung, aber Reimübernahme.

[1] Aubry gibt die Melodie nach Hs. T. Einige Stellen erwecken Zweifel; ist die Übertragung oder die Hs. schuld?

[2] U hat im Verhältnis zu MT eine zwar verwahrlostere, aber ältere Überlieferung.

Digitized by Google

IX. a) 36—37.
b) keine Responsion, aber Ähnlichkeit mit ϑ.
c) 55—56; Reime wie a.

X. a) 38—39.
b) $\iota\iota$.
c) 57—58; Reime = a; Textanklänge.

XI. a) 40—45
b) $\varkappa\varkappa$.
c) 59—64
} ausnahmsweise ist die syntaktische Teilung (3×2 Verse) nicht kongruent der musikalischen.

XII. a) 46—49,
b) keine Responsion.
c) 65—68; gleiche Reime wie a; verb. 66: esclarcir.

XIII. a) 50—51.
b) $\lambda\lambda$.
c) 69—70; ein Reimwort von a übernommen.

XIV. a) 52—55.
b) $\mu\mu$.
c) 71—74: zwei Reimwörter wie a, doch kleine Divergenzen in Verslänge.

XV. a) 56—59.
b) $\nu\nu$.
c) 75—78; drei Reimwörter gleich, Text ähnlich a.

XVI. a) 60—61
b) Keine Repet.
c) 79—80
} keine Responsion in Text u. Mel., wie öfters in Schlußversikeln; auch hier ließ L. die Initiale unberücksichtigt; ein Reimwort ('descort') wie a.

Darin, daß hier der religiöse Nachdichter eine neue Melodie schuf, liegt nichts Auffallendes. Auch zum Lai du Chèvrefeuille (R 995, Jeanroy-Aubry XXII) gibt es eine religiöse Nachdichtung, die Marienklage R 1093 (Lais XXIX), die an die Stelle der Originalmelodie (mit Viergliederung) eine neue, sequenzenartige (mit Doppelversikeln) setzte[1].

Der letzte der vier Lais, die in Gautierhandschriften erhalten

[1] Nur zwei Versikel, Str. 2 u. 3 der Laisausgabe, sind ohne Responsion; aber der Anfang von 3 zeigt, daß der Komponist ursprünglich beabsichtigte, diesen Abschnitt dem vorigen anzugleichen — was an dem metrisch verschiedenen Bau von 3 scheiterte. Zu den musikalischen Verhältnissen der Hs. i vgl. Zts. f. rom. Phil. 1929 S. 299; ich füge hinzu, daß zwei der nach Balladen geformten Lieder, R 1177 und 1646, (offenbar neue) Kompositionen freien Baues ($\alpha\beta\gamma\delta$ usw.) aufweisen, während in zwei weiteren Fällen die Sachlage zweifelhaft ist: R 836, dessen Vorbild ein Tanzlied war (der Ausdruck 'Motet' hat mit der musikalischen Kunstform hier nichts zu tun), hat im Aufgesang den Bau $\alpha\beta\alpha\beta$; R 747, Nachahmung einer chanson de feme abandonee, hat bei dem textlichen Bau a^v(10)a^{v}a^{v}aB(4)B(10) den melodischen $\alpha\alpha\beta\gamma\delta\varepsilon$.

Digitized by Google

sind, aber nicht von ihm stammen, ist ebenfalls ein Unikum der Hs. 3517: Ne flours ne glais (R 172a)[1]. Er fehlte noch in der sonst so zuverlässigen Gautier de Coinci-Bibliographie Gennrichs (Zts. f. rom. Ph. 41. 380) und wurde zuerst erwähnt in der vorzüglichen Einleitung zu Bd. II des Recueil des Chs. pieuses von Järnström-Långfors (S. 21), Auch für ihn war es möglich, das profane Vorbild zu entdecken; es ist der in U als Unikum erhaltene Lai *Bels m'est li tens* (R 284, Lais Nr. XIX). Er ist, wie alles in U[2], anonym, aber aus seiner Stellung in der Handschrift lassen sich vielleicht Schlüsse ziehen. Er steht als zweites in einer Gruppe von 6 Liedern, die entweder lange, an den Strophenlai erinnernde (die Melodien fehlen leider) Strophen aufweisen oder richtige Lais sind. Es handelt sich um folgende Stücke:

R 989: Unikum, ch. contre les femmes[3], Bau: $\overset{7\ 7}{a^{v}b\,a^{v}b\,a^{v}a^{v}b\,b\,b\,b\,b}\overset{3\ 3\ 7}{c\,c\,c}$,
R 284 (unser Lai),

R 48, nach C von Colin Muset; Bau: $\overset{10\ 8}{a\ b}\ \overset{8\ 9\ 8\ 9\ 8\ 9\ 8}{a\,b\,a\,b\,a\,b\,b\,c\,b\,c\,b\,c\,b\,c}$, drei Strophen, gleicher Reim[4],
R 1302, Descort, nach C von Colin Muset (Lais Nr. VI),
R 972, Lai, nach C von Colin Muset (Lais Nr. V),
R 1990, Pastorelle in Langstrophen mit Echoreimen, ganz im Stil Musets.

Für alle diese Stücke, die nicht nur metrisch, sondern auch stilistisch eng verwandt sind, möchte ich als Verfasser Colin Muset annehmen. — Das metrische Verhältnis der beiden Stücke zueinander (die Melodie von 192a habe ich noch nicht untersuchen können) ergibt sich aus folgender Gegenüberstellung:

	1. R 284.	2. R 192a.
	Vers 1—8	Vers 1—6
I.	A b^{v}a b^{v}A b^{v}a b^{v} 4 7	a b^{v}a b^{v}a b^{v} 4 7
II.	9—24	7—16
	$C^{v}c^{v}c^{v}d^{v}$viermal, jedesmal mit großer Initiale 4 5 5 5	$c^{v}c^{v}c^{v}b^{v}$ $c^{v}c^{v}c^{v}c^{v}b^{v}$ 4 5 5 5 4 5 5 5 5 5
III.	25—30	17—24
	$E^{v}f^{v}e^{v}f^{v}$ $E^{v}f$ 5 5 5 7 5 7	$d^{v}e^{v}d^{v}e^{v}$ $d^{v}e^{v}d^{v}e^{v}$ 5 5 5 7 5 5 5 7
IV.	31—36	25—36
	$E^{v}e^{v}$ $E^{v}e^{v}$ $E^{v}e^{v}$ 10 (10 = 4 + 6)	f e^{v}f e^{v}f e^{v}f e^{v}f e^{v} 4 6

[1] Romania 53. 537.
[2] Mit Ausnahme von R 1009 und 1923, die auf fol. 24 u. 24' die alten Unterschriften haben: Chastelains de Coci und Gaeces (sic!) la fist.
[3] Gedr. Jeanroy-Langfors, Chs. satiriques et bachiques Nr. XXXIII.
[4] Dieses Lied gehört in die Gattung des ausgeprägten Strophenlais, wie auch die innerhalb der Strophe auftretenden großen Initialen zeigen.

Digitized by Google

V.	37—42	37—48
	G g e^{v} h h e^{v}	g g h^{v} g g h^{v}g g h^{v}g g h^{v}
	4 3 3 4 3 3	4 3 3 4 3 3 4 3 3 4 3 3
VI.	43—48	49—58[1]
	E^{v}e^{v}G e^{v}g f^{v}	g g h^{v}g h^{v}g g h^{v}g e^{v}
	1010 4 6 4 6	4 3 3 4 6 4 3 3 4 6

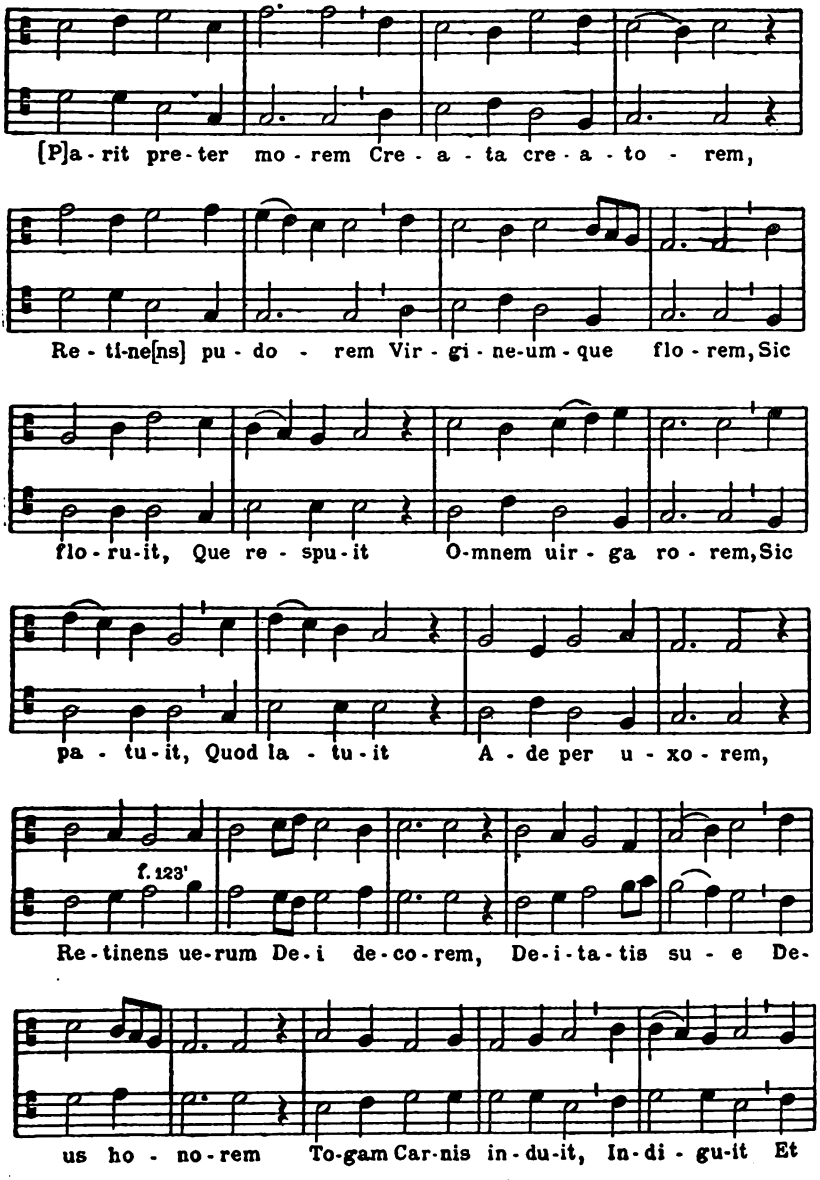
Die großen Buchstaben der ersten Rubrik geben die großen Initialen in U wieder, die wahrscheinlich, doch anscheinend nicht ganz konsequent, auf den Beginn eines neuen melodischen Abschnittes deuten. Rhythmische Gleichheit besteht zwischen den beiden Stücken nur in den Abschnitten 4 und 6; aber auch die übrigen zeigen enge Verwandtschaft in den Teilversikeln. Dazu treten folgende Beziehungen in den Reimen: in II ist 1) d^{v} = 2) b^{v}, in III ist 1) f^{v} = 2) e^{v}, in IV findet sich in 1) Vers 32 u. 33 der Binnenreim -ans, der in 2) f wiederkehrt; in V ist 1) g = 2) g, in VI greift beide Male der scheinbar isolierte Schlußreim auf den Schlußreim eines früheren Versikels zurück, dieser Reim und sogar das Reimwort *requise* ist identisch. Ob die obige Strophe einteilung, die sich an die von Långfors gewählte anschließt, richtig ist, wird die Untersuchung der Melodie von R 192a ergeben. Doch die hier dargelegten Beziehungen werden sich kaum durch eine wenn auch noch so unerwartete melodische Gliederung erschüttern lassen.

[1] Die Verse 53. 54 und 59. 60 bei Långfors fasse ich als je einen Vers auf.

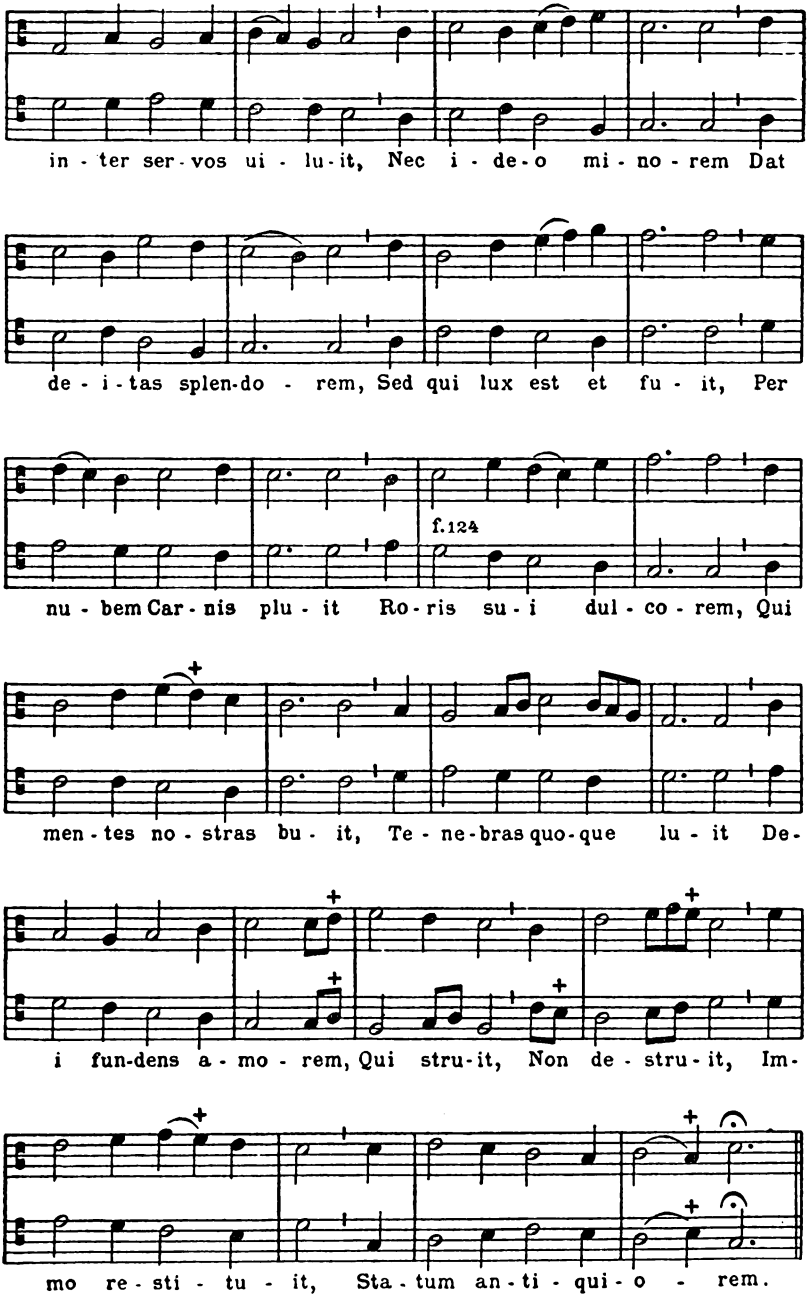
Digitized by Google

Anhang

Melodie des Conductus Parit preter morem nach Madrid Bibl. Nac. Tol. 930, fol 123



Digitized by Google



Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Ein unveröffentlichter Brief Caroline Schlegels.

Zu den vielen Frauen und Mädchen, die mit dem liebenswürdigen Friedrich Hildebrand von Einsiedel, dem Oberhofmarschall der Herzogin Anna Amalia, in Beziehung standen, gehört auch Caroline Schlegel. Welches Interesse sie an ihm nahm, beweist schon ihr Brief an Luise Gotter vom 12. Dezember 1796, in dem sie enttäuscht berichtet, wie sie im Theater in unmittelbarer Nähe des Weimarer Kammerherrn gesessen habe, ohne ihn kennenlernen zu können[1]. Bald darauf erzählt sie (23. Dezember 1796), daß sie die Gelegenheit abermals verpaßte: 'Was mag das Verhängniß dabey für schlaue Absichten haben??' Im Weimarer Theater läßt sich Caroline Einsiedels Freundin Corona Schröter vorstellen. Zwei Tage später besucht sie diese, und Wilhelm Schlegel begleitet die Gattin, um Einsiedel seine Aufwartung zu machen, aber dieser war ausgegangen, und als Einsiedel am Nachmittag seinen Gegenbesuch ankündigte, waren Schlegels schon wieder auf dem Wege nach Jena. Für den nächsten Ausflug nach Weimar beschließt Caroline, ihren Gatten zu bitten, daß er sich der Herzoginmutter bekannt machen lasse, in der Hoffnung, auf diese Weise mit Einsiedel in Beziehung zu treten[3]. Die erste Begegnung fand im Herbst 1797 statt. Caroline hatte von dem Begehrten den günstigsten Eindruck, und auch er scheint sich durch die geistvolle Frau gefesselt gefühlt zu haben, denn er sandte ihr 'mit dem artigsten Brieflein' seine 'Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst[4]', die die Empfängerin in einem Brief an Luise Gotter 'zum Erstaunen vortreflich gedacht und innig ausgedrückt' nannte[5]. Ihr bisher unbekanntes Dankschreiben lautet[6]:

Jena, d. 18. Okt. 97.

Ihr Werk war uns nicht neu mehr. Wir haben — wenn Sie es gütig verzeihen wollen — nicht auf den Verfasser gewartet, um uns damit bekant zu machen, und das Exemplar aus Ihrer Hand ist nur ein wiederholter Genuß gewesen. Schlegel wird sich das Vergnügen machen, Ihnen seine Ansicht öffentlich vorzulegen; in diesem Fall gewiß ein Vergnügen, da ihm das Buch und der Verfasser alle mögliche Freyheit dabey erlauben. Vorher wird er indessen vermuthlich noch die Ehre haben sich mündlich darüber mit Ihnen zu unterhalten. Innerhalb der nächsten 14 Tage gehe ich nach Gotha um Mad. Gotter abzuholen, und Schlegel bringt die Zeit vielleicht in Weimar zu und ersucht Sie, ihn bey der Gelegenheit Ihrer Herzogin vorzustellen. —

Der Auftrag an Mad. Gotter[7] ist vorläufig besorgt und wir werden bey der Durchreise das Manuscript hoffentlich für Sie abgeben können.

---

[1] Caroline. Herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig 1913. I, 406.
[2] Ebenda S. 409.
[3] Ebenda S. 411.
[4] Leipzig, G. J. Göschen, 1797.
[5] Caroline I, 433.
[6] Handschrift im Familienarchiv der Grafen Einsiedel.
[7] Einsiedel hatte gebeten, ihm das Manuskript seines Trauerspiels 'Lothimela', das sich unter den Papieren des verstorbenen Gotter befand, wiederzubeschaffen.

Digitized by Google

Für mich — sind Sie in Ihrer Schrift zuweilen so tief in die Theorie eingegangen, daß ich nur etwa überhaupt einsehn konte, wie sehr Sie auf eigne und eigentümliche Gedanken gebaut haben. Gedanken die so von innen heraus kommen, erwecken immer wieder welche und ich würde gar gern einer Unterredung über die Sache beiwohnen, nur müßte man mich nicht fragen, ob jene die rechten oder die unrechten wären. Das Einzelne was ich verstand, und der ganze Styl der Schrift, so wohl in dem Sinne wie der 'Styl einer Rolle' genommen, als auch oft der außerordentliche schöne Ausdruck, haben mich so sehr angezogen daß ich es mir nicht habe versagen können, wie Sie sehn, ein Wort von meinem Urtheil zu erwähnen. Caroline Schlegel.

Einsiedel hatte die Absicht, sein Buch zu einer vollständigen Theorie der Schauspielkunst zu erweitern und mit Kupfern geschmückt herauszugeben. Caroline trat für die Ausführung des Plans bei Göschen ein: 'Er ist im Grunde zehnmal mehr werth wie Ihre andern Barone'[1]. Doch ist es nicht dazu gekommen. Wilhelm Schlegel, der bereits seine klassische Shakespeare-Übersetzung begonnen hatte, mußte der Arbeit Einsiedels schon wegen der Analysen der Rollen Falstaffs und Hamlets starkes Interesse entgegenbringen. Er schrieb eine ausführliche Kritik, in die er reichlich Proben des Einsiedelschen Textes einstreute[2], und empfahl dem Verfasser darin dringend die Ausführung des größeren Werkes[3].

Weimar. Werner Deetjen.

Schillerianum.

Zu den eindrucksvollsten Stellen der 'Jungfrau von Orleans' gehört es wenn Johanna dem anmaßenden englischen Herold prophetenstolz zuruft

Nun, Herold, geh —
Denn eh Du noch das Lager magst erreichen
Und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

Daß Schiller in der 'Jungfrau' besonders stark durch den Stil der Bibel beeinflußt ist, hat Albert Fries des öfteren gezeigt. Er weist aber auch auf Shakespearesche Einflüsse hin, und nirgends lag mehr Veranlassung dazu vor als gerade bei diesem Drama, das sich inhaltlich teilweise mit den Königsdramen deckt. Daß der Dichter sie studierte und ihrer Wirkung unterlag, macht folgende Stelle aus 'König Johann' wahrscheinlich, an der der König dem französischen Boten, der die Unterwerfung Englands fordert, schnellsten Rückzug anempfiehlt:

Sei Du in Frankreichs Augen wie der Blitz:
Denn eh Du melden kannst, ich komme hin,
Soll man schon donnern hören mein Geschütz. (T. 1, 24).

Dieselbe hyperbolische Ausdrucksweise bei beiden, die Schillers pathetischer Neigung entschieden zusagte. Der 'König Johann' hat Schiller aber schon vorher beeinflußt. In 'Wallensteins Tod' antwortet Octavio auf Buttlers Bemerkung (V, 11):

[1] Caroline I, 445.
[2] Charakteristiken und Kritiken II, S. 353 f.
[3] Über das Eintreten des Schlegelschen Ehepaares für Einsiedels gemeinsam mit Gotter geschaffenen Operntext s. Deetjen, Shakespeare-Jahrbuch 64, S. 88 f.

Digitized by Google

Ich hab des Kaisers Urteil nur vollstreckt

mit den bekannten Versen:

O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben gibt, dem schnell
Vergänglichen Gedanken gleich die Tat,
Die fast unwiderrufliche, ankettet, (v. 3791 ff.)

Ganz ähnlich klagt König Johann dem Kämmerer Hubert gegenüber, der nach seiner Ansicht den Prinzen Arthur ermordet hat, und fragt:

Wie, habt Ihr nicht dazu mich aufgefordert?

mit dem ganz entsprechenden Gedanken:

Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Weltmacht sehn in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansehns ein Gesetz
Zu deuten, zu erraten die Gesinnung
Der drohenden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Überlegung zürnt.

Auch Stimmungen der Szene zwischen Elisabeth und ihrem Schreiber Davison (M. Stuart V, 14) klingen an.

Berlin-Grunewald. C. Fries.

Zwei Kleinigkeiten zu Dickens.

1. Zu Dickens und Sterne.

Bekannt ist das Kapitel in *David Copperfield*, in dem Dickens seinen Helden, der er selbst ist, erzählen läßt, wie ihm die Gestalten der Romandichter des 18. Jahrhunderts, der Fielding und Smollett, liebe Freunde wurden; daß der Dichter auch für seine Kunst von ihnen und anderen Vertretern des realistischen Romans gelernt hat, ist oft genug beobachtet worden. Im besonderen hat Dickens auch Sterne gelesen, und Dibelius hat in seinem Dickensbuch an mehreren Stellen (S. 83 f., 90 f. der 1. Auflage) auf Verwandtschaft und Unterschied in der Kunst der beiden Humoristen hingewiesen. Soweit ich sehe, ist aber noch nirgends auf eine merkwürdige Übereinstimmung eines von Dickens gelegentlich verwandten Zuges mit einer Anekdote aus dem Sternekreise hingewiesen worden.

Eine der Hauptgestalten in *Bleak House* ist der ältere Jarndyce, der Herr von Bleak House — ein wohlmeinender, wohlhabender Mann, schlichten Herzens, geraden Verstandes, eine der Gestalten, denen die Liebe des Dichters gehört. Wie vielen seiner Lieblinge gibt er auch ihm einen *whim*, einen schnurrigen Zug, der stets wiederkehrt und dem Wesen des Betreffenden eine besondere, auffällige Note verleiht. Bei Jarndyce ist es eine wirkliche oder eingebildete Abhängigkeit von Witterungseinflüssen: wenn Ostwind weht, verliert er seine gute Laune, wird ungesellig, fast menschenfeindlich und zieht sich in seinen Schmollwinkel, seine *growlery*, zurück. Aber mehr noch als der Ostwind verdirbt dem herzensguten Mann jede Beobachtung häßlicher Charakterzüge, vor allem von Eigennutz, die Laune, und weil es ihm schwerfällt, dem andern seine Meinung zu zeigen, so schützt er, um niemand wehe zu tun, dann stets die unbehagliche Empfindung vor, die ihm der Ostwind verursache, und spricht davon, daß der

Digitized by Google

Wind aus der unbehaglichen Gegend wehen müsse. So ist im 6. Kapitel die Rede von Frau Jellaby, die aus Begeisterung für die armen Negerkinder in Afrika die eigenen verwahrlosen lasse. *She means well, said Mr. Jarndyce, hastily; the wind's in the east. — It was in the north, Sir, as we came down, observed Richard. — My dear Rick, said Mr. J. poking the fire, I'll take an oath, it's either in the east or going to be. I am always conscious of an uncomfortable sensation now and then when the wind is blowing in the east.* — Da wird ihm erzählt, wie die Gesellschafterin seiner Nichte sich der armen Wesen angenommen und dadurch sogleich die herzliche Zuneigung aller gewonnen habe. *Where did you say the wind was, Rick? asked Mr. J. — In the north, as we came down, Sir. — You're right. There's no east in it. A mistake of mine. Come, girls, come and see your home.* Nur noch ein zweites Beispiel sei von den vielen genannt: seinen Freund Skimpole nennt Jarndyce ein Kind; obwohl er Familienvater sei, brauche er selbst jemand, der nach ihm sehe. *And have the children looked after themselves at all, Sir? inquired Richard. — Why, just as you suppose, said Mr. J. his countenance suddenly falling ... The wind's getting round again, I am afraid. I feel it rather.*

Dazu stelle man nun folgende Notiz. Sterne war befreundet mit einem Sonderling namens John Hall Stevenson und war auch oft genug auf seiner Behausung, die er *Crazy Castle* (eigentlich Skelton Castle) nannte, zu Gast. Von Hall hören wir nun folgendes: *He was sometimes visited by a sort of hypochondriacal humour, which usually preyed on him when the wind was in the east. When Crazy Castle was full of company it was no surprise of some sharp morning to find their host absent and suffering a moody imprisonment in his room, so long as the wind was in the obnoxious quarter. His humour was known and accepted without astonishment.* (Fitzgerald, *Life of Sterne* I 45.)

Da haben wir den bösen Ostwind und den Schmollwinkel: die Ähnlichkeit ist zu auffallend, um ein Zufall zu sein, besonders da wir von Dickens wissen, daß er Dinge wie seltsame Namen, auffallende Gebärden der Wirklichkeit entnahm — es wäre hier die Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts gewesen. Es fragt sich nur, welches die unmittelbare Quelle für diesen Zug war. Sterne selbst hat seinem Freunde auch in seinen Werken ein Denkmal gesetzt: er ist der Eugenius des *Tristram Shandy* und der *Sentimental Journey*, und von ihm erzählt das letzterwähnte Buch (gegen das Ende, Abschnitt *The Bourbonnais*) in der Tat, daß er *blames the weather for the disorder of his nerves*, was ein Zeichen seiner *sensibility* sei. Aber hier fehlt gerade der Ostwind und die *growlery* — es wäre merkwürdig, wenn Dickens hier geschöpft hätte und das von ihm Hinzugefügte genau das der Wirklichkeit Entsprechende gewesen wäre: man dürfte also anderweit zu suchen haben. Einen Fingerzeig gibt das *Dictionary of National Biography*. Der Artikel über Hall erwähnt ebenfalls den sonderbaren Zug, und unter den Quellen, die am Schlusse angefügt sind, finden sich die *Literary Anecdotes* von Nichols. Es darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß Dickens, der ja ein berufsmäßiger Kuriositätenjäger war, dies oder ein ähnliches Buch, vielleicht auch nur eine aus ihm abgeleitete Notiz bekannt war — das scheint mir wahrscheinlicher als die Annahme, daß er etwa eine ältere Biographie Sternes, die dann auch den Zug hätte enthalten müssen, gelesen hätte.

Digitized by Google

2. Zur *Tale of two Cities*.

Entscheidende Wendungen der Handlung in der *Tale of two Cities* hängen von der auffallenden Ähnlichkeit des Emigranten Charles Darnay und des verbummelten Londoner Anwalts Sidney Carton ab, die es schließlich dem letzten möglich macht, mit dem Freunde die Rollen zu tauschen und für ihn auf der Guillotine zu sterben. Carton entdeckt diese Ähnlichkeit, als (Buch II, Kap. 3) Darnay, der Spionage angeklagt, vor dem Londoner Schwurgericht steht; er ist verloren, wenn die Aussage eines Zeugen, der ihn als die verdächtige Persönlichkeit wiedererkennen will, nicht erschüttert werden kann. Der Zeuge wird veranlaßt, beide Männer zu vergleichen; mit Einwilligung des Vorsitzenden nimmt Carton seine Perücke ab, wodurch die Ähnlichkeit noch bedeutend mehr hervortritt. Der Zeuge wird unsicher, wagt nicht zu schwören, und Darnay wird freigesprochen.

In August Gottlieb Meißners *Kriminalgeschichten* (Zofingen 1805) findet sich auf S. 84—88 eine als 'englische Kriminalgeschichte' bezeichnete Erzählung *Die Stutzperücke*. Darin nimmt ein Straßenräuber einem reichen Wollhändler sein Geld ab und wirft nach vollbrachter Tat in einiger Entfernung vom Ort die schwarze Stutzperücke fort, mit der er sich, da sie fast sein ganzes Gesicht bedeckte, unkenntlich gemacht hatte. Der Sohn eines Gutsbesitzers findet die Perücke und setzt sie sich spaßeshalber auf, um zu sehen, ob er zu Hause erkannt werde. Auf dem Heimritt gelangt er zu einem Zollhaus, will sein Wegegeld entrichten, wird aber von dem Wollhändler, den der Zufall ebendahin geführt hat, an der Perücke erkannt. Man verhaftet ihn; vor Gericht kann er sein Alibi nicht nachweisen, der Wollhändler schwört, und die Geschworenen sprechen ihr Schuldig. Aber unter den Zuhörern ist der wirkliche Räuber; er tritt vor, verlangt die Perücke, setzt sie auf und ruft 'mit ebendem Blick, dem Ton, der Gebärde, der Drohung in Hand und Worten' dem Wollhändler zu: 'Deine Börse her, Elender!' — 'Gott verdamme mich; ich habe mich betrogen; dieser hier ist mein Spitzbube!' entfährt es dem Wollhändler. Der Räuber aber lacht ihn aus, daß ihn die Perücke 'drehend' gemacht habe; sein Eid könne nichts wert sein, und den alten habe er eben widerrufen und damit den Angeklagten freigesprochen.

In beiden Fällen handelt es sich also darum, daß eine Zeugenaussage dadurch erschüttert wird, daß dem Zeugen ein Doppelgänger des Beschuldigten vorgeführt wird, in beiden Fällen bedeutet das die Rettung eines unschuldig Angeklagten, in beiden Fällen spielt auch eine Perücke eine wichtige Rolle, freilich wird sie das eine Mal aufgesetzt, das andere Mal abgenommen, um die Ähnlichkeit hervortreten zu lassen. Da Meißner zweifellos nach englischer Quelle erzählt, halte ich es nicht ausgeschlossen, daß die zugrunde liegende Anekdote Dickens eine gewisse Anregung gegeben hat.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Äußerlich phantasiemäßig anschauen oder begrifflich-wertig denken und fühlen?

Man erkennt in dem Titel Phrasen des Idealismus. Sie entstammen einem Passus, der gegen mein Elementarbuch gerichtet ist. Im allgemeinen sehe ich keinen Grund, Angriffe des Idealismus zu beantworten: Meine

Digitized by Google

Freunde sind selber kritisch gestimmt, und meine Gegner lesen die Erwiderung nicht oder verstehen sie nicht. In diesem Falle aber stellte mir der verehrte Herausgeber dieser Blätter Raum zur Erwiderung ausdrücklich zur Verfügung, und so habe ich mich nicht ohne Vergnügen mit dem Passus beschäftigt, dem obige Worte entnommen sind. Der Passus befindet sich auf S. 112 der *Grundlegung der Stilistik* von Emil Winkler. Da dies ein sehr eigentümliches Büchlein, mit einer merkwürdigen Methode und nicht weniger merkwürdigen Definitionen ist, so muß ich erst über Methode und Definition berichten.

Der Verfasser beginnt folgendermaßen:

'§ 1 *Definition:* Unsere Sprache ist wesentlich eine Laut- und Begriffssprache; ihr Mechanismus ruht in lautlichen und begrifflich-gedanklichen Operationen. Der Vollzug dieser Operationen geht beim Sprecher wie beim Hörer in unzertrennlicher Verbundenheit mit anderen Operationen: Gefühlen, Kräften, Gemütsdispositionen der vielfältigsten Art vor sich. Diese Kräfte, Gefühle, Gemütsdispositionen usw. sind die "Werte" der sprachlichen Gebilde. Sie als sprachliche Werte zu erkennen und zu erforschen, ist Gegenstand und Aufgabe der Stilistik. Daher kann man definieren: "Stilistik" ist die Wissenschaft von den ... seelischen Werten der sprachlichen Gebilde.'

Es wird viele Leute geben, welche sich unter *Stil* etwas anderes vorstellen. Aber Worte sind zollfrei: Benennen kann man alles wie man will. Wenn nur die zu benennende Sache klar ist. Ist sie das?

Gefühle, Kräfte, Gemütsdispositionen: Welches ist der Unterschied von 'Gefühlen' und 'Gemütsdispositionen'? Und was bedeutet *Kräfte?* Bedeutet es 'Anziehungskräfte oder Abstoßungskräfte' seitens des Objekts dem Subjekt gegenüber? Dann ist es, wenn wir es vom Subjekt aus sehen: *Sympathie, Antipathie,* also auch 'Gefühl'. Ist es hereditär, oder aquiriert, so ist es *Disposition* und wiederum 'Gefühl'. *Gefühl ist* eben innerhalb dieser Ebene *alles* und hat zwei Dimensionen: 'Zuneigung, Abneigung'. Was soll nun *'usw.'* noch bedeuten?

Das Ganze liest sich etwa wie: 'Wir haben Käse, Schweizerkäse, Emmentaler usw.' — Nun gut. Gefühle in mannigfachen Mischungen stecken hinter jedem Begriff, hinter jedem Satz, werden beim Sprechen stets durch Melodie, Miene, Geste, Akzent, Tempo verdeutlicht. Der Sprachforscher spricht von *Gefühl* oder *Affekt.* Eine Philosophenschule hat das *Wert* getauft. Das ist ein angenehmes Wort und hat Mode gemacht. Aber, was bedeutet das Wort? Darauf hat die moderne Biologie und die moderne Linguistik eine gleichlautende Antwort gegeben, welche man hier vermißt, welche allerdings das Modewort *Wert* auch ziemlich überflüssig macht: 'Objekt-Subjekt-Beziehung'.

Das, was wir *objektiv* nennen, ist 'die Beschränkung auf die Beziehungen der von uns betrachteten Objekte untereinander'; das, was wir *subjektiv* nennen oder als *affektisch, bewertend, gefühlsmäßig* bezeichnen, ist das Betonen der Beziehung des betrachtenden Subjekts zum betrachteten Objekt.

Wichtig ist vor allem, daß das Tier mit ganz wenigen Ausnahmen (Menschenaffen) nur Subjektobjekt-Beziehungen fühlen kann, während der Mensch in steigendem Maße befähigt ist, Objektobjekt-Beziehungen zu denken, d. h. beim Denken seine Subjektobjekt-Beziehungen auszuschalten.

Digitized by Google

Kinderpsychologie, Psychopathologie, Biologie und Linguistik als Begriffskunde weisen heute in buchstäblicher Übereinstimmung nach, wie Subjektobjekt-Beziehung oder *Bewertung* das Denken stört, Fehlurteile ergibt. Ein Schluß, den übrigens viele Religionen schon voraus ahnten und auch der Laie in Gemeinsprüche faßte: *Liebe macht blind* und *Haß blendet.*

Von allen diesen die menschliche Praxis wie den heutigen Forscher bewegenden Erfahrungen lesen wir nun bei Winkler nichts. Er zitiert Schiller: 'S p r i c h t die Seele, dann spricht, ach, schon die S e e l e nicht mehr.' Und zitiert Humboldt: 'Die Sprache ist nur für den Verstand da, und verwandelt alles in allgemeine Begriffe'.

Im schroffen Gegensatz zu diesen beiden (übrigens auch gegensätzlichen) Ansichten lehrt der Biologe Hermann Jordan: Ein 'Scheinbegriff verdankt seinen Ursprung stets der Übertragung einer Werterfahrung auf ähnliche Dinge[1].'

Und, wie gesagt, Linguistik, Psychopathologie, Kinderdenkfehlerbeobachtung geben ihm recht. Darum sind unsere heutigen Sorgen ganz andere als die Schillers; und unsere heutige Kunde vom Begriff ist eine ganz andere als die apriorische Zuversicht von Humboldt. Dafür weisen die Koordinaten der Psychiatrie, der Biologie und der Linguistik mit aller Schärfe auf eine Erfahrungswissenschaft, welche menschliche Begriffe, sei es die der Kinder, sei es die der Geisteskranken, sei es die der Tiere, sei es die gesunder Menschen im Zustande des Affekts, sei es sogar die gesunder Menschen im Zustand der Norm, auf ihre F e h l g ä n g e hin prüft.

Aus diesen Fehlgängen erwächst eine *Technik*, eine *Kunst* oder wie man das nennen will; jedenfalls eine 'Sollbegriffskunde' oder 'Logik', eine *Kunst begrifflichen Denkens*, wie ich es genannt habe.

Darauf zielt Winkler nun nicht, ja, er findet es überhaupt unnötig, sich damit auseinanderzusetzen, und schließt: '§ 4: *Die Subjektivität der Stilwissenschaft.* Jede "Wirkung" ist subjektiv ... Das Erlebnis der Stilwerte in der Sprache ist durchaus p e r s ö n l i c h bedingt. "Objektiv" erfaßbar sind Stilwerte überhaupt nicht.'

Schön. Ich würde zu diesem *persönlichen Erlebnis* mich auf l a u t e n d e Sprache beschränken; Winkler versucht es bei längst dahingegangenen, fremdsprachlichen Dichtern, wo die Aussicht, daß das Erlebnis mit der einstigen Wirklichkeit übereinstimmt, sehr gering ist. Aber solange er sich seiner Subjektivität bewußt bleibt, wird man ihm daraus keinen Strick drehen.

Nur *subjektive Wissenschaft* kann es nicht geben: Das 'Ich' kann *subjektiv wissen* ('persönliches Erlebnis'), aber für das 'Nichtich' bedeutet das G l a u b e n oder n i c h t. 'Glauben' und 'Wissen' kann man nicht à la Hegel dialektisch versöhnen: Denn wenn ich etwas 'weiß', brauche ich es nicht zu 'glauben'. Und wenn ich etwas 'glaube', so 'weiß' ich es eben nicht. Das kann keine Dialektik überbrücken. Denn Dialektik ist auf dem Gebiete der Mode, der Sitte, des Geschmacks famos. Aber auf dem Gebiete des Seins ist sie eine Gauklerin: Das was i s t, wissen wir; das was m ö g l i c h ist, vermuten wir, glauben wir. Deshalb ist die *subjektive Wissenschaft* eine Schimäre.

---

[1] H. J. J o r d a n, 'Allgemeine vergleichende Physiologie der Tiere', S. 668. (De Gruyter.)

Digitized by Google

Wie aber kann man von dieser subjektiven Deutung aus andere Deutungen kritisieren? Subjektivität gegen Subjektivität oder gar gegen Objektivität setzen? Ich lese (S. 111): 'Hat der romanische Artikel im Laufe der Zeit seine ursprüngliche deiktische Kraft fast ganz eingebüßt, ... so regt er gleichwohl noch deutlich zu innerem Anschauen, zu phantasiemäßigem Vorstellen an. Das hat am klarsten K. Voßler ausgesprochen.

Im Münchener Brut stehen die folgenden Verse:

Il ne s'esparnent pas de rien,
Li Francheis ne li Troien
N'unt cure Franc ne Poitevin
Troien soient lur voisin.

Es heißt dem Dichter und seinem Verdienste nicht gerecht werden, wenn Jordan (als leichtgläubiges Opfer des Terminus "bestimmter Artikel" und in Verkennung aller stilistischen Nuancen) schreibt: "(im Brut werden) bestimmte Abteilungen von Volksgenossen bald li Francheis und li Troien, bald Franc, Poitevin, Troien genannt. Und daran sieht man, daß noch keine syntaktische Konvention bindet, und überall dem Ermessen anheimgestellt ist, ob man etwas als bestimmt, bekannt hinstellen will oder nicht. Wie denn überhaupt bestimmt, bekannt rein subjektive Etiketten sind" (Altfrz. Elementarbuch S. 310). In Wirklichkeit ist das Ermessen des Dichters ein stilistisch außerordentlich fein differenzierendes: li Troien, li Francheis sind äußerlich-phantasiemäßig angeschaut, Franc, Poitevin, Troien begrifflich wertig gedacht, gefühlt: ob die Kämpfenden nun (ihrem Wesen, ihrer Art nach) Franzosen, Poiteviner, Trojaner sind, sie sind im Handgemenge...'

Wie ist nun das logische Verhältnis meiner *These* zu Winklers *Antithese*? Er sagt S. 6 oben: *'Objektiv erfaßbar sind Stilwerte überhaupt nicht.'* Und doch behauptet er S. 112: *'Jordan verkennt alle stilistischen Nuancen'!!*

Wenn Stilwerte 'nicht objektiv erfaßbar' sind, kann man sie weder 'verkennen' noch 'erkennen'. Man kann sie 'subjektiv deuten', ohne das Recht zu beanspruchen, daß diese Deutung allgemeingültig sei.

Auf der anderen Seite bin ich nicht *das leichtgläubige Opfer* des Terminus *bestimmter Artikel*, denn ich definiere ja den Terminus: 'bestimmt', 'bekannt' und füge zu: 'das sind rein subjektive Etiketten'.

Damit ist das Folgende gesagt: *Bestimmt* und *allgemein* sind keine absoluten Gegensätze, sondern Beziehungen: 'Hektor' ist bestimmter als 'Priams Sippe', diese ist bestimmter als bestimmte 'Gruppen' von Trojanern, diese bestimmter als 'Trojaner' überhaupt.

Der Eigenname scheint vollkommene Bestimmung des Einzelwesens, und doch sagt der Italiener *il Tasso*. Der Franzose ahmt es ihm nach: *Le Tasse*. Aber wir Deutschen können das nicht, obgleich wir *der Karl, der Schmidt* sagen. Denn *der Karl, der Schmidt* ist vulgär oder vertraut, aber *il Tasso* ist gehoben.

Nun war die Sache im Altfrz. so, daß man bestimmte Gruppen entweder (wie im Lat.) ohne Artikel oder (wie im Neufrz.) mit Artikel bezeichnen konnte. Und darum sage ich im Elementarbuch weiter: 'Der bestimmte Artikel ist also im älteren Altfrz. in vielen Fällen ein Stilmittel, und so ist man berechtigt, in seinem Gebrauch nach psychischen Gründen zu

Digitized by Google

suchen. Nicht berechtigt ist man aber, nun in jedem Falle psychische Gründe zu postulieren, Denn selbst wo stilistische Freiheit herrscht, bindet doch stets rhythmischer Zwang; und Klang, Analogie — nicht Sinn — bestimmen vielfach den Gebrauch. Und so sind obige Beispiele in ihrer Willkür aus der Bindung des Verses heraus zu verstehen.'

Winkler kann also vorab, seiner eigenen Methode nach, mir nicht einwenden: 'Jordan verkennt alle stilistischen Nuancen', sondern er könnte mir nur einwenden: 'Nach meinem (Winklers) Stilgefühl sind die Nuancen anders zu verstehen, als sie Jordan versteht.'

Da es sich aber hier nicht um Prosa, sondern um *Verse* handelt, hätte er vor allem meine Ansicht widerlegen müssen, daß der Vers den Stil des Dichters bestimmt. Und das kann er nicht. Denn es ist selbstverständlich, daß Verse mit fester Silbenzahl stilbestimmend wirken, also das 'Urteil durch Einfühlung' noch illusorischer machen, als es schon ohnehin ist. Es ist aber nicht nur selbstverständlich, daß der Vers stilbestimmend wirkt, sondern in Versen mit Zäsur, wie dem Zehnsilbler, kann man das auch beweisen. Im kurzen Hemistich ist der Artikel selten, im langen Hemistich ist er häufig. Man vergleiche hier den Brauch von *Franceis* und *Sarrazins* im Roland:

192 Dient Franceis: 'Il nus i cuvient guarde'.
217 Franceis se taisent, ne mais que Guenelun.
716 Dieus! quel dolor, que li Franceis nel' sevent!

Und noch mehrfach Dient Franceis im ersten Hemistich (243, 334).

1030 E Sarrazins qui tant sunt assemblet.
1162 Vers Sarrazins regardet fierement.
1186 E Sarrazin nes' unt mie dutez.
1083 Jo ai veut les Sarrazins d'Espagne.
1131 Car a vol oilz veez les Sarrazins.
1237 Si apelad les altres Sarrazins.
1776 Fors s'en eissirent li Sarrazin dedens.

Li Sarrazin kommt im ersten Hemistich in den ersten 2000 Versen nur einmal vor:

1621 Franceis i fierent des espiez brunissanz...
1625 Li Sarrazin nel'poent suffrir tant.

Man darf es wohl als Unsinn bezeichnen, wollte man annehmen, daß 1621 *Franceis* 'begrifflich, wertig' und die von ihnen geschlagenen *li Sarrazin* 'phantasiemäßig angeschaut' wären. Hier herrscht lediglich der Zwang des Viersilblerhemistichs. *Li Franceis* geht nämlich nur in der Form: *E li Franceis* (1416) ins erste Hemistich. — Aber Winklers Kritik an meinem Urteil ist nicht nur unlogisch von seiner eigenen Methode aus gesehen — nicht nur unvorsichtig, in der Wahl eines gebundenen Beispiels —, sondern sie ist auch falsch: Er begnügt sich zur Interpretation der inkriminierten Stelle mit dem Voßlerschen Rezept (übrigens dem alten Rezept des Positivismus: *définir l'homme par l'humanité)* sich einzufühlen. Was bedeutet nun *Einfühlen* einem fremdsprachlichen Texte gegenüber? Das kann nichts anderes heißen, als den Text nach dem Gefühl, d. h. wörtlich ins Deutsche übersetzen.

Und hier kann man, sowohl logisch als empirisch, einmal wieder sehen,

Digitized by Google

daß das Rezept 'fühle dich ein' ein Mittel für ungründliche Leute ist, Fähigkeit, Studium und Arbeit durch Schein zu ersetzen.

Winkler fühlt sich also ein und übersetzt:

Brut 33 Il ne s'esparnent pas de rien
Li Franceis ne li Troien
N'unt cure Franc ne Poitevin
Troien soient lor voisin.

Sie verschonen sich nicht
Die Franzosen und die Troer
Es haben wenig Lust Franken und Poiteviner,
Daß Troer ihre Nachbarn seien. *(1. Übersetzung.)*

So übersetzt, ist in der Tat der erste Satz 'bestimmt', also anschaulich gedachten Abteilungen gewidmet — der zweite Satz aber 'allgemein', also unanschaulich, abstrakt, auf den Allgemeinbegriff 'Franken' resp. 'Poiteviner' oder 'Troer' bezogen. Ist aber diese Übersetzung auch richtig?

Grammatisch ja. Denn das Altfrz. hat eben, wie gesagt, für das Bestimmte und das Allgemeine, dem Lateinischen entsprechend, keinen besonderen Ausdruck. *Franc* und *Troien* kann allgemein gemeint sein, wie z. B. in Girart von Rossillon:

Franceis e Borgignon nen ont amor.

Und es kann auf bestimmte, vorher genannte Abteilungen gehen, wie in den zitierten Beispielen des Brut und des Roland, so daß man obige vier Verse, ohne daß ein Streit darüber möglich sei, ebensogut übersetzen kann:

Sie verschonen sich nicht
Die Franzosen und die Troer
Es haben wenig Lust die (genannten) Franzosen
und Poiteviner,
Daß die (ihnen gegenüber stehenden) Troer (lange)
ihre Nachbarn seien. *(2. Übersetzung.)*

Wenn man nun das grammatisch Zweideutige der Stelle erkannt hat, wird man freilich weiterlesen und alsbald bemerken, daß die Winklersche (1.) Übersetzung, obgleich grammatisch möglich, doch dem Sinne nach völlig falsch ist. Denn es heißt weiter:

37 Il n'i a tence ne manace
Grant estor rendent en la place.

Ohne Wortstreit und ohne Drohung
Gehen sie unmittelbar zum Angriff über.

'Sie wollten die Troer nicht zu Nachbarn', ist also nicht allgemein und unanschaulich gemeint, sondern bestimmt und anschaulich.

Denn wenn der Sinn dieser Verse allgemein wäre: 'Franken wollen Troer nicht zu Nachbarn', so müßte in den folgenden Versen 'die Franken' wiederholt sein. Es heißt aber ohne Wiederholung:

Grant estor rendent en la place.

Digitized by Google

Von Anfang bis zu Ende des Passus geht also *Frans* oder *li Frans* auf dieselben bestimmten, anschaulich gedachten, schon genannten, also bekannten Franken, ohne daß wir berechtigt wären, in *li Frans* oder *Frans* einen wesentlichen Unterschied zu sehen. Weswegen denn auch später *Frans* in diesem Sinne außer Gebrauch kam.

Der Passus bedeutet: 'Die (genannten) Franken und Troer schonen sich nicht. Die Franken und Troer legen keinen Wert auf freundnachbarliches Verhalten, sondern ohne viel Worte fallen sie übereinander her'. Wie kann man da behaupten, das Letzte sei *begrifflich-wertig gedacht, gefühlt,* im Gegensatz zu den ersten Versen, welche *äußerlich phantasiemäßig angeschaut* seien? Ich meine im Gegenteil, Winkler hat sich den ganzen Passus nur *äußerlich phantasiemäßig angeschaut,* hübsch wörtlich ins Neuhochdeutsche übersetzt, und zwar falsch, weil er sich nicht die Mühe nahm, auch noch die Verse 37 f. *Il n'i a tence ne manace* usw. hinzuzunehmen. — Aber es kommt noch besser. Was ist denn der eigentliche Unterschied in der Interpretation des Artikels, wegen dessen ich als *leichtgläubig* geschmäht wurde? Ich sage *bestimmt,* und Voßler-Winkler sagen (vom phrasenreichen Ballast entlastet) *geschaut.* Winkler sieht nicht (wahrscheinlich sehen sie beide nicht), daß *bestimmt* objektiv genau dasselbe sagt wie *geschaut* subjektiv: Denn bestimmte Abteilungen (um bei dem Beispiel zu bleiben) sind 'anschaulich', *unbestimmte, allgemeine* sind ja 'abstrakt', 'unanschaulich'. *Bestimmt* ist beweisbar, daher wissenschaftlich verwendbar — aber *geschaut,* von einem vor vielen Jahrhunderten gestorbenen Versifex behauptet, ist unbeweisbar, gehört daher ins Feuilleton, woher es ja auch wohl stammt.

Wie kann man weiterhin denjenigen, der sich an den greifbaren und objektiven Begriff 'bestimmt' mit der Definition 'bekannt' hält, *leichtgläubig* nennen, weil er die unsichere psychologische Folgerung aus diesem *bestimmt* nicht zieht?

Ich meine, der 'Leichtgläubige', das ist der, welcher aus der Verwendung des bestimmten Artikels im altfranzösischen Verse die Folgerung zieht: 'Geschaut'. Das ist der, welcher das Voßlersche Rezept 'fühle dich ein!' kritiklos hinnimmt. Aber nicht der, welcher es als unglaubwürdig ablehnt, weil Einfühlung die hauptsächlichste Quelle menschlicher Irrtümer ist. Ich zitierte oben: Ein 'Scheinbegriff verdankt seinen Ursprung stets der Übertragung einer Werterfahrung auf ähnliche Dinge'. Das ist ein wichtiges Resultat, in welchem sich Biologie, Psychiatrie und Linguistik treffen.

Darum lehne ich die Voßlersche Einfühlung aus Wissens- und Gewissensgründen ab. — Dies zur Sache. Nun die Form:

Äußerlich phantasiemäßig angeschaut ist schwülstig, ungeschickt und nicht gerade poetisch. Aber begrifflich-wertig gedacht, gefühlt ist eine Karikatur.

Wenn man sagen kann begrifflich gedacht und wertig gefühlt, so kann man nicht sagen begrifflich-wertig gedacht, gefühlt. Das ist 'echtes Simili', ein 'echter Scheinbegriff'.

Wissenschaft ist wertfrei, oder sie ist nicht: *'Ces jugements de valeur ... peuvent être d'un illogisme inouï ... la force avec laquelle ils s'imposent à l'individu est à peine diminuée par la critique qui lui en fait découvrir l'illogisme.'* So schrieb 1927 E. Goblot in *La Logique des Jugements de*

Digitized by Google

valeur, S. I. Ich empfehle allen Werttheoretikern eine fleißige Lektüre dieses Buches.

München. L. Jordan.

Zum 'Liber de nobilitate animi' und zu den Trobadors.

A. Thomas ist in den 'Studi medievali', Nuova Serie II, 163 ff. (1929) auf den Traktat 'Liber de nobilitate animi', der uns in der lateinischen Handschrift 16089 der Bibliothèque nationale f. 238a—242a überliefert ist, und über den Hauréau in den Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres Bibliothèques XXXV (1896) berichtet hatte, unter Hinzuziehung der Brügger Handschrift zurückgekommen. Diese Schrift hat für den Ramanisten deshalb Interesse, weil der Verfasser derselben Aussprüche von Trobadors anführt. Hauréau registrierte deren vier, je einen von Folquet de Marselha, Peire Vidal, Arnaut (Daniel, oder de Marueil), Jaufre Rudel, aber Thomas hat noch drei weitere Zitate gefunden, eines von einem *Odantagalus* (Hs. B. hat dafür *quidam alter*), welchen unmöglichen Namen Thomas wohl mit Recht als verschrieben aus *Mantagalus* = *Montaneolus* = *Montanhagol* ansieht, ein weiteres aus Montanhagol *(Montaneolus)* und ein letztes aus Peire Vidal.

Sieht man den Inhalt der ersten drei Zitate an, so wundert man sich sehr, daß Trobadors das gesagt haben sollen, und das gleiche gilt von dem sechsten. Es handelt sich dort darum, daß Schönheit des Körpers mit Schönheit des Herzens zusammengehen sollen: *Si corpus bene formetur et eidem cor bene proportionetur, sive in viro, sive in muliere, nobilitatem ostendit — Pulchritudo corporis est magnum pretium, nisi intrinsecus patiatur defectum — Pulchritudo corporis sine cordis pulchritudine et absque nobilitate est vilitas et flos transiens sine fructu — Pulcri corpore sine cordis vigore sunt ymagines sine vita.* Hier ist zu bemerken, was Thomas nicht bemerkt, daß deratiges ganz außerhalb des Gedankenkreises der Trobadors gelegen hat, und es ist nur natürlich, daß es sich in der literarischen Hinterlassenschaft von Folquet de Marselha, Peire Vidal, Arnaut (Daniel oder de Marueil), Montanhagol nicht findet. Eher denkbar erscheint eine Trobadorautorschaft bei den beiden folgenden Dictis, die dem Jaufre Rudel und Montanhagol zugeschrieben werden: *Multi laudant magnitudinem cum fortitudine, et ego laudo si ratio regat frenum* und *Promptitudo corporis vel levitas dominium habet pedum, sed laus erit si pedes absque stultitia moveantur.* Aber erst bei dem letzten Zitate aus Peire Vidal, welches lautet: *Prudentia servi et valor est magnus, si dominus fuerit silvester et iracundus, quod ab ipso sine infamia separetur* (B.: *sine infamia se separet*) fühlt man sich auf vertrautem Boden, und wenn Thomas sagt, daß keine der sieben Stellen zu rekognoszieren sei, so irrt er, denn diese letzte steht genau so bei P. Vidal, *Atressi co·l perilhans* V. 28—30 (Gr. 364, 6; ed. Bartsch S. 34, ed. Anglade[2] S. 4)

Quar sens es e grans valors
qui de brau senhor felo
se lonha ses mal resso.

Aus obiger Feststellung kann man so viel entnehmen, daß hinsichtlich der Trobadors wenigstens an einer Stelle die Quelle des Verfassers, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt haben muß (siehe Thomas, S. 172, Anm. 1), nicht trübe gewesen ist.

Jena. O. Schultz-Gora.

Digitized by Google

Thebenroman V. 3971.

In der von Constans für die Société des anciens textes français besorgten Ausgabe des Thebenromans (1890) liest man als V. 3971: *por les veoir essent des tres* 'um sie zu sehen, gehen sie aus den Zelten', und ist sehr erstaunt, die unbetonte Form eines Personalpronomens vor dem Infinitiv stehend zu finden. Sieht man näher zu, so wird man gewahr, daß A die Stelle nicht hat, D als Fragment ausscheidet, P *por esgarder* schreibt, x (= BC) *por le garder*, also den substantivierten Infinitiv, und S *eux* aufweist. Mithin zeigt keine Handschrift *les;* letzteres stammt vielmehr nur vom Herausgeber.

Aus diesem Anlaß sei erwähnt, daß noch später auch P. Meyer im Escoufle 2735 ein *les* in *por les prendre* für den substantivierten Infinitiv *por le prendre* der Hs. in den Text einführte, und ebenso V. 6563 ein *se* in *s'entremetre* für *entremetre* der Hs., was Tobler schon V. B. II², 97 mit Überraschung vermerkte. Gewiß finden sich im Martinsleben des Péain Gatineau (gest. um 1227) viele Beispiele für unbetonte Pronominalform vor dem Infinitiv, und Tobler versäumt a. a. O. S. 96 nicht, solche aufzuführen, nachdem er schon in Zs. XXI, 412 darauf hingewiesen hatte, allein damit steht Gatineau in so früher Zeit so gut wie allein da[1], und gerne hätte man das Auffallende und Erklärungsbedürftige dieser Erscheinung von Tobler unterstrichen gesehen. Zur Deutung der Tatsache übrigens, daß in der alten Sprache beim präpositionalen Infinitiv das Pronomen vor dem Infinitiv in der betonten Form steht, s. jetzt Lerch, Histor. franz. Syntax II, 143 ff.

Jena. O. Schultz-Gora.

Vier Übersetzungsproben aus Hérédias 'Trophées'.

Der französische Sonett-Dichter José-Maria de Hérédia (1842–1905), aus der Schule des Parnass, hat in Deutschland nur wenige Übersetzer oder Nachdichter gefunden, trotz des künstlerischen Aufbaues und des Stimmungsgehaltes seiner Sonette. Aber der Zwang, den die strenge Form des Sonetts in Strophenbau und Reim ausübt, mochte die Übertragung dieser Dichtungen erschweren. Die wenigen Übersetzungen, die es gibt, sind noch dazu schwer zugänglich, z. T. im Selbstverlag des Verfassers erschienen, vergriffen und auf Bibliotheken kaum aufzutreiben. Es existieren meines Wissens folgende Übertragungen:

1. Freiherr v. Gebsattel: Trophäen. München 1909, im Buchhandel vergriffen, auf der Universitäts-Bibliothek Bonn vorhanden.
2. Bruno Kiehl: Die Trophäen. Jahresangabe fehlt. Als Handschrift gedruckt. Universitäts-Bibliothek Königsberg.
3. Richard Schaukal: Nachdichtungen Verlaine-Hérédia. Berlin 1906, Verlag Oesterheld &. Co.

An vereinzelten Sonetten, die vielleicht hier und da in einer Zeitschrift erschienen, sind mir nur bekannt:

[1] Auch die Trennung eines *i* von dem Infinitiv durch andere Wörter, die man im Martinsleben (ed. Söderhjelm² V. 4467) findet *(sanz i nule autre chose querre)*, ist m. W. singulär; Tobler weist nur zwei Beispiele für Trennung des unbetonten Fürwortes von dem Infinitiv nach (V. B. II², 95, 96), und zwar erst aus dem 14. Jahrhundert.

Digitized by Google

4. die Übertragungen von Bernhard Payr im Inselschiff, Herbst 1928.

Im folgenden bringe ich Proben eines eigenen Versuches. Von den vier hier abgedruckten Gedichten finden sich die Sonette:

'Einem Triumphator' auch bei Kiehl,
'Der Kydnos' bei Kiehl und Schaukal,
'Die Muschel' bei Kiehl und Payr,
'Michelangelo' bei Kiehl.

Die Übertragungen von Gebsattel konnte ich bisher nicht einsehen.

Die französischen Texte sind entnommen aus José-Maria de Hérédia: 'Les Trophées'. Paris 1926, Alphonse Lemerre.

Einem Triumphator.

Laß, Imperator, auf den Siegesbogen
Barbaren meißeln, die dein Adler schlug,
und Waffen, Beute und den hohen Bug
gefangner Schiffe auf bezwungnen Wogen.

Ob Bauern, ob dich Fürsten aufgezogen,
der Namen, Titel, Würden stolzen Flug
grab in die Marmorfriese tief genug,
daß du vom Neid der Zukunft nicht betrogen.

Schon rüstet die Zerstörerin, die Zeit.
Du glaubst, dein Ruhm genieße Ewigkeit?
Ein Efeu sprengt das Mal aus Siegestagen,

und an die Marmorbilder, die zerspellt
und überwuchert dämmern auf dem Feld,
wird klirrend des Samniten Sense schlagen.

A un Triomphateur.

Fais sculpter sur ton arc, Imperator illlustre,
Des files de guerriers barbares, de vieux chefs
Sous le joug, des tronçons d'armures et de nefs,
Et la flotte captive et le rostre et l'aplustre.

Quel que tu sois, issu d'Ancus ou né d'un rustre,
Tes noms, famille, honneurs et titres, longs ou brefs,
Grave-les dans la frise et dans les bas-reliefs
Profondément, de peur que l'avenir te frustre.

Déjà le Temps brandit l'arme fatale. As-tu
L'espoir d'éterniser le bruit de ta vertu?
Un vil lierre suffit à disjoindre un trophée;

Et seul, aux blocs épars des marbres triomphaux
Où ta gloire en ruine est par l'herbe étouffée,
Quelque faucheur Samnite ébréchera sa faulx.

Der Kydnos.

Daß sie den Glanz des Abends überböte,
die silberne Triere gleißend geht
den Fluß hinauf, von Weihrauchduft umweht,
von Seidenrauschen und vom Schmelz der Flöte.

Digitized by Google

Am Bug der Sperber flügelbreitend steht,
und aus dem Prunkzelt beugt sich die Erhöhte,
die Königin im Schein der Abendröte —
ein goldner Vogel, der nach Beute späht.

Sie naht sich Tarsos, wo Antonius harrt.
Die braune Aphrodite ambrazart
breitet die Arme in Erwartungsfreuden,

und ihre Augen sehen nicht, wie rot
ins dunkle Wasser welke Rosen streuten
die göttlichen Geschwister Lust und Tod.

Le Cydnus.

Sous l'azur triomphal, au soleil qui flamboie,
La trirème d'argent blanchit le fleuve noir
Et son sillage y laisse un parfum d'encensoir
Avec des sons de flûte et des frissons de soie.

A la proue éclatante où l'épervier s'éploie,
Hors de son dais royal se penchant pour mieux voir,
Cléopâtre debout en la splendeur du soir
Semble un grand oiseau d'or qui guette au loin sa proie.

Voici Tarse, où l'attend le guerrier désarmé;
Et la brune Lagide ouvre dans l'air charmé
Ses bras d'ambre où la pourpre a mis de reflets roses;

Et ses yeux n'ont pas vu, présage de son sort,
Auprès d'elle, effeuillant sur l'eau sombre des roses,
Les deux Enfants divins, le Désir et la Mort.

Die Muschel.

Du zarte Muschel, wieviel Winter lang,
perlmutterglänzende, durch welche Breiten
trug dich das Meer in Stürmen und Gezeiten
durch seiner grünen Räume ew'gen Sang?

Nun sonnst du unter blauen Himmels Weiten
im goldnen Sande, fern von See und Tang
dich wohlig; doch der nie erloschne Klang
des Meeres braust in dir zu allen Zeiten.

In meiner Seele auch, da liegt gefangen
ein heimlich Raunen. Wie in dir der langen
Wanderung Rauschen leise widertönt,

so klagt's aus meines Herzens wehem Grunde,
das ihrer denkt mit nie vernarbter Wunde,
leis und beharrlich, dumpf und unversöhnt.

La Conque.

Par quels froids Océans, depuis combien d'hivers,
— Qui le saura jamais, Conque frêle et nacrée! —
La houle, les courants et les raz de marée
T'ont-ils roulée au creux de leurs abîmes verts?

Digitized by Google

Aujourd'hui, sous le ciel, loin des reflux amers,
Tu t'es fait un doux lit de l'arène dorée.
Mais ton espoir est vain. Longue et désespérée,
En toi gémit toujours la grande voix des mers.

Mon âme est devenue une prison sonore:
Et comme en tes replis pleure et soupire encore
La plainte du refrain de l'ancienne clameur;

Ainsi du plus profond de ce cœur trop plein d'Elle,
Sourde, lente, insensible et pourtant éternelle,
Gronde en moi l'orageuse et lointaine clameur.

Michelangelo.

Wie mußte er von Qual zerrissen sein,
als er Propheten malte in der stillen
Sixtinischen Kapelle und Sibyllen
und Christi Richten: Schuldig oder rein!

Er spürte schmerzlich des Titanen Pein,
der streben muß mit hochgespanntem Willen
nach Freiheit, Liebe, Ruhm, nach höchsten Zielen,
und immer trifft er Tod und Trug und Schein.

Sich dieser schweren Riesen Kraft versagen,
Sklaven, die ihre Kerkerwände schlagen,
wie sich ihr Leib verzerrt und qualvoll biegt,

und in der Marmorblöcke kalten Mauern,
wo seine Seele gärt, fühlst du mit Schauern
den Grimm des Gottes, den der Stoff besiegt.

Michel-Ange.

Certe, il était hanté d'un tragique tourment,
Alors qu'à la Sixtine et loin de Rome en fêtes,
Solitaire, il peignait Sibylles et Prophètes
Et, sur le sombre mur, le dernier Jugement.

Il écoutait en lui pleurer obstinément,
Titan que son désir enchaîne aux plus hauts faîtes,
La Patrie et l'Amour, la Gloire et leurs défaites;
Il songeait que tout meurt et que le rêve ment.

Aussi ces lourds Géants, las de leur force exsangue,
Ces Esclaves qu'étreint une infrangible gangue,
Comme il les a tordus d'une étrange façon;

Et dans les marbres froids où tout son âme altière,
Comme il a fait courir avec un grand frisson
La colère d'un Dieu vaincu par la Matière.

Lübeck. Heinrich Kori.

Zur ersten Zeile von Rimbauds Sonett 'Les Voyelles'.

Alles Wesentliche, das über Rimbauds Sonett und über die in ihm enthaltenen Synästhesien zu sagen ist, ist in letzter Zeit von G. L. van Roes-

Digitized by Google

broeck in seinem Buch 'The Legend of the Decadents' (Institut des Études Françaises, Columbia University, 1927) erschöpfend und endgültig gesagt worden. Roesbroeck geht übrigens nur aus vom Fall Rimbaud, um dann die ganze Frage der 'audition colorée' nach ihrer geschichtlichen Seite hin darzustellen.

Ich will hier nur die Aufmerksamkeit darauf richten, wie alle drei deutschen Übersetzer des Vokalgedichtes sich einen seltsamen, fast möchte ich sagen scherzhaften Schwupper in der Wiedergabe der ersten Zeile des Gedichtes geleistet haben, womit ich aber nicht sagen will, daß die übrigen Zeilen der Übertragungen, besonders derjenigen von Franz von Rexroth, keine weiteren Fehler enthalten.

A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu,

Dies übersetzen alle in bewundernswerter Übereinstimmung

A schwarz, E weiß, I rot, U grün, O blau.

Vgl. K. L. Ammer, 1908 in v. Oppeln-Bronikowskis 'Das junge Frankreich', p. 48; Stefan George, 1913 in seinen 'Zeitgenössischen Dichtern', Bd. II p. 45; ebenso bei Klammer, 1921 in seinem Rimbaud-Buch p. 189, obgleich er sonst hier seine erste Übersetzung vom Jahre 1908 ziemlich umgemodelt hat; endlich bei Franz von Rexroth p. 73 (Dioscurenverlag, 1927).

Was ist denn nun an diesen Übersetzungen so scherzhaft? Nur dies, daß im Gegensatz zu dem, was wir in der ersten französischen Stunde lernten, die Übersetzer den französischen Buchstaben U nicht Ü aussprechen, wie es sich gehört. Es fehlen also bei ihnen die zwei Ü-Strichelchen. Diese unscheinbaren Dingerchen sind aber hier von größter Wichtigkeit: denn kein mit Synästhesien begabtes Individuum hat je bei unserm deutschen U, d. h. beim franz. OU, die helle Farbenempfindung des 'Grün' haben können. U ist für solche Leute 'blau', bald etwas heller, bald etwas dunkler, hierin den 'braunen' O ähnlich, bei denen das offene 'hellbraun' ist, während das geschlossene (griech. ω) mehr 'dunkelbraun' mit einem Stich ins Rötliche und Violette ist, wie auch Rimbaud in der letzten Zeile des Sonetts ganz richtig sagt: O l'Omega, rayon *violet* de ses Yeux. Dagegen ist nun Ü in der Tat 'grün'.

Woher ich meine Synästhesien-Weisheit habe? Nicht von mir selbst, sondern von meiner ältesten Tochter, die dieses eigentümliche Farbensehen bei Lauten und Worten der menschlichen Rede hat. Ohne daß sie die leiseste Ahnung davon hatte, daß man so etwas Synästhesien nennt, geschweige, daß sie jemals etwas von der Existenz des Rimbaud-Sonetts hatte läuten hören, antwortete sie mir auf meine Frage, in welcher Farbe sie die Vokale sähe, ohne Zögern und ohne einen Deut von Nachdenken:

'A ist schwarz, E ist weiß, I ist rot, U ist blau, Ü ist grün, O ist braun mit etwas blau-rötlichem Einschlag.' Also Ü ist grün, wie Rimbaud sagt, und nicht U, wie die Übersetzer sagen.

Ich will noch etwas Scherzhaftes erwähnen: In den 'Poètes d'aujourd'hui', Bd. I, 94 zitieren die Herausgeber van Bever-Léautaud die erste Zeile des Vokal-Sonetts folgendermaßen: A noir, E blanc, I rouge, O vert, U bleu. Sie zitieren also aus dem *Gedächtnis*, und da sie selbst keine Farbenhörer sind, so passiert es ihnen, daß sie dem dunklen O, das Verlaine in seinen dunklen Schwermutstimmungen so sehr liebte (Nevermore und

Digitized by Google

Les sanglots longs des violons), ausgerechnet die helle grüne Farbe geben und daß sie das helle Ü umgekehrt dunkelblau anstreichen.

Charlottenburg. Franz Nobiling.

Veron. *vescovo* 'Regenwurm'.

Wie kommt der Regenwurm zur Bezeichnung 'Bischof'? Der Verdacht einer Volksetymologie muß sich bei näherem Zusehen erhärten. Neben *vescovo* findet sich in Padua ein weibliches *vescova* (Garbini, Antroponimie 216), das auf ein venez. *vescola* (Garbini a. a. O.) zurückgeht (Suffixvertauschung); *vescola* selbst setzt *esca*[1] (REW Nr. 2913) voraus, das in Caserta in der Bedeutung 'Regenwurm' vorkommt. Das anlautende v stammt von *vermis* 'Wurm' oder *visco (vischio)* 'Lockmittel' (REW Nr. 9376)[2]. Der Regenwurm dient bekanntlich als Köder beim Fischen[3]. Auch in franz. Dialekten haben wir auf *esca* zurückgehend *laiche* = *l'aiche* (REW Nr. 2913) mit agglutiniertem Artikel, ferner mit Suffix *achet, achée* (Rolland, Faune pop. 3, 248, Nebenformen Rolland op. cit. 12, 193). Bei Betrachtung der zahlreichen von Garbini op. cit. 218 f. angeführten Varianten ergibt sich, daß diese sämtlich entweder auf *esca* oder *viscum* oder auf eine Verschmelzung beider Wörter zurückgehen. Formen wie *viscoro* (S. Anatolia di Spoleto, Garbini 217), *viscure* (Rom), *niscolo* (Ancona)[4], *riscolo* (Benevento, Salerno; Garbini 219) und viele andere erklären sich lautlich: l>r, l>n. *loscolo* in Salerno beruht auf Einmischung von *losco*<*luscus* (REW Nr. 5181): Der Regenwurm gilt dem Volke als blind.

Klagenfurt. R. Riegler.

Brownings 'Fra Filippo Lippi' und Lope de Vega.

Robert Brownings schönes Gedicht *Fra Filippo Lippi* (zuerst 1855 in dem Sammelband *Men and Women* erschienen) stellt eine kleine dramatische Szene dar, die aber nur aus einer einzigen langen Rede des Titelhelden besteht, während Tun und Reden der übrigen beteiligten Personen nur vermittels der darauf bezüglichen Äußerungen der Hauptperson uns zur Kenntnis gebracht wird. Die Szene spielt im Florenz des 15. Jahrhunderts, zur Karnevalszeit, und nachts. Die Scharwache ist in einer anrüchigen Stadtgegend auf eine verdächtige Gestalt gestoßen und hat sie angehalten. Der Angehaltene, ein Mönch, gibt sich als ein Hausgenosse des Cosimo de' Medici (des tatsächlichen Beherrschers von Florenz) zu erkennen, worauf man ihn, als eine unter hoher Protektion stehende Person, sogleich freigibt. Darüber ist aber der Mönch — es ist der Maler Fra Filippo Lippi — mit dem Führer der Scharwache, einem klugen und sympathischen Menschen, in ein Gespräch gekommen, er fühlt das Bedürfnis, sich ihm gegenüber auszusprechen, setzt sich mit ihm nieder und erzählt ihm zunächst,

---

[1] In Salerno mit agglutiniertem Artikel auch *lesca* (Garbini, Antrop. 219), in Caserta *esco* (Garbini op. cit. 218) nach *viscum*.

[2] In Avellino und Salerno 'Regenwurm' (Garbini 218).

[3] Vgl. engl. dial. *angel touche, angel twitch, angel twache* (Rolland 3, 248), fries. *angelwjirm* (Rolland 12, 193).

[4] Ebenda.

Digitized by Google

wie er in diese unangenehme Situation gekommen ist. Er ist schon seit drei Wochen im Palazzo Medici ununterbrochen mit dem Malen von Heiligenbildern beschäftigt und hat in dieser ganzen Zeit den Palast nicht verlassen dürfen. Heute nacht nun, als er das muntere Treiben, das Lachen und Singen der Karnevalfeiernden unten auf der Straße sah und hörte, fühlte er sich unwiderstehlich gelockt; er machte aus seinem Bettzeug ein Seil, ließ sich daran auf die Straße herunter, mischte sich unter die fröhliche Menge, amüsierte sich nach Herzenslust, und fiel auf dem Heimweg der Wache in die Hände. Da der Zuhörer diesen Bericht zwar mit verständnisvollem Schmunzeln aufnimmt, aber doch den Kopf darüber schütteln muß, daß ein Mönch sich so weltlich aufführt, erzählt ihm Lippi, um dies begreiflich zu machen, seine Lebensgeschichte; schließlich entwickelt er auch noch seine Kunstphilosophie, worauf er sich verabschiedet und sich auf den Heimweg begibt.

Die stoffliche Grundlage für sein Gedicht hat Browning von Vasari übernommen. Dieser erwähnt auch des Künstlers starke Neigung zu den Freuden der Liebe, und fährt dann fort[1]: 'Ed era tanto perduto dietro a questo appetito, che all'opere prese da lui, quando era in questo umore, poco o nulla attendeva. Onde una volta, fra l'altre, Cosimo de' Medici, facendogli fare un'opera in casa sua, lo rinchiuse, perchè fuori a perder tempo non andasse. Ma egli, statoci già due giorni, spinto da furore amoroso, anzi bestiale, una sera, con un paio di forbici fece alcune liste de' lenzuoli del letto, e da una finestra calatosi, attese per molti giorni a' suoi piaceri.' Für die dichterische Gestaltung des Stoffes, für die lebendige dramatische Darstellung des Vorgangs bot Vasari keinen Anhalt; hierfür glaube ich ein anderweites Vorbild nachweisen zu können. Ich denke an eine Stelle in Lope de Vega's Schauspiel *La buena guarda*[2], von der die folgenden, schon früher[3] von mir veröffentlichten Bemerkungen eine ungefähre Vorstellung geben mögen: 'Er (Carrizo, der Sakristan des Nonnenklosters) gilt allgemein als ein heiliger Mann, aber seine Heiligkeit ist Verstellung, er ist im Grunde eine sinnliche, lebenslustige Natur; der Konflikt zwischen dieser Naturanlage und seinem Amt und angenommenen Charakter wird von Lope mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit, mit gutmütig-nachsichtigem Humor anschaulich dargestellt ... Ganz reizend ist eine Szene, wo Carrizo, während der Messe in einem Vorraum der Klosterkirche sich aufhaltend, draußen — es ist gerade Fastnacht — Musik und Liedchen hört und die Masken an der Klostertür vorbeitanzen sieht; es juckt ihn in allen Gliedern, er kann seine Füße kaum stillhalten, und schließlich ist er wirklich drauf und dran, auf die Straße hinauszutanzen, da kommt gerade der Mayordomo, um ihm einen Auftrag zu geben; Carrizo aber hört nicht recht zu und summt von Zeit zu Zeit Stellen aus den eben gehörten sehr weltlichen Liedchen, so daß der Verwalter, dem dieses Benehmen des frommen Mannes ganz unverständlich ist, die Unterredung auf ein anderes Mal verschiebt.'

[1] Ausgabe von Milanesi (Florenz 1878—85) II 616.

[2] Die Stelle findet sich in *Obras de Lope de Vega, publ. por la R. Academia*, V (1895) S. 322 f.; in *Comedias escogidas de L. de V.*, publ. por Hartzenbusch, III 327 Mitte bis 328 oben; und in *Ausgewählte Komödien von L. de V.*, übersetzt von Wurzbach, VI (1925), 170—173.

[3] Zeitschrift *Spanien*, II (Hamburg 1920) S. 257.

Digitized by Google

Die Übereinstimmung zwischen Brownings Gedicht und der Lopeschen Szene liegt in folgenden Punkten:

1. Gezeigt wird ein lebenslustiges, sinnenfrohes Naturell im Kampf mit dem religiösen Stand und Beruf, durch den es eingeengt und niedergehalten wird.

2. In der dargestellten Situation gewinnt das Naturell zeitweilig die Oberhand.

3. Den Anlaß hierzu gibt eine auf der Straße sich abspielende Szene volkstümlicher Lustbarkeit, die von der im Hause befindlichen Hauptperson beobachtet wird.

4. Und zwar ist es eine Karnevalsbelustigung.

5. Hierbei spielen eine große Rolle volkstümliche Liedchen größtenteils erotischen Inhalts, die die Karnevalisten singen.

6. Stellen aus diesen Liedchen bzw. (bei Browning) ähnliche Liedchen kommen auch noch n a c h dem Auftreten der Karnevalisten bzw. (bei Browning) nach dem Bericht davon wiederholt vor. (Carrizo wiederholt im nächsten Auftritt genießerisch einzelne Stellen aus den gehörten Liedchen; Fra Filippo kleidet verschiedene eigene Gedanken in die Form der Ritornellen, wie sie die lustigen Gesellen sangen.)

7. Die dargestellte Person wird vom Dichter mit Wohlwollen und verständnisvoller Nachsicht behandelt.

8. Die Darstellung des Vorgangs ist heiter, lebensvoll und temperamentvoll.

Für die sechs letzten von diesen Punkten bot Vasari gar keinen Anhalt.

Wenn nach dem Obigen ein direkter Einfluß der Lope-Stelle auf Brownings Gedicht wohl als sehr wahrscheinlich gelten muß, so erhebt sich nun die Frage: 'Auf welche Weise kann die spanische Stelle zu Brownings Kenntnis gelangt sein?' Ob Browning Spanisch las, weiß ich nicht; der einzige mir bekannte Umstand, der darauf hinzudeuten scheint, ist, daß Norman Maccoll ihm seine Ausgabe von vier Calderonschen Stücken im Urtext 'Select Plays of Calderon' (London 1888) gewidmet hat. Natürlich aber konnte Browning auch durch den Bericht eines anderen von der Lope-Stelle erfahren. Dieser andere könnte möglicherweise sein Vater gewesen sein; in einem Nekrolog auf den älteren Browning, der anonym in einer amerikanischen Zeitung erschien, heißt es: 'His knowledge of old French, Spanish and Italian literature was wonderful.' Mrs. Sutherland Orr, die dies mitteilt[1], findet, daß die Notiz 'bears a stamp of genuineness'; und in der Tat zeigt schon die Erwähnung der letzten (oder nahezu letzten) Worte, die der Sterbende an seinen Sohn richtete (dem Sinne nach ganz übereinstimmend mit Brownings eigener Mitteilung[2]), daß der Verfasser der Notiz sehr gut informiert war. Der ältere Browning starb erst 1866; das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war ein sehr intimes. Von 1846—1861 lebte der Dichter meist in Italien; aber 1851, 1852 und 1855 besuchte er London, jedesmal auf ein paar Monate; bei einem dieser Besuche hönnte er die Anregung zu seinem Gedicht, das 1855 im Druck erschien, erhalten haben. — Ließe sich feststellen, daß der Dichter mit John Rutter Chorley, dem ausgezeichneten Kenner der spanischen Dramatik und insbesondere

[1] *Life and Letters of Robert Browning*, 2nd ed. (London 1891) S. 15 f.
[2] *Life and Letters*, S. 274.

Digitized by Google

Lopes, bekannt war, dann müßte allerdings dieser in erster Linie als sein Informant in Frage kommen. Mit dessen Bruder, dem Musik- und Literaturkritiker Henry Fothergill Chorley, war Browning befreundet[1]; aber die Brüder verkehrten wenig miteinander[2], und so ist es wenig wahrscheinlich, daß Henry den Dichter mit dem sehr zurückgezogen lebenden John bekannt gemacht hat. Recht wohl könnte dagegen Carlyle, der mit Browning[3] gut bekannt und mit J. R. Chorley[4] intim befreundet war, die Bekanntschaft vermittelt haben.

Dresden. Arthur Altschul.

---

[1] H. F. Chorley: *Autobiography, Memoir, and Letters* (London 1873) II 25 f. 169. 174.

[2] *Autobiography* II 281.

[3] *Life and Letters* S. 172 f.

[4] Carlyle, *Reminiscences*, ed. by C. E. Norton (London 1887) I 198 Anm. H. F. Chorley, *Autobiography* II 284—287.

Digitized by Google

Beurteilungen.

Emil Nickel, Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Straßburg. (Königsberger Deutsche Forschungen, hg. von J. Nadler, Fr. Ranke, W. Ziesemer, Heft I.) Königsberg i. Pr., Gräfe, 1927. 87 S.

Das Hauptproblem, um das es sich in der modernen Gottfriedforschung handelt, ist nicht mehr ein philologisches, sondern ein psychologisch-literarisches, die Frage nach der rätselhaften Persönlichkeit Gottfrieds. Die Forschung ist dabei den Weg von außen nach innen gegangen. Zwar hat sie über den äußeren Menschen und seine Lebensverhältnisse noch nichts Sicheres ermitteln können, aber sein Kunstwerk ist jedenfalls stilistisch eingehend untersucht. Jetzt tritt der innere Mensch, seine seelischen und künstlerischen Eigenschaften, immer mehr ins Licht.

Auch in Nickels schönen, in Rankes Schule entstandenen Untersuchungen steht Gottfrieds inneres Leben im Mittelpunkt. Die dabei angewandte Methode ist die der Problemgeschichte: Indem er die Behandlung der Liebe bei Gottfried in den Rahmen der zeitgenössischen Anschauungen hineinstellt, hebt er dessen persönliche Auffassung von der der anderen literarischen Künstler ab. Er steigt dabei einmal vom Typischen zum Persönlichen, ein andermal vom Äußeren zum Inneren empor und erhält auf diesem Wege eine ausgezeichnete Gliederung und Steigerung. Den Höhepunkt stellt die dritte und letzte Studie dar: Gottfrieds persönliche Liebesanschauung, ein Versuch, an seine umstrittene Persönlichkeit von innen heranzukommen.

Das erste Kapitel behandelt das Nebeneinander von Tradition und Persönlichkeit in der Darstellung der Minne. An einer Reihe von Motiven aus der epischen und lyrischen Dichtung der Zeit wird nachgewiesen, wie G. sich zu dieser Tradition verhält: Er steht ihr als bewußt wählender Künstler kritisch gegenüber, läßt manches fallen, fügt Neues hinzu und gibt auch schon Bekanntem eine neue Wendung. Der Vf. hat die Zeitgenossen eingehend studiert; auf sie, namentlich auf Veldeke, fällt hier manches Licht. Es ist gewissermaßen schade, daß N. nicht einen Schritt weitergegangen ist; mit geringer Mühe hätte sich durch Ausdehnung des Stoffes und Vertiefung in die anderen Dichter eine vollständige Motivik der höfischen Dichtung gewinnen lassen, wodurch die einzelnen Dichterpersönlichkeiten noch schärfer beleuchtet worden wären.

Das Gesamtbild des Tristandichters, das im großen ganzen bekannt ist, wird so um manchen kleineren Zug bereichert und er als durchaus ästhetisch gerichteter Typus charakterisiert. Natürlich wird man nicht mit allen Einzelheiten der Interpretation einverstanden sein; so glaube ich nicht, daß in 11 793 ff. die Vorstellung von der Leimrute geweckt werden soll: dem widersetzen sich doch die Worte *versenket* 11 799, *nider* 11 803, *versancte* 11 810. Wertvoll scheint mir die Deutung der Truchsessenszene als einer Karikatur des Frauendienstes, mit einer literarischen Spitze gegen Reinmar.

Das zweite Kapitel bespricht nach einer kurzen Einleitung die Liebespsychologie in den Szenen: Riwalin-Blanscheflur, Tristan im Bad, Brangänenepisode, und würdigt dann von diesem Gesichtspunkt aus die Markefigur. Hier gelingt dem Vf., der G. außerordentlich sorgfältig und mit künstlerischer Nachempfindung gelesen hat, manche feine Bemerkung über die besprochenen Partien. Schön ist z. B. der Versuch, aus der Badeszene die Darstellung einer aufkeimenden und jäh abbrechenden Mädchenliebe zu entwickeln. Nur erhebt sich der Einwand, ob der Vf. nicht allzu-

Digitized by Google

sehr von modernem Standpunkt an den Text herangeht und etwas herausliest, was der Dichter nicht hineingelegt hat? Wo wird z. B. die 'äußerste Beklemmung', das 'dumpfe, atemlose Memorieren von Tatsachen' bei der Entdeckung der Schwertscharte sprachlich ausgedrückt? So ist auch Nickels Bemerkung auf S. 50 über 10 236 ff. aus der Badeszene, wo G. den Hörer über Tristans endgültiges Schicksal beruhigt, subjektiv und modern empfunden. Spielt die 'langher aufgestaute Spannung', deren Unterbrechung Nickel stört, tatsächlich in G.s Ästhetik eine so große Rolle? Hier müßte von des Dichters Anschauung aus geurteilt werden. Daß aus dieser Stelle 'die ganze geistige Enge und Veräußerlichung dieser höfischen Weltanschauung' spricht, halte ich für ein zu hartes Urteil.

In der Brangänenepisode nimmt der Vf. G. gegen die ihm gemachten Vorwürfe in Schutz; der Mordanschlag sei die Äußerung eines außergewöhnlichen, fast pathologisch zu nennenden Temperaments. Das wird man wohl zugeben wollen[1]; auch die heftigen Drohungen gegen die beiden Mordknechte weisen ja auf Ähnliches hin. Trotzdem darf m. E. dem Dichter der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß der Eingang dieser Episode, namentlich die nüchterne Sentenz: *daz man laster unde spot mere fürhtet danne got* (12 715) von dieser seelischen Erschütterung nichts ahnen läßt. Hier wird wohl eine Stelle vorliegen, wo Gottfrieds psychologische Verfeinerung einer allzu primitiven Szene der Sage nicht ganz gerecht werden kann. Dagegen möchte ich Nickels Markeanalyse beipflichten, auch dort, wo er sich gegen eine allzu edle Auffassung dieser Figur wendet.

Das 3. Kapitel beschäftigt sich schließlich mit G.s persönlicher Liebesanschauung. Auch hier gelingt es dem Vf., die herrschende Ansicht in mancher Beziehung zu vervollständigen und zu vertiefen. Daß auch hier vieles subjektive Deutung ist, darf kein Einwand sein, um so mehr, weil — wie N. selbst hervorhebt — die persönlichen Stellen im Tristan 'ein allzu hartes Anpacken auf ihre Beweiskraft hin nicht vertragen'. Er hat vollkommen recht, den Tristan als Konfessionsdichtung zu betrachten und die lyrischen und reflektierenden Stellen möglichst tief auszuschöpfen, denn dies ist der einzige Weg, der zu Gottfrieds Innerem führt. Wertvoll scheint mir der Hinweis auf Gottfrieds Stellungnahme gegen den Minnesang, für die echte Lyrik, auf den Tristan somit als ein Symptom einer im 13. Jh. herrschenden Krise der Lyrik; auf die Erhebung der Liebe selbst, nicht der Frau (im Gegensatz zum Minnedienst); auf die Rehabilitierung der Sinne. Auch nimmt der Vf. den Dichter ausdrücklich in Schutz gegen den Mangel einer persönlichen Sittlichkeit, den man ihm häufig vorwirft: G. habe das sittliche Problem gestreift, aber wegen tatsächlicher Gegebenheiten der Charaktere und der Romanhandlung auf seine psychologische Ausgestaltung verzichtet. Wo N. aber selbst betont, daß für G.s Zeit die Berechtigung und Würde der außerehelichen Liebe allgemein anerkannt war, bedurften dann noch die daraus fließenden Probleme: Tristan schwankend zwischen Treue und Liebe, Isolde zwischen zwei Männern, eigentlich noch der Rechtfertigung? In G.s Abneigung gegen den Typus des herkömmlichen Ritterromans und die darin vertretene Liebesauffassung, ja gegen das Rittertum überhaupt sieht der Vf. wohl mit Recht einen Beweis für die bürgerlich-städtische Einstellung Gottfrieds. Dafür spricht auch seine warme Befürwortung des Kaufmannsstandes.

Das Kapitel gipfelt in der Beleuchtung der Verschränkung von Liebe und Leid als wesentlichsten Elementes der Liebe und der Flucht aus der Welt in die Kunst als wichtigster, weil persönlichster Äußerung des Dichters. Schön wird ausgeführt, wie G.s Klage über den Verfall der Kunst,

[1] Wenn man nicht mit G. Müller, Vtjs. I, 72 f., annehmen möchte, daß es dem mittelalterlichen Dichter nur auf die Tatsache ankam.

Digitized by Google

trotz ihrer Gebundenheit an die Tradition, persönlich wird, indem er nicht nur die Zeit, sondern, als einziger, auch sich selbst anklagt. Wie sehr wird durch solche Untersuchungen die landläufige Auffassung vom mittelalterlichen Menschen erschüttert! Wie wenig naiv erscheint Gottfried, wie bewußt, wie äußerst raffiniert sogar! Eine prachtvolle Bestätigung dessen, was wir von seiner Stilkunst wußten.

Über die äußeren Umstände des Dichters noch weitere Vermutungen aufzustellen, versucht N. nicht. Er schließt sich hier einer Auffassung Stenzels an, der in G. einen gelehrten Juristen am Bischofshofe erblicken will. Dagegen enthält das Buch eine Reihe von wichtigen Hinweisen auf Beziehungen zu anderen Werken und Dichtern, die G. in der zeitgenössischen Literatur fester verankern. Von Bedeutung ist hier etwa das Verhältnis zu Walther, das zu Reinmar, die Abhängigkeit von Hartmanns Erek. Auch der Versuch, G.s Kenntnis von Chrétiens Werken, namentlich Cligès und Yvain, nachzuweisen, scheint mir überzeugend und verdient eine weitere Untersuchung. Unklar äußert sich N. über das Verhältnis zu Andreas Capellanus. Die eigentlich philologischen Verhältnisse werden vorausgesetzt und nicht weiter erörtert. Es fällt auf, daß N. die Thomasfassung als ziemlich bekannt und unproblematisch betrachtet. Hier hat die jüngste philologische Untersuchung über Gottfried, J. Gomberts tiefschürfendes und in mancher Hinsicht umstürzlerisches Werk, manches anders zu sehen gelehrt. Auch G.s äußerer Stil erfährt keine neue Beleuchtung. Bei der Erwähnung der Symmetrie als eines beliebten Kompositionsprinzips wäre ein Hinweis auf J. H. Scholtes Aufsatz: Symmetrie in Gottfrieds Tristan, in der Festschrift für Ehrismann nicht unangebracht gewesen.

Diese Studien wollen vor allem Beiträge zu einer künftigen Gottfriedmonographie sein. Ohne Zweifel sind sie für die wichtigste Partie einer solchen Darstellung, Gottfrieds inneres Leben und Künstlerschaft, eine unentbehrliche Vorarbeit. Der Vf. besitzt die Fähigkeit, die literarische Schönheit seines Dichters bis ins einzelne nachzuempfinden und in klaren, häufig beredten Worten auszudrücken. Hoffentlich wird er auch späterhin dem Dichter seine Aufmerksamkeit und Liebe widmen!

Amsterdam. J. van Dam.

Goethes Weltanschauung, hg. von Johannes Speck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1929. 226 S.

Der das Universum verheißende Titel bedarf einer Einschränkung. Die vier Abteilungen, in die der Hg. den Stoff, den Lebensertrag von Goethes Dasein, teilt, lassen eine fünfte vermissen: Goethes politische und soziale Erfahrung, seine Einstellung zu Staat und Gesellschaft, zum völkischen und übervölkischen Leben. Je mehr uns die anderen Kapitel bieten, um so bedauerlicher ist es, daß dieses wichtige — für die bewegte Gegenwart vielleicht allerwichtigste — unter den Tisch gefallen. Es würde die Einheitlichkeit der Goetheschen Weltanschauung nicht nur nicht gestört, sondern erst recht vervollständigt haben und gerade heute so mancher Kampfstellung, mancher schwankenden Haltung Richtlinie und Stützpunkt bieten. Wie not tut uns Erziehung zu Ehrfurcht und Dankbarkeit, wie not die Mahnung, zum Ganzen zu streben als dienendes Glied, sich zu freuen am schönen Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung; wie sehr bedürfen wir der Vorstellung einer geistigen Welt idealen Strebens als des gemeinsamen Körpers, an dem die Nationen nur Glieder sind! Goethes Weltanschauung, wie sie dieses wertvolle Büchlein in bezug auf das Verhältnis zwischen

Digitized by Google

Geist und Materie, Natur und Kunst, Erkenntnis und Wissenschaft zusammenfaßt, würde sich um so vollkommener auswirken, käme auch der Weltmann und Weltpolitiker zu Wort. Hoffentlich zeigt uns eine nächste Auflage das weitgeöffnete lichtvolle Auge des Dichterweisen auch auf das Bürgerliche und Völkische gerichtet, auch hier im Einzelnen das Ganze, im Besonderen das Allgemeine, im Flüchtigen das Ewige erschauend, in jeglichem Geschehen ein ordnungsgemäßes Teil der Gesamtheit und in der Vielheit der Erscheinungen den Einklang der Natur. Der Mensch muß, er mag wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne gehen, aber das Ganze steht vor den Teilen, die Idee vor der Erfahrung, und das Individuum hat zurückzufinden an seinen Platz, der ihm im All angewiesen ist. Hand in Hand mit dem Hauptgedanken der Einheitlichkeit herrscht bei Goethe der der fortwährenden, stufenweise sich entfaltenden und steigernden Entwicklung. In der *Metamorphose der Pflanzen* geht ihn 'die Wurzel eigentlich nichts an', weil in dem unerfreulichen Wechsel von Knollen, Strängen, Fasern keine Steigerung stattfindet, die ihn allein anzieht. Ebenso kennzeichnend ist die Briefstelle über dieses Werk an Zelter (1816): 'Nimm es nur symbolisch und denke dir immer dabei irgendein anderes Lebendiges, was sich aus sich selbst fortschreitend entwickelt.' Durch das Gesetz der Metamorphose steigt der Mensch auf von der Natur zur Freiheit, aus der Welt zu Gott. Grunderkenntnisse natürlicher Vorgänge werden sinnbildlich für ethische Vorgänge, z. B. der Zwischenkieferknochen, als vollkommene Anpassung an die Lebensart, für sittliche politische Ordnung und ästhetische Vollkommenheit (*Zur Metamorphose der Tiere*, S. 203). Kann es bei solcher Durchdringung des Körperlichen mit ideellem Gehalt wundernehmen, wenn er bei der Entdeckung dieses Knochens 'eine solche Freude hat, daß sich mir alle Eingeweide bewegen' (an Charlotte von Stein, 27. März 1784), oder daß ihm das Studium der Metamorphose der Pflanzen den Aufenthalt in Neapel 'begeistet'.

'Sie nahmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf' (Schiller an Goethe, 23. August 1794). Ebenso ist künstlerisches Schaffen ihm nicht Zusammenfügen von Teilen, sondern organisches Wachstum, Entfaltung eines Innern am Äußern (S. 224). Darum bezeichnet er Hamans Prinzip, daß alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, seinen sämtlichen vereinigten Kräften entspringen muß, so daß alles Vereinzelte verwerflich sei, als 'eine herrliche Maxime' (S. 142). Seine intuitive Erkenntnis, seine selbstlose Liebe knüpfen an Spinoza an, sein utilitarisches Hindrängen auf werktätige, hilfreiche Güte macht ihn zum modernen Vorkämpfer, weist in die Zukunft.

Dieser gewaltige Inhalt, diese Synthese von Welt und Geist, Idee und Erfahrung, Freiheit und Notwendigkeit vom Herausgeber in taktvoller Bescheidenheit mit Anmerkungen versehen, redet zu uns aus dem kleinen Buche, das in seinem ansprechenden, handlichen Format verdiente, für jedermann ein Taschenbuch zu werden, bei dem man sich in den Wechselfällen des Tages Rat holt oder Zuflucht findet.

Wien. Helene Richter.

B. Martin. Bibliographie zur deutschen Mundartenforschung und -dichtung in den Jahren 1921—1926. (Teuthonista, Zeitschr. f. deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte. Beiheft 2.) Bonn a. Rh., Fritz Klopp Verlag, 1929. 206 S. 21 M.

Nach vielen durch die Zeitverhältnisse gegebenen Schwierigkeiten ist es nun endlich gelungen, die lange schmerzlich entbehrte Fortsetzung der

Digitized by Google

Bibliographie zur deutschen Mundartenforschung herauszubringen. Wiederum hat eine namhafte Anzahl von Fachleuten, die über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet sind, daran mitgearbeitet, und als Ergebnis bezeugt ein ansehnlicher Band, daß die deutsche Mundartenforschung in diesem halben Dutzend Jahre, die gerade in die schwerste Nachkriegszeit fallen, in allen ihren Teilen liebevolle Pflege gefunden hat. Bei dem allenthalben wachsenden Interesse an Heimat und Volkstum ist es auch nicht zu verwundern, daß in gleicher Weise die mundartliche Dichtung und ihre Erforschung einen großen Umfang angenommen hat. Das Buch, das, wie dies auch bei früheren Bibliographien der Fall war, auch Nachträge zu diesen bringt, gibt aber auch Zeugnis für die überaus große Mühe und gewiß nicht immer anregende Arbeit, die der Vf. auf sich genommen und geleistet hat.

Für die Benutzung der Bibliographie ist es im ganzen gewiß von Vorteil, daß sich der Vf. in der Anordnung des Materials im allgemeinen an das früher angewandte Verfahren gehalten hat. Dennoch bleibt zu erwägen, ob nicht in Hinkunft mit Rücksicht auf das Anwachsen hauptsächlich der Dialektdichtung und deren Literatur bei Festhalten an der großen Gruppierung auch in den Unterabschnitten eine Trennung von der sprachwissenschaftlichen Literatur durchgeführt werden sollte. Zwar hat der Vf. bei der Aufnahme der 'kleineren Dialektdichtung' und bei 'entlegenen Zeitungsartikeln' schon jetzt auf das minder Wichtige verzichtet, aber es will mir scheinen, daß es für die Übersichtlichkeit und damit auch für die Benutzung des Buches nicht von Nachteil gewesen wäre, wenn er in dieser Hinsicht noch etwas strenger vorgegangen wäre. Da die Mitarbeiter ja ausnahmslos Fachleute sind, könnte vielleicht schon durch diese eine gewisse Bewertung des Materials vorgenommen werden, die dann drucktechnisch irgendwie Darstellung finden könnte. Es ist heute z. B. vielfach üblich geworden, besonders in summarischen Besprechungen von Neuerscheinungen in manchen Zeitschriften eine Anzahl von Büchern durch bloße Angabe des Titels und vielleicht noch der Verlagsdaten zu erledigen. Derartige Besprechungen in die Bibliographie aufzunehmen, ist wohl kaum von irgendeinem Wert, da der Benützer im Gegenteil nur Zeit und Mühe umsonst darauf verwendet, wenn er beim Nachschlagen nichts weiter vorfindet, als was er jedem Buchhändlerkatalog entnehmen kann. Schließlich möchte ich noch anregen, in den künftigen Bearbeitungen vielleicht gleich an erster Stelle nicht nur die zuletzt erschienene Bibliographie, sondern auch die früheren bis auf Mentz kurz anzuführen.

Im ganzen ist jedoch saubere Arbeit geleistet worden, und das ist für eine Bibliographie von besonderer Bedeutung, Druckfehler sind auf eine möglichst geringe Anzahl beschränkt, wie man sie ziemlich in jedem Buche mit in Kauf nehmen muß. Der Vf. von Nr. 928 heißt Häfele, nicht Häsele (der Fehler wurde wohl durch die deutsche Schrift verursacht), der Name fehlt übrigens in der einen wie der anderen Form im Verfasserregister; ins Register der geographischen Namen ist die Nummer indessen aufgenommen.

Innsbruck. L. Jutz.

J. Forchhammer, Kurze Einführung in die deutsche und allgemeine Sprachlautlehre. (Indogerm. Bibl., 2. Abt., Sprachwissenschaftl. Gymnasialbibl., Bd. 10.) Heidelberg, C. Winter, 1928. 124 S. Preis 2,90 M.

Der Vf., der bereits mehrere Arbeiten über Phonetik veröffentlicht hat, macht hier den Versuch, aufbauend auf Art und Tätigkeit der Sprachorgane,

Digitized by Google

die Grundlagen der Phonetik zu geben und ein System aller überhaupt möglichen Sprachlaute sowie deren schriftlicher Bezeichnung, also eine Weltlautschrift zu konstruieren. Ob dieses durch Anwendung zahlreicher diakritischer Zeichen sehr kompliziert gewordene Zeichensystem praktisch von größerer Bedeutung ist, erscheint fraglich, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten die Reproduktion der richtigen Lautwerte auf Grund der Lautzeichen verbunden ist. Der praktische Wert des Büchleins wäre m. E. sicher größer geworden, wenn sich der Vf. das Ziel näher gesteckt hätte.

In bezug auf die Gruppierung der Laute weicht die Darstellung mehrfach von dem bisherigen Gebrauche ab, dem ich jedoch in manchen Fällen lieber folgen möchte. Auch in der verwendeten Terminologie finden sich derartige Abweichungen, die gerade in einer Einführung besser vermieden würden, da auf solche Weise allzu leicht Verwirrungen entstehen. Es ist m. E. gar nicht nötig, alte Ausdrücke, wie Vokale, Lippenlaute, Zischlaute, stark- und schwachgeschnittener Akzent durch Freilaute, Unterlippenlaute (!), Anblaselaute, fester und loser Anschluß zu ersetzen, womit ich jedoch nicht behaupten will, daß die alten, eingelebten Bezeichnungen immer sinngemäße Bildungen sind. Viel wichtiger ist es, für jeden der damit bezeichneten Begriffe eine scharfe Definition zu geben.

Überhaupt wird der 'alten Phonetik' mehrfach Unrecht getan. So können wir beispielsweise bereits in der 1. Auflage der Sieversschen Phonetik, die vor mehr als einem halben Jahrhundert erschien, erfahren, daß Affrikaten und Aspiraten keine einfachen Laute sind (S. 101 ff.).

Mancher junge Philologe, der mit der Terminologie noch nicht ganz ins reine gekommen ist, wäre dem Verf. gewiß dankbar für den Anhang, der in alphabetischer Reihenfolge die Erklärung der wichtigsten phonetischen Fachausdrücke enthält, wenn dieses Verzeichnis sorgfältiger und genauer verfaßt wäre. Was soll man sich aber z. B. unter einem Blählaut vorstellen, wenn man (S. 103) die Definition liest: 'der bei den stimmhaften Vollverschlußlauten [b̥, d̥, g̥] gebildete, vollkommen eingesperrte Stimmton'? Dabei wird der Leser auf die 'Theorie und Technik des Singens und Sprechens' (v. geichen Verf.) verwiesen, und er kann hoffen, dort eine Aufklärung zu finden, oder er muß zur Phonetik von Sievers greifen, wo er allerdings sofort die klarste und beste Auskunft erhält. Derartige Flüchtigkeiten sind in dem Büchlein öfters zu finden, sie erschweren dem Anfänger unnötigerweise das Verständnis. Man vergleiche etwa noch das S. 64 über den Akzent Gesagte oder S. 119 den Artikel 'Sprechtakt'. Wenn hier wie S. 66, wo die Art der Aufzeichnung der Tonbewegung angedeutet wird, auf eine Spezialuntersuchung verwiesen wird, so erscheint mir das für eine Einführung ebenfalls nicht zweckmäßig.

Von der Feststellung, daß man in mittel- und süddeutschen Mundarten 'vielfach keinen Unterschied zwischen den sogen. harten und weichen [b, d, g] hört', ist, soweit es sich wenigstens um die südobd. Mundarten handelt, ungefähr das Gegenteil richtig.

Eine spätere Auflage wird also mancherlei Gelegenheit zu Besserungen geben.

Innsbruck. L. Jutz.

K. Häfele, Die Godivasage und ihre Behandlung in der Literatur. (Angl. Forsch. 66.) Heidelberg, Winter, 1929. XII, 314 S., 7 Tafeln. Geh. 16 M.

Die Behandlung des Godivastoffes in der Literatur macht den weitaus überwiegenden Teil der Arbeit aus (227 S.), der erste Teil (70 S.) handelt von der geschichtlichen Entwicklung der Sage und ihrer Beurteilung, ein

Digitized by Google

dritter, als Anhang bezeichnet, von den Darstellungen in der bildenden Kunst.

Verf. hat für seine Arbeit sicherlich großen Fleiß aufgewendet. Sie ist überaus gründlich und in der Materialsammlung anscheinend erschöpfend. Was ihr aber abgeht, sind Schlußfolgerungen und kritische Stellungnahme. Wie so viele Anfänger (die Arbeit ist ursprünglich eine Heidelberger Dissertation) bleibt Verf. im Materialsammeln und Zusammenstellen stecken. Am ehesten liegen ihm noch literarisch-ästhetische Würdigungen. Für spätere Forschungen ist sie aber ein wertvolles Hilfsmittel.

Wieviel für diese noch zu tun übrigbleibt, zeigt besonders der erste Teil. Volkskundlich und sagengeschichtlich ist über den Godivaritt Brauchbares eigentlich noch nicht zu verzeichnen. Verf. beschränkt sich auch darauf, alles bisher Erschienene sorgsam zu verzeichnen. Seine eigene Meinung hält er zurück, es lag wohl nicht in seiner Absicht, in derlei schwierigen volkskundlichen Fragen Stellung zu nehmen, wenn man auch in dem Wirrwarr von Ansichten etwas kritische Sonderung gern sehen möchte. Vor allem, scheint mir, müßte man die Erzählung von Godivas Ritt und die Godivaprozession in Coventry, über die wir 1678 zum erstenmal hören, auseinanderhalten. So wie Roger von Wendover die Geschichte von Godivas Ritt erzählt und wie sie bei späteren Chronisten, schließlich in der *Leoffricus* betitelten Ballade im Percy-Folio-Manuskript, mit kleineren Varianten erzählt wird, gibt sie sich deutlich als Märchengeschichte, zu der Liebrecht (E. St. 1, 171) Parallelen beibringt und die er wohl mit Recht mit alten Rechtsbräuchen in Verbindung bringt. Wieso sie gerade mit der frommen Wohltäterin und Gründerin des Klosters Coventry und ihrem in der historischen Überlieferung nicht minder frommen Gatten Leofric in Verbindung gebracht wurde, ist ein Rätsel. Mit Frühjahrsumzügen, wie E. S. Hartland (*The Science of Fairy Tales*, 1890) und Ed. Heyck (*Velh. u. Klasings Monatshefte*, Juni 1924) glaubt, denen Verf. S. 69 im allgemeinen zustimmt, hat aber die Entstehung der Geschichte kaum etwas zu tun. Solche gab es allenthalben in England und anderswo, und es ist nicht einzusehen, warum sich gerade in Coventry daran diese so eigenartige Lokalsage geknüpft haben sollte. Roger von Wendover erzählt ja auch sonst gern allerlei Wundergeschichten, und Stadtvorrechte werden ja gern auf merkwürdige Weise erklärt. Die Kirchenfenster mit dem Bild Godivas und die verschiedentlich erwähnten alten Inschriften, die auf den Ritt anspielen, können sehr gut aus der gelehrten Chronistentradition erklärt werden. Hingegen ist sehr gut möglich, daß man im Laufe der Zeit die Maienkönigin von Frühjahrsumzügen (vgl. darüber E. K. Chambers, *Mediaeval Stage* I, 144 u. J. G. Frazer, *The golden bough, abr. ed.* S. 125 ff.) in Coventry mit Godiva zusammengeworfen hat. Daß die seit 1217 abgehaltenen Frühjahrsmärkte (Trinity Fair) durch eine feierliche Prozession angesagt wurden, an denen Bürgermeister, Gilden usw. teilnahmen, kann dazu Gelegenheit geboten haben. Da Maiumzüge in England bis zur Puritanerzeit gang und gäbe waren (s. Chambers, a. a. O. I, S. 180 f.), wäre es auch kein Wunder, wenn nirgends erwähnt wird, daß die Markteröffnung in Coventry auch mit solchen herkömmlichen Festlichkeiten verbunden war. Erwiesen ist aber erst für die Wiedereinführung des Frühjahrsumzuges im Jahre 1678, daß nunmehr Godiva endgültig an die Stelle der Maienkönigin getreten ist. Sie hat aber in diesen Umzügen nach der Beschreibung oftmals Kleider und Schmuck, die weit mehr an diese als an die Godiva der Geschichte erinnern (s. Verf. S. 34 ff.). Wie sehr sich der Gedanke, in der Maienkönigin Godiva zu sehen, in der Umgebung von Coventry festgelegt hat, sieht man auch daraus, daß man in Southam, dem Dörfchen in der Nähe der Stadt, bei dem weißen und schwarzen Mädchen des Frühjahrsumzuges

Digitized by Google

nicht mehr an die Maijungfrau dachte, sondern an Godiva (Verf. S. 62). Andererseits erinnert die Beschreibung der Godivaprozession von William Reader, die Verf. S. 31 abdruckt (aus 1824), gar sehr an eine Fronleichnamsprozession, so daß Chambers a. a. O. II, S. 163 ganz recht hat, in ihr eine Fortführung der Fronleichnamsprozessionen zu sehen, und die Ansicht des von Reader erwähnten Katholiken, der darin eine Verspottung der Fronleichnamsprozession sieht (mitgeteilt vom Verf. S. 47), durchaus nicht 'ganz verkehrt' ist, wie Reader glaubt.

Der ausführliche literarhistorische Teil zeigt für uns Deutsche interessanterweise, wie der Godivastoff deutsche Dichter weit mehr angeregt hat als englische. Unter den englischen Werken ist von künstlerischem Standpunkte aus eigentlich nur Tennysons Ballade und Walter Savage Landors Gespräch zwischen Leofric und Godiva in den Imaginary Conversations erwähnenswert. In der englischen Literatur sind die humoristischen Darstellungen der Geschichte in der Mehrzahl. Die ganze Geschichte ist eben — als Märchenerzählung — viel zu unwahrscheinlich, als daß man mit psychologischer Erklärung an sie herankommen könnte. Tennyson bringt ein Meisterwerk zustande, weil er jeder tieferen geistigen Erfassung aus dem Wege geht, bei W. S. Landor handelt es sich ja nur um einen Versuch der Darstellung von Ausdruck der Gedanken gegebener Personen und Situationen, also um eine Art Virtuosenstück. Leigh Hunts Ballade fällt gegen Tennyson stark ab, gehört aber in die gleiche Art der Darstellung. Die neueren romanischen und deutschen Dramatiker (Verf. gibt dankenswerterweise ausführliche Inhaltsangaben der schwer zugänglichen Stücke) wurden wohl durch den Bühnenerfolg von Maeterlincks Monna Vanna auf den ähnlichen Stoff aufmerksam gemacht. Sie bemühen sich samt und sonders um psychologische Erklärung. Man kann nicht sagen, daß sie gelingt. Naive mittelalterliche Erzählung und moderne Seelenzergliederung passen eben nicht zueinander. Leider geht Verf., der alle Godivagedichte, -romane und -dramen eingehend analysiert, auf diese Frage zu wenig ein. Die Schlüsse sind aber leicht zu ziehen.

Das Kapitel über Godiva in der bildenden Kunst wird durch die sehr guten Reproduktionen der interessantesten Werke illustriert.

Innsbruck. Karl Brunner.

Boethius, De consolatione philosophiae translated by John Walton, Canon of Oseney, ed. with introduction, notes and glossary by Mark Science. (E.E.T.S. Nr. 170.) London, Humphrey Milford, 1927. LXVII, 37 S. 30 Schilling.

Die große englische Textgesellschaft ist wieder in Schwung gekommen und legt uns ein Werk vor, dessen Bedeutung schon aus der Tatsache sich ergibt, daß es in 19 Hss. und drei alten Drucken erhalten ist. Mit großem Fleiß hat Science sich auf die lohnende Aufgabe gestürzt, das Denkmal gesichtet und erläutert an die Öffentlichkeit zu bringen. Keine Mühe hat er gespart, um die vielen Hss. auf ihre Entstehung und Verwandtschaft hin zu prüfen. Man hat früher für derlei Untersuchungen nur positive Fehler verwendet; da es sich um ein Versdenkmal von beträchtlichem Umfange und wohlbekannter Quelle handelt, ja geradezu um eine Übersetzung, wäre hier zu erwarten, daß diese in der klassischen Philologie und in der älteren Germanistik erprobte Methode abermals gebraucht würde; Science ist aber einen originellen Weg gegangen, der jetzt von englischen Hgg. mehrfach versucht und auch prinzipiell erörtert wird: er zieht mehr synonyme Varianten heran und bekommt auf diese Weise ein sehr weitschichtiges Material. Systematische Durchforschung und Beurteilung dieser Methode

Digitized by Google

wäre einmal zu wünschen. — Das Verhältnis zu Chaucers Übersetzung desselben Boethius hat Science in besonders rühmlicher Weise studiert; er erweist ganze Seiten hindurch die Benutzung Chaucers durch Walton; hätte Walton samt seiner Umgebung nicht besonderen Wert auf die Versform gelegt, so wäre kaum zu ersehen, warum er mit Chaucers Wiedergabe nicht zufrieden war und ihr mühsam eine eigene an die Seite stellte. — Nicht ganz aus eigenem Antrieb hat dies Walton getan. Science vermag aus einem der alten Drucke zu zeigen, daß er für Elisabet Berkeley arbeitete, deren Vater auf Berkeley Castle, Gloucester, saß und bereits als Patron des Übersetzers John of Trevisa sich betätigt hatte; Walton hatte, da Trevisa 1402 starb, dessen Übersetzungsamt geerbt oder doch für dasselbe Adelshaus fortgeführt. Für die oft angezogene Jahreszahl 1410 für die Vollendung seines Boethius sprechen die verläßlichsten Zeugnisse. — Ferner weiß ihn Science als Kanonikus im Augustinerstifte Oseney, Oxford, darzutun. Für seine Sprache ist daher ein Mittelcharakter zwischen der Oxfordschule, deren Sprachgebrauch 1901 von Dibelius studiert wurde, und von dem noch weiter südwestlichen Gloucestershire zu erwarten. Wir haben wenige so gut datierbare Versdenkmäler aus der spätme. Periode zur Verfügung; über seine grammatische Eigenart lohnt es sich also, ausführlich zu handeln. Science ist dem Problem auch nicht ausgewichen; mutig hat er es auf S. LXII—LXVI angepackt und namentlich in lexikalischer Hinsicht sich verdient gemacht, indem er die erst oder nur bei Walton auftauchenden Wörter zusammenstellte. Er hat auch gesehen, daß Walton kein ganz sorgsamer Reimer war, und z. B. hervorgehoben, daß er nicht wie der höfische Chaucer die offenen und geschlossenen *é* im Wortinnern zu sondern pflegte (S. LXII); erweiternd könnte man beifügen, daß er sich auch manche konsonantische Unreinheit erlaubte und — was für Anfang des 15. Jh.s geradezu symptomatisch ist — daß er die Vokale der Bildungssilben nicht mehr streng bewahrte, vgl. *cumpanye:me* Str. 109, 195. Science hat erkannt, daß ein pzp. prs. wie *unkunnande:understande*, 719, eigentlich nur in einen nordenglischen Text paßte; es ist fraglich, ob solche späte Sprachmengung durch das Zwischenglied *variant* > *variande*, also durch Analogie der frz. Partizipien auf *-ant* weginterpretiert werden kann. Nicht ganz klar ist mir geworden, was Science mit dem Sätzchen meint: 'In Stanze 719 the West Midland *trawe*, O. E. *treowian* is taken as a rhyme for *lawe*'; denn an der betreffenden Stelle ist offenbar *trowe:(hye or) lowe:knowe* zu lesen, ähnlich wie 178 u. ö. Richtig ist als Eigentümlichkeit Waltons hervorgehoben, daß er frz. *ü* häufig auf *i* reimt; soweit ich sehe, unterscheidet ihn dies am deutlichsten von den Oxfordern und charakterisiert ihn als weiter im Südwesten heimisch. Auch scheinen ihm die anglischen Verbalformen der Oxforder in der 2. und 3. Person Sgl. zu fehlen, während ihm deren südliches prs. pl. auf *-eth* geläufig ist, vgl. Str. 110. Da Science viele, wenn auch nicht alle Varianten seiner Haupt-Hss. unter dem Striche beifügt, ist die Verläßlichkeit obiger Lesarten bequem zu kontrollieren. Das am Schlusse beigefügte Glossar will alle Wörter umfassen, die von der heutigen Schreibung oder Bedeutung abweichen, was gewiß nützlich ist. Ein Register der im Text vorkommenden Personennamen und der Abdruck eines philosophischen Kommentars aus dem Druck von 1525 machen den Beschluß. Ein starker und gewichtiger Band!

Berlin. A. Brandl.

A. Hirsch, Der Gattungsbegriff 'Novelle'. (Germ. Bibliothek, 64.) Berlin, Ebering, 1928. 158 S. Geh. 6,20 M.

Für die Frage, ob wir einen für alle Zeiten und Völker brauchbaren Novellenbegriff aufstellen können, und eventuell welcher dieses ist, zeigt

Digitized by Google

H. erstmalig die Möglichkeit der Lösung und legt eine solche vor. Nach einer Geschichte von Namen und Theorie der Novelle im Deutschen auf 60 Seiten, in der H. weit über die älteren Darstellungen hinausgelangt, untersucht er die Möglichkeit der Aufstellung von Gattungsbegriffen auf dem Gebiet der Literaturgeschichte überhaupt. Die üblichen nach der aristotelischen Logik durch Abstraktion von der Beobachtung gebildeten sind unbrauchbar, sind bloße Merkmalskomplexe, die niemals abgeschlossen sind, die um so ärmer werden, je mehr Kunstwerke sie umschließen und prinzipiell das Individuelle aufheben, das den Historiker gerade angeht. H. befreit nun die seit Max Weber ausgebildete 'idealtypische' Begriffsbildungsweise von den ihr von der Herkunft her anhaftenden soziologischen Bestimmungen, wozu sein Aufsatz im Euphorion 19/74 ff. zu vergleichen ist, und stellt idealtypische Bestimmungen der lyrischen, dramatischen, epischen Gattung auf. Als ausschlaggebend für die Dichtungsform erkennt H. die Erlebnisform des Künstlers und untersucht demgemäß für die Novelle zwei repräsentative italienische Renaissance- und sechs deutsche Vertreter daraufhin. Die letzten beiden Seiten vollziehen die Bildung des Begriffs Novelle: 'Der Novelle eigentümlich ist die in artistischer Formgebung verhüllte Subjektivität, eine Aussprache des Persönlichen, die sich verbirgt in der Objektivität von nur scheinbar abgelösten fremden Bildern.' Sie vermeidet demgemäß die direkte Darstellung des Erlebnisses, ersetzt die natürliche Ordnung durch eine 'absichtsvolle, gewählte, geistreiche, spannende', die natürliche Fülle durch 'Beschränkung auf eine Situation, Gestaltung gerade von ganz besonderen, einmaligen, unerhörten Bildern, die außerhalb des allgemeinen, für jeden verbindlichen Weltablaufs liegen'. Sie 'ist weder Wiedergabe eines breiten Weltbildes, wie das Epos oder der Roman, noch das Bild eines begrenzten, aber innerhalb seiner Beschränkung doch in aller Ausführlichkeit gezeichneten Ausschnittes, wie die Erzählung'. — Eine treffliche, leider unter den Text und an den Schluß verteilte Bibliographie sowie ein Namenverzeichnis sind beigegeben. Die gewöhnlich als treffend anerkannten Einzelzüge der älteren Definitionen erhalten hier ihren logischen Ort angewiesen, sie erscheinen als Ausdrücke des Bildungsprinzips der Gattung. Eine Abgrenzung hätte man auch gewünscht gegen die moderne Kurzgeschichte, die weder Novelle noch Erzählung ist und sich scheinbar der obigen Novellen-Definition völlig fügt. Man wird außer ihrer obligatorischen Kürze als ihr Besonderes, wie A. Brandl uns lehrte, angeben müssen, daß sie beim Leser nervöse Sensation erregen will, während die Novelle das Erlebnis wegen seiner seelenbewegenden Bedeutung für einen seelisch interessanten Charakter darstellt. Die gehobene Sphäre gehört unbedingt zur Novelle hinzu.

Göttingen. Georg Weber.

O. Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. (Walzels Handb. d. Lit.-Wiss.) Berlin-Neubabelsberg, Athenaion. 409 S. 4°.

T. Spörri, Präludium zur Poesie, eine Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks. Berlin, Furche [1929]. 317 S.

Ganz werden wir die Entstehung auch nur eines einzigen Kunstwerkes niemals in Worte zu bannen vermögen, denn schon beim ersten Entwurf gehen die Einstellungen und Umstellungen zu rasch und zahlreich durcheinander: das weiß Walzel selbst genau (S. 18) und trachtet nicht nach dem Unerreichbaren, das vielleicht sogar ein Überflüssiges wäre. Nur der 'Wesenheit nachzukommen' (S. 17) ist sein Streben. Auch von der Wirkung des Kunstwerks sagt er mit Storm, er wolle davon unmittelbar wie vom Leben und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden

Digitized by Google

(S. 372); dennoch spürt er zugleich dieser Wirkung durch möglichst viele Forschungsmittel nach. Will man der Leistung Walzels gerecht werden, so muß man vor allem sein relatives Hoffen und Wollen erfassen, seine Selbstbescheidung und Selbstkritik.

Seine Unzufriedenheit mit der bisherigen Literaturgeschichte ist daher nicht als stolzer Vorwurf gemeint. Lernbegierig klopft er überall an, wo ein Philologe oder Dichter, ein Kritiker oder Kunsthistoriker dem Schaffen der Phantasie tiefer nachgrub; selbst die Bauchmuskellehren von Rutz, über die sich meines Wissens Sievers schon lange hinausentwickelt hat, werden eindringlich vorgetragen und durch Abbildungen erläutert. Obwohl nirgends gesättigt, ist Walzel doch überall dankbar. Resigniert gegenüber dem Finden, ist er unentwegbar im Suchen. Sehen wir uns Schritt für Schritt die Ergebnisse an!

Der historischen Methode geht es gleich auf den ersten Seiten schlecht. Wirkung der Umwelt auf den Dichter könne wohl mitlaufende Veranlassungen, aber nicht entscheidende Entstehungsgründe abgeben (S. 5). Die Suche nach ererbtem Gut sei ebenfalls nur ein unsicheres Mittel, um die Kräfte zu erschließen, aus denen ein Künstler und sein Werk sich gestalte. Zu leicht verirre sich solche Forschung ins Naturwissenschaftliche, d. h. sie mache das Gemeinsame zur notwendigen Bedingung der Einzelleistung, und 'dann schleicht sich sofort der naturwissenschaftliche Begriff von Ursache und Wirkung ein' (S. 6). Als Hauptvertreter dieser Richtung wird dann mehrfach Wilhelm Scherer angezogen. Aber war dies die eigentliche Lehre, die Scherer vertrat? Als aktives Mitglied seines Seminars 1878 und 1878/9 kann ich bezeugen, daß er außer dem Umgebungseinfluß und dem Ererbten auch das (von einzelnen) Erlernte in Anschlag brachte, daß er mit Goethe den Malerbegriff 'Motiv' verwendete, daß er mit Dilthey vom Erlebten sprach und dann mit allem Nachdruck auf das losging, was ihm die Hauptsache war: auf das Originelle in jedem Dichtergeist und -Erzeugnis. Erst nach solcher Herausschälung des Individuellen sollten Zusammenhänge in weitem Umfange (Generationsgruppierung) erfragt werden, mit einer Zielrichtung auf Literaturgesetze, die von fern den Lautgesetzen der Sprachhistoriker gleichen mochten. Solche Praxis ist auch aus Scherers gedruckten Zusammenfassungen zu entnehmen, und außerdem hat sie sein Erich Schmidt noch in der Rektorsrede von 1910 sehr deutlich entwickelt. Und ist nicht ein Vorgehen um so wissenschaftlicher, je mehr es auf genetische Zusammenhänge abzielt? Daß hierzu eine besonders ausgebildete Dichterpsychologie gehört, hat Scherer nicht übersehen und deshalb die Hilfsdisziplin der Poetik — man darf sagen — aufgebracht oder doch neu fundiert; ein einziges Semester gestattete ihm das Schicksal darüber zu lesen, und was als Scherers Poetik gedruckt wurde, stellt in Wirklichkeit nur einen Bruchteil dessen dar, was er beabsichtigte. Indes hat Walzel sicherlich nicht eine völlige Ausschaltung der historischen Methode im Programm; soweit ich sehe, will er nur ihre Alleinherrschaft und ihre geistlose Anwendung bekämpfen; da und dort redet er selbst von dem Gewicht zeitlicher Bedingtheiten; auch holt er sich die besten Beispiele für seine eigenen Ideen aus der Literaturgeschichte.

'Systematisch angelegte Poetik', heißt es S. 8, 'mag uns noch unmittelbarer in die vielgestaltige Welt dichterischer Formen einführen als das geschichtliche Aneinanderreihen von Dichtwerken und deren Schöpfern.' Das läßt sogar einen Ausbau von Scherers letzten Plänen erwarten. Große Kapitel reihen sich daran über das Verhältnis von Stoff und Form, wofür Walzel mit verfeinernder — ob auch klarerer? — Rhetorik Gehalt und Gestalt sagt, über Metrik und ungebundene Rede, über Komposition und Sprachkunst, mit einer Menge schätzbarer Anregungen. Die Literatur in der Muttersprache steht ihm dabei naturgemäß im Vordergrunde; auf

Digitized by Google

heimischem Boden fühlt sich der Germanist am wohlsten; auch an klassische und französische Dinge ist mit rühmlichem Fernblick manchmal erinnert; noch mehr wäre aus englischen Quellen beizubringen, weil die ausnehmend starke Pflege der Biographie und Autobiographie im Lande der Johnson, Boswell, Walter Scott und Macaulay dazu viel erläuterndes Material aufgehäuft hat. Und ließen sich in eine Grundlegung der Poetik überhaupt nicht auch einige außereuropäische Poesieproben aufhellend einfügen? Eine Parallele aus der Sprachforschung: Als Sweet an die Abfassung seiner systematisch-englischen Syntax schritt, lernte er zunächst Arabisch und Chinesisch, um beobachten zu können, wie dieselben Denkkategorien ganz anders von Nichtindogermanen ausgedrückt werden. Umsicht ist eine von Walzels schönsten Eigenschaften und hier besonders am Platz.

Psychologie heißt eine weitere Forderung auf Walzels Fahne. Hauptsächlich ist dabei an das Erlebnis gedacht, aus dem nach Dilthey das Dichtwerk zu entspringen pflegt. Mit Recht betont dabei Walzel, daß dies Erlebnis nicht ein äußerliches zu sein braucht: 'Auch Werke, die schlechtweg der Erfindung entstammen, können Ausdruck des inneren Erlebnisses sein.' Wie durch eine rein kritische Aufwühlung der Phantasie ein Autor auf eine neue Art des Romans verfallen kann, läßt sich gut an Fielding beobachten, der durch Richardsons 'Pamela' und deren selbstbewußte Einfalt auf die humorvolle Leidenschaftszergliederung des 'Joseph Andrews' geriet: zuerst Verstandesempörung, dann ein erfahrungsschlaues Grübeln nach den möglichen Hintergründen allzu sentimentaler Tugend, dann die Vision der Gegenfigur, des keuschen Pamela-Bruders Joseph, der seine Putiphar leicht abweist, weil er schon 'eine hat', endlich die passende Umwelt für ein solches Sittenbild, und die Romanform, aus der später ein Dickens erwachsen sollte, stand da. War zu solchem Überlaufen von Antisentimentalität nicht eine mächtige Ansammlung von Gefühlsseligkeit als Vorbedingung erforderlich? Hatten nicht die pietistischen Prediger bürgerlicher Sittsamkeit seit dem Aufkommen der Puritaner wirkungsvoll dem Empfinden Fieldings vorgearbeitet? Dabei ergibt sich allerdings noch eine tiefer liegende Unterschicht, auf die der bloße Psychologe nicht so leicht verfällt: Fieldings künstlerisches Erlebnis war zugleich in hohem Grade ein kulturelles. Ähnliches ist bei dichterischer Anregung durch Lektüre öfters zu beobachten. Je mehr wir nicht theoretisch, sondern im Hinblick auf reale Fälle in solche psychologische Fragen uns einbohren, desto eher dürften wir zu haltbaren Ergebnissen gelangen.

Ein vierter Programmpunkt Walzels ist die Aufhellung dichterischer Werke und Wirkungen durch Parallelen mit der bildenden Kunst. Genau setzt uns Walzel auseinander, worin nach Wölfflin das Wesen des Barock besteht, und fragt dann eindringlich, inwiefern es bei Shakespeare wiederzufinden ist. Selbst ein so technisches Lieblingsmotiv der Barockmaler wie das der Diagonale — Hauptfigur nicht in der Mitte des Bildes — sollen wir in 'Antonius und Kleopatra' wiedererkennen, weil sich angeblich da die beiden führenden Charaktere am stärksten 'vor oder hinter der Mittelachse' betätigen. Trifft dies zu? Liegt nicht die Schlacht bei Aktium, wo die Ägypterin ihre stärkste Untreue herauskehrt und der ihr nachlaufende Antonius die Weltherrschaft wegküßt (A. III. S. 8), wie abgemessen in der Mitte der Begebenheiten? Ist dies in Shakespeares Tragödien, so sehr er sonst die Komposition wechselt, nicht die Regel? Fast scheint es, als wäre da der Wunsch, vom gefeierten Kunsthistoriker zu lernen, der Vater des Gedankens gewesen. Sind überhaupt die Stilmoden der Architektur und Malerei in so weitgehendem Maße, wie es heute häufig geschieht, auf die Dichtkunst zu projizieren? Willig gebe ich zu, daß z. B. eine Reihe Rokokoelemente in Popes 'Lockenraub' und in Gays 'Fächer' vorkommen; insofern diese Satiren Sittenbilder sind, mußten sie natürlich den Zeitton erfassen;

Digitized by Google

aber sind dies wesentliche Werke jener Periode? Was ist das Rokokomäßige im 'Essay on Man' oder in den 'Seasons', im 'Robinson' oder in Addisons 'Essays', in denen die damalige Literatur Englands gipfelte? Ein anderes Beispiel: Das Aufkommen des Empirestils fällt sehr bemerkenswert zusammen mit dem von Wordsworth; es läge nach obigem Muster nahe, diese beiden Wellen von Einfachheit miteinander genetisch zu verknüpfen; aber bei näherem Zusehen erweist sich nur die eine als Einfluß der Antike, die andere stammt direkt aus der mittelalterlichen Ballade. Wäre es nicht natürlicher, dichterische Stilperioden nach dichterischen, malerische nach malerischen Haupterscheinungen zu gruppieren? Vieles, sehr vieles wurde ja in der Rokokozeit gelebt, geschaffen und getan, was völlig außerhalb der Sphäre der bildenden Künste lag; wenn ich in den Garten von Sanssouci hinausgehe, wo ganz nach Friedrichs Wünschen gearbeitet wurde, und sehe, wie da die Marmorgruppen in höchster Zentrifugale die Arme und Beine in die Luft hinausstrecken, frage ich mich vergebens, was diese Stileigentümlichkeiten einer von Paris abhängigen Zeit mit dem Denken und Wollen des Siegers von Roßbach zu tun haben? Gute Richtlinien auf dem einen Gebiete können als sehr gefährliche und verführerische auf einem anderen wirken. Walzel selber gesteht mit Ehrlichkeit, daß auch durch Wölfflins Begriff der Atektonik 'das ganze Geheimnis von Shakespeares Baukunst noch nicht enthüllt' wird. Vielleicht nicht das halbe; vielleicht nicht ein Zehntel.

Andererseits macht sich Walzel theoretisch wenig aus einem Kriterium, das er selber praktisch auf Schritt und Tritt und mit Erfolg anwendet, nämlich aus Mitteilungen der Künstler über ihre eigene Phantasietätigkeit: 'Unmittelbarere Ergründung des schöpferischen Vorgangs' sei daraus keineswegs zu gewinnen als aus der Beobachtung des fertigen Kunstwerks (S. 11). Wozu dann die vielen autobiographischen Zitate aus Goethe, Hebbel, O. Ludwig, Raabe, Storm u. a., aus denen Walzel so viel lehrreiches Material zusammenträgt? Auf eine einzige Wissensquelle darf man sich überhaupt in keiner Geisteswissenschaft beschränken; aber so wissensfähige Zeugen wie die Schriftsteller selbst anzuhören, scheint mir unter allen Umständen empfehlenswert.

Der Imperativ, die Aufforderung zu möglichst allseitiger und lebendiger Erforschung großer Poesie — denn über die Mittelmäßigkeiten hinwegzusehen, ist schon ein Gebot des Geschmacks — ist mir an Walzels stattlichem Buche das wertvollste. Wir alle müssen zusammenstehen, um dies Ziel zu erreichen; mehr als jemals ist heute jede Wissenschaft auf Kollektivarbeit angewiesen. Vielleicht kommt eines Tages wieder ein ganz großer Forscher, wie es Wilhelm Scherer war, und schlingt die angesponnenen Fäden zusammen zu einer vollbefriedigenden Darstellung des immer noch geheimnisvollen Prozesses, auf dem alle Literaturgeschichte beruht.

Spörri geht dort weiter, wo Walzel aufhört.

Bewegung will Spörri beim Dichtungsvorgang vor allem erkennen, und zwar soll sie 'sachlich festgestellt', nicht bloß 'lyrisch begriffen' werden; die Literaturwissenschaft hat sich nicht mit historisch-philologischen Tatsachen zu begnügen, sondern heranzutreten an das Geheimnis und doch wissenschaftlich zu bleiben. Das erreicht sie, indem sie nicht starre, sondern Wegweiser-Begriffe aufstellt. Solcher Begriffe sieht Spörri drei: Ruhe, Bewegung und Richtung; oder, wie er sich lieber ausdrückt: statischen, dynamischen und normativen Zustand. Spörri liebt Trilogien; in seinem älteren Werke über die 'Wege des Erkennens' unterschied er Wissenschaft, Dichtung und Offenbarung; vielleicht wäre hier auch mit zwei auszukommen gewesen, denn das Normative wird als eine nachträgliche Einigung der Gegensätze aufgefaßt, und darunter kann man auch eine bloße Statik verstehen.

Digitized by Google

Jedenfalls betrifft Spörris Hauptleistung, soweit ich sehe, den zweiten Begriff, durch den er für das, was Dilthey 'Erlebnis' nannte, neue Ausdrücke gewinnt. Er sagt dafür bald 'ästhetischer Zustand', bald 'Augenblick der Bewußtseinshelle', bald 'Auflösung der Formen in ein Spiel von Lichtern und Schatten'. Letzteres sagt er speziell im Hinblick auf die Malerei: 'Hier liegt die Wurzel der für alle Künste geltenden Wölfflinschen Grundbegriffe' (S. 5). Das soll nicht heißen, auf Ganzheit verzichten, sondern strukturell, organisch verstehen, die Teile in bildlicher Weise neu zusammenfassen. Wie lege ich mir das praktisch zurecht? Heißt es z. B. bei der Erklärung des Chronos-Gedichtes von Goethe: ausgehen von titanischer Zeitstimmung und deren Niederschlag in einem Gedanken nach dem andern verfolgen? Spörri merkt die noch obwaltende Unklarheit und verdeutlicht weiter: geistige Erschütterung verbunden mit intensiver Spannung; Vermehrung dieser Spannung durch die mit dem Dichter selbst verbundenen Reizmittel der Rhythmik, Reimklänge, Bildwörter, Aufregung. Schön sei 'die Ordnung der Dinge, die wir in solchem Zustand — und nur in solchem Zustand — sehen' (S. 21).

Daß dann Gehalt und Gestalt gleichgeboren sich einstellen, erscheint Spörri wie Walzel sicher. Aber Spörri faßt diese Begriffe etwas anders; er unterscheidet z. B. in 'Wanderers Nachtlied' den Gegenstand — die Landschaftsschilderung — von der Sehnsucht nach Ruhe, nach Harmonie mit dem All, was er als 'Gehalt' bezeichnet; Form ist ihm dasjenige 'am Gegenstand, was auf den Gehalt hinweist' (S. 115). Innerhalb des Begriffes Form studiert er wieder die Bildform apart von der Klangform und kommt bei letzterer ausführlich auf den Rhythmus zu sprechen als auf den 'eigentlichen Herzschlag aller Dichtung' (S. 117). Die verschiedensten Elemente tragen zum Zustandekommen des Rhythmus bei: die Gefühle des Dichters, die Architektur des Klanggebäudes und das syntaktische Sprachgefüge, wozu nach meinem Akademievortrag 'Lebendige Sprache' (1928, S. 80 f.) noch der Sinn des Vorgebrachten tritt; die 'betonten und unbetonten Silben' an sich scheint mir Spörri nach Art der meisten Nichtphonetiker zu überschätzen. So gelangt er 'in die innerste Werkstatt des Dichters: die Sprachform' (S. 119). Er spricht von 'akustischen Werten' und 'lexikologisch-syntaktischer Registrierung'. Leider hört er hierbei zu rasch auf; Walzel als Philologe wußte da mehr zu sagen. Ist endlich die Form bewältigt, so löst sich 'das Gefühl von dem engen Wirbel der eigenen Triebbefriedigung ... und schlägt die Richtung ein ... auf das Ganze des Lebens' (S. 119) — das nennt Spörri Katharsis.

All das sind beachtenswerte, obwohl nirgends erschöpfende Gedanken. Namentlich verdient Erwägung, was Spörri über die Verbindung von Vibration und Vision als das 'Spezifische des dichterischen Erlebnisses' vorbringt, um daraus die rhythmischen Elemente und die hellsichtig gewordene Aufmerksamkeit abzuleiten (S. 139 ff.). Hierbei gerät er immer weiter aus dem Allgemeinen in das Individuelle, was sehr rühmlich ist. Gern sieht man ihn der Erklärung einzelner lyrischer, epischer und dramatischer Proben sich zuwenden. Nur ist ihm dies Gebiet etwas fremd, so daß er eher Schlagwörter bietet als wirkliche Aufhellung.

Zwei Wissenschaften konkurrieren, was das innere Wesen des schöngeistigen Schaffens betrifft, miteinander: die Psychologie und die Philologie. Je mehr sie zusammenarbeiten, desto besser; wir brauchen uns nur zu erinnern, wieviel Scherer vom Fache Diltheys lernte, wieviel Dilthey vom Fache Scherers. Vorangekommen sind wir seit deren Zeit besonders durch Anhäufung von Einzelbeobachtungen auf beiden Seiten. Genauere Begriffe sowohl vom 'Erlebnis' als von der Übertragung dieser Phantasieaufwühlung in Bilder, Rhythmen und Worte stehen heute dem Literarhistoriker zur Verfügung, und die Erfahrungen mit der Kriegspropaganda

Digitized by Google

haben ebenfalls unsere Aufmerksamkeit für derlei Vorgänge geschärft. Vielleicht haben jetzt zunächst die Dichterbiographen das Wort, um auf kleineren Ausschnitten unter genauester Materialbeherrschung die gewonnenen Allgemeinvorstellungen auszuproben und in die Tiefe zu ergänzen.

Berlin. A. Brandl.

Alfred Pillet †. Zum Ursprunge der altprovenzalischen Lyrik. (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Klasse, 5. Jahr, Heft 4, S. 345—365.) Halle, Niemeyer, 1928.

In dieser nachgelassenen Schrift, der leider keine Anmerkungen mehr beigegeben werden konnten, sehen wir eine ganze Reihe von Versuchen, die gemacht worden sind, um das Entstehen der altprovenzalischen Lyrik zu erklären, in wohlgeordneter Folge und klarer Kennzeichnung an uns vorüberziehen. Sie ist ein guter Wegweiser durch die Literatur, die sich allmählich um den Gegenstand angehäuft hat. Diese Literatur ist freilich noch im Wachsen begriffen, z. B. hat P. Rajna in den Mélanges Jeanroy S. 349 ff. das Thema wieder angeschlagen und, weiter ausgreifend, Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik in Zs. f. franz. Spr. Bd. 52. Es ist ja einerseits verständlich, daß man es immer wieder unternimmt, dem Ursprunge einer Bewegung von so weittragender Bedeutung, wie sie die provenzalische Lyrik war, nahe zu kommen, aber andererseits muß man sich auch immer wieder die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten gegenwärtig halten, welche sich diesem Beginnen entgegentürmen und deren wiederholte Betrachtung vielleicht für diejenigen gut wäre, welche eine Vorliebe für Hypothesen haben. Ist es schon manchmal nicht leicht, die Quelle eines Flußlaufes festzustellen, wo wir doch mit Augen sehen können, um wieviel schwerer, den Ausgangspunkt einer literarischen Produktion zu ergründen, in deren Mittelpunkt eine Lyrik von ganz neuem und eigenartigem Charakter steht! Welche Rolle hat dabei die Einzelindividualität gespielt, und welche Rolle kommt den allgemeinen Kultur- und Gesellschaftsverhältnissen zu? Oder haben sie zusammengewirkt und sich gegenseitig bestimmt? Oder ist von der mittellateinischen Literatur auszugehen, oder von dem sogenannten Volkslied, oder hat gar die Lyrik eines fremden Volkes den Anstoß gegeben? Und dabei sind dies nur Fragen allgemeiner Natur. Die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst, wenn man das Wesen selbst des Phänomens der provenzalischen Lyrik zu ergründen sucht, und letzteres ist doch wieder nötig, weil ohne die Erkenntnis und richtige Beurteilung jenes Wesens das Herkunftsproblem überhaupt nicht lösbar erscheinen muß War der Frauenkult rein konventionell, oder nicht auch mehrfach aufrichtig? Wie erklärt sich daneben der starke sinnliche Einschlag, der schon bei den nachweislich ersten Trobadors hervortritt? Hier eröffnet sich von neuem ein ganzer Fragenkomplex, den zu entwirren um so mühsamer ist, als noch chronologische Dinge hinzukommen. Denn wenn man, wie P. Rajna in dem oben angeführten Artikel meint, daß Wilhelm IX. nicht der erste Trobador war, und wenn man überzeugt ist, daß schon eine Weile vor ihm höfische Lyrik bestanden hat, so rückt somit vollends alles ins Nebelhafte.

Zunächst wird uns von Pillet die Volksliedtheorie vorgeführt, welche G. Paris in Anknüpfung an Jeanroy's Origines de la poésie lyrique en France[1], aber über ihn hinausgehend, entwickelt hat und nach der ver-

[1] Nennt Pillet Jeanroy's Buch etwa dieser Anknüpfung wegen 'für seine Zeit bahnbrechend', oder vielleicht weil vorher sich niemand eingehender mit Ursprungsfragen zur französischen Lyrik befaßt hatte?

Digitized by Google

meintlich ursprüngliche Frühlings- und Tanzlieder die Basis bilden sollen. Pillet lehnt diese Theorie unter guter Begründung ab, wie das denn jetzt auch Scheludko tut, ohne Pillet zu kennen. Hier möchte ich auf die gleiches besagenden Bemerkungen hinweisen, die ich schon im Archiv 149, 317 gemacht habe (vgl. schon früher Zs. IX, 157; X, 317—18) und noch folgendes anschließen: Würden die Gebildeten die Art des Volkes besser kennen, und hätte nicht der Name von G. Paris faszinierend gewirkt, so glaube ich kaum, daß jene Hypothese, die etwas an die Zeit der romantischen Dichtung gemahnt, Eindruck gemacht hätte und in die Darstellungen von Suchier und Voretzsch übergegangen wäre. So aber zählt sie auch jetzt noch nicht wenige Anhänger[1], namentlich glauben die Germanisten daran, und das ist um so unbegreiflicher, als die höfische Kanzone auch nicht das geringste mit Volksmäßigem gemeinsam hat. — Es folgt die Altertumstheorie, bei der es sich in der Hauptsache um Ovid handelt. Ihre Prüfung führt P. zu dem Ergebnis, daß Ovid zwar den Trobadors 'den psychologischen Sinn geschärft', aber bei den Anfängen ihrer Lyrik nicht Pate gestanden habe; was Virgil angeht, so könne man nicht anerkennen, daß die Gründe, welche Faral für einen starken Einfluß seiner Technik in den bukolischen Gedichten auf die Pastourelle geltend macht, ausreichend sind[2]. — Weiter erscheint das, was man die Kulturtheorie nennen mag. Sie ist von Wechßler im ersten und bisher einzigen Band seines Werkes 'Das Kulturproblem des Minnegesangs' (1909) aufgestellt worden. Er gründet sie auf das gesellige Leben, das im Gefolge der sich zuerst an den südfranzösischen Häfen entwickelnden Kultur erblühte und ein neues Kulturideal erzeugte: Cortezia, Lebensfreude, Frauenminne gegenüber der clerzia, der Askese, der Gottesminne. P. billigt den Versuch, 'eine (vorwiegend) gesellige Dichtung auch aus dem geselligen Leben zu erklären', aber er verkennt nicht, wie wenig deutlich doch die Linien im einzelnen hervortreten, wie schwer es ist, die Struktur einer Gesellschaft und das Verhältnis der Klassen zueinander zu verstehen, da doch dafür eigentlich wieder nur die Trobadorlieder die Anhaltspunkte liefern, und wie stark W. die Individualität und das persönliche Erlebnis unterschätzt. — Nunmehr kommt die von K. Burdach inaugurierte arabische Theorie, nach welcher, um es kurz zu sagen, die provenzalische Lyrik auf der andalusischen Hofdichtung des 9.—11. Jahrhunderts beruhe. P. gibt zu, daß beide Dichtungen in einigen Punkten eine sehr auffallende Übereinstimmung aufweisen, aber er betont, wie schwer man sich von dem Wege eine Vorstellung machen kann, auf welchem die Provenzalen von der arabischen Dichtung Kenntnis erhalten haben sollten. Die Vermutung Burdachs, daß Wilhelm IX. auf seiner Kreuzfahrt 'poetische Anregungen' aus dem Orient empfangen habe, genüge nicht gegenüber der Tatsache, daß die provenzalischen Lyriker nirgends auch nur die geringste Anspielung auf islamisches Geistesleben, geschweige denn arabische Dichtung machen. Ich weiß nicht, ob es zutrifft, wenn P. sagt, daß Burdachs Theorie sich bei den Germanisten 'ziemlich durchgesetzt' habe, aber wenn er hinzufügt, daß sie bei den Romanisten nicht den geschlossenen Widerstand gefunden habe, den man erwartet hätte, so ist das nicht ganz richtig. Allerdings haben sie sich im ganzen zurückgehalten und wohl weiteres abgewartet; immerhin hat Mulertt in seinem Artikel 'Über die Frage der Herkunft der Troubadours' (Neuphilologische Mitteilungen XXII, 1921) Stellung zu ihr genommen und sie insofern abgelehnt, als er alles als bloße Vermutungen bezeichnet, vgl.

[1] Wenn übrigens Pillet S. 348 sagt, daß Bédier in der Revue des deux mondes [Bd. 135 (1896)] der Theorie von G. Paris widersprochen habe, so ist doch zu bemerken, daß dieser Widerspruch ein sehr zahmer war.

[2] S. jetzt auch über die Altertumstheorie Scheludko im Archivum Romanicum XI, 273 ff.

Digitized by Google

auch seine Besprechung von Ribera y Tarragó, El cancionero de Abencuzmán in der Islam XIII, 170 ff. — Schließlich die mittellateinische Theorie, die man jetzt an den Namen von H. Brinkmann anknüpfen kann. Der Gedanke an die Vagantendichtung ist zwar nicht neu, aber Brinkmann hat ihn doch stark ausgestaltet und zudem auf das literarische Treiben in Angers aufmerksam gemacht. Nach ihm sind die Strömungen des 'Kulturkreises' von Angers und der Vagantendichtung zu dem Becken zusammengeflossen, aus dem sich die erste Lyrik der Trobadors speiste. Gegenüber einem etwaigen Einflusse von Angers her macht P. mit Recht geltend, wie auffällig es doch sei, daß er keine französische Lyrik an der Loire erzeugt habe, und daß Wilhelm von Poitiers ja zweifellos nach Süden orientiert war, da er provenzalisch schrieb. Bei den Gattungen des Sirventes, des Kreuzliedes, des Klageliedes hält P. eine Entlehnung aus der mittellateinischen Literatur nicht für ausgeschlossen, während er eine solche bei der Pastourelle, wo, wie ich glaube, das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, entschieden zurückweist. Freilich geht bei alledem das, was die Hauptsache ist, die Kanzone, ganz leer aus.

Man sieht, wie Pillet die einzelnen Theorien nicht nur charakterisiert, sondern auch kritisiert, am schärfsten wohl die Volksliedtheorie, und in der Tat würde ich für meinen Teil es schon als einen Vorteil ansehen, wenn diese endgültig in der Versenkung verschwände, weil ich sie nach wie vor für die unwahrscheinlichste von allen halten muß. Aber es wäre wohl überhaupt das beste, man ließe alle Theorien vorläufig ruhen. Es ist nämlich doch immer zweierlei zu bedenken: einmal die Möglichkeit, die Pillet in seiner Schlußbetrachtung auch ganz richtig offenläßt[1], daß die ganze Bewegung nicht aus einem Punkte zu erklären sei, sondern daß mannigfache Faktoren zusammengewirkt haben, und zweitens die Tatsache, daß wir uns von der innersten Natur der ältesten uns überlieferten provenzalischen Lyrik noch immer kein klares und vor allem kein einheitliches Bild zu machen vermögen. Zwar ist hier durch die Forschung von Appel über Marcabru der Schleier etwas gelüftet worden, aber es bleibt noch vieles verborgen. Es scheint mir also jetzt mehr darauf anzukommen, daß wir uns mit der Eigenart der ältesten Trobadors, dem geistigen und sozialen Milieu, in dem sie standen, weiter so eindringend wie möglich befassen. Denn es mutet doch sonderbar an, daß man über die Herkunft einer Erscheinung Hypothesen aufstellt, wenn man noch nicht alles darangesetzt hat, eine deutliche Vorstellung von dieser Erscheinung selbst zu gewinnen, so wie sie uns in ihren ersten bezeugten Äußerungen entgegentritt. Ersteres ist allerdings bequemer als letzteres.

Jena. O. Schultz-Gora.

H. Kaunert, Bedeutungen und Verwendung des altfranzösischen Verbums *pooir*. Diss. Jena 1928. 45 S.

Eine ansehnliche Zahl altfranzösischer Texte hat K. auf die Behandlung des in der alten Sprache in so mannigfacher Weise verwendeten Verbums *pooir* untersucht und ist in anerkennenswerter Weise bemüht gewesen, durch Prüfung des Zusammenhanges, in dem die Beispiele sich finden, die jedesmalige Bedeutungsnuance festzustellen. Nicht ganz selten tut er dabei freilich des Guten zuviel, indem er in gewissem in einer Erstlingsschrift erklärlichem Übereifer auch die zartesten Schwingungen der altfranzösischen Seele vernehmen zu können glaubt. Das verleitet ihn dann gelegentlich nicht nur zu einem die Sache nicht fördernden Wortreichtum, sondern auch zu einer

[1] Schon vor ihm Appel im Ltrbl. Bd. 40, 116 (1919).

Digitized by Google

Selbstbewußtheit und gar Überheblichkeit, die einem Anfänger nicht wohl anstehen (s. S. 32, Anm. 39). Im ganzen ist zu sagen, daß K. die Arbeiten seiner Vorgänger, besonders Ernst Webers treffliche Berliner Dissertation über den Gebrauch der altfranzösischen Hilfsverben der Modalität (1879), Toblers, Ebelings, Schultz-Goras, Barths u. a. gelegentliche Ausführungen gründlich zu Rate gezogen hat. Nur die neueste hierhergehörige Untersuchung von H. Zwanenburg: *Posse et son évolution en vieux-français*, Dissertation, Groningen 1928 (vgl. die Anzeige von Gougenheim, Romania Nr. 214, Avril 1928), die vielleicht erst nach K.s Arbeit erschienen ist und auch dem Ref. noch nicht zu Gesicht gekommen ist, hat er noch nicht berücksichtigt.

K. teilt seinen Stoff in fünf Abschnitte: 1. *pooir* 'können, vermögen', a) modales Hilfsverb mit Infinitiv, b) *pooir* absolut gebraucht ('vermögen, Macht haben'), c) *pooir* transitiv verwendet; 2. *pooir* 'in der Lage sein'; 3. *pooir* 'möglich sein'; 4. *pooir* 'Grund, Anlaß haben'; 5. *pooir* umschreibend. Sowohl über die Abgrenzung der einzelnen Verwendungsgebiete wie über die Unterbringung der Belege in ihnen kann man wiederholt anderer Meinung als K. sein. Was die Abgrenzung betrifft, so ist z. B. schwer ersichtlich, warum Belege für 1 (*pooir* 'können, vermögen') von solchen für 2 (*pooir* 'in der Lage sein') getrennt zu behandeln sein sollen, da 'in der Lage sein' doch in der Regel einem 'können, vermögen' gleichwertig, beides geradezu synonyme Begriffe sind. Die deutsche Übersetzung von *pooir* ist offenbar nur dann ein geeignetes Abgrenzungsprinzip, wenn sie, wie bei 'Grund haben, Anlaß haben' völlig eindeutig ist. Als ersten Beleg für *pooir* 'in der Lage sein' führt K. Erec 1770 an, indem er, wie immer bemüht, über die Situation keinen Zweifel zu lassen, vorausschickt: 'Der König sollte als Lohn für das Erlegen des weißen Hirschen die Schönste des Hofes küssen dürfen.' Bisher war das unmöglich gewesen, da die Schönste noch nicht gefunden war. Jetzt aber ist sie gefunden, und nun sagt die Königin zu ihrem Gemahl: *Or poez vos le baisier prendre De la plus bele de la court.* Man erwartet natürlich, K. werde übersetzen: 'Jetzt dürft Ihr küssen.' Keineswegs, denn er erklärt: 'Diese Worte übersetzen wir gewiß (!): "nun könnt Ihr den Kuß nehmen", doch will hier *pooir* nicht besagen, daß der König die inneren Kräfte zum Küssen hat (!), *pooir* ist hier vielmehr verwendet, um darauf hinzuweisen, daß dem Küssen kein Hindernis entgegensteht.' Diese Stelle ist charakteristisch für die Hyperakribie, die K. bei der Interpretation aufwendet, infolge deren dann leicht das Nächstliegende übersehen wird.

S. 4 bemerkt K. zutreffend, daß nach dem modalen Hilfsverb *pooir* ein Infinitiv nicht zum Ausdruck zu kommen braucht, wenn dieser Infinitiv oder eine andere Form des betreffenden Verbs vorhergeht: *par terre irai quant je ne puis par mer (sc. aler).* Es kann aber auch der Fall eintreten, daß das zu ergänzende Verb erst folgt. So verstehe ich mit Suchier Auc. Nic. 14, 5, wo Aucassin zu Nicolete sagt, die sich ohne ihn auf den Weg machen will: *li premiers qui vos verroit ne qui vos porroit, il vos prenderoit lués et vos meteroit a son lit si vos asoignenteroit.* Denn wenn K. S. 20 sich betreffs dieser Stelle der Meinung von Weber (Deutsche Lit.-Ztg. 1881, 1546) und Barth (Gauchat-Festschr. S. 251, Anm. 2) anschließt und in *porroit* ein transitives *pooir* 'überwältigen' erkennt, so ist diese Auffassung durch den Zusammenhang völlig ausgeschlossen. Barth übersetzt: 'Der erste, der dich sähe und überwältigen könnte.' Wenn aber *pooir* hier — wie Weber und Barth meinen — den obszönen Sinn des lat. posse bei Horaz (Epod. 12, 15: Inachiam ter nocte potes) haben soll, so wäre zu übersetzen: 'Der erste, der dich sähe und dich überwältigte', nicht aber: überwältigen könnte! Und diese Übersetzung ist durch das folgende *il vos prenderoit lués* ... natürlich ausgeschlossen, ganz abgesehen davon, daß — wie Barth mit Recht selbst bemerkt — dieser derb-erotische Sinn von *porroit* zum Stil der Dichtung nicht paßt. Es bleibt dabei, daß Suchier im Recht ist, wenn er in der Anm.

Digitized by Google

zu dieser Stelle erklärt, daß hinter *porroit* die den im Hauptsatz folgenden Verben entsprechenden Infinitive *(prendre, metre, asoignenter)* zu ergänzen sind.

Weggelassen ist nach *pooir* auch der sich aus dem Zusammenhang ergebende Infinitiv in Fällen, wo *pooir* mit dem Komparativ von *grant* (*greignor*) verbunden erscheint: *Ses janz font si grant duel que greignor ne pueent.* K.fügt S. 4 den beiden von Tobler, V. B. I[3] 113 aus anderem Anlaß gegebenen Beispielen weitere hinzu, tritt aber den Fragen, die sich hier aufdrängen, nicht näher. Daß man sagt, *il font si grant duel que greignor ne pueent (sc. faire)* ist nicht schwer zu begreifen; anders aber bei positivem *pooir: font tel feste come il onques porent greignor.* Diese höchst merkwürdige Ausdrucksweise, von der K. vier Beispiele gibt, erklärt Tobler, V. B. I[2] 176 (= I[3] 181) — worauf hinzuweisen war — so, daß er die Funktion des Komparativs als gleicher Art mit der in *vint plus tost qu'il pot* ansieht, also versteht 'sie äußerten solche Freude, wie sie die Größe der Freude steigernd irgend konnten'. Vielleicht darf man auch an Kontamination der beiden gleichwertigen Wendungen *font tel feste qu'il ne porent greignor* und *font tel feste come il onques porent* denken. Übrigens ist diese seltsam anmutende Verwendung von *greignor* nicht auf die Verbindung mit *pooir* beschränkt: Tobler zitiert *faisoient itel joie con greignor sorent* (Ch. II esp. 2471), wie anderseits *greignor* nicht der einzige Komparativ ist, der in dieser Weise mit *faire* verbunden erscheint: *Bieles gens, bien est tans mais hui De descendre, veés l'ostel Tout prest avecques vous itel Con faire le porrai meillour.* (Ch. II esp. 8597). Es ist zu beachten, daß sämtliche Beispiele für die seltsame Ausdrucksweise aus dem Ch. II esp. stammen; zu erwähnen ist auch, daß die Aussetzung des Infinitivs im '*graignor*-Fall' (wie K. sich ausdrückt) nicht etwa ausgeschlossen ist: *Et pour vous sui en tel errour Que nus ne puet estre en graignour* (Bartsch-Wiese 41a, 41), und Burguy zitiert I 193 aus den Chroniques anglo-normandes I 170: *Li fist tel joie et tel honor Cum il li pout faire graignor.*

Im Archiv 91, 107 stellte Tobler in seiner Besprechung von Foersters Ausgabe von Ille et Galeron für *pooir* den Sinn von 'Grund haben, Anlaß haben' fest und gab dafür 9 Belege, denen K. auf S. 32—36 eine große Anzahl weiterer hinzufügt. Wenn K. S. 31 in dieser Feststellung Toblers und seiner Bemerkung V. B. IV 7. daß *pooir* in fast gleichem Sinn wie *devoir* von nicht bloß möglichem, sondern tatsächlichem Tun verwendet werde, einen Widerspruch findet, so beruht das m. E. auf einem aus der gedrängten Kürze von Toblers Bemerkung V. B. IV 7 erklärlichen Mißverständnis. Tobler handelt hier zunächst von *devoir*, das im Altfranz. in Verbindung mit einem Infinitiv nicht nur ein Tunsollen, also etwas der Zukunft Angehörendes, bezeichnet, sondern gelegentlich auch ein schon gegenwärtig stattfindendes Tun, und zwar in dem Sinne meint, daß dieses Tun 'mit Fug, mit gutem Recht' geschehe. Gleiches gilt für *pooir*, das doch zunächst nur ein Tunkönnen, nur die Möglichkeit eines Tuns, also ebenfalls etwas der Zukunft Angehörendes, etwas, was noch nicht sicher, nicht tatsächlich, nicht wirklich ist, bezeichnen kann. Auch *pooir* mit Infinitiv hat, wie *devoir*, gelegentlich die Kraft, ein Tun zu kennzeichnen, das nicht bloß möglich ist, der Zukunft angehört, sondern schon in der Gegenwart tatsächlich stattfindet, nämlich dann stattfindet, wenn es, wie in den Archiv 91, 107 belegten Fällen, mit dem Sinn von 'Grund haben, Anlaß haben etwas zu tun' gebraucht erscheint. Von einem Widerspruch ist somit ebenso wenig wie von einem Erinnerungsfehler Toblers zu reden, der auch keinesfalls V. B. IV 7, wie K. S. 30 meint, hat behaupten wollen, daß *pooir* in den Arch. 91, 107 gegebenen Belegen zur Umschreibung eines tatsächlichen Tuns dient. Daß *pooir* mit Infinitiv tatsächlich zu bloßer Umschreibung des Verbum finitum verwendet wird (Abschnitt 5), ist darum nicht weniger wahr, und Schultz-Gora ist vollkommen im Recht, wenn er in der Anm. zu I 139 seiner

Digitized by Google

zwei altfranzösischen Dichtungen in den dort angeführten Stellen dem *pooir* eine besondere Bedeutung nicht zusprechen mag. Immerhin bleibt bemerkenswert, daß die Umschreibung hier *(Diex! or i puet trop demorer Mes amis a moi reveoir)* wie in den meisten anderen von K. S. 39 ff. gegebenen Belegen gerade bei Verben eintritt, die ein Zögern, Warten *(demorer, atargier, arester, atandre)* oder das Gegenteil, ein Eilen, Hasten, Drängen *(haster, coitier)* bedeuten, bei Verben also, die weniger ein tatsächliches Tun zum Ausdruck bringen, als die Modalität eines solchen, so daß der Sprechende Bedenken tragen mochte, sich einer Verbalform zu bedienen, die sonst für tatsächliches Tun gilt. Für das von Schultz-Gora aus Rom. Past. (III 52, V. 60) beigebrachte Beispiel: *faire i poés lonc sejor*, zu welchem K. bemerkt, man erwarte statt *lonc* ein *trop lonc*, sei darauf hingewiesen, daß *lonc* im Altfranzösischen auch 'zu lang' bedeuten konnte, wie *mult* 'zu viel', *tart* 'zu spät', *petit* 'zu klein' usw. Vgl. Georg Cohn, Archiv 106, 434.

S. 10, Anm. 17 fragt K., ob etwa in *Et ou poroit il tante lerme Comme plourer li couvenoit?* durch *tante lerme* eine pluralische Vorstellung hervorgerufen wurde. Die Antwort findet er in den V. B. II² 49. — S. 25 vermißt man im Abschnitt 3 (*pooir* 'möglich sein') den Hinweis auf Ebelings Artikel *Peut-être* im Archiv 129, 206—214 und meine Entgegnung hierauf Archiv 130, 385—388. A. a. O. und Zeitschr. f. rom. Phil. XXIV 158 habe ich auch auf das seltsame *puet cel estre* und die in den Predigten des h. Bernard begegnende erstarrte Form *puecestre*, die lat. *fortasse* wiedergibt, hingewiesen. Auch von *pooir* in konzessivem Sinne *(avoir beau faire qc.)*, auf das Tobler in seiner Anmerkung zu Julian 2192 hinweist, ist nicht die Rede. — S. 17 f. spricht K. von dem 'häufigen *au plus tost que puet*' (unter Hinweis auf V. B. I² 175 — nicht 751); ebenso wie bei diesem verhalte es sich bei *a l'ainz qu'il puet*. Aus Toblers Belegen a. a. O. hätte K. ersehen können, daß es sich nicht nur um diese beiden Wendungen, sondern ganz allgemein um die Verbindung von zu Substantiven erhobenen Komparativen *(plus, plus tost, plus haut, mains, pis* usw.) handelt. In der Verschiedenheit der Auffassung, die Ebeling zu Auberee 411 gegen Tobler betreffs *plus tost que puet* äußert, nimmt K. S. 18 für Tobler Partei, ohne aber auf Ebelings doch recht bemerkenswerte Gegengründe einzugehen. — S. 29 wäre unter *pooir* 'Grund, Anlaß haben' nachzutragen, daß auch der Infinitiv *pooir* in substantivischer Verwendung im Sinne 'Grund, Anlaß' begegnet: *E Dius! Avrai je ja pooir Que ja de s'amor fuisse lie?* (Veng. Rag. 1720 und Friedwagners Anm.), wie denn überhaupt jeder Hinweis auf die so häufige substantivische Verwendung von *pooir* fehlt. Interessant und ertragreich wäre wohl auch eine Prüfung des Verhaltens altfranzösischer Übersetzungen (Dialoge Gregoire, Predigten des h. Bernard) bei ihrer Verwendung von *pooir* gegenüber dem lateinischen Original gewesen.

Man muß zugeben, daß die Aufgabe des Vf.s keine leichte war und daß er mit Fleiß und Scharfsinn bemüht gewesen ist, der nicht geringen Schwierigkeiten Herr zu werden. Sie war um so weniger leicht, als grundsätzlich anzuerkennen ist, daß eine restlose Klarstellung der Bedeutungen der modalen Hilfsverba der alten Sprache kaum möglich ist. Friedwagner sagt mit vollem Recht in der Anm. zu Veng. Rag. 4264, daß bei so feinen Bedeutungsunterschieden eine richtige Entscheidung nicht leicht zu treffen ist.

Marburg. Alfred Schulze.

Leo Hoffrichter, Die ältesten französischen Bearbeitungen der Melusinensage. (Romanische Arbeiten, hg. von Karl Voretzsch, Heft XII.) Halle, Max Niemeyer, 1928. 128 S.

Verf. beschäftigt sich mit dem Prosaroman des Jehan d'Arras und der Versbearbeitung Couldrettes, in denen die beiden ältesten literarischen

Digitized by Google

Fassungen der bekannten Melusinensage vorliegen. Er sichtet nicht nur die Ergebnisse weitzerstreuter Einzelstudien, sondern rundet seine Betrachtung zu einer abschließenden Würdigung der beiden altfranzösischen Dichtungen, indem er mit den bewährten Mitteln der Textvergleichung und der Quellenuntersuchung eine erste Gestaltung des Stoffes erschließt, die, um 1375 verfaßt, schnell den beiden erwähnten Bearbeitungen hat weichen müssen. Während Couldrette seiner Vorlage ziemlich getreu gefolgt ist, fügt Jehan d'Arras Erweiterungen ein, die teils aus schriftlichen, teils aus mündlichen Quellen (Volksmund) geflossen sind und die dem Ganzen einen lehrhaften Zug geben und seine Dichtung zur Chronik herabdrücken. In einem besonderen Kapitel, 'Die Herkunft des Stoffes und sein mythischer Gehalt' betitelt, faßt der Verf. die verschiedenen Ansichten der Forscher über die Herkunft des Melusinenstoffes zusammen und kommt darin zu dem Ergebnis, daß 'zu einer Zeit, die sich der literarischen Forschung entzieht, das Melusinenmärchen auch in Gallien entstanden sein mag. Mit der den Märchen innewohnenden, ihnen eigenen Lebenskraft lebte es fort, bis es in Poitou durch die Anknüpfung an die Familie der Lusignan zur Melusinensage wurde' (S. 64). Ein Anhang von über 40 Seiten nimmt Stellung zu einigen textkritischen Fragen und gibt Mitteilungen aus zwei Handschriften der Melusine von Couldrette. In dankenswerter Weise wird dadurch die Erstausgabe der 'Mellusine' von Francisque Michel (1854), die allerlei Mängel und Lücken aufweist, ergänzt. Neben einem Überblick über das gesamte Handschriftenmaterial und der Beschreibung der uns erhaltenen Hss. (12 Stück) enthält der 'Anhang' den Text der wichtigsten, für das Verständnis der Dichtung nötigen und in der Erstausgabe fehlenden Stellen nach der Pariser Hs. Bibl. nat. f. fr. Nr. 24 383 (Hs. C) mit den Varianten von Nr. 20 041 (Hs. F) sowie die Zusammenstellung der von dem Wortlaut der Textausgabe abweichenden Lesarten dieser beiden Hss. Dadurch hat der Verf. in ganz beträchtlichem Maße einer kritischen Neuausgabe der 'Mellusine', die sich früher oder später notwendig macht, vorgearbeitet.

Ilmenau. Alfred Götze.

Max Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen. Zur französischen Negation. Velhagen & Klasing, 1929. 118 S.

Ein gutes Buch eines anerkannten Kenners der französischen Sprache. Diese Feststellung wird auch durch die folgenden Bemerkungen keineswegs eingeschränkt; diese mögen vielmehr nur erweisen, wie anregend das Büchlein ist.

In einer Vorbemerkung sagt Kuttner: 'Sie (die beiden Arbeiten) wollen neben der sachlichen Aufklärung zugleich die Möglichkeit und die Grenzen "kultureller" oder "idealistischer" Sprachbetrachtung zeigen.' Ich bedaure, daß der Verfasser nicht gleich für den Hauptaufsatz sagt, wie er das meint. Es ist aber klar, daß er mit seinen Ausführungen zeigen will, daß wir dem sprachlichen Ausdruck mit gesunder Denkkraft nachgehen, die geschichtliche Entwicklung mit gründlicher Forschung und den gegenwärtigen Bestand mit durchdringender Prüfung erkennen müssen, daß wir uns aber nicht zu rasch mit der Konstatierung 'künstlerischer Stil' oder 'Willkür' selbst beruhigen oder gar zu voreiligen kühnen Phantasien aufsteigen sollen. Das zeigt seine — heute etwas verspätete — Polemik gegen Lerch und dann der Satz S. 107: '... der analysierende Verstand, der nicht nur bei den Gebildeten, Schriftstellern und Dichtern, sondern ebenso bei den Ungebildeten, Naiven und Kindern ist, durchbricht die feinhörig erlauschten oder manchmal willkürlich formulierten Regeln der Grammatik ...'

Digitized by Google

In diesem Sinne haben seine Untersuchungen viel Ähnlichkeit mit dem, was ich über die Liaison darzulegen versuchte in der Besprechung des Buches von Langlard 'La liaison dans le Français' in der Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 1929, Heft 1—3. Der Grundgedanke, daß die Stellung im Französischen eine sinnvolle Gewichtsverteilung entsprechend dem 'nach rechts pendelnden' Rhythmus der französischen Sprache ist, muß anerkannt werden. Und die gepflegte Rede wird hier Feinheiten zeigen, die bis zur Spitzfindigkeit getrieben werden können. Die Ausdrücke 'psychologisches Subjekt' für den Ausgangspunkt der Aussage und 'psychologisches Prädikat' für die eigentliche Aussage (die 'Zielvorstellung', wie er sie auch nennt) sind von Kuttner selbst als unzulänglich anerkannt. Es ist unumgänglich nötig, den Sinn einer Aussage von Fall zu Fall drastisch (auch unter Vermeidung so unsicherer Ausdrücke wie 'Affekt' und 'affektisch'!) zu prüfen unter Hinzudenken des gegenteiligen Sinnes. So sind selbst von den Kuttnerschen Beispielen einige nicht zu scharfer Unterscheidung gelangt.

S. 41: Ce sera 100 frs. que vous glisserez dans le tronc des recettes — das bedeutet etwa 'dieser Moment bedeutet für Sie immer die Einlage von ...', und nicht 'eine affektische' Hervorhebung der 100 frs.

S. 64—65: Zu den Beispielen des 'honnête' bleibt Kuttner die Klärung schuldig. 'Honnête' in Demi Monde IV, 2 ist deutlich unterscheidend — im Gegensatz zu seiner Funktion im geschlossenen Begriff (honnête femme) in den vorhergehenden Beispielen. Und in dem Beispiel aus Géraldy vermute ich eine feine Steigerung in der Intensität des Wortes 'honnête'.

Unscharf scheint mir die Scheidung von 'L'Esperanto est un nouvel idiome' und 'L'Esp. est un idiome nouveau'. Im ersten Falle betont man, daß man Esp. für eine Sprache hält; im zweiten betont man die Neubildung, während der Charakter als idiome schon anerkannt ist.

S. 70: Wir dürfen uns nicht damit begnügen, den Chiasmus als 'Stilmittel' zu bezeichnen. In allen Beispielen (z. B. 'c'est un excellent prêtre mais un chasseur passionné'; oder 'par son ancienne douleur ou ses soucis présents') liegt eine zwingende Stellung nach dem Sinn vor. Man will doch nicht etwa (bei anderer Stellung!) sagen, daß er als Priester ausgezeichnet, als Jäger aber leidenschaftlich sei! — Auch ist 'Richelieu et Mazarin, cardinaux de la Sainte Eglise, cherchèrent leur principal appui contre la catholique maison d'Espagne dans les Etats protestants d'Allemagne ...' doch keine 'formelhafte Verwendung', sondern das 'catholique' hat nach den 'cardinaux de la Sainte Eglise' keine unterscheidende Funktion mehr, während das 'protestants' zu beiden einen scharfen Kontrast bildet.

Die Stilrücksichten (wobei man nicht vergesse, daß auch die sich zusammensetzen aus gedanklichen und klanglichen Erwägungen!) treten dagegen recht deutlich dort zutage, wo der Chiasmus durch die Wortwahl erzeugt wird: ich lese bei C. Angé 'qui se faisait remarquer de tous par sa stature *élevée* et son incroyable vigueur'.

Irrig ist, was Kuttner S. 11 über die Anordnung des 'sorgsamen Verskünstlers' sagt; ich hoffe das in der Studie 'Der Rhythmus des Alexandriners bei Corneille und bei Racine', Zs. 1929, Heft 7/8, zu erweisen. Er verkennt, daß die invertierende Vorausnahme in der vorliegenden Form die Verben beinahe selbstverständlich macht und dadurch schwächt.

Der zweite Aufsatz 'Zur französischen Negation' hat der Öffentlichkeit schon 1922 vorgelegen, so daß wir uns hier damit begnügen können, ihn auch in dieser 'etwas geänderten und erweiterten' Form als eine wertvolle Arbeit zu begrüßen.

Jena. Jul. Schmidt.

Digitized by Google

C. S. Gutkind, Molière und das komische Drama. Halle, Max Niemeyer. 183 S. Geh. 9 M., geb. 10,50 M. — Ramon Fernandez, La Vie de Molière. Paris, Nouv. Rev. frç., 1929. 239 S. 12 frs.

Die zahlreichen Schriften über Molière in unseren Tagen verfolgen vorwiegend zwei Ziele: Untersuchungen über das Wesen des Komischen und Studium der Persönlichkeit des Dichters Molière. Gutkinds Studie dient dem ersteren der beiden Ziele. 'Die vorangegangenen Kapitel haben sich bemüht, durch Analyse einiger besonders zentraler komischer Elemente im Werk Molières das Wesen und die Eigenart Molièrescher Komik zu deuten. Sie haben es unternommen, durch Nachzeichnung des schöpferischen Prozesses bestimmte komische Eigentümlichkeiten zu verdolmetschen' (S. 164). Unglücklicherweise legt sich der Verfasser in den Vorbemerkungen auf einige 'Grundbegriffe' fest — possenhafte, burleske, farcenhafte, groteske Komik —, die, ebenso wie die Begriffe 'Spott' und 'Ironie' des folgenden Abschnittes, zu wenig scharf gefaßt sind, und die auch im Laufe des Buches nicht die versprochene Erhärtung (S. 4) erhalten. Durch diese Vokabeln wird die Deutung des Wesens Molièrescher Komik nur erschwert. Das ist besonders bedauerlich für das letzte Kapitel, in dem gute Ansätze zu finden sind. Hier zeigt sich, daß Gutkind z. B. nicht den großen Schritt erkannt hat, den Molière von der Ecole des Maris zur Ecole des Femmes macht. Dort tappt Sganarelle elementar und blind darauflos, da er sich seiner Komik keinen Augenblick bewußt ist; zum Schluß hat er aber noch die Möglichkeit, uns, das heißt dem Zuschauer (dessen wichtige Rolle in der Wirkung des Komischen als dessen, der die Wahrheit hält, gegenüber der déraison der komischen Figur, auch zu wenig herausgearbeitet ist) wieder nahezukommen, indem er auf seine Torheit 'verzichtet': J'y renonce à jamais à ce sexe trompeur'. Arnolphe aber weiß von Anfang an, welche Gefahr ihm droht; aber er kann sich mit aller Willensanspannung nicht aus seiner komisch-verhängnisvollen Situation befreien, und mit einem verzweifelten und wütenden 'Ouf' sehen wir diesen ersten völlig hypnotisierten komischen 'Helden' Molières vor der Enthüllung ausweichen. Gutkind findet dagegen den großen Erfolg des Stückes erstaunlich und unerwartet (S. 174).

Die sehr eingehenden Analysen Gutkinds sind mir zu wenig vom künstlerischen Schaffen aus gesehen. G. sieht Molière zu sehr als dramatischen Techniker. Die Auffassung des 'plaire' in dem berühmten 'Je voudrais bien savoir si la grande règle de toutes les règles n'est pas de plaire' als 'Lachenmachen' (S. 96) halte ich in dieser Form für durchaus bedenklich. Für Molière (dessen Festlegung als 'empirischer Epikuräer' mir auch sehr wenig zusagt) bedeutet es vielmehr 'Zustimmung finden', wenngleich die Zustimmung zur Komödie sich prinzipiell durch das Lachen vollzieht. Aber wie das gemeint ist, ergibt sich aus dem Ausspruch gegenüber Chapelle: 'Vous l'avez vu vous-même: quand j'ai hasardé quelque chose d'un peu passable, avec quelle peine il m'en (du public!) a fallu arracher le succès!' Für ihn hat eben die Komödie nicht nur einen ästhetisch-artistischen Endzweck (S. 96), sondern sie ist die künstlerische Entlastung einer bewegten Seele, des 'humeur rêveuse' dieses 'bouffon trop sérieux'. Und damit bekommt sie auch moralische Zwecke, freilich im Sinne eines Künstlers!

Wie anders, wie viel klarer und überzeugender lebt der große Komiker vor uns auf, wenn wir uns führen lassen von Ramon Fernandez, dessen Vie de Molière die Monographienreihe der N. R. F. fortsetzt! Der Avantpropos sagt: J'ai tenté dans les pages qui suivent, une biographie un peu différente de celles qui ont cours. Le sujet m'y invitait d'ailleurs. La vie de Molière c'est la vie de son œuvre, c'est une phase essentielle du génie comique et du théâtre français. Les documents proprement biographiques

Digitized by Google

sont très rares, et plusieure sont contestés. Mais les comédies de Molière nous peuvent éclairer sur ce qu'il y a de plus important chez un homme de son envergure: ses réactions devant la vie, le drame et le sens de sa destinée.' Die Aufgabe ist vorzüglich gelöst. Die lange Reihe der Werke erscheint mit zwingender Deutlichkeit als die von Bildern der Molièreschen Seelenentwicklung. Mit feinem künstlerischen Verständnis erkennt Fernandez, wie Molière im Reich der Künste sich oft die mächtigen Impulse (Laune, Herrschsucht, Ungeduld, Eifersucht) seines starken Temperaments austoben läßt, die er in der Wirklichkeit niederhalten muß. Gerade die Ecole des Femmes und der Dom Garcie erhalten hierbei eine höchst interessante Beleuchtung, ganz im Gegensatz zu Gutkind (cf. dort S. 168). Wir nehmen im Werk Molières teil an seinem Kampf mit seiner Zeit und seinem besonderen Schicksal; wir fühlen die schmerzvolle Einsamkeit dessen, dem die Muse gab, nur im Lachen wenigstens zu sagen, wie er litt, und sein Herz zu befreien. Wirklich ein sehr gutes Buch, das auch in Deutschland viele Freunde finden wird.

Jena. Jul. Schmidt.

Eise Carel van Bellen, Les Origines du Mélodrame. Academisch Proefschrift. Utrecht, Kemink & Zoon, 1927. 215 S.

Hand in Hand mit dem gesteigerten Interesse an der Vorgeschichte der Romantik geht die seit längerem eifrig betriebene Erforschung des Melodrams. An die Studien von Ginisty, Pitou, Heel, Hartog, Estève, an zahlreiche mehr beiläufige Äußerungen wie die von Rigal (RHLF. 1915) reiht sich diese Amsterdamer Dissertation, die die besonders umstrittene Ursprungsfrage erhellen will. Sie betont in der Einleitung als Leitgedanken, daß das Melodram nicht als literarische Gattung betrachtet, nicht in die Entwicklung der Kunstdichtung (als Verfallserscheinung, Entartung von Tragödie und Drama, oder als Ausgangspunkt, Keimzelle des romantischen Dramas) eingeordnet werden dürfe, sondern ganz in die Volksliteratur gehöre. So sollen denn die das Wesen des Melodrams konstituierenden Merkmale in der Volksliteratur, vor allem im volkstümlichen Drama, verfolgt werden. Vf. beginnt mit einem Blick auf das Mittelalter und skizziert dann in einem I. Teil die Geschichte des 'théâtre populaire' vom 17. Jhdt. bis ungefähr zu dem berühmten Dekret der Assemblée Nationale von 1791, das in der Tat ein wichtiges Datum bedeutet, da es die privilegierte Stellung und das Repertoire-Monopol der wenigen großen Bühnen beseitigte, vorübergehend völlige Freiheit gewährte, zugleich mit der Gründung von Dutzenden von neuen Bühnen die dramatische Produktion zu phantastischer Höhe hinaufschnellen ließ und die in der Richtung der allgemeinen Revolutionsziele liegende Möglichkeit schuf, im Theater mehr als bis dahin die Bedürfnisse auch der ungebildeten Schichten zu befriedigen. Aber was van B. hier als 'théâtre populaire' bezeichnet, ist in Wirklichkeit nur zu einem geringen Teil volkstümlich, für das Volk bestimmt und von seinem Geschmack entscheidend beeinflußt. Und noch stärker weicht von dem geplanten Weg der II. Teil ab, worin die hauptsächlichsten Motive des Melodrams auf ihre Vorgeschichte hin untersucht werden. Sicherlich ist die Grenze schwer zu ziehen. Aber wenn man die Romane eines Ducray-Duminil der Volksliteratur zurechnen kann, so doch zweifellos nicht die Romane von Walpole, Lewis, der Radcliffe oder Schillers Räuber und die deutschen Schicksalsdramen. Diese Kapitel hätten van B. gegen die eigene These skeptisch stimmen müssen. Denn sie scheinen mir den schlagendsten Beweis dafür zu erbringen, daß das Melodram von 'gesunkenem' Gut der Kunstliteratur zehrt.

Digitized by Google

Der Widerspruch, der so entsteht, gibt dem Buch im ganzen etwas Unscharfes und Inkonsequentes. Es leidet auch darunter, daß bei diesen weiten Streifzügen, für die natürlich viel aus zweiter Hand geschöpft ist, manches zu Exkursen über den Rahmen hinaus anwächst, z. B. die Genealogie der Gestalt des edlen Räubers. Aber wenn man das konstatiert sowie das Vorhandensein von kleinen Fehlgriffen, deren Aufzählung schikanös wäre (wie S. 30 die unvorsichtig formulierte Bemerkung über das Vordringen der spanischen Sprache), so muß man hinzufügen, daß die Arbeit als fleißige, tüchtige, verständige Leistung trotzdem ihren Wert hat. Sie ergänzt die früheren Darstellungen, namentlich indem sie das Melodram den Stoffen, Figuren und Effekten nach in seine einzelnen Elemente zerlegt und aufzeigt, woher sie stammen und wo sie schon vor den 90er Jahren und vor Pixérécourt aufgetreten sind. Da sie überall auf die Zusammenhänge mit den Modeströmungen eingeht, z. B. auf die verschiedenen Spuren des 'genre troubadour', führt sie in interessantem und durch die Perspektive häufig neu wirkendem Überblick einen Ausschnitt aus der Literatur der Revolutionszeit vor, in welchem die in die Romantik mündende Umwälzung an mehr als einem Punkt kräftig gefördert wurde.

Freiburg i. Br. H. Heiss.

G. Gabor, Die Misanthropie Chamforts. Diss. Berlin. Berlin, Carl Curtius, 1928. 93 S.

Im Hinblick auf die Ratlosigkeit, mit der, im Grunde genommen, die Franzosen einer solchen Erscheinung unter ihnen, wie sie Chamfort war, gegenüberstehen, und in Anbetracht ihrer wiederholten Versuche, seinen Pessimismus aus mehr oder weniger äußeren Umständen zu erklären, ist die vorliegende Schrift besonders willkommen. Sie geht von richtigen Gesichtspunkten aus und kommt daher auch zu guten Ergebnissen. Eine gewisse Vorarbeit hatte Paul Hartig geleistet, der in seinem Aufsatze 'Chamfort und Schopenhauer' (Zs. f. franz. u. engl. Unterricht, 1925) erkannte, daß Chamforts 'Geisteshaltung sich aus seiner sozialen Stellung und dem Konflikt seiner Persönlichkeit mit dieser sozialen Stellung' erklärt. Aber er irrt, wie Gabor zeigt, wenn er seine Misanthropie aus einer gescheiterten Machtpolitik hervorgegangen ansieht. Von letzterer kann um so weniger die Rede sein, als bei den sozialen vorrevolutionären Verhältnissen in Frankreich es für einen 'homme de lettres' überhaupt ausgeschlossen war, eine Machtstellung zu gewinnen. Dazu kommt der sehr wichtige und lange Brief vom August 1765, der bisher unberücksichtigt geblieben ist und den G. mit Nachdruck heranzieht. Er beweist schlagend, daß bei dem damals 24 Jahre alten Chamfort der Pessimismus schon vollkommen ausgebildet und fest formuliert vorlag und nicht etwa erst in späterer Zeit erwachsen ist. Daraus ist man berechtigt zu schließen, daß er aus seiner Gemütsanlage entsprang, die ihn den Widerstreit zwischen der Niedrigkeit seiner Geburt und seinen Talenten einerseits, und der äußerlichen, auf nichts als Geburt fußenden 'supériorité' der Großen ungemein stark und schmerzlich empfinden ließ. Diese Gemütsanlage hat er nachher theoretisch zu begründen gesucht, und wenn er sagt: 'Quiconque à quarante ans n'est pas misanthrope n'a jamais aimé les hommes', so bemerkt G. dazu mit Recht, es sei damit noch keineswegs gesagt, daß ein jeder, der mit 40 Jahren die Menschen haßt, jemals 'philanthrope' gewesen sein muß. — Wie wenig übrigens Chamfort Philosoph war, erhellt u. a. aus dem Umschwung seiner Anschauung von Menschen und Dingen gegenüber den ersten Phasen der Revolution.

Ich habe mit obigem nur die Grundlinien der Gaborschen Schrift dargelegt, ohne auf die Ausführungen im einzelnen hier eingehen zu können.

Digitized by Google

Aber auch diese halten durchaus Stich. Erwähnt sei noch, daß es nicht an manchen treffenden Nebenbemerkungen fehlt, welche eine gute Kenntnis des Verfassers von französischer Wesens- und Denkart bekunden, so z. B. wenn S. 33 gesagt wird, daß 'für den Franzosen die pessimistische Welteinstellung nicht etwas Selbstverständliches ist, nicht die eine zweier ebenbürtiger gleichberechtigter Möglichkeiten, die sich der Mensch je nach Temperament und Veranlagung zu eigen macht', sondern erst eine besondere Rechtfertigung nötig hat.

Jena. O. Schultz-Gora.

Theodor Heinermann, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio. (Studien über Amerika und Spanien, hg. von K. Sapper, A. Franz u. A. Hämel, Philol.-liter. Reihe, Nr. 2.) Halle, M. Niemeyer, 1927. VIII, 76 S.

Der sonderbare Anti-Roland, der sich auf der spanischen Halbinsel zur Zeit, da die franz. Chansons de geste überall und so auch in Spanien Nachahmung weckten, in der Gestalt eines Bernardo del Carpio entwickelt hat, diese von der dichterischen Phantasie erfundene Persönlichkeit, in epischer Form besungen und wieder vergessen, heute (außer in Romanzen) nur noch mittelbar, durch lat. Chroniken und die Primera Crónica faßbar, wird von H. in den sich an sie knüpfenden Einzelfragen scharf beleuchtet und gewinnt, trotzdem ein Milá, ein G. Paris, ein Baist, ein Menéndez Pidal sich schon mit all ihrer Sachkenntnis und ihrem Scharfsinn an diesem Problem versuchten, ein teilweise verändertes Aussehen. H.s Verfahren beruht auf dem festen Grunde strenger Textkritik. So stellt er seinen Untersuchungen als Fundament die parallel nebeneinandergedruckten Berichte des Lucas von Tuy und Rodrigo von Toledo sowie den der Primera Crónica voran (S. 1—27). Nach einem Überschauen der bisherigen Forschung entwickelt H. sodann die eigene Auffassung über die Bernardo-Fragen. Dabei ist für ihn (wie für die moderne span. Epenforschung auch sonst) die Grundidee vom Inhalt des verlorenen Gedichts als einem Familiendrama bestimmend. Die scharfsinnigen Feststellungen, die der Vf. macht, faßt er S. 76 knapp zusammen, und er veranschaulicht in einem Stammbaum die 'Genealogie der Bernardo-Sage bis zur Primera Crónica'. Einen historischen Ausgangspunkt, ein 'Familiendrama', vielleicht schon eines Bernardo und bereits mit Bezug auf El Carpio, setzt H. an, aber er verzichtet auf eine Identifikation. Aus dieser geschichtlichen Keimzelle ergibt sich ihm das dichterische (oder 'Sagen'-)Motiv vom Bastardsohn und der Familientragödie. Die Dichtung von Berta und Milon (nach H. schon vor dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts in Spanien bekannt) und andere franz. Dichtung gewinnt auf das span. 'Familiendrama' Wirkung. So entwickelt sich als Vorstufe zu den erhaltenen lateinischen Texten eine 'karolingische' Bernardo-Fassung, dann eine 'hispanisierte' — natürlich unter Angliederung weiterer Elemente verschiedener Herkunft. Erst in letzter Linie kommen einige Züge aus der Geschichte eines Bernhard von Ribagorza hinzu, d. h. H. polemisiert gegen die Auffassung, die im 17. Jahrhundert Pellicer und im vergangenen Jahrhundert Milá vertreten hatten, daß Graf Bernardo v. R. für die Entstehung der ganzen Sage entscheidend gewesen sei.

Nicht auf der Heranziehung neuen Materials beruht der Wert der kleinen Untersuchung, sondern auf der scharfsinnigen Kritik, die in beachtlicher Weise vielbehandelte Probleme neu prüft und zum Teil in veränderte Beziehungen zueinander setzt. Bezüglich Heranziehung neuen Materials wären sogar einige Bemühungen mehr zu erwarten gewesen, um weiterzukommen; es wäre die Stoßkraft dazu zu wünschen gewesen, Hss.

Digitized by Google

zu konsultieren, ältere und neuere Bibliothekskataloge zu durchstöbern usw. Aus dem Libro de las bienandanzas y fortunas Weiteres über Bernardos Leben herauszuholen (S. 28), die Bernardo-Romane (S. 29) in neueren Nachschlagewerken doch noch zu finden, an ungedruckte Hss. des Chronicon Mundi heranzugelangen (S. 32—33) oder die Frage der Abkürzungen bzw. Nichtabkürzungen im Ms. des Poema de F. González auf Grund eigener Feststellung zu entscheiden (S. 61), hätte versucht werden müssen. Man hat nicht den Eindruck, als sei es geschehen und als seien die Bemühungen nur in negativem Sinne — d. h. fruchtlos — ausgefallen.

Danzig-Langfuhr. Werner Mulertt.

Ulrich Leo, Fogazzaros Stil und der symbolistische Lebensroman. Studien zur Kunstform des Romans. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. Hg. von Wilhelm Meyer-Lübke. II. Reihe: Literaturgeschichte, 7.) Heidelberg, Winter, 1928.

Leo stellt sich die Aufgabe, aus der Interpretation eines Textes die ästhetischen Faktoren aufzudecken, die in ihm wirken (VII), und diese Aufgabe hat er in seinem inhaltreichen Buche voll erfüllt. Er geht dabei von dem gesunden Gedanken aus, daß der Kritiker — auch bei ablehnender Haltung — 'jedenfalls verpflichtet ist, dasjenige, worauf der Dichter die meiste Mühe verwendet hat, auch in die Mitte der kritischen Betrachtung zu stellen'. Und er dehnt diesen Grundsatz weiter auf die unbewußte Tätigkeit des Dichters aus, auf das, was ihm, ohne bestimmte Absicht, in den Mittelpunkt gerückt ist. Er hält das Neuartige in Fogazzaros Romanstil für etwas durchaus Naives und Unbeabsichtigtes (S. 186), im Gegensatz zu den französischen Symbolisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Für die Betrachtung des Romans stellt Leo zunächst allgemeine Richtlinien auf. Er unterscheidet drei Romantypen, die er definiert, um später, nach Durchleuchtung der Fogazzaroschen Romane, darzutun, in welche der genannten Typen sie einzureihen sind, und warum. Den Hauptplatz nimmt, wie der Titel andeutet, die Erläuterung des symbolistischen Romans ein. Leo bemüht sich, den Unterschied zwischen Fogazzaros Symbolismus und dem der Franzosen aufzudecken, dem er übrigens nicht gerecht wird, er beleuchtet die Unterschiede zwischen Fogazzaro, Strindberg und Dostojewski, zwischen Fogazzaro und D'Annunzio, untersucht die Gründe, warum Fogazzaro schon jetzt veraltet und nicht nach seinem Wert gewürdigt wird.

Wenn in seiner Arbeit 'der Symbolismus eines individuellen Dichters zu erforschen gesucht wird', erklärt Leo, 'so beschränkt sich die Betrachtung mit voller Absicht nur auf den (dem Dichter in diesem Falle selber unbewußten) individuellen symbolistischen Kunst*willen*; der Symbolismus wird also nur betrachtet, sofern er individuelle Stilerscheinung ist. Wirklich auch nur von seiner historischen Seite erfaßt wäre dieser symbolistische Stil aber erst, wenn auch und besonders das Kunst- und Kultur*müssen* hervorträte, das in jedem scheinbar noch so sehr in sich selbst ruhenden und abgegrenzten Symbolismus wirkt.' In dieser einsichtsvollen Beschränkung liegt nun gerade der Wert des Buches. Keine erzwungene Verallgemeinerung, keine gesuchten Stilprinzipien. Aus dem Studium des einen Dichters ergeben sich die Normen *seines* Stiles, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Man muß sagen, daß die Kunst des Interpretierens, der Stilzergliederung nicht weiter getrieben werden kann. Ja, unwillkürlich regt sich der Gedanke: Für wie viele solche kongeniale Leser schreibt der Dichter? Und wer schreibt uns demnächst das Buch über die Leistung des Lesers, über die Kunst des Einfühlens in den Dichter — nicht vom Standpunkt des Literarhistorikers, sondern des mitgenießenden, mit-

Digitized by Google

schaffenden Lesers? Das Hauptverdienst Leos liegt in den Stilanalysen. Ich verweise besonders auf die Untersuchung des Schweigegesprächs (79 ff.), der Heimatschilderung (S. 99 f.), die Auseinandersetzungen über tote Schilderei (S. 39, 54) und höhere Erzählungskunst (205 ff.), die Verwendung des Präsens (S. 43 ff.), die verschleiernde Erzählweise (S. 201 ff.), die immer wiederkehrenden Betrachtungen über die Belebung der Dinge und die Rolle der Natur, ganz besonders auf die Analyse der 'Schachpartie' (S. 147 ff.). Vom Titel des Kapitels angefangen, deckt Leo die stilistischen Zusammenhänge auf, wobei ihm natürlich die Übereinstimmung von Darstellung und Inhalt, die unauflösliche Einheit von Inhalt und Form als höchstes künstlerisches Gebot vorschwebt. Von diesem Gesichtspunkt aus stellt er, entgegen der allgemeinen Beurteilung, 'Leila' am höchsten. Man kann vielleicht diesen Widerstreit der Meinungen in dem Urteil vereinigen, daß die symbolistische Kunst Fogazzaros in Leila wohl auf voller Höhe ist, daß aber einen beträchtlichen Teil des Werkes Schilderungen und Erzählungen einnehmen, die, allzu lang ausgesponnen, den Genuß des Lesers etwas beeinträchtigen müssen.

Mitunter tut Leo vielleicht des Interpretierens zu viel. Er sieht z. B. einen Stilunterschied zwischen einem wegen eines Windstoßes durch Gebärden fortgeführten Gespräch (S. 113) und den Gebärden, die 'nicht als sie selber, sondern als Interpreten einer nur ihnen zugänglichen irrationalen Welt ... auftreten'. Wenn Liebende sich mehr durch Blick und Händedruck verständigen als durch Worte, liegt das im Wesen der Liebesgespräche, ganz besonders dieser bestimmten, vom Dichter von vornherein als schwerflüssig geschilderten Personen. Und wenn jemand, der infolge äußerer Umstände verhindert ist, sich verständlich zu machen, durch eine Handbewegung eine Entgegnung ablehnt, liegt prinzipiell beide Male dasselbe vor: Die Gebärde ist Interpret eines in Worten nicht Aussprechbaren oder nicht ausgesprochen sein Wollenden. Nicht nur der Dichter, der ins Verborgene sieht, verfolgt den Ursprung der Gebärde im Irrationalen. Der Teilnehmer des Gespräches tut es auch. Allerdings hat Fogazzaro das Irrationale mit der realistischen Kraft geschildert, die ihm zu Gebote steht und die sinnliche wie übersinnliche Gegenstände in Genrebildern erfaßt. Der für Fogazzaro so charakteristische Hang zur Kleinmalerei, die in seinen Werken einen großen Raum einnimmt und berechtigte Bewunderung erregt, ist bei Leo etwas zu kurz gekommen. Gerade die liebevolle Versenkung in den 'symbolistischen Stil', den er darstellen will, hat ihn, wie mir scheint, über diese Seite von Fogazzaros Kunst zu rasch hinweggleiten lassen. Doch sind die vollsaftigen, lebensfrischen Nebenfiguren z. B. gerade in Leila viel überzeugender als die etwas konstruierten Charaktere der Helden. Sie saugen Kraft und Würze aus der Mundart, die der Dichter kennt wie seine Landschaft. Leo bemerkt zwar (S. 96), 'die verschiedenartige stilistische Auswertung der Mundart ist ein Kapitel für sich', aber dieses Kapitel hat er nicht geschrieben.

Wien. Elise Richter.

Digitized by Google

Bibliographie.

Allgemeines.

Der Schlern. X, 3, März 1929 [E. Auckenthaler, Aus der Welt der Sterzinger Familiennamen im 16. Jh.] 4, April [R. Heuberger, Römerstraße und Brennersattel]. 5, Mai [B. Richter-Santifaller, Die Ortsnamen von Ladinien]. 6, Juni [A. Dörrer, Komödianten auf den Bozner Märkten von 1684—1764. — B. Richter-Santifaller, Die Ortsnamen von Ladinien]. 7, Juli [K. Th. Hoeniger, Zur Geschichte der Schwanburg. — B. Richter-Santifaller, Die Ortsnamen von Ladinien]. 8, August [M. V. Rubatscher, Die Grödner Chronik über den Neubau der St. Ulricher Pfarrkirche]. 9, Sept. [C. Steininger, Stammbuchblätter aus dem Bozner Batzenhäusl. — M. V. Rubatscher, Die Grödner Chronik über den Neubau der St. Ulricher Pfarrkirche].

Language. IV, 4, Dec. 1928 [E. H. Sturtevant, The sources of Hittite *a*. — T. A. Jenkins, Old French *engan*, English *gun*. — S. Moore, Earliest morphological changes in Middle English. — W. Petersen, The growth of the Greek *K*-perfekt. — St. N. Wolfenden, The prefix *m-* with certain substantives in Tibetan]. — V, 1, March 1929 [F. Boas, Classification of American Indian languages. — E. H. Sturtevant, Hittite denominatives in *a (i)* and one source of Indo-Europe announs in long *ā*. — P. Turnbull, Praenestine *Asom fero*. — R. G. Kent, The cookery inscription from Praeneste. — C. C. Rice, Spanish etymologies. — G. M. Bolling, Linguistics and philology]. — V, 2, May [A. V. W. Jackson, The term *roćvarmh* in a Turkish Manichaean fragment. — G. M. Bolling, The meaning of *που* in Homer. — A. D. Menut, Doublets in the language of Rabelais. — R.-M., M. Heffner, *álpast, alka : skupla, hekla*. — J. de Angulo, Grammatical processes: incremental vs. autonomic].

Speculum. IV, 1, Jan. 1929 [K. J. Conant, Mediaeval academy excavations at Cluny, the season of 1928. — L. W. Jones, Cologne *MS 106*. A book of Hildebald. — H. R. Patch, Fate in Boethius and the Neoplatonists. — F. S. Lear, *Crimen laesae maiestatis* in the *Lex romana Wisigothorum*]. — IV, 2, Apr. [H. Johnstone, Poor-relief in the royal households of 13th cent. England. — K. J. Conant, Mediaeval academy excavations at Cluny, II. — S. H. Cross, Yaroslav the Wise in Norse tradition]. — IV, 3, July [E. K. Rand, The classics in the 13th century. — M. A. Devlin, An English knight of the garter in the Spanish chapel in Florence. — H. Caplan, The four senses of scriptural interpretation and the mediaeval theory of preaching. — K. J. Conant, Mediaeval academy excavations at Cluny, III. — H. M. Martin, Some phases of grammatical concord in certain Merovingian charters].

Schule und Wissenschaft. III, 4 [H. Wegscheider, Zu den Grundlagen der sexuellen Not unserer Zeit. — E Knoche, Erotische und sexuelle Fragen innerhalb der heutigen Mädchenwelt. — W. Schönbrunn, Klassengemeinde, Schulgemeinde, staatsbürgerliche Gemeinschaft. — K. Ludwig, Rechtsunterricht an den höheren Schulen]. — III, 6, März [R. Scherwatzky, Die Richtlinien und der Religionsunterricht. — E. Gerstenberg, Die Reform und der Unterricht in der Grammatik. — K. Schwedtke, Kunstbetrachtung im fremdsprachlichen Unterricht nach den 'Richtlinien'. — F. Geisler, Schulreform und Praxis. — J. Philippson, Zur Durchführung der preußischen Schulreform. — P. Hartig, Vom Stand neusprachlicher Methodik. — K. Landsberg, Die Frage der Überbürdung der Schüler auf unseren höheren Lehranstalten. — H. Strohmeyer, Die Schultypen unter dem Gesichtspunkt der Überbürdung der Schüler]. — III, 7, Apr. [H. Kohlstedt, Soziale Schularbeit. — U. Haacke, Soziale Erziehung im Deutsch- und Geschichtsunterricht, — E. Hylla, Soziologie im Lehrplan der amerikanischen Schulen. — H. Schlemmer, Neue Wege der Jugend

Digitized by Google

in ihrer Bedeutung für den Religionsunterricht]. — III, 8, Mai [Bolle, Zur freien Gestaltung der Oberstufe. — G. Rosenthal, Über die Wahlfreiheit in den Oberklassen unserer höheren Schulen. — G. Primus, Zur freieren Gestaltung des Unterrichts in der Prima. — P. Hartig, Relativismus in Wissenschaft und Erziehung]. Hervorzuheben ist der letzte Artikel von Hartig, der die Einwendungen von Spranger und Litt gegen die Forderung der 'voraussetzungslosen Forschung' im Auszuge wiedergibt. Folgerungen für die Wissenschaften und für die Pädagogik werden daraus gezogen. Mit dem Wechsel der Kultur und der Forscherpersönlichkeiten ist unausgesetzt zu rechnen. Wie soll man dabei der Anarchie in der Kulturbewertung und der Zersplitterung unserer geistigen Welt vorbeugen? Kann eine Verständigung durch Gründe, eine freie Selbstkritik und die Entwicklung des dialektischen Verfahrens dagegen aufkommen? 'Die Wissenschaft vermag Fragen, die das Leben nicht gelöst hat, aus eigener Kraft nicht zu lösen.' Eine schwierige Lage für unsere Reichsschulleiter! — III, 9, Juni [Th. Spoerri, Das Wesen der Lyrik. — M. Havenstein, Die Lyrik im deutschen Unterricht. — E. Knoche, Lyrik im englischen Unterricht. — O. Seeger, Französische Lyrik im Unterricht. — J. Strunz, Politische Propädeutik]. — III, 10, Juli [H. Röhl, Erzählende Dichtung im deutschen Unterricht. — H. Schlemmer, Die Behandlung des Romans auf der Mittelstufe. — G. Wacker, Balzac-Behandlung auf der Oberstufe. — E. Vowinckel, Die Behandlung des englischen Romans]. — III, 12, Sept. [P. Hartig, Höhere Schulen und Universität. — W. Westphal, Zur Frage der Lehrerbildung an den Hochschulen. — W. Gebert, Wissenschaft und Deutschunterricht. — U. Haacke, Wissenschaftlichkeit und Geschichtsunterricht. — W. Gehl, Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht].

H. Ammann, Vom Ursprung der Sprache. Lahr (Baden), Schauenburg, 1929. 18 S.

Alois Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Hg. und bearb. v. J. Pokorny. 1. Bd., 3. Lief. *kat-* — *ququ* S. 339 bis 466. Berlin, de Gruyter, 1929.

E. Koschmieder, Zeitbezug und Sprache. Ein Beitrag zur Aspekt- und Tempusfrage. (Wissensch. Grdfrg. Hg. v. R. Hönigswald. XI.) Leipzig, Teubner, 1929. 86 S. 5 M.

O. Behaghel, Lingua materna. (Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. S. 13—15.) Jena, Gronau.

Rudolf Unger, Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. (Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte der germ. u. rom. Völker. 1.) Berlin, Junker u. Dünnhaupt, 1929. 231 S.

A. H. Krappe, Sur un épisode présumé historique de l''Orkneyinga saga'. (Revue des Questions historiques. 1. Oct. 1928. S. 1—16.) — Volsungasaga XXVII, 61—64 (Zs. f. d. A. 1929, S. 60—64). — La leggenda di S. Eustachio. Aquila, Vecchioni, 1928, 39 S. — Heine notes (Germ. review III, 3, S. 277—280). — Teiresias and the snakes (Am. journal of philol. XLIX, 3, S. 267—276). — Sur le passage de César. De bello gallico VI, 19 (Revue celtique XLIV, 3—4, S. 374—380). — Die Sage vom König Watzmann und die Vorgeschichte der Râmâyana (Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XXIX, S. 96 bis 100). — Miscellaneous notes (Mod. lang. review XXIV, 2, S. 200—204). — A not on the source of Voltaire's Eriphile (The Rom. review XVIII, 2, S. 142—148).

L. Schücking, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. (Philos. Reihe, hg. v. A. Werner, 71.) München, Rösl, 1923 148 S. [Zwei Faktoren bedingen die Wirkung eines Literaturwerkes: in erster Linie natürlich seine eigene Beschaffenheit, in zweiter Linie aber, und oft noch viel stärker, die Geistesrichtung und Empfindungsweise des Lesers. Gewöhnlich wird nur der erstere Faktor studiert; hier ist einmal der zweite ins Auge gefaßt. Bestimmend für den Geschmack des Lesers erscheinen hier der Zeit-

Digitized by Google

geist, soziologische Vorstellungen, soziale Stellung, Verhältnis zur bildenden Kunst und zum gesellschaftlichen Leben. Neue Richtungen können entstehen durch Gruppen- und Schulenbildung, durch ästhetische Gemeinden, durch Veränderungen des Einzelnen, wobei äußere Propagandamittel und innerlich überzeugende Kritik stark mitwirken können. Das Neue hat immer einen gewissen Vorzug, das Beispiel eines hervorragenden Geschmacksträgers einen fühlbaren Anreiz, die Schule aber ist konservativ. Dies nur ein Teil der hier besprochenen Kräfte, bei deren Erwägung man sich viele Parallelen noch selber ausdenken mag.]

Westeuropa und der deutsche Geist. Hg. v. S. Mauermann u. H. H. Schmidt-Voigt. (Diesterwegs Deutschkunde.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 182 S.

Rudolf Unger, Aufsätze zur Literatur- und Geistesgeschichte. (Neue Forschung. 2.) Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1929. VIII, 239 S.

E. Diehl, Inscriptiones latinae christianae veteres, III, 4. Berlin, Weidmann, 1929. S. 241—320. [Enthält Register von Konsuln, Königen, Monats- und Wochentagen u. dgl.]

G. Ellinger, Die neulateinische Lyrik Deutschlands in der ersten Hälfte des 16. Jhs. (Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jh., II.) Berlin, de Gruyter, 1929, VI, 419 S. 18 M., geb. 20 M.

Progress of medieval studies in the United States of America. Bulletin Nr. 7 [James F. Willard] publ. annually by the Mediaeval Acad. of Am. and the Univ. of Colorado. Colorado, Boulder, 1929. 73 S.

H. Naumann und G. Müller, Höfische Kultur. (Dtsch. Vierteljahrsschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte. Hg. v. Kluckhohn u. Rothacker. Buchreihe 17.) Halle, Niemeyer. 1929. 157 S. 7,50 M.

Bericht über das 35. Schuljahr (1928) der Schule der deutschen Kolonie zu Mexico. Hg. v. W. Steiz, Baden-Baden. 'Verlag Deutschland', 1929. 72 S. [Die Deutsche Oberrealschule in Mexiko ist eine Vollanstalt mit 895 Schülern und Schülerinnen. An Sprachen wird gelehrt Deutsch, Spanisch und Englisch. Außerdem gibt es in mexikanischen Städten vier bescheidenere deutsche Schulen, die fast alle erst während des Krieges oder nachher gegründet wurden. Nichtdeutsche werden nur sporadisch aufgenommen, aus Furcht vor Überfremdung. Die Schullasten für unsere Landsleute sind beträchtlich. Von den Arbeiten und den Festen der Anstalt erhalten wir lebendige Beschreibung, mehrfach auch Abbildungen. Der Gesamteindruck ist erfreulich und zugleich achtunggebietend.]

K. Zemen und B. Krotkoff, Russische Gespräche mit phonetischer Umschrift. Leipzig, Reisland, 1928, VIII, 63 S. 2 M. Ergänzungsheft dazu 34 S. 1 M.

Phonetik.

Archives Néerlandaises de phonétique expérimentale. IV [E. W. Scripture, Experimentalphonetische Untersuchungen über den Bau der deutschen Verszeile. — A. van Harreveld and L. Kaiser, Investigations on the voice of the dog by stimulation of the muscles of the larynx. — A. D. Bruin, Examen de la rapidité du muscle vocal aux contractions musculaires. — B. ten cate Kazejewa, Analyse phonétique du son 'bl' de la langue russe. — Branco van Dantzig, Der Einfluß des hetero-syllabischen Jots auf einige vorangehende Vokale in der niederländischen Sprache. — J. Duyff, Petite contribution à la connaissance de la voix de fausset. — Th. van Geldorp, Einige Versuche über den Verlauf der Tonhöhe innerhalb der Silbe. — L. Kaiser, A few remarks concerning occlusives in Russian. — A. Abas, Recherches expérimentales sur le timbre des voyelles. — H. D Bouman et P. Kucharsky, Synthèses de voyelles à moyen de deux tons simples].

E. W. Scripture, Grundzüge der englischen Verswissenschaft. Mit acht Tafeln und vier Textbeilagen. Marburg, Elwert, 1929. V, 98 S. 7,50 M.

Digitized by Google

American negro songs in new notation, by M. Metfessel with an introd. by C. E. Seashore. (The Univ. of North Carolina social study series. Offprint of phonophotography in folk music.] Chapel Hill, The Univ. of North Carolina Press, 1929. 181 S. [Negerlieder in primitiver Aufzeichnung sind hier mitgeteilt, analysiert und beschrieben. Sie sondern sich sowohl von afrikanischer wie von europäischer Musik. Mit dem Ohr sie aufzunehmen, ist deshalb schwierig, weil 'there is not a perfect correlation between frequences, changes of the sound waves and pitch changes in perceptions'. Für solche Eigentümlichkeiten von Volksmusik überhaupt wird zunächst mechanische Fixierung in größerem Umfange empfohlen.]

Neuere Sprachen.

Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. L, 3—4, März—April 1929; 5—6, Mai—Juni; 7—8, Juli—August.

Mod. lang. notes. XLIV, 2, Febr. 1929 [T. M. Parrott, Marlowe, Beaumont, and 'Julius Caesar'. — E. C. Knowlton, The plots of Ben Jonson. — E. S. Lindsey, The music in Ben Jonson's plays. — A. H. Marckwardt, A fashionable expression; its status in 'Poetaster' and 'Satiromastix'. — W. Kurrelmeyer, Wieland und die 'Wiener Zeitschrift'. — J. Crawford, The notes ascribed to Gallardo on the sources of Espinosa's 'Flores de poetas illustres'. — T. J. Wilson, The will of La Calprenède père. — R. B. Botting, Herrick's epigram 'Upon Spur'. — G. N. Henning, A note on 'autrui']. — 3, March [W. Kurrelmeyer, German lexicography, part VI. — W. L. Ustick, 17th cent. books of conduct. — E Boatwright, A note on Spenser's use of biblical material. — H. Sandison, Three Spenser allusions. — J. W. Russell, Biblical echoes in 'Mother Hubberds Tale'. — J. E. Hankins, The 'Harpalus' of Spenser's 'Colin Clout'. — A. G. Canfield, Apropos of a letter of Balzac. — G. M. Fess, The Pyrrhonist in Balzac's 'Jean Louis'. — H. Fletcher, Nathaniel Lee and Milton. — H. T. Baker, A note on 'Henry V'. — R. Quintana, John Hall of Durham and Samuel Butler. — E. H. Zeydel, A poem from Tieck to Oehlenschläger. — E. H. Sehrt, A note on Goethe's 'Egmont'. — S. B. Hustvedt, 'Under the sonne he looketh']. — 4, Apr. [H. C. Lancaster, The introduction of the unities into the French drama of the 17th cent. — C. E. Ward, The authorship of 'The cuckoo and the nightingale'. — B. D. Brown, Madiaeval prototypes of Lorenzo and Jessica. — G. Frank, St. Martial of Limoges in the York plays. — H. D. Austin, Dante notes X. — A. E. Trombly, Two notes on Dante. — A. Morize, Le 'Bourrignot' de Tartarin. — M. Romera-Navarro, Una réplica. — H. L. Savage, 'Sir Gawain and the Green Knight'. 1. 1704. — T. M. Campbell, Hebbel's Herodes and Mariamne' II 1289—1295. — A. Keiser, New Thorean material. — I. A. Zuuder, Joel Barlow and George Washington. — M. M. Brashear, An early Mark Twain letter. — J. H. Hewlett, An unknown poem by Father Ryan]. — 5, May [R. Wallerstein, The Bancroft manuscripts of Rossetti's sonnets. — J. H. Roberts, Did Keats finish 'Hyperion'? — N. S. Bushnell, Notes on Professor Garrod's 'Keats'. — A. F. Potts, The date of Wordsworth's first meeting with Hazlitt. — J. A. S. Barry, The first review of Wordsworth's poetry. — J. D. Rea, A letter of Coleridge. — J. Del. Ferguson, Burns and the Indies in 1788. — J. J. Parry, A note on the prosody of William Morris. — A. Taylor, The semantics of 'child'. — H. D. Austin, Dante notes, XI. — J. G. Fucilla, The Italian imitations of J. de Heredia. — G. J. Dale, The figurative negative in old Spanish. — O. M. Johnston, Confusion between Old French 'More' and 'Mor'. — O. P. Rhine, Browning and Goethe. — G. L. van Roosbroeck, Additions and corrections to Voltaires bibliography]. — 6, June [D. L. Clark, The sources of Poe's 'Pit and the pendulum'. — W. A. Eddy, 'Gulliver's travels' and 'Le théâtre italien'. — E. E. Rovillain, Jonathan Swift and T. S. Gueulette. — L. B. Wright, 'Character' from Chaucer in a XVIIth century satire. — G. E. Bentley, New

Digitized by Google

actors of the Elizabethan period. — E. E. Willoughby, The pagination of the First Folio. — H. Spencer, Downes's tribute to Mrs. Bracegirdle. — W. Smith, Italian actors in Elizabethan England. — B. Martin, Defoe's conception of poetry. — C. E. Burch, An equivalent for Daniel Defoe. — W. A. Eddy, Tom Brown and 'Tristram Shandy'. — R. Blanchard, The French source of to Early English feminist tracts. — G. P. Shannon, Petowe's continuation of 'Hero and Leander'. — G. Williamson, Three thefts from Cleveland. — J. E. Gillet, A note on Timoneda. — J. P. W. Crawford, The 1603 edition of La Cueva's 'Saco de Roma'].

P. M. L. A. XLIV, 1, March 1929 [American bibliography for 1928. — E. C. Knowlton, Nature in Older Irish. — H. W. Wells, The construction of *Piers Plowman*. — J. S. Graydon, Defense of Criseyde. — C. O. Chapman, Chaucer on preachers and preaching. — M. Kilgour, The manuscript source of Caxton's second edition of the *Canterbury Tales*. — A. K. Getty, Chaucer's changing conceptions of the humble lover. — H. S. Pancoast, The origin of the long-bow. — U. T. Holmes and M. L. Radoff, Claude Fauchet and his library. — H. C. Heaton, On *La selva confusa* attributed to Calderon. — D. O. Evans, Pierre Leroux and his philosophy in relation to literature. — H. Peyre, E. Renan, critique littéraire]. — 2, June [H. B. Hinckley, The date, author, sources of *The owl and nightingale*. — M. Schlauch, The historical background of *Ferygus and Galiene*. — A. C. Baugh, A source for the Middle English romance *Athelston*. — H. R. Parsons, Anglo-Norman books of courtesy and nurture. — K. Lynch, Conventions of Platonic drama in the heroic plays of Orrery and Dryden. — C. Lloyd, Shadwell and the virtuosi. — G. G. Williams, Who was 'Venus' in the poem *To the memory of Mr. Congreve?* — R. D. Havens, Changing taste in the 18th century a study of Dryden's and Dodsley's miscellanies. — E. E. Rovillain, *L'ingénu* de Voltaire: Quelques influences. — J. P. Wade, Voltaire's name. — G. van Arsdale Ingalls, Some sources of Goldsmith's *She stoops to conquer*. — A. M. Turner, A study of Clough's *Marie Magno*. — W. O. Raymond, Browning and higher criticism. — L. Pound, A recent theory of ballad-making].

Neuphilologische Mitteilungen. XXX, 1—3, März 1929 [A. Jeanroy, Études sur l'ancienne poésie provençale, IV. — A. Sjögren, Sur un passage de la *Vie de saint Alexis*. — P. Puolakkainen, Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht]. — 4—5, Mai [H. P. Dyggve, Notes critiques sur la Vie de saint Eustache de Dublin. — F. Nobiling, Mallarmés Toast funèbre auf Gautier. — H. Suolahti, Einige Bemerkungen zu mittelhochdeutschen Texten. — E. Öhmann, Das Programm der Universitätsausbildung der Neuphilologen].

The journal of English and Germanic philol. XXVII, 4, Oct. 1928 [F. C. Riedel, The meaning of Chaucer's *House of Fame*. — W. A. Cooper, Translating Goethe's poems. — A. Burkhard, Conrad Ferdinand Meyer, 1825—1925. — J. Zeitlin, The development of Bacon's essays — with special reference to the question of Montaigne's influence upon them. — L. M. Teeter, Albrecht von Haller and Samuel Clarke. — D. W. Schumann: Studien zu Schillers *Malteser-Fragmenten*]. — XXVIII, 2, April 1929 [G. H. Gerould, Carpenter or athlete? *Christ* vv. 678—9. — J. R. Moore, The songs of the public theaters in the time of Shakespeare. — H. W. Nordmeyer, Der Ursprung der Reinmar-Walther-Fehde. — W. Leopold, Thomas Carlyle and Franz Horn. — R. Beck, Gisli Brynjúlfsson — an Icelandic imitator of Childe Harold's pilgrimage. — D. W. Schumann: Studien zu Schillers *Malteser-Fragmenten*. — J. Wiehr, The women characters of Jonas Lie].

Mod philol. XXVI, 3, Febr. 1929 [F. E. Guyer, The chronology of the earliest French romances. — E. P. M. Dieckmann, The meaning of *Burdoun* in Chaucer. — E. H. Wilkins, The dates of transcription of Petrarch's MS. V. L. 3195. — R. W. Seitz, Goldsmith's *Lives of the fathers*. — N. L. Torrey, Voltaire's English notebook. — A. J. F. Ziegelschmid, das Andreas-Hofer-

Digitized by Google

Lied: Zur Geschichte seiner Melodie. — E. S. Krappe, A Scandinavian source for Tony Foster's death in *Kenilworth*. — J. L. Barker, An explanation of the differences in length and voicing of consonants in French and English]. — 4, May [P. S. A[llen], F. A. Wood. — G. O. Curme, The forms and functions of the subjunctive in the classical and modern languages. — F. W. Bradley, The onomatopoea of the German verbal suffix -tschen. — C. H. Collitz, Propriety in the light of linguistics. — E. P. Davis, The injunctive in Gothic. — S. Kroesch, The semantic development of OE *cræft*. — H. Larsen, Kemble's *Salomon and Saturn*. — W. F. Luebke, The analytic future in contemporary American Fiction. — E. Prokosch, Restwörter. — A. M. Sturtevant, Certain Old Norse suffixes. — E. Voß, Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. — M. Schütze, *Das zusammenbrennende, zusammenfassende Ganze* in *Wilhelm Meister*]. — XXVII, 1, August [G. R. Havens and N. L. Torrey, Voltaire's books: a selected list. — F. M. Warren, The Arabic origin of *Galafre*, *Galienne*, and *Orable*. — E. P. Hammond, A scribe of Chaucer. — M. Nicolson, Christ's College and the latitude-men. — H. Golder, Bunyan's valley of the shadow. — G. L. Marsh, The early reviews of Shelley. — L. Bradner, A finding list of Anglo-Latin anthologies. — H. H. Vaughan, Old French *Medesme* in Sicilian].

Studies in philol. XXVI, 2, Apr. 1929 [E. Greenlaw, Britomart at the house of Busirane. — H. M. Belden, Alanus de Insulis, Giles Fletcher, and the 'Mutabilitie' cantos. — St. Helsztýnski, Milton in Poland. — E. H. Riley, Milton's tribute to Vergil. — R. B. Sharpe, 'We band of brothers. — E. Kuhl, 'The wanton wife of Bath' and Essex. — S. A. Tannenbaum, Corrections of the text of part I and II of the 'Parnassus' trilogy. — H. Craig, Recent literature of the English Renaissance]. — 3, July [Th. M. Raysor, Coleridge and 'Asra'. — R. Blanchard, Richard Steele and the status of women. — M. Nicolson, The early stage of Cartesianism in England. — J. R. Hulbert, What was Chaucer's aim in the 'Knight's tale'? — F. W. Cady, Towneley, York, and True-Coventry. — D. Mac Millan, The first editions of Home's 'Douglas'].

The mod. language review. XXIV, 2, April 1929 [E. Boswell, 'Young Mr. Cartwright'. — C. J. Furness, The interpretation and probable derivation of the musical notation in the 'Aucassin et Nicolette'. — M. D. Legge, Pierre de Peckham and his 'Lumiere as Lais'. — B. S. Phillpotts, 'The battle of Maldon'. Some Danish affinities. — A. C. Dunstan, The mhd. 'Adam und Eva' by Lutwin and the Latin 'Vita Adae et Evae']. — 3, July [A. E. Parsons, The Trojan legend in England. — W. S. Mackie, On the independent development of the Middle English vowels in Early New English. — S. Goulding, Eighteenth-century French taste and 'The beggar's opera'. — P. M. Jones, French romanticism: a tradition of dissent. — R. Pascal, A transition point in German romanticism. — F. Norman, 'Indo-European' and 'Indo-Germanic'].

Leuvensche bijdragen. XX, 3—4, bijblad.

Germ. rom. Monatsschrift. XVII, 3—4, März—April 1929 [S. Singer, Der Geist des Mittelalters. — F. Genzmer, Alte und neue Auffassung der Skaldendichtung. — Ph. Aronstein, Shakespeares Persönlichkeit in seinen Dramen. — W. Mulertt, Deutsche und romanische Sprachreiniger. — G. V. Amoretti, Die italienische Literatur der Gegenwart]. — 5—6, Mai-Juni [A. Goetze, Akademische Fachsprache. — F. R. Schröder, Neuere Forschungen zur germanischen Altertumskunde und Religionsgeschichte I. — W. Krogmann, Zum Ursprung der Gretchentragödie. — P. Meißner, Die Überwindung des 19. Jhs. im Denken von Samuel Butler. — A. Vezin, Dante Alighieri und der Fiore]. 7—8, Juli—August [F. R. Schröder, Neuere Forschungen zur germanischen Altertumskunde und Religionsgeschichte. — H. Pongs, Zur Methode der Stilforschung. — O. Walzel, Der Wert deutscher nachklassischer Dichtung. — M. J. Wolff, Zum englischen Renaissancedrama. — F. Rauhut, Das Problem Valéry. Die drei Lionardo-Essays].

Digitized by Google

Neophilologus. XIV, 3 [E. Låftman, Stellvertretende Darstellung. — J. N. Raamsdonk, A source of the Chancun de Willame. — G. A. Nauta, Léon Hébreu. — F. Nobiling, Mallarmés 'Dame sans trop d'ardeur'. — L. L. Hammerich, Der Erdensohn Adam. — W. Flemming, Vondels Einfluß auf die Trauerspiele des Andreas Gryphius, zugleich eine methodologische Besinnung. — R. Volbeda, Over de Shylockfiguur, II. — A. G. van Hamel, The prose-frame of Lokasenna]. — 4 [A. Borgeld, Zonderlinge verkiesing van een Burgemeester. — J. J. Salverda de Grave, Grammatica van vroegere tijd. — Martina G. de Boer, L'Imperfetto dell'Indicativo illogico in Italiano. — N. Perquin, De theologische gedachten wereld van Walther von der Vogelweide. — R. Volbeda, Over de Shylockfiguur, III (Slot). — A. E. H. Swaen, Eenige valkeniersuitdrukkingen bij Froissart en zijn Hollandschen vertaler. — Van der Meer, Fremdwörter im Gotischen. — Engelbert Drerup, Das Akzentuationsproblem im Griechischen].

Philol. quarterly. VIII, 1, Jan. 1929 [E. Oliphant, Collaboration in Elizabethan drama: Mr. W. J. Lawrence's theory. — C. A. Manning, The dramas of Schiller and Lermontow. — J. P. Hieronimus and J. C. Russell, The grammatical works of Master Henry of Avranches. — E. B. Place, The antecedents of *El sombrero de tres picos*. — R. B. Steele, Elision in Latin dactylic hexameter. — S. G. Morley, The development of the homage-volume. — C. Camden, Jr., Marlowe and Elizabethan psychology. — E. S. Mc Cartney, Zeugma in Vergil's *Aeneid* and in English]. — 2, April [E. N. S. Thompson, The philosophy of Thomas Traherne. — A. Shewan, The Homeric repetitions again. — J. G. Fucilla, The Spanish and Portuguese imitations from the Italian of Manuel Faria Y Sousa. — F. P. Johnson, Neo-Platonic hymns by Thomas Taylor. — J. R. Broderius, German folk-songs in Sweden. — R. S. Crane, English literature 1660—1800: a current bibliography].

Mémoires de la Société Néo-philologique de Helsingfors. VIII. Helsingfors, Helsinski, 1929 [H. Suolahti, Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im 13. Jh. — A. Wallensköld, Lat. *ego* en ancien français. — E. Öhmann, Die deutschen Ländernamen auf -ien. — T. E. Karsten, Sprachforschung und Siedlungsgeschichte. — P. Katara, Zu den mittelniederdeutschen Plenarienhandschriften. — A. Långfors, De sous-diagre, les deux femmes bavardes et le diable. — J. Roos, Liste des travaux sur les langues et littératures romanes et germaniques non scandinaves, publiés par des auteurs finlandais ou parus en Finlande au cours des années 1925—1928].

Linguistic Society of America: Bulletin 3. E. H. Sturtevant, Announcement of the Linguistic Institute IInd session. 15 S.

Die bildende Kunst im neusprachl. Unterricht: auch ein Arbeitsbuch zur Deutung und Erklärung fremden Volkstums. Hg. von K. Schwedtke und R. Salewsky. Braunschweig, Westermann, 1928. 158 S. mit 72 einfarbigen und 4 farbigen Bildtafeln. [Gute Bilder aus englischer Architektur und Malerei bilden den Hauptinhalt, wozu eine leichtverständliche Einleitung den Schüler vorbereitet. Der Leser bekommt eine reichliche Vorstellung von den mittelenglischen Kathedralen sowie von Hogarth, dem drastischen Maler des 18. Jhs., und auch von den verschiedenen Malweisen des 19. Jhs. Es ist nicht die Schuld der Herausgeber, daß nur wenige Werke an Bedeutsamkeit oder Schönheit hervorragen. Die bildenden Künste haben auf der sonnenarmen Nebelinsel immer gefroren; aber auch das gehört zur Charakteristik englischen Wesens und verdient Beachtung. Das Buch kostet gebunden nur 5,90 M.]

Handelingen van de Commissie voor (= Bulletin de la Commission de) Toponymie et Dialectologie, I, 1927. Imp. Vaillant-Carmaune, 4, Place St-Michel, Liège. XIII u. 243 S., dazu 2 Karten. [Wallonen und Flamen haben sich in dieser Kommission und in diesen Berichten zu gemeinsamer Arbeit zusammengetan. Außer Jahresbericht und Programm enthält die Veröffentlichung wertvolle Beiträge erprobter Forscher. Sie zerfallen in methodische

Digitized by Google

Ausführungen über flämische und wallonische Toponymie und Dialektforschung, und in Bibliographien zu der Toponymie und Dialektforschung der beiden Gebiete. Die toponymischen Biographien sind besonders willkommen. Von dem frischen Leben der flämischen Dialektforschung zeugt das Kärtchen E. Blancquarts, auf dem die geographisch bearbeiteten Gebiete ausgezeichnet sind. Aber warum werden die vielen Arbeiten nicht gedruckt und der weiteren wissenschaftlichen Forschung zugeleitet? Th. Frings.]

Germanisch.

Revue germanique. XIX, 4, Oct.—Dec. 1928 [E. Seillière, Schiller et le romantisme français. — A. Fournier, Critique et traduction. — John Libis, Sur l'origine d'un néologisme. — C. Schneider, La poésie allemande]. — XX, 1, Janvier—Mars 1929 [L. Kientz, Wilhelm Raabe, type et peintre de l'Allemand moyen. — L. Brun, Hebbeliana. — A. Fournier, Le roman allemand, I.]. — 2, Avril—Juin [R. Pitrou, Emil Utitz et la tendance néoclassique en Allemagne. — F. Piquet, Le problème Eilhart. — Gottfried, I. — C. Cornil, La fortune de Schiller en Allemagne et en France. — A. Fournier, Le roman allemand, II]. — 3, Juillet—Septembre [Louis Brun, Exemples et témoignages allemands d'hier et d'aujourd'hui. — F. Piquet, Le problème Eilhart — Gottfried, II. — J. Denis, Le théâtre allemand].

G. Neckel, Germanen und Kelten. Historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrisis. (Kultur und Sprache, 6). Heidelberg, Winter, 1929. 142 S. [Vom Streitfall Feist-Paris ausgehend, packt Neckel das ganze Problem des Kelten-Germanen-Verhältnisses an, wie es in jüngster Zeit neu aufgerollt wurde. Seine Kenntnis der alten Historikerberichte, der deutschen und altnordischen sowie der antiken Literaturdenkmäler, der Lehnwörter- und Namengeschichte gestattet ihm da beweisende Urteile, wo sonst nur subjektives Meinen und politisch-sentimentales Vermuten sich breitmachen. Neckel denkt nicht daran, Germanen und Kelten zusammenzuwerfen, empfiehlt aber auch nicht eine so strenge Sonderung der Germanen von den Indogermanen, wie sie Prof. Meillet in Paris 1916 übte. Er sieht im Namen 'Germanen' ein indogermanisches Wort ungefähr von der Bedeutung, die es im Lateinischen hat, nämlich 'leibliche Brüder', 'Blutsverwandte'; nur hat sich die Bedeutung zufällig nur bei den Römern erhalten. Eine Spur davon mag sich bei den Germanen im Namen der Gottheit 'Garmangabis', einer Spenderin von Frucht oder Nachwuchs, erhalten haben, S. 35. Von einer keltischen Urheimat kann nicht die Rede sein, außer insofern sie aus den Indogermanen hervorgingen. Auch ist ein allgemeiner Vorrang des einen oder anderen Volkes in Kulturdingen nicht zu erweisen; hierzu darf man bemerken, daß auf dem Boden Britanniens die Germanen unleugbar in militärischen und politischen Dingen den Vorrang hatten, in dynastischen aber die Kelten. Namentlich empfiehlt Neckel, über solche Probleme nicht mehr wissen zu wollen, als wir wissen können; das ist nicht Mutlosigkeit, sondern eine Selbstkritik, die für das, was man zu sagen wagt, ein erhöhtes Vertrauen einflößt.]

J. F. Bense, Anglo-Dutch relations from the earliest times to the death of William the Third being an historical introduction to a dictionary of the Low-Dutch element in the English vocabulary. Haag, Nijhoff, 1925. XIX, 293 S. — Dictionary of the Low-Dutch element in the English vocabulary, I: Adam—dowel. Das. 1926. XXXII, 80 S. [In England hatte sich Skeat 1892 in 'Principles of English etymology' zuerst mit der Frage des holländischen Worteinflusses auf das Englische beschäftigt, dann in Amerika de Vries, 'Holland's influence on English language and literature', Chicago 1916; dann bei uns Zippel und Toll; mit breitester Zusammenfassung sucht jetzt ein Holländer die Frage einer gründlichen Lösung entgegenzuführen. Voran stellt er in einem stattlichen Bande die geschichtlichen Begebenheiten, als die Grund-

Digitized by Google

lage für die sprachlichen. Er beginnt zwar nicht mit den schattenhaften Friesen, die zu den ersten germanischen Siedlern in Britannien gehört haben sollen, erwähnt auch nicht den Friesenkönig, bei dem nach Eddius Stephanus der nordhumbrische Bischof Wilfrid eine Zuflucht fand, wohl aber die friesischen Kaufleute, die bei Beda IV, 22 erwähnt werden, und bleibt dann im wesentlichen bei den kaufmännischen, handwerklichen und anderen, zu Einwanderung führenden Beziehungen, da diese ohne Zweifel zur Wortentlehnung am meisten beitrugen. Da sehen wir eine ganze Grafschaft im Westen von Wales, Pembrokeshire, von holländischen Söldnern besiedelt, weil Eduard I. mit ihrer Hilfe die Walliser in Schach halten wollte; Weber strömten herein, und zwar in solchen Scharen, daß sie beim Aufstand von 1381 vielfach der Volkswut zum Opfer fielen — in der Erzählung des Nonnenpriesters hat Chaucer darauf angespielt; Humanisten und vertriebene Protestanten wanderten ein, und schließlich wurde sogar der Oranier zum Herrscher über England. Bis zum Tode Wilhelms III. im Jahre 1702 führt Bense die Geschichte der Beziehungen herunter, mit reichem Wissen und so knapp in der Darstellung, daß er oft mehr andeutet als erzählt. Unterstützt wurde er dabei besonders durch das Buch von Cunningham, 'Alien immigrants to England', 1897, durch einige englische Stadtgeschichten wie die von Norwich und Great Yarmouth, und durch ein Werk von Mons über die Heirats-, Tauf- und Begräbnisakten der holländisch-reformierten Kirche in London, privat gedruckt in Lymington 1884. Shakespeare und andere Dramatiker sind dabei nicht einmal systematisch ausgebeutet; wichtigeres Material wuchs dem Historiker über den Kopf. Das Personenregister am Schluß reicht von S. 206—293. — Die sprachlichen Folgen solch engen Zusammenlebens der beiden Völker machen sich dann im zweiten Teil fühlbar, der den Anfang des Wörterbuches bringt. Bense hat Murrays Oxford Dictionary auf die holländischen Bestandteile im heutigen Englisch hin ausgeschöpft, dazu Wrights Dialekt-Wörterbuch; er verzeichnet bei jedem Worte die Zeit des Auftretens in England nach Murray, eventuelle Doppelformen nach Wright, ferner die Herkunft und die Bedeutung. Weiteres wird sich erst beurteilen lassen, wenn das gründlich angelegte und schön begonnene Werk vollendet ist. Seit der ersten Lieferung des Wörterbuches 1926 ist leider keine Fortsetzung mehr erschienen, möge dem hochverdienten Verfasser die Gesundheit und die Schaffenskraft treu bleiben bis zum krönenden Schluß.]

Skandinavisch.

Arkiv för Nordisk filologi. Tilläggsband till band XL ny följd. Studier tillägnade Axel Kock, Tidskriftens Huvudredaktör. 1888—1928. Lund, C. W. K. Gleerup, 1929. 572 S. [G. Bergmann, Några anmärkningar om dalsländskan på gränsen till Norge och Bohuslän. — R. C. Boer, Om accentuationen af trestavelses komposita i Atlamál. — J. Brondum-Nielsen, Clana sulcata quam wlgo resti uocant. — V. Dahlerup, Et bidrag til tolkning af et af Peder Låles ordsprag. — E. Ekwal, Sons further notes on inversion compounds. — H. Falk†, Nogen Edda-studier. — G. F. Flom, On the phonology of English loanwords in the Norwegian dialects of Koshkonong in Wisconsin. — O. v. Friesen, Ett par ord i Upplandslagen. — A. Hansen, Nogle bemærkninger til Peder Laales ordsprog. — N. O. Heinertz, Die Sippe des Wortes Kuchen. — J. Helgason, Om ordet 'gud' i isländskan. — B. Hasselman, En naturnamnstudie. — Th. Hjelmqvist, Till Geijers Vikingen. — P. M. den Hoed, Holberg och Langendijk. — H. Ideforss, Ordet hurra. — G. Jadrebö, Maalet i jordeboki aat, Kristoffer Galle. — R. Iversen, Om slutt-stilling av verbet i norsk folkemål. — J. Jóhannsson, Nutidarnafn tungunnar, sem eadukvæðin og fornsögurnar ern ritadar á. — F. Jónsson, Samlingen af eddadigte i Codex regius. — G. Kallstenius, Nordiska ordspråk kos Saxo. — F. E. Karsten, Ett nybörjat skede i finlandsk dialektforskning. — E. Kock, Asyndetiska ad-

Digitized by Google

jektivattribut i fornjermansk diktning. — M. Kristensen, Stod på lang vokal pos Høysgaard. — E. Lidén, Fornsvenska bidrag. — E. H. Lind, 'Vara bakom flötet'. — J. Lindquist, Ett fall av den pronominala instrumentalen på -n i germanska språk. — J. Lindroth, De svenska verben med betydelsen 'idissla'. — G. Neckel, Zur Frage nach dem Ursprung der Runen. — E. Neumann, Till frågan om medeltidsdiplomens utskrivare. — R. Nordenstreng, Namnet Yggdrasill. — E. Noreen, Olika händer i Cod. Holm. D 4. — M. Olsen, En iakttagelse vedkommende Balderdiktningen. — E. Olson, Ragnarsdrápa 5, 1—4. En textkonjektur. — J. Palmér, Till Voluspa. — R. Pipping, Om några östnordiska medeltidsordspråk. — H. Pollack, Zum Gebrauch des Präteritums im Altisländischen. — H. Psilander, Fornvästnord. iór eyrskár. — J. Sahlgren, Kvistbro brillar. — A. Schagerström, Skyndæþæ, ytighiæ och senæþæ manæþ i Upplandslagens Ærfþæ balk X § 1. — D. A. Seip, Valþiófre og Valþiúfr. — P. Skantrup, Sprogskiftet i danske diplomer i det 14. århundrede. — O. Skulerud, Nye oplysningar om norsk ordforråd. Nytt Tillegg til 'Norsk Ordbog' av Ivar Aasen og Hans Ross. — A. Sommerfelt, Et norront lånord i middelirsk. — J. Steenstrupp, Hammer og Kors. — D. Strömbäck, Banaþúfa och heillaþúfa. Några text- och traditionsanmärkningar. — K. F. Sundén, Två okända skandinaviska lånord i medelengelskan. — J. Swenning, Spår av äldre vokalförlängning framför geminata i skånska och danska mål? — E. Tuneld, Bondepraktikan en översattning från danskan. — B. Þórólfsson, Nokkur orð um hinar íslensku hljóðbreytingar é > je og y, ý, ey > i, í, ei. — E. Wadstein, Frisirka lånord. — A. Vestlund, Om strofernas ursprungliga ordning i Sigvat Tordarsons Bersoglisvísia. — P. Wieselgreen, Adam of Bremen's hiring. — K. B. Wiklund, Från striden om de äldsta germanska lånorden i finskan. — W. H. Vogt, þbes Fischzug. Eine Betrachtung über ein Bild auf Bragis Schild. — R. E. Zachrisson, On the meaning of Early Teutonic tribal names. — N. Odeen, Vanamytens religionshistoriska betydelsen.]

Acta philologica scandinavica. III, 4 [J. Lindquist, Två låländska runinskrifter som nämna svearna]. — IV, 1 [S. Feist, Zum Ursprung der germanischen Runenschrift. — S. Ehrling, Anmärkningar till kalkars Ordbog til det ældre danske Sprog. — B. Briem, Kylfingar. — F. Jónsson, Runelæsning og Runetolkning. — J. Brøndum-Nielsen, Skriververset i Kölner Dombibliothks Codex CXXX. — Ders., Studier i dansk Lydhistorie, VIII—XI. — K. Malone, The identity of the Geat as. — O. Behaghel, Zu *schlagen*. — T. E. Karsten, L'œuvre de Vilh. Thomsen]. — 2 [E. Wessén, Schwedische Ortsnamen und altnordisehe Mythologie. — S. Skúlason, Nokkurar rímnavísnaskyringar. — N. Ödun, Studier över den nordiska gudavärldens uppkomst. — E. Moltke, Bidrag til tolkning af Sørlev-Stenen. — Johs. Brøndum. — Nielsen, Studier i dansk Lydhistorie, XII. — N. Svanberg, Erwiderung.] — 3 [E Neuman, Det nordiska i-omljudet. — H. Pipping, Zur Deutung der Inschrift auf dem Runenstein von Rök. — K. Malone, Note on Grottasøngr. — Johs. Brøndum-Nielsen, *hun svorwer tek en sulæ*.]

W. Möhring, Ibsen und Kierkegaard. Berliner Dissertation. Leipzig, Mayer & Müller, 1928. 140 S.

Walter A. Behrendsohn, Knut Hamsun, Das unbändige Ich und die menschliche Gemeinschaft. München, Langen, 1929. 179 S.

Halldór Hermannsson, Icelandic manuscripts. With eight plates. [Islandica, XIX.] London, Humphrey Milford, 1929. 80 S.

Deutsch.

W. Seelmann-Festschrift: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. LIV. Hamburg, Wachholtz, 1929. XII, 138 S. [Dem hochverdienten Mitbegründer der ndd. Studien und des dafür bestimmten Vereins, dem fleißigen Mitarbeiter an jedem Bande des Ndd. Jahrbuches widmet Borchling den sachkundigen Festgruß zum 80. Geburtstage. Eine Bibliographie verzeichnet

Digitized by Google

die Bücher und größeren Artikel des Jubilars, von seiner Diss. 'De propagatione scholiorum Aeschyleorum' (1875) und der Ausgabe des Gerhard von Minden (1878) bis zum Familienblatt des oberfränkisch-niederdeutschen Geschlechtes Seelmann (1928), und zwar unter taktvollem Ausschluß kurzer Artikel und Anzeigen. Heimatliebe und Philologiestudien haben hier zusammengewirkt, um einen Lokalforscher ersten Ranges zu entwickeln, der weit über die Grenzen seines Stammes hinausgriff und weite Kreise seines Volkes mit Literaturwissenschaft durchdrang. Mögen uns noch viele weitere Seelmann-Leistungen beschieden sein! — Unter den Beiträgern des Bandes steht voran E. Schröder, Zur Kritik der ältesten historischen Volkslieder in ndd. Sprache, ausgehend von den Versen auf den Brand von Catlenburg 1346. Es folgen: L. Wolff, Vom Pfaffen Könemann und dem Wurzgarten. — E. Damköhler, Entstehung des Kokers. — J. Bolte, Drei ndd. Zwischenspiele des Omichius. — Ders., Hans Bratwurst in Kopenhagen 1634. — B. Claußen, Das ndd. Hochzeitsgedicht. — R. Bülck, Ein plattd. Buren-Gespräk 1757. — W. Stammler, Zur ndd. Dichtung in der Aufklärungszeit. — S. Hirsch, Urform der Ballade 'Totenamt'. — E. Selmer, Doppelformen der persönlichen Fürwörter im Nordfriesischen. — E. Rooth, Ausdrücke für Kindlbier und Wochenbett im Nordfriesischen. — F. Holthausen, Zur westfälischen Wortkunde. — E. Mackel, Hoch- und Plattdeutsches. — E. Teuchert, 'In den Wind'. — C. Borchling, Die westfälischen Einflüsse in der ndd. Sprache Ostfrieslands].

Euphorion. XXX, 1—2. Burdach-Festheft [J. Nadler, Die Literaturkarte. — R. Petsch, Zur inneren Form des Dramas. — E. Wechßler, Deutsche und französische Mystik: Meister Eckehart und Bernhard von Clairvaux. — P. Piur, Ein unbekannter Fürstenspiegel Petrarcas an Kaiser Karl IV.? — H. Hintze, Der nationale und humanitäre Gedanke im Zeitalter der Renaissance. — G. Stefansky, Die Krisis des religiösen Glaubens im deutschen Geistesleben der 18. Jh.s. — R. Unger, Hamann und die Empfindsamkeit. Ein Beitrag zur Frage nach der geistesgeschichtlichen Struktur und Entwicklung des neueren deutschen Irrationalismus. — J. Petersen, Goethe und Lessing. — O. Pniower, Steigerungen von Adjektiven und Adverbien bei Goethe. — A. Leitzmann, Wilhelm v. Humboldts Briefe an Jakob Grimm. — B. Seuffert, Volksstück-Dorfgeschichte. Anzengrubers Einsam-Dichtungen. — H. Spiero, Georg Ellendt. — J. Schwietering, Das Volkslied als Gemeinschaftslied].

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. III, 1 [R. Hünnerkopf, Volkssage und Märchen. — R. Kapff, Sprachpsychologisches zur ältesten alemannisch-schwäbischen Namengebung. — O. Meisinger, Beiträge zum deutschen Lied. — O. A. Müller, Hohwölfle. — H. Baier, Eigentumsübernahme mit Zweig und Wasen 1809. — E. Gerweck, Vorfragen zur Unterrichtsweise volkskundlicher Erziehung].

Preußische Akademie der Künste: Jahrbuch der Sektion für Dichtkunst 1929. Berlin, S. Fischer, 1929. 316 S.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. v. E. Hoffmann-Krayer und H. Bächtold-Stäubli. Bd. II, 1. Lief.: *C — Dämonen* 160 Spalten. 2. Lief.: *Dämonen — Donner* Sp. 161—320. 3. Lief.: *Donneraxt — durchkriechen, durchlaufen, durchziehen* Sp. 321—480. 4. Lief.: *durchkriechen* usw. — *Ei* Sp. 481—640. 5. Lief.: *Ei — Elster* Sp. 641—800. 6. Lief.: *Eltern — Ernte* Sp. 801—960. 7. Lief.: *Ernte — Fahne* Sp. 961—1120. Berlin, de Gruyter, 1929.

Friedrich Kainz, Geschichte der deutschen Literatur. Bd. II—III (Goeschen 783, 1004). Berlin, de Gruyter, 1929. 146, 136 S. [Bd. II behandelt die Zeit von Klopstock bis zum Ausgang der Romantik, III führt von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Ziel des Verf.s war augenscheinlich nicht nur, seinen Lesern das nötige Tatsachenwissen zu vermitteln, sondern auch die Dinge in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen und so ein tieferes Verständnis anzubahnen. Beides ist ihm ausgezeichnet gelungen; seine Darstellung ist für jedermann anziehend, sie ist zuverlässig und wird vor allem

Digitized by Google

Studierenden ein guter Führer sein. Bei der gebotenen Knappheit würde ein anderer natürlich manche Einzelheit anders ausdrücken (Beispiel II S. 76 Großmanns 'philisterhaft-behäbiges' Familienstück — philisterhaft: ja, behäbig: nein); aber solche unvermeidlichen Meinungsverschiedenheiten werden niemand hindern, sich der Kunst zu freuen, mit der ausführlich oder andeutend die Erscheinungen der deutschen Literatur charakterisiert werden. A. Lg.]

F. Sommer, Zum attributiven Adjektivum. (Sitzungsber. d. Bayr. Ak. d. Wiss. Jahrg. 1928, 7. Abh.) München, Verlag d. Bayr. Ak. d. Wiss., 1928. 83 S. 3 M. [Längst verdiente das Adjektiv eine solche Studie. Gewöhnlich faßt man es als Eigenschaftswort auf; aber Sommer sagt 'Ausdruckswort'. Schiefe Beziehungen interessieren ihn zunächst, z. B. 'reitende Artilleriekaserne', wo eigentlich nur eine Zusammensetzung vorliegt, mit schlechter Orthographie, oder 'ewiger Schweiger', wo die Beziehung auf die Verbaltätigkeit geht, statt auf das Verbalsubjekt. Vieles über diese Dinge wäre aus der Diss. von R. Vogt über 'Marlowes Adjektivkunst', Berlin 1908, zu entnehmen, denn jene Verskünstler der Hochrenaissance liebten Adjektive mit verschobener Beziehung, z. B. *his cruel sword*. Dann geht Sommer über zur Doppelbedeutung von *summus mons*: 'Gipfel des Berges' oder 'höchster Berg'; er unterscheidet partitives und restriktives Attribut. Natürlich übersieht er nicht das prädikative Adjektiv gegenüber dem attributiven, sowie das Verhältnis des Adjektivs zum Adverb. Ein Schlußkapitel gilt den Adjektiven der Quantität. Verf. hält sich im allgem. auf den Höhen der Sprachvergleichung und steigt nicht in die Niederungen der lebenden Sprachen herab, wo die Bedeutungsunterschiede der Wörter durch Bildungsunterschiede der Sprecher noch deutlich erläutert werden können. Seine Probleme verdienten weitere Erörterung.]

Agathe Lasch, 'Berlinisch'. Eine berlinische Sprachgeschichte. (Berlinische Forschungen, Texte u. Unters. im Auftr. d. Ges. Berliner Freunde d. dtsch. Akad., hg. v. F. Behrend, Bd. 2). Berlin, Hobbing. XII, 354 S. 12 M. [Galt bisher das Berlinische gemeinhin als ein unorganisches Gemisch von Plattdeutsch und Hochdeutsch, so führt A. Lasch mit sicherer Methode und weitem Blick das historische Werden dieses Stadtdialektes, der kein Jargon ist, vor und kommt zu dem überraschenden, aber durchaus überzeugenden Ergebnis, daß die Lautgrundlage des Berlinischen die obersächsische Sprache des 16. Jh.s ist. Bis Ende des 15. Jh.s wurde in Berlin auch von den gebildeten Einheimischen Niederdeutsch (im wesentlichen südostfälisch) gesprochen, während der fremde Hof und die kurfürstliche Kanzlei sich eines ostfränkischen Hochdeutsch bediente. Im 15. und zu Beginn des 16. Jh.s vollzog sich eine wirtschaftlich-kulturelle Umstellung Berlins vom Norden zum Süden, speziell zu Leipzig. Damit hängt es zusammen, daß der Übergang zum Hochdeutschen in Berlin ungewöhnlich früh und in erstaunlich raschem Tempo erfolgte (zu Beginn des 16. Jh.s), erleichtert dadurch, daß seit der Lösung der Ansbachschen Beziehungen des Hofes sich zwischen diesem und den Gebildeten ein Ausgleich durchsetzte. Besonders interessant ist es, wie es A. Lasch gelingt zu zeigen, daß es durchaus das gesprochene Obersächsische ist, das in Berlin Eingang findet: daher das Nebeneinander von *ei* < mhd. *î*, *au* < mhd. *û* und *ê* < mhd. *ei*, *ô* < mhd. *ou*, daher *-pp-*, *-mp*, *-rp*, *pf-* > *f-*, *g-* > *j-* und der häufige Zusammenfall von hd. *d* und *t*, der seltenere von *b* und *p* (beides Folge der obers. Aussprache als stimmlose Lenis). Artikulation dieser obers. Laute sowie Intonation und Syntax bleiben ndd., wie auch der Wortschatz zwar zahlreiche obers. Bestandteile aufnimmt, aber in seiner Grundlage doch stark zum Ndd. tendiert, freilich überhaupt den Niederschlag der kulturellen Entwicklung zeigt. — Zu Ende des 17. Jh.s ist auch die Hofsprache berlinisch, erst gegen Ausgang des 18. Jh.s wird das Berlinische als mundartlich empfunden (vorher deshalb auch nicht für humoristische Dichtung verwandt). — Neben dem Verlauf der Ent-

Digitized by Google

wicklung wird eine Untersuchung des Wortschatzes und die Darstellung der Grammatik geboten. Das Buch darf methodisch als Muster der Geschichte einer Stadtsprache gelten Hans-Friedrich Rosenfeld.]

K. Pirk, Grammatik der Lauenburger Mundart. (Vorarbeiten z. Pommerschen Wörterbuch, hg. von Wolfgang Stammler. Heft 1.) Greifswald, Bamberg, 1928. 47 S. 2,50 M. [In sehr gedrängter Darstellung wird in diesem Schriftchen Laut- und Flexionslehre und Syntax einer hinterpommerschen Mundart behandelt; einige Bemerkungen über Wortbildung, Wortschatz und zur Sprachgeschichte dieser ndd. Mundart sind angeschlossen. Ebenso knapp wie die ganze Arbeit ist die Mundartprobe auf S. 47, sie besteht aus nicht ganz 4 Zeilen Text und hätte doch wohl über den restlichen freien Teil dieser Seite ausgedehnt werden können. Die Mundart ist eine Mischmundart, deren Grundstock ost- und westfälische Elemente bilden, sie erlauben, einen Schluß auf die Herkunft der deutschen Besiedler des Lauenburger Landes zu ziehen. Im Wortschatze zeigen sich noch Einflüsse der ursprünglich ansässigen slawischen Bevölkerung, die im Laufe der Zeit mangels einer Schriftsprache zurückweichen mußte. Gewiß waren dafür aber auch kulturelle Verhältnisse maßgebend Die slawischen Bestandteile des Wortschatzes bestehen außer Orts- und Flurnamen hauptsächlich in Pflanzen- und Tiernamen sowie in Schimpfwörtern. Der deutsche Charakter der Mundart kann durch diese Elemente natürlich nicht in Frage gestellt werden. — Die Arbeit ist ihrem Zwecke als Vorarbeit zum Pommerschen Wörterbuch entsprechend aufgebaut und muß hauptsächlich als geordnete Materialsammlung und Behelf zu rascher Orientierung über die Mundart gewertet werden. Trotz der Kürze hätten indessen doch manche sprachgeschichtliche Fragen wenigstens gestreift werden können L. Jutz.]

G. Bünte, Zur Verskunst der deutschen Stanze. (Bausteine z. Gesch. d. dtsch. Lit., hg. v. F. Saran, XXII.) Halle, Niemeyer, 1928. 177 S. 6 M. [Im 1. Teil werden von Wieland, Heinse, Novalis, Kleist, Körner, Brentano, Hauff, Tieck, Liliencron je eine (!), von Goethe, Schiller, Platen je zwei (bzw. drei) Stanzen in Saranscher Methode nach Rhythmus (Abstufung der Schweren, Hebungsabstände, Pausen), Melodie, Klangart (Klangtypus, Klanglage, Klarheit, Klangfärbung), Sprechweise (Schwere, Zeitmaß, Lautheit, Bindung, Lautung: Fülle, Spannung, Verhältnis von Kons. u. Vok., Lautbeschaffenheit), Sprachschmuck (Reimfolge und -beschaffenheit) analysiert, in einem 2. Teil diese, von allem anderen abgesehen, schon durch die Beschränkung auf eine (!) Strophe durchaus willkürlichen Resultate miteinander verglichen. Die Ergebnisse sind höchst dürftig. Hans-Friedrich Rosenfeld.]

Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte. Ein Gespräch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 144 S.

W. Bruckner, Die altsächsische Genesis und der Heliand, das Werk eines Dichters. Berlin, de Gruyter, 1929. 119 S. [Behaghel erklärte 1922 in seiner Ausg., beide Werke könnten unmöglich von demselben Verf. sein, Genesis müsse vielmehr von einem Nachfolger der Heliand stammen. Dagegen beruft sich B. auf das Zeugnis der Prefatio, sowie auf Übereinstimmungen in sprachlicher und stilistischer Hinsicht. Die Schrift macht mehr einen fleißigen als einen überzeuglichen Eindruck].

Fr. Maurer, Studien zur mitteldeutschen Bibelübersetzung vor Luther. (Streitbergs germ. Bibl. II, 26). Heidelberg, Winter, 1929. XII, 144 S. 9 M.

W. Ziesemer, Studien zur mittelalterlichen Bibelübersetzung. (Schriften der Königsberger gelehrten Gesellschaft. V, 5.) Halle, Niemeyer, 1928. S. 367—384.

F. R. Schröder, Die Parzivalfrage. München, Beck, 1928. 81 S. 4 M. [Die Grundideen des Parzival werden aus der manichäischen Genesis erklärt: Parzival ist der 'vollkommene Mensch' der manichäischen Spekulation, sein Entwicklungsgang der der menschlichen Seele, wie er von Maḥmūd Šabi-

Digitized by Google

starī 1311 auf Grund älterer Anschauungen geschildert ist. Aber wie in der manichäischen Vorstellung des 'vollkommenen Menschen' die Seele und der Erlöser der Seele verschmolzen wird, so auch in Parzival. Diese Seite kommt im Verhältnis zu Kondwiramurs zum Ausdruck: 'Hier ist Parzival der Erlöser und zugleich der Freier, der die Seele (Kondwiramurs) aus der Not und dem Elend der Materie (Pelrapeire) errettet, in der sie von dem bösen Dämon (Clamidê) gefangen gehalten wird' (S. 24). Auch für eine Reihe anderer manichäischer Vorstellungen lassen sich Parallelen im Parzival auffinden: Die Himmelsreise des 'vollkommenen Menschen' schimmert durch in Wolframs Erzählung von Flegetanis, sowie im Gral, dessen Name auf eine symbolische Darstellung stufenweiser Läuterung deutet, was der Munsalvaesche als 'Berg des Heils' = Läuterungsberg (vgl. Dante) bestätigt. Aus gleicher Quelle stammen die astrologischen und alchimistischen Andeutungen des (Wolframschen) Parzival. Nur in der Provence kann die Dichtung erstmalig entstanden sein, als eine Verherrlichung und Apologie der manichäisch gesinnten Templer. Somit wäre 1. Parzival- und Gralsage nicht zu trennen, sondern als Einheit geschaffen, 2. Wolframs Parzival entwicklungsgeschichtlich die primäre Dichtung, d. h. Wolfram hätte sich eng an Kyot (Guiot) de Provence, den Schöpfer des Parzival, angeschlossen, während 'Chrétien die alte Dichtung verflacht, zusammengestrichen und gekürzt hat, ... aus ihr die Probleme ... mit Stumpf und Stil getilgt ... hat'. — Leider bleibt das Ganze eine Hypothese, deren Beweisführung nicht überzeugen kann. Da die Beziehungen des 'Vollkommenen Menschen' zu der Grundidee des Parzival nur in ganz vagen Allgemeinheiten bestehen, läßt sich der manichäische Einschlag, der evtl. im einzelnen sich bei Wolfram zeigt, nicht für genetische Priorität geltend machen, und so stellt eben die Tatsache, daß der Verf. ohne quellenkritische Scheidung von Wolframs Dichtung ausgeht, auch das sonst Erwägenswerte in Frage. Hans-Friedrich Rosenfeld].

Hans-Friedrich Rosenfeld, 'Herzog Ernst D' und Ulrich von Eschenbach. [Palaestra, 164]. Leipzig, Mayer & Müller, 1929. VIII, 280 S.

L. Behrendt, The ethical teaching of Hugo of Trimberg. (Catholic Un. of Am. studies in German, 1). Catholic Un. of Am., Washington, DC, 1926. 61 S. [Diese Diss. hängt mit dem Aufleben mittelalterlicher Forschung in den Ver. St. zusammen und sucht den Verf. des 'Renner' aus den internationalen Theologieverhältnissen seiner Zeit heraus zu deuten. Die kirchliche Lehre von den acht, später sieben Todsünden steht dabei im Vordergrund, und was M. Forster in der Quellenuntersuchung zu Ælfrics Homilien dazu beisteuert, wird nicht übersehen. Von diesem allgemeinen Hintergrunde hebt sich die sittlich ernste und ehrliche Persönlichkeit des Bamberger Reimers plastisch ab. Die Parallele mit dem gleichzeitig entstandenen und ähnlich beliebten 'Cursor mundi' Nordenglands wird jedem Anglisten auffallen; ob die beiden Werke vielleicht aus gemeinsamer lateinischer Anregung ihr Außenschild bekamen, wäre noch zu erörtern.]

Thomas Murner, Die gottesheilige Messe von Gott allein erstiftet. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Flugschriften aus der Reformationszeit. XIX. Halle, Niemeyer, 1928. VI, 49 S. [Jedem, der sich mit der Reformationsgeschichte beschäftigt, wird der vorliegende handliche und technisch gut ausgeführte Neudruck willkommen sein, der unter möglichst engem Anschluß an das Original von 1528 ausgeführt ist. Die knappe Einleitung bringt die notwendigsten Angaben über die Entstehung und Bedeutung der kleinen Schrift. Ihr theologischer Wert ist gering, da das Meßopfer zwar schon seit Jahrhunderten das Hauptstück des katholischen Kultus war, jedoch damals noch der theoretischen Durchbildung entbehrte, die erst 1547 auf dem Triester Konzil unter Führung der Jesuiten Salmeron und Lainez vorgenommen wurde. M. J. Wolff.]

Digitized by Google

Volksbücher vom sterbenden Rittertum. Hg. v H. Kindermann. (Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe: Volks- und Schwankbücher, Bd. 1.) Weimar, Böhlau, 1928. XXXIX, 300 S. 5 M.

H. Kindermann, Die deutschen Schwankbücher des 16. Jh.s Ihre literarische Entwicklung und kulturkundliche Bedeutung. Danzig, Kafemann, 1929. 31 S.

Hans v. Müller, Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker. Die Geburtsjahrgänge 1561—1892 in 45 Altersgruppen zusammengefaßt. Zugleich ein kleiner Führer durch Goedekes Grundriß, Bd. III—XII. Berlin, Frankfurter Verlags-Anstalt, 1928. 138 S. 3,50 M. (geb. 5 M.) [Auffällige Gemeinsamkeiten bei Vertretern derselben Geburtsjahrgänge haben schon manchmal — der Verf. berichtet darüber in seiner Einleitung — die Aufmerksamkeit erregt; bisher hat man sich aber im wesentlichen mit gelegentlichen Hinweisen begnügt. H. von Müller macht Ernst: er stellt 10 Generationen zu je 4—5 Gruppen von je 7—8 Jahrgängen auf und charakterisiert sie nach ihren künstlerischen oder wissenschaftlichen Zielen und ihren Leistungen. Kein Zweifel, dabei gibt es Überraschungen, und Zusammenhänge treten plötzlich hervor; Stoff zum Nachdenken erhalten wir also in Hülle und Fülle. Der Verf. möchte nun den bisherigen Grundsatz der Literaturgeschichte, den einzelnen Schriftsteller nach der Zeit seines Auftretens und seiner Wirksamkeit einzureihen, durch eine neue Periodisierung nach der Aufeinanderfolge der Generationen ersetzen. Man wird dabei in manchem Falle (Fontane, Liliencron) stutzen, aber der Verf. will auch kein Dogma geben, sondern eine Arbeitshypothese aufstellen, und solche besonderen Fälle sieht er ebensogut wie andere Leute. Also, es sollte auf seinen Gedanken die Probe gemacht werden — wer wagt's? Bis dahin sind auf jeden Fall diese genau gearbeiteten, übersichtlich geordneten Listen eine dankbar zu begrüßende Gabe des unermüdlichen Forschers. A. L.]

Drei friesische Hochzeitsgedichte aus dem 17. Jh. Mit einer Einleitung hg. von J. Haantjes und G. G. Kloeke. (Drucke d. Vereins f. ndd. Sprachf., VIII.) Hamburg, Wachholtz, 1929. XII, 61 S. [Diese für die Aufhellung des Friesischen wichtigen Texte sind Hochzeitsgedichte aus den Jahren 1609 und 1639 mit einer 'Zugabe' von 1640. Die Originale gehörten dem berühmten Franz Junius, aus dessen Nachlaß sie in den Besitz der Bodleiana gelangten. Dort entdeckte sie Siebs, und jetzt können wir sie nicht bloß in sauberem Drucke studieren, sondern zugleich in photographischen Faksimiles.]

Andreas Gryphius, Catharina von Georgien. Abdruck der Ausg. von 1663 m. d. Lesarten von 1657. Hg. v. Willi Flemming. (Braunes Neudr. dtsch. Literaturwerke d. XVI. u. XVII. Jh.s.) Halle, Niemeyer, 1928. XV, 110 S. [Die Ausgabe von 1663, die ein Jahr vor dem Tode des Dichters unter seiner eigenen Obhut erschien, wird auch in der Druckeinrichtung möglichst getreu wiedergegeben; der Druck von 1657 in der ersten Gesamtausgabe bietet meist nur unwesentliche Varianten, doch wird immerhin deutlich, daß Gryphius bewußt am Ausdruck und Rhythmus gefeilt hat. Die Einleitung führt sehr knapp, aber einsichtsvoll in das Verständnis des Dramas und des Gryphiusschen Schaffens ein. Dem Text sind gelegentliche Worterklärungen beigegeben. Hans-Friedrich Rosenfeld.]

Don Kichote de la Mantzscha. Das ist: Juncker Harnisch auß Fleckenland. Aus Hispanischer Spraach in hochteutsche vbersetzt. Franckfurt 1648. Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co. 424 S. mit 4 Abbildungen. 5 M., geb. 6 M. [Diese erste, leider unvollendete Übersetzung des berühmten spanischen Romans geht auf das Original zurück und gibt es trotz mancher Fehler überraschend gut wieder, freilich ohne dem meisterlichen Stil des Cervantes gerecht werden zu können, ein Mangel, der weniger dem Übersetzer als dem Stande der deutschen Prosa seiner Zeit zur Last fällt. Die folgenden Über-

Digitized by Google

tragungen gaben französische Vorlagen wieder; erst 1775 ging Bertuch wieder auf Cervantes zurück, aber er zog dabei diese Übersetzung zu Rate, und auch der eine und andere seiner Nachfolger ist ihr verpflichtet. So war es ein guter Gedanke, zum Hamburger Neuphilologentag von 1928 eine diplomatisch getreue Ausgabe in hübscher Ausstattung zu veranstalten, Bücherliebhaber wie Philologen werden sie gleich willkommen heißen. Das Nachwort H. Tiemanns räumt mit der Sage einer Ausgabe von 1621 auf, stellt mit großer Wahrscheinlichkeit den angeblichen Übersetzer Pahsch Bastel von der Sohle als das Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft Hans Ludwig Knoche fest und gibt wertvollen Aufschluß über die Mängel, die Vorzüge wie die Nachwirkung der Übersetzung. A. Lg.]

Niederdeutsche Klinggedichte Abdr. d. Originalausg. (etwa 1650). (Braunes Neudr. dtsch. Literaturwerke d. XVI. und XVII. Jh.s, Nr. 253—256.) Halle, Niemeyer. 1928. XVII, 162 S. [Die hier mit einigen Besserungen getreu nach dem Original wiedergegebenen Gedichte waren, wenn auch von Hoffmann von Fallersleben erwähnt, bisher unbeachtet geblieben. Sie haben ästhetisch auch nur geringen Wert, bieten aber im Inhaltlichen manches Interessante (erwähnt sei etwa eine Parodie auf einen Passus in Opitz' Poeterey (Nr. 23), oder die Aufzählung von Aberglauben (Nr. 9) und bereichern unsere sprachliche Kenntnis durch zahlreiche seltenere Worte und Wendungen, über die Leitzmann in ausgiebigen Anmerkungen und vollständigem Glossar (mit Hinweisen auf die Spezialwörterbücher) Auskunft gibt. Dank der Mithilfe zweier Lokalforscher gelang es, den Verfasser der Gedichte mit großer Wahrscheinlichkeit zu ermitteln: Anton Rulmann, Sekretär der fürstlichen Kanzlei zu Bückeburg, der 1652 starb. Hans-Friedrich Rosenfeld.]

Grimmelshausens Springinsfeld. Abdr. d. ältesten Originalausg. (1670) m. d. Lesarten der anderen zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Ausgabe. Hg. von J H. Scholte. (Neudr. dtsch. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jh.s, Nr. 249—52.) Halle (Saale), Niemeyer, 1928. XXXIX, 139 S. 1 M. [Der Ausgabe der *Courasche* (Nr. 246—48 derselben Sammlung) schließt sich der *Springinsfeld* in sorgfältigem Abdruck an. Ein Anhang gibt eine Zeittafel, welche die geschichtlichen Daten festlegt; die Einleitung klärt das Verhältnis zum *Simplicissimus*, bespricht Vorzüge und Schwächen des Werkes und erörtert die Frage, welche der beiden Ausgaben von 1670 als die frühere zu gelten habe. Der billige Preis macht den Neudruck jedem Studenten zugänglich. Auf S. XXIII Z. 2 v. u. lies 1683 (statt 1763). A. Lg.]

Kaspar Scheit, Lobrede von wegen des Meyen. Hg. von Ph. Strauch. (Neudrucke dtsch. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jh.s, Nr. 268—269. Halle, Niemeyer, 1929. XII, 92 S. 2 M.

Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Christian Thomasius und Christian Weise. Hg. von F. Brüggemann (Dtsch. Lit. hg. von H. Kindermann. Reihe Aufklärung, I.) Weimar u. Leipzig, Böhlau; Wien u. Leipzig, Österreichischer Bundesverlag. 1928. 349 S. 5 M., geb. 7 M. [Der erste Band des großen Unternehmens, welches das deutsche Geistesleben in seinen wichtigsten und bezeichnendsten Zeugnissen anschaulich machen will, bringt Werke von Thomasius und Weise, die hier seit 200 Jahren zum ersten Male neugedruckt erscheinen. Fallen auf Thomasius auch nur 100 Seiten, so reichen sie doch aus, seine Stellung im geistigen Leben seiner Zeit zu beleuchten, den kampffreudigen Herold der Aufklärung von verschiedenen Seiten kennen zu lehren. Mit Recht ist auch ein Stück aus Locke aufgenommen, durch den Thomasius entscheidend beeinflußt wurde. Weises *Von Verfertigung der Komödien und ihrem Nutzen* geht seinem umfänglichen Spiel *Die unvergnügte Seele* voraus, und das Lustspiel *Vom verfolgten Lateiner* macht den Schluß. Dem Bande und den einzelnen Stücken sind einführende Bemerkungen des Herausgebers mitgegeben, die in knapper Form das Wesentliche zum Verständnis der Texte bringen und deren Verfasser lebendig charak-

Digitized by Google

terisieren — Angaben über Geburts- und Todesjahr brauchten dabei nicht verschmäht zu werden. Druck und Ausstattung erfüllen alle Wünsche; möge der Erfolg dem stolzen Unternehmen nicht fehlen! A. Lg.]

Christian Günther, Die ersten humoristischen Gedichte. Der Gang des Hofes / Abschied in Ruschkowitz. Mit 2 Kartenzeichnungen und Anmerkungen von Adalbert Hoffmann. Breslau, Korn, 11 S. [Dies ist die Gabe der Christian-Günther-Gesellschaft für 1928, deren Geschäftsführer Prof. Heuber in Jauer (Bez. Liegnitz) ist. Mitgeteilt wird ein Versbrief Günthers, den er einem zur Universität abgegangenen Freunde von der Schulbank aus nachsandte, ferner ein Entwurf zur Anfangsstrophe des Gedichts *Mein Buch, das eure Feder kennt*, und zwei Strophen aus *An Leonoren*, alles mit ausführlichem Kommentar. Freunde Günthers seien auf die Gesellschaft hingewiesen. (Jahresbeitrag 3 M.) A. Lg.]

Adalbert Hoffmann, Johann Christian Günther, Bibliographie. Anhang: Eine zum ersten Male veröffentlichte Satire gegen Günther mit deren Vorspiel. 93 S. Neustadt (Oberschl.), Priebatsch, 1929. 94 S.

Adalbert Hoffmann, Die Wahrheit über Christian Günthers Leonore nebst enthüllten Akrostichen des Dichters und neuen Beiträgen zu seiner Lebensgeschichte. Breslau, Avenarius, 1925, ohne Paginierung.

Albert Riemann, Die Asthetik Alexander Gottlieb Baumgartens unter besonderer Berücksichtigung der Meditationes Philosophicae de Nonnullis ad Poema Pertinentibus nebst einer Übersetzung dieser Schrift. (Bausteine zur Gesch. d. dtsch. Lit. hg. von F. Saran, XXI). Halle (Saale), Niemeyer, 1928, XII, 146 S. 6 M. [Der Verf. hat eine Reihe Vorläufer; doch ist seine eingehende, kritische Darlegung des Lehrgebäudes Baumgartens nicht weniger willkommen, besonders weil sie des Philosophen Stellung gegenüber französischen Vorläufern glücklich darlegt und seine Bedeutung für die weitere Entwicklung erkennen läßt. Baumgarten hat nicht bloß als Systematiker eine Lücke in Wolffs Lehre ausfüllen wollen; es führte ihn vielmehr eigene Teilnahme für die Fragen der Kunst, seine Arbeit bedeutete gegenüber Gottscheds Rationalismus einen wesentlichen Fortschritt und enthielt manchen Keim für die Zukunft. Besonders dankenswert ist die Übersetzung der im Titel genannten Erstlingsschrift Baumgartens. A. Lg.]

W. J. Noordhoek, Gellert und Holland. Ein Beitrag zu der Kenntnis der geistigen und literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland im 18. Jh. Amsterdam, Paris, 1928. 164 S. 6,50 M. [Für das Verständnis Gellerts selbst vermag das Buch kaum etwas Neues beizutragen, wohl aber bietet es interessante Beiträge zur Geschichte der Einwirkung der deutschen Literatur auf die holländische. Im 17. Jh. war ja Holland durchaus der gebende Teil gewesen, und auch Persönlichkeiten, die längere Zeit ihres Lebens in Holland zubrachten, wie Ph. von Zesen, vermochten doch keinen nennenswerten Einfluß auf das literarische Leben Hollands auszuüben. Bis in die 60er Jahre des 18. Jh.s war das Interesse für deutsche Literatur in Holland außerordentlich gering, auch mit der Verbreitung deutscher Sprachkenntnis war es auffällig schlecht bestellt. In den 70er Jahren aber bahnte sich ein Umschwung an, und es entstand geradezu, wie sich schon 1792 ein gebildeter Deutscher in holländischen Diensten ausdrückt, 'eine Manie, jedes deutsche Meßprodukt so schnell als möglich holländisch herauszugeben'. Zu diesem Wandel im Interesse trugen Gellerts Schriften nicht wenig bei. Vor allem seine Fabeln und Erzählungen wurden geradezu volkstümlich, sie wurden nicht nur übersetzt, für Kinder und als Schulbuch bearbeitet, sondern regten auch zur Nachahmung an. Auch die 'Moralischen Vorlesungen' fanden eine erstaunliche Verbreitung, und die Briefsammlungen erfreuten sich gleichfalls ziemlicher Beliebtheit. Freilich, stärkere Wirkungen auf die Entwicklung der holländischen Literatur hat Gellert eben doch nicht auszuüben vermocht, und so bleibt denn die Darstellung auch mehr eine Geschichte der Übersetzungen als ein Bild weiterzeugender geistiger Kräfte. Hans-Friedrich Rosenfeld.]

Digitized by Google

A. Wicke, Die Dichter des Göttinger Hains in ihrem Verhältnis zur englischen Literatur und Ästhetik. Kassel, Pillardy, 1929. Göttinger Diss. 110 S. [Göttingen gehörte im 18. Jh. zu England, hatte daher samt ganz Hannover viele persönliche Beziehungen zu London und bekam auch englische Bücher reichlich zu sehen. Es wurde daher eine Einfallspforte für den enlischen Literatureinfluß. Bezeichnenderweise brach ein britisches Werk die Bahn: Youngs bekannte Schrift über 'Original composition'. Klopstock hat die Engländer als Germanen, daher als Landsleute apostrophiert und sowohl ästhetische Nacheiferung als patriotische Reaktion geweckt. Bürger, Hölty, Boie, vor allem Graf Stolberg wanderten auf diesem Wege, gefolgt von vielen anderen, wie hier im einzelnen aufgedeckt wird. Addison und Steele aber hatten durch den 'Spectator' den Boden dazu bereitet. Eine bedeutsame Etappe der deutsch-englischen Literaturbeziehungen wird hier mit geschicktem Fleiß ins Licht gerückt, auf Anregung der Professoren Hecht und Unger, als sollte die alte dichterische Union heutzutage wissenschaftlich weiter gedeihen.]

H. Kindermann, Lessings Entdeckung des Menschen. (25 Jahre T. H. Danzig, S. 3–12).

J. Clivio, Lessing und das Problem der Tragödie (Wege zur Dichtung. Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft, hg. von E. Ermatinger, Bd. V.) Horgen-Zürich, Leipzig, Münster-Presse, 1928. 164 S. [Der Gegenstand des Buches ist viel behandelt worden; der Verf. kann ihn trotzdem neu beleuchten, weil er die Auffassung vom Problem der Tragödie in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhang stellt. Er zeigt, wie das tragische Lebensgefühl durch die Weltanschauung bedingt ist; es ist metaphysisch in dem Bewußtsein eines unlösbaren Widerspruches in der Weltordnung begründet, dem der Einzelne zum Opfer fällt. Der Zeit der Aufklärung, die unter dem Einfluß des Leibnizschen Optimismus stand, war solche Tragik anstößig oder schlechthin unverständlich: sie setzte an Stelle eines metaphysischen Konflikts den psychologischen von Vernunft und Leidenschaft und sah als tragisches Gefühl das Mitleid mit der bedauerlichen menschlichen Schwäche an, die im Einzelfall die Leidenschaften nicht durch die Vernunft zu zügeln wisse. Auf dieser Grundlage beruht nun Lessings Lehre, die darum bei aller Feinheit im einzelnen dem großen Problem nicht gerecht werden konnte, ja deren letzte Gedanken in der Auflösung alles Tragischen mündeten. Der Verf. besitzt die Gabe klarer Darstellung und beweist eindringendes Verständnis für die Fragen der Dichtung; eine schwer begreifliche Entgleisung ist S. 108 die Bezeichnung von *Miß Sara Sampson* als weinerliches Lustspiel. S. 107 hätte es sich empfohlen, die beiden Arten von Mitleid durch eine klarere Terminologie zu scheiden, als es durch den Zusatz 'im engeren Sinne' geschieht. Die Auffassung des *Philotas* (S. 119) als weder der Form noch dem Inhalt nach ernst gemeint will mir nicht einleuchten, und überhaupt scheint mir der Abschnitt *Lessings dichterische Persönlichkeit* (S. 81 ff.) zu negativ geraten zu sein; sein Dichtertum muß als eins ganz eigener Art gewürdigt werden. Doch das sind Einzelheiten — als Ganzes erscheint mir das Buch ungemein wertvoll für das Verständnis der Kritik und Dichtung der Aufklärung. A. Lg.]

Maurus Lindemayr, Lustspiele und Gedichte in oberösterreichischer Mundart, ausgew. u. gänzl. neu bearb. von H. Anschober. Linz, Preßverein, 1928. 180 S. [Der Herausgeber hat die besten Dichtungen Lindemayrs, des Lambacher Benediktiners aus dem 18. Jh., eines der bekanntesten Mundartdichter, neu zugänglich gemacht, nachdem die früheren Sammlungen (Linz 1822 und Linz 1875, hg. von Pius Schmieder) vergriffen waren. Er verfolgt mit seiner Ausgabe die Absicht, Lindemayr beim Volk wieder bekannter zu machen, und hegt die Hoffnung, in seiner Bearbeitung die Stücke des Volksdichters auf der bäuerlichen Bühne etwa wieder zu beleben. Die Ausgabe bringt lauter bereits Bekanntes, was teils in der Sammlung von 1822, teils bei

Digitized by Google

Schmieder gedruckt war. Aber A. hat vielfach umgestellt, gestrichen, zugedichtet, hat Lieder gekürzt und zusammengezogen, so daß durchaus nicht der echte Lindemayr-Text vorliegt. Auch hat er die Schreibung zu modernisieren gesucht, was man ja einer volkstümlichen Auswahl zubilligen kann. Neben einer Reihe von Gedichten sind drei Komödien (Die reisende Ceres, Der ernsthafte Spaß, Der kurzweilige Hochzeitsvertrag) vollständig abgedruckt, aus anderen werden Proben gegeben (aber unter den 'Gedichten'!). Auch Zweifelhaftes, was Schmieder dem Bruder Lindemayrs, Peter Gottlieb L., zugewiesen hatte, hat wieder Eingang gefunden, ohne daß dieser Vorgang gerechtfertigt würde. Die Einleitung unterrichtet knapp über Wissenswertes. Als Leseausgabe, die keine wissenschaftlichen Ziele verfolgt, ist das hübsch ausgestattete Büchlein wohl verwendbar. Wann aber wird uns endlich einmal die wissenschaftliche Ausgabe des seltenen Mannes beschert? Moriz Enzinger.]

H. A. Korff, Die Dichtung von Sturm und Drang im Zusammenhange der Geistesgeschichte. Ein gemeinverständlicher Vortragszyklus. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1928. VIII, 99 S. 3 M. (geb. 4,80 M.). [Die drei Vorträge sind ein Meisterstück der Kunst, in einer auch weiteren Kreisen faßlichen Form schwierige Fragen der Geistesgeschichte zu erörtern. Der Sturm und Drang wird in seiner Verwandtschaft und seinem Gegensatz zur Aufklärung verständlich gemacht, seine Wurzeln wie seine verschiedenen Strebungen werden nachgewiesen; schließlich wird in dem dritten und wohl wichtigsten, weil neues Licht auf die Bewegung werfenden Vortrage die innere Problematik der neuen Dichtung, ihr Enden in Kultur- und Naturpessimismus, die Überwindung solcher Stimmungen durch die Klassik in großen Linien gezeichnet. Im Bestreben, den kürzesten und deutlichsten Ausdruck zu finden, mag diese und jene Einzelheit überspitzt sein (S. 61 Götz als Typus des edlen Verbrechers, S. 59 die 'Dummheit' der Luise Millerin); die gebotene Knappheit zwang den Verf. auch, sich im wesentlichen auf den jungen Goethe, den jungen Schiller zu beschränken und die Sterne zweiter Ordnung ziemlich unberücksichtigt zu lassen. Dafür treten die entscheidenden Merkmale der Zeit an den vollkommensten Verkörperungen ihres Dichtens um so deutlicher hervor, und so übt Korff die Kunst, auf schmalem Raum das Nötige in vollendeter Form zu sagen, in vorbildlicher Weise. Den Genuß dieses Büchleins sollte sich kein Gebildeter entgehen lassen. A. Lg.]

St. M. Hinz, Goethe's Lyric Poems in English Translation after 1860. (Univ. of Wisconsin studies in lang. and lit., 26.) Madison, 1928. 304 S. 2½ Dollars. [Das Buch schließt sich an ein entsprechendes von L. van Tuyl Simmons (Nr. 6 der *Wisconsin studies*) an; beide zusammen bilden also eine Gesamtbibliographie der englischen Übersetzungen Goethischer Gedichte. Die Verfasserin hat keine Mühe gescheut, um der Vollständigkeit möglichst nahezukommen; ihre Listen sind nach allen erdenklichen Gesichtspunkten übersichtlich angelegt: die Hauptsache ist Liste E (S. 89—277), die nach den Bänden der Weimarer Ausgabe geordnete Aufzählung der übersetzten Gedichte mit Angabe des Titels (englisch und deutsch), der ersten Zeile der Übersetzung und der Fundorte. Im Text (S. 9—72) findet man kritische Bemerkungen über die Arbeit der Übersetzer: die Hauptleistung der Zeit nach 1860 war Dowdens *West-Eastern Divan* (1913), sonst behaupten doch bei mancher ausgezeichneten Übertragung im einzelnen die älteren Versuche von Bowring und Aytoun-Martin das Feld. Über 100 Gedichte wurden nach 1860 zum erstenmal übersetzt; am beliebtesten war *Über allen Gipfeln*, dann *Mignon*, jenes reizte 44, dieses 40 Dolmetscher. Noch mancherlei lernen wir im einzelnen über das Auf und Ab der Teilnahme an Goethe, über immer noch unübersetzte Gedichte (darunter *Ilmenau*), über Anteil und Leistung einzelner Persönlichkeiten, über *Poems about Goethe* u. a. Das Buch hat als wichtiger Beitrag zur Kenntnis und zum Studium der geistigen Beziehungen zwischen England und Deutschland zu gelten. A. Lg.]

Digitized by Google

R. Beitl, Goethes Bild der Landschaft. Untersuchungen zur Landschaftsdarstellung in Goethes Kunstprosa. Berlin, de Gruyter, 1929. XI, 245 S.

G. Lange, Gerhard Anton von Halem (1752—1819) als Schriftsteller. (Form und Geist, Arbeiten zur germ. Philol. hg. v. L. Mackensen.) Leipzig, Eichblatt, 1928. 183 S. 6,80 M. Wenn einem Schriftsteller dritten Ranges, und mehr war Halem nicht, eine recht ausführliche Monographie gewidmet wird, so kann sie besonderen Wert dadurch erhalten, daß sie zeigt, welche Ansprüche er erfüllte, um Anerkennung und ein gewisses literarisches Ansehen zu erlangen. Diesen Gesichtspunkt hätte der Verf. ruhig stärker herausarbeiten sollen; denn an sich haben die mannigfaltigen Werke des fleißigen Mannes uns verzweifelt wenig zu sagen, höchstens erweckt sein Wallensteindrama als Schillers Tragödie unmittelbar voraufgehend einige Aufmerksamkeit. Im übrigen wird Halem treffend als Aufklärer charakterisiert, der sich nacheinander gewisser neuer Ausdrucksformen (Klopstock, Ossian, Wieland) bediente, ohne doch jemals aus seinem heimischen Gedankenkreis wesentlich herauszukommen. Die Bezeichnung 'historisches Epos' für eine Gattung seiner Dichtung wäre besser vermieden worden — darunter stellt man sich ganz etwas anderes vor als diese *Teudelinde* und *Adelheid von Burgund*. Auf S. 160 lies Mariana (statt Marian) und Guillén (statt Guille). A. Lg.]

H. Bürgisser, Johann Peter Hebel als Erzähler. (Wege zur Dichtung. Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft, hg. v. E. Ermatinger, VII). Horgen-Zürich, Leipzig, Münster-Presse, 1929. 113 S. [Die Schrift bietet mehr, als ihr Titel vermuten läßt — sie umfaßt auch den Hebel der *Allemannischen Gedichte*, die vor allem lyrischen eingeschlossen. Aus der Erfassung der Weltanschauung und der sie begründenden Gedankenerlebnisse erwächst das Verständnis des Dichters mit seiner eigentümlichen Geistesfreiheit und seinem Humor. Gewiß blieb er im Bereiche von Aufklärung und Rokoko, aber in dem ihm gewiesenen Bezirke gelangte er, in aller Bescheidenheit selbständig Goethes Wege gehend, zu seiner naturhaften Gläubigkeit und Sicherheit. Wie innere und äußere Form der Werke mit dieser schlichten und eindrucksvollen Persönlichkeit zusammenklingen, wird eingehend und im wesentlichen auch einleuchtend gezeigt; eine in ihrer Beschränkung durchaus echte Kunst erhält hier einen trefflichen Kommentar. A. Lg.]

Lothar Kempter, Hölderlin und die Mythologie. (Wege zur Dichtung. Zürcher Schriften z. Literaturwissenschaft, hg. v. E. Ermatinger, VI). Horgen-Zürich, Leipzig, Münster-Presse, 1929. 154 S. [Für die tüchtige und hingebende Arbeit des Verf.s zeugt der Anhang (S. 89—154), der also dem eigentlichen Text (S. 13—88) an Umfang nicht viel nachsteht; er enthält die Belegstellen, Anmerkungen, einige Einzelausführungen. Die Abhandlung selbst ist mehr Rhapsodie als wissenschaftliche Darstellung; man kann den Schwung der Sprache, das liebevolle Einfühlen in Hölderlins Wesen und Dichten gern anerkennen und darf doch wünschen, daß der Verf. dem Charakter einer wissenschaftlichen Monographie, die nun einmal eher auf klare Darlegung der Ergebnisse als auf ästhetischen Genuß geht, mehr Rechnung getragen hätte. Er begreift Mythologie als 'durch Geschichte, Glauben Kunst' bereits Ausgedrücktes; in drei großen Abschnitten (Mischung, Streit und Treue, Bindung) zeigt er den Weg seines Dichters von sorgloser Aufnahme vorhandenen Schmuckes über innerliche Auseinandersetzung zu dem Versuch einer Aussöhnung; das eigene Gestalten, der Mythos, bleibt einer besonderen Darstellung vorbehalten. A. Lg.]

From Novalis to Nietzsche. Anthology of Nineteenth Century German Literature, ed. by S. Liptzin. New York, Prentice Hall, Inc., 1929. XXII, 607 S. Die Anthologie umfaßt Prosa und Poesie, beide in allen Gattungen; Ziel ist, ein charakteristisches Bild von jedem aufgenommenen Schriftsteller zu geben. Bei dem immerhin beschränkten Raum kann da freilich nicht jeder zu vollem Rechte kommen, doch verdient im ganzen die Auswahl alle An-

Digitized by Google

erkennung; nur hätte bei der Droste-Hülshoff die Balladendichtung niemals ganz ausfallen dürfen, und wo Gedichte gekürzt worden sind wie bei Freiligrath, hätte das angegeben werden müssen. Seinen Zweck, Amerikaner englischer Sprache in die deutsche Literatur einzuführen, wird das Buch trefflich erfüllen; ich denke, sein Herausgeber wird es begrüßen, wenn ich ihn auf ein paar Mißverständnisse aufmerksam mache, die ihm im Glossar unterlaufen sind: die deutsche Sprache hat nun einmal ihre Tücken. S. 245, Z. 4 v. u. Büchners Dritter Bürger will den Aristokraten das Fett auslassen und seine Suppen damit *schmelzen*, d. h. ihnen den nötigen Fettzusatz geben, aber nicht *to melt;* S. 249, Z. 18 Dantons 'da ist gar kein *Absehen*, wie es anders werden soll' bedeutet, daß niemand ermessen kann, wie ...; das wird weder mit *purpose, design* noch mit *learn by seeing* wiedergegeben. S. 266, Z. 6 in Freiligraths *Requiescat* ist mit dem Ausdruck 'ob er ... fremden Ungeschmack *vertiere*' *übersetzen* (vom lat. *vertere*) gemeint, aber nicht *to brutalize*. S. 401 fliegt Kellers Vielfraß '*mit einem tüchtigen Gerbmittel im Leib*' zur Tür hinaus. Das Glossar sagt *thrashing*, aber Prügel, die er freilich auch bekommen haben mag, trägt man nicht im Leibe; der Bursche hat sich überfressen, glaubte sich überdies durch die 'Sublimat'-früchte vergiftet, und daher hat ihm der Apotheker ein Brechmittel gegeben (*gerben*, bes. in der Studentensprache = *brechen, sich übergeben*). A. Lg.]

W. Heiske, Ludwig Uhlands Volksliedersammlung. (Palaestra, 167.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. VIII, 148 S.

H. L. Stoltenberg, Platens Oden und Festgesänge. Beobachtungen und Vorschläge zum deutschen Strophenbau. Berlin, Werk-Verlag, 1929. 31 S.

Romantikforschungen. (Dtsch. Vierteljahrsschrift, 16). Halle, Niemeyer, 1929. 333 S. [B. Heimann, Die Freundschaft in Schleiermachers Leben und Lehre. — J. Körner, August Wilhelm Schlegel, Die griechische und lateinische Sprache, Charakteristiken. — H. Gumbel, Ludwig Tiecks dichterischer Weg. — R. Samuel, Der berufliche Werdegang Friedrich von Hardenbergs. — K. Hamburger, Novalis und Mathematik. Eine Studie zur Erkenntnistheorie der Romantik. — K. May, Weltbild und innere Form der Klassik und Romantik im 'Wilhelm Meister' und 'Heinrich von Ofterdingen'. — B. v. Wiese, Novalis und die romantischen Konvertiten. — A. Müller, Die Auseinandersetzung der Romantik mit den Ideen der Revolution.

Gottfried Kellers Briefe, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Max Nußberger. Mit 4 Bildertafeln und einer Handschrift. Leipzig, Bibliographisches Institut. [Es war ein äußerst glücklicher Gedanke, eine Auswahl von Kellers Briefen, die so reich sind an Aufschlüssen über sein Wesen und die Entstehung und Würdigung seiner Werke, für die weitere Kellergemeinde vorzulegen. Die Bearbeitung konnte in keine geschickteren Hände gelegt werden. Die knappen und doch inhaltlich sehr reichen Anmerkungen sind ganz vorzüglich, und das Register bildet eine äußerst brauchbare Beigabe, aus der reiche Belehrung zu schöpfen ist. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß Kellers Eigenart durch diesen Briefband sich weitere Freunde und Verehrer gewinnen wird. A. L. (Jena).]

Grabert-Hartig, Deutschkunde im französischen Unterricht. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 192 S.

M. Kapp, Thomas Manns novellistische Kunst. Ideen und Probleme, Atmosphäre und Symbolik seiner Erzählungen. München, Drei Masken. 99 S. [Die Schrift analysiert Th. Manns Erzählungen eindringend und meist durchaus überzeugend. Daß der Dichter von einer Auseinandersetzung mit dem Gegensatz des Künstlerischen und Bürgerlichen ausgeht, ist an sich schon häufig hervorgehoben worden — hier wird gezeigt, wie diese Auseinandersetzung in verschiedenen Höhenlagen und Ausdrucksformen vor sich geht, wie sie alle seine Erzählungen durchdringt, sich schließlich zum Dualismus von Geist und Leben, Idee und Sein ausweitet. Man wird dem Verf. für

Digitized by Google

seine Arbeit aufrichtig dankbar sein; sie führt ins innere Wesen dieser strengen und herben Kunst und läßt in ihrer Mannigfaltigkeit die Einheit erscheinen; hier und da wird man allerdings auch zweifeln, ob nicht zu weit gegangen wird. Nietzsche wäre wohl etwas verwundert über die Art, wie hier (zuerst S. 14) das Gegensatzpaar apollinisch-dionysisch verwandt wird, und eine Erzählung wie *Der Weg zum Friedhof* gerade auf den Widerspruch des Künstlerischen und Bürgerlichen aufzubauen, scheint mir nur bei sehr kühner Deutung möglich. A. Lg.]

Ludwig Böer, Agnes Miegel und ihre Balladen. Breslauer Diss. 37 S. 3 M.

Velhagen u. Klasings Deutsche Lesebogen. Materialien zum Arbeitsunterricht. Hg. v. H. Henning u. K. Kesseler. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1930:

Nr. 126. Edda II. Auswahl aus der Heldendichtung. Nach der Simrockschen Übersetzung bearb. und hg. v. O. Uebel. 50 S.

Nr. 127. Aus Gottfried Kellers Briefen und Tagebüchern. Hg. v. E. Glaser-Gerhard. 60 S.

Nr. 131. Greifenbücherei. Bd. 9. Th. Storm, Aquis submersus. Hg. v. P. Winter. 60 S.

Nr. 132. Greifenbücherei. Bd. 10. Th. Storm, Polo Poppenspäler. Hg. v. P. Winter.

Velhagen und Klasings Samml. Dtsch. Schulausg. Bd. 240. Goethes Weltanschauung. Hg. v. J. Speck. Mit 1 Bild. Bielefeld 1929. 226 S.

Englisch.

Englische Studien. LXIII, 3 [R. Metz, Unveröffentlichte Briefe David Humes. — H. Bergholz, John Drinkwater als Dramatiker].

Anglia. LII, 4 [A. Zobel, Darstellung und kritische Würdigung der Sprachphilosophie John Lockes. — W. Langhans, Chaucers angebliche Übersetzung des Traktats *De condemptu mundi* von Innocenz III. — R. Kuehnemund, Berichtigung zu 'Das Drama Eugene O'Neills'. — G. Schleich, Zu den Sprichwörtern Hendings. — W. Marschall, Welchen Dialekt spricht Hamlet? — S. A. Tannenbaum, Five notes on Hamlet. — E. W. Scripture, Der Versrhythmus in King Horn]. — LIII, 1—2 [John Koch, Textkritische Bemerkungen zu Chaucers 'Kleineren Dichtungen'. — W. Marschall, Das 'Argument' zu Shakespeares Lucrece. — W. Wichgraf, Susos Horologium sapientiae in England nach Hss. des 15. Jh.s. — G. von Petzold, Nietzsche in englisch-amerikanischer Beurteilung bis zum Ausgang des Weltkrieges. — E. W. Scripture, Besondere Betonungen im englischen Vers. — Francis P. Magoun, 'Muchel *broken* harm,' C. T., E 1425]. — 3, September 1929 [Jottings on Old English poems. — V. Langhans, Die Datierung der Prosastücke Chaucers. — W. Wichgraf, Susos Horologium sapientiae in England nach Hss. des 15. Jh.s (Fortsetzung). — H. Richter, Robert Southey. — K. Malone, Notes on Beowulf].

Beiblatt zu Anglia XL, 2, Febr.; 3, März; 4, April; 5, Mai; 6, Juni; 7, Juli; 8, August; 9, September 1929.

English studies. XI, 2, April 1929 [L. P. H. Eijkman, The area of the glottis in vowels. — W. van der Gaaf, The conversion of the indirect personal object into the subject of a passive construction, II]. — 3, June [R. W. Chambers, Beowulf's fight with Grendel, and its Scandinavian parallels]. — 5, Oct. [M. Praz, Sir Thomas Browne. — L. P. H. Eijkman, The syllable. — B. A. P. van Dam, Alleyn's player's part of Greene's *Orlando furioso*, and the text of the Q of 1594].

The review of English studies. V, 18, Apr. 1929 [K. Malone, Anglo-Saxon: a semantic study].

Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas. Fortsetzung der 'Gießener Beiträge', hg. v. W. Horn. IV, 2, Breslau, Engl. Sem. d. Univ. Breslau, 1928. S. 114—227 [K. Renning, The shepherds

Digitized by Google

tale of the Powder Plot. — W. Holzhausen, Übersee in den Darstellungsformen des Elisabethanischen Dramas]. — V, 1, S. 1—180 [Anne Weimar, Die Naturschilderungen in den Romanen Walter Scotts und seine Vorläufer. — O. Lösch, das Naturgefühl bei George Eliot und Thomas Hardy.] V, 2 [H. Keßler, Die Verwendung der Mundart bei Bret Harte].

Britannica. Max Förster zum sechzigsten Geburtstage. Mit 3 Tafeln und Abbildungen im Text. Leipzig, Tauchnitz, 1929 [Fr. Klaeber, Eine germanisch-englische Formel: Ein stilistisch-syntaktischer Streifzug. — A. Brandl, Der Saalkampf in Finns Burg. — J. Hoops, War Beowulf König von Dänemark? — J. Schick, Die Urquelle der Offa-Konstanze-Sage. — E. Sievers, Cædmon und Genesis. — L. L. Schücking, Söna im Beowulf. — W. Keller, Zur Worttrennung in den angelsächsischen Handschriften. — L. Morsbach, Umschriften ags. Urkunden in einer Pergamentrolle des späten 13. Jahrhunderts. — T. Gwinn Jones, Cerdd Freuddwijd Gymræg. — G. Müller, Wortkundliches aus mittelenglischen Medizinbüchern. — T. H. Parry-Williams, Fragments of English or concerning English from Welsh Manuscripts. — Ders., Notes on two Welsh words. — B. Borowski, Die Rolle der Autologie im Lebenssystem des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance in England. — R. Haferkorn, Quellen zur Erforschung des englischen Büchermarktes im 18. Jahrhundert. — M. Deutschbein, Romantisch und Romanesk. — A. Schröer, Einiges über moderne Shakespeare-Aufführungen und die Frage: Wie ist Mundartliches in Gedichten und Dramen zu lesen? — R. Spindler, Die Arthursage in der viktorianischen Dichtung. — B. Fehr, Expressionismus in der neuesten englischen Lyrik. — R. Huscher, Über Eigenart und Ursprung des englischen Naturgefühls. — K. Wildhagen, Die englische Sprache, ein Spiegelbild englischen Wesens. — H. Schöffler, England in der deutschen Bildung].

Karl Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache. 1. Bd.: Einleitung, Lautgeschichte. Lief. 6[11]—9, S. 549—796. Leipzig, Tauchnitz, 1929.

H. Schreuder, Pejorative sense development in English. Diss. Groningen, Noordhoff, 1929. 176 S. [Aus der Schule Swaens hervorgegangen, bringt Vf. eine überraschende Anzahl von Wörtern, deren Bedeutung sich ins Niedrige gewendet hat. Das Register dieser Ausdrücke läuft dreispaltig durch drei Seiten. Der Grund liegt einerseits in den vulgären Massen und Gewöhnlichkeitsdichtungen, für die die Sprache einmal vorhanden ist; manchmal im Auftauchen oder Sinken einer Bevölkerungsschicht. Rittertum, Puritanertum, soziale Bewegungen, auch Völkerhaß und Weltkrieg haben Spuren solcher Art hinterlassen. 'Hunne' gebraucht schon Victor Hugo von den Deutschen, S. 97. In einem Middlesex police-court beschwerte sich ein 'defendant' 1915: 'he called me a German and other filthy names'. Die Zusammenstellung gewährt einen interessanten Einblick in das in der Sprache ruhende Leben. Anderseits werden aber auch 'optimistic tendencies' fühlbar; der Pferdeknecht ist zu einem 'marshal' vorgerückt, der Stallwart zu einem 'steward', der Knecht zu einem 'knight', S. 58 f. Reiche Beispielsammlung.]

E. Jeffries Davis und M. Weinbaum, Select documents XIII. Sources for the London Eyre of 1321. (Bulletin of the institute of historical research VII, 19, June 1929.) S. 35—38.

Beowulf and the fight at Finnsburg, ed. with intr., bibliog., notes, glossary, and appendices by Fr. Klaeber. With supplement. Boston, Heath, o. J. CLVI, 446 S. [Diese ausgezeichnete Ausgabe mit reicher Einleitung, sehr fleißiger Bibliographie, vielseitigem Kommentar und durchgehends gesunder Kritik hat es sechs Jahre, nachdem sie 1922 erschienen war, jetzt zu einer zweiten Auflage gebracht, die sich durch ein Supplement von 34 S. empfiehlt, während die vorausgehenden Partien unverändert bleiben mußten. Nachgetragen werden zunächst alle Neuerscheinungen, die sich irgendwie auf Beowulf beziehen, auch die Rezensionen, was besonders dankenswert ist. Kritische Bemerkungen sind da und dort eingestreut, die mit lakonischer

Digitized by Google

Kürze viel besagen; so heißt es z. B. im Hinblick auf die ags. Literaturgeschichte von Legouis: 'Remarkable for a certain unwillingness to appreciate'; bei Sievers, 'Zu Cynewulf' 1925, heißt es: 'The thesis that alliteration is not confined to rhythmically accented syllables raises serious doubts'; gegen die Konjektur 'merewicingas' statt 'Merewioingas' v. 2921 ist zu lesen 'Why should the messenger express such a sentimental regret (â syððan) more than fifty years after Hygelac's death — disregarding, it almost seems, Beowulf's own beneficent reign?' Besondere Beachtung verdient die Schlußbemerkung über die Entstehung des Beowulf, über den Christuscharakter des Helden und die Bekanntschaft des Dichters mit augusteischer Epik, als deren Hauptvertreter Vergil erscheint.]

Mittelenglisches Lesebuch für Anfänger von K. Brunner und R. Hittmair. (Streitbergs Germ. Bibl., III 9). Heidelberg, Winter, 1929. VIII, 121 S. 3,20 M. kart. [Eine Probe aus 'Sawles warde' macht den Anfang; daß die Quelle 'De anima' IV 13 und die Varianten der beiden Hss. mit abgedruckt sind, erweckt sofort Vertrauen; der Anfänger wird bereits an das Problem der dichterischen Originalität und der unverläßlichen Abschreiber herangeführt. Lazamon, Orrm, King Horn, Robert Manning, Gawein und Langland bieten dann gute Texte, wobei die Biographie der Autoren nicht vergessen wird. Glücklich war der Gedanke, von der Hochzeit zu Kana, Joh. II 1—11, eine Predigt des Wiclif und die Übersetzung des Wiclif-Purvey vorzuführen. Auch von Chaucers Prolog 1—42 erhalten wir die lateinische Vorlage und zwei Nachahmungen, sowie neben der Erzählung des Mönches die Ugolino-Geschichte des Dante als Quelle und von der Umgießung des Petrarca-Sonetts 88 den italienischen Text, also anregendes Vergleichsmaterial. Eine Probe aus Lydgate macht den Beschluß. Das Glossar gibt Etymon und Bedeutung und verweist fleißig auf orthographische Parallelformen, um dem Anfänger zu helfen. Ein praktisches Büchlein; allerdings nicht übermäßig billig.]

Reinald Hoops, Der Begriff 'romance' in der mittelenglischen und frühneuenglischen Literatur. (Angl. Forsch., 68.) Heidelberg, Winter, 1929. VIII, 98 S.

M. Weinbaum, Verfassungsgeschichte Londons. 1066—1228. (Aubins Beihefte z. Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, 15.) Stuttgart, Kohlhammer, 1929. VI, 143 S.

D. D. Griffith, A bibliography of Chaucer. 1908—1924. (University of Washington Publications in language and literature, IV.) Seattle, University of Washington Press, 1926. 148 S. [Was seit Hammonds Handbuch an Chaucerforschung zutage kam, ist hier mit sichtlichem Fleiß und gewiß zum Danke aller beteiligten Forscher übersichtlich verzeichnet. Nur die Titel sind gegeben, dazu die Rezensionen in wissenschaftlichen Zeitschriften; solche Kürze gewährt Übersichtlichkeit. Eingeteilt ist in zwei Hauptteile: I umfaßt bibliographische Schriften, Chaucers Leben, Ausgaben, Forschungen und Kritik, Kulturbild von Chaucers Zeit. In Part II folgen dann die Werke über einzelne Dichtungen, vorderhand natürlich über die Canterbury tales. Was Vollständigkeit betrifft, sucht man wohl da und dort einiges vergeblich; um aber das Bessere nicht zu sehr zum Feinde des Guten zu machen, sei für die mühevolle nützliche Arbeit hier nur Anerkennung ausgedrückt.]

A bibliography of fifteenth century literature. With special reference to the history of English culture by L. L. Tucker and A. R. Benham. Univ. of Washington publ. in language and literature II, 3 p. 113—274. Seattle, Washington, Univ. of Washington Press, 1928. [Wells hat für sein 'Manual' einen Fortsetzer gefunden, der das 15. Jh. nachtragen will und in der Tat die selbständig neugedruckten Denkmäler mit dankenswertem Fleiße verzeichnet. Im Unterschied zu Wells hat er leider auf die Ausbeutung der Zss. verzichtet. Er gibt nur Büchertitel. Seine Einteilung ist: 1. Bibliographisches,

Digitized by Google

2. Politik, Wirtschaft, Kultur und Sprache als Hintergrund, 3. eigentliche Literatur mit den Unterabteilungen: allgemeine Texte, allgemeine Verarbeitung, Autoren, anonyme Schriften.]

The earliest English translations of Erasmus' Colloquia. 1536—1566. Two dyaloges. — A mery dialogue. — Ye pylgremage of pure deuotyion. — Diuersoria, ed. with introd. and notes by H. de Vocht. Löwen, Uystpruyst, 1928. LXXXVI, 319 S. [Diese Übersetzungen machen die mächtige Wirkung deutlich, die Erasmus auf das England Heinrichs VIII. ausübte. Sie behandeln das ausgelassene Leben einiger Reformatoren, die Unlogik empfindlicher Schreier, die Unbotmäßigkeit einer Frau, woran sich aus den 'Hundred merry tales' die Geschichte vom 'Dumb wife' schließt, Reliquienkult und Pilgerfahrt. Von den Übersetzern ist nur einer mit Namen bekannt: Edmond Becke, der zu den Propagandisten gehörte, denen der Klosteraufheber Cromwell Beschäftigung gab. Vorliegende Ausgabe ist auf Anregung von Prof. Bang Kaup entstanden und von Prof. Vocht an der Universität Löwen akkurat und umsichtig gemacht worden, auch mit der Liebe zu Erasmus, dem Rotterdamer, die dem heutigen Holländer so gut ansteht. Viele Kulturverhältnisse werden hier gestreift: dies gibt der Veröffentlichung das vorwiegende Interesse.]

J. W. Draper, The funeral elegy and the rise of English romanticism. Washington, The New York University Press, 1929. XV, 358. [Umfänglich und eingehend beschreibt Draper die literarischen Leistungen Englands auf dem Gebiete der Totenelegie. Andeutungsweise beginnt er bereits mit der 'Perle' und Chaucers Buch von der Herzogin; gründlich setzt er erst bei Spenser ein, dessen poetischer Nachruf auf Astrophel — Sidney, † 1586, offenbar diese Trauergattung in Mode brachte. Manches Gute und viel Mittelmäßiges ist dann darin geleistet worden; interessant hebt Draper hervor, wie zuerst der Adel solche Gedichte veranlaßte, dann die Bürgerlichen darauf eingingen, sowohl in England als in den amerikanischen Kolonien. Zu Ende des 18. Jh.s verfielen die Bürgerlichen bereits der Sentimentalität, die dann unter Richardson zur Signatur der damaligen englischen Dichtung überhaupt sich entwickelte. In Schottland spielt presbyterianisches Denken, in England seit 1738 methodistisches herein. Als Gipfel erscheinen Youngs 'Night thoughts' und Grays bekannte 'Elegy', die von den Vorgängern auch Einzelheiten borgten. Hier macht Verf. Schluß und wirft nur noch einen allgemeinen Ausblick auf die Romantik.]

H. Howard, Earl of Surrey, The poems, ed. with an introduction and notes by F. M. Padelford, revised ed. Seattle, Washington, University of Washington Press, 1928. 284 fol. mit Surrey's Bild. [Mit dem Hg. englischer Lyrik des früh-16. Jh.s begehen wir hier ein angenehmes Wiedersehen. Padelford hat den zweiten Teil seiner alten Einleitung von 1920 umgeschrieben und vermehrt, die Bibliographie modernisiert und mancherlei Ungenauigkeit berichtigt, so daß diese Gesamtausgabe von Surrey nach allen vorhandenen Originaldrucken und Hss. einen vorzüglichen Eindruck macht. Die Tragödie des Dichters ist lebendig vorgetragen. Um der eigenen Lebensgefahr zu entgehen, mußte der jugendliche, vornehme, stolze Dichter der Hinrichtung seiner nahen Verwandten Anna Boleyn als Marschall beiwohnen, 'heard the inspired confession of his cousin and saw her head severed from her body', wofür ihm die Überweisung einiger Güter eher eine Demütigung als ein Trost sein mußte. Sein Empfinden brach sich reichlich in Versen Bahn; die Hauptfrage, ob er nur Stilübungen oder wirkliche Herzensbekenntnisse schrieb, wird in letzterem Sinne bejaht, soweit es sich um Lyrik handelt. Englische Verschlossenheit siegt über italienische Formenfreude. Mehr als Künstler bewährt er sich in der Metrik. Den Fortschritten seines Versflusses spürt Padelford mit besonderem Eifer nach. Nichtenglische Vorgänger wie Bapst, Hoelper, Imelmann, Koeppel sind fleißig genannt. Als Anhang erhalten wir 'The complaint of Harpalus' und 'Of Thestilis', zwei 'Pastorals,

Digitized by Google

die in Tottel's 'Miscellany' anonym, dann aber in 'England's Helicon' 1600 unter Surrey's Namen erschienen.]

L. Strachey, Elisabeth und Essex. Eine tragische Historie. Deutsch von H. Reisiger. Berlin, Fischer, 1929. 298 S. [Lebensvolle Psychologie der Leidenschaft, untermischt mit kleinen humoristischen Bosheiten und auch mit gewichtigen Augenblicksbildern, ist das Charakteristische an Stracheys biographischer Technik. Mit Quellen und sonstigem Apparate schlägt er sich nicht herum; er bietet ein langes Kapitel über Francis Bacon, ohne auf seine Philosophie mit einem Worte einzugehen; er vergegenwärtigt uns den irischen Feldzug von Essex, ohne sich auf militärische Fragen einzulassen; er führt uns die Königin Elisabeth vor, ohne ihre politischen Probleme zu erörtern; aber wie die Mutter von Bacon ihre Habe gegen ihn verteidigte, wie Graf Tyrone halb als verräterischer Schelm und halb als großer Patriot das Irenvolk gegen England mobilisierte, wie der kühne Staatsmann Burleigh mit kalter Kraft neben Elisabeth stand und unvermerkt ihre Steuerhand dirigierte, all das wirkt überraschend real und verdiente dem Buch die deutsche Übersetzung. Ob man sich darauf verlassen darf? Vielerlei Tatsachenausmalung kann man nicht erweisen; das Wort der Quellen ist so bestrahlt zum Sprechen gebracht, aufgebläht und mit künstlerischem Sinn erweitert, daß wir eine Reihe Anekdoten vor Augen bekommen, wo der nüchterne Historiker nur flüchtige Andeutungen, oft nur Ungeschriebenes zwischen den Zeilen sieht. Man muß selber die Quellen nachschlagen, um die Kühnheit von Stracheys Auslegung zu erkennen, was doch oft in eine Bewunderung seines Maßhaltens ausläuft. Sein Werk hat, obwohl es niemals unhistorisch erfindet, mehr künstlerischen als kritischen Wert, und zwar nicht bloß in der Beschreibung einzelner Personen und Vorgänge, sondern auch im Gesamtbau. Bezeichnend dafür ist es, wie er Bacons zweideutig-selbstsüchtige Gestalt an mehreren Stellen auftauchen und mit dämonischer Überlegung eingreifen läßt: nicht gleich zu Anfang, sondern erst, nachdem sich ein Ungewitter zwischen der Königin und Essex entladen hat; dann aber mit einem Gesamtausblick auf seine Erfolge und sein Ende; dann wie ein schleichender Dämon als gescheiter Ausnutzer von Gelegenheiten, um auf Kosten seines großen Wohltäters Essex selber emporzukommen, um mit dessen wortreicher Verurteilung sich Lohn von der Königin zu erschmeicheln; endlich als lächelnder Erbe der Zukunft, nachdem Essex verblutet und die Königin sich zerquält hat. Shakespeare wird nur an ein paar Stellen gestreift; in den Versen, in denen er den nach Irland ausziehenden Essex grüßte, wittert Strachey einiges Unbehagen. Aber das Temperament der Shakespearezeit bricht auf jeder Seite hervor, glänzend, morallos, ultramenschlich, und deshalb empfiehlt sich das Buch jedem Shakespearefreunde.]

R. W. Zandvoort, Sidney's Arcadia, a comparison between the two versions. Amsterdam, Swets, 1929. 216 S. [Eigentlich handelt es sich um drei Redaktionen: 1. die Urfassung, als Ganzes in mehreren Hss. erhalten und um oder kurz nach 1577 geschrieben; 2. die als 'Quarto' 1590 gedruckte, aber schon 1581—82 schriftlich hergestellte; 3. die als 'Folio' 1593 gedruckte, was Buch I und II betrifft. Aber bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß die Folio von 1593 nur eine Revision der Quarto von 1590 ist, und dann, vom dritten Buche ab, den Urtext von ca. 1577 ans Tageslicht brachte. Der Neudruck von Sommer 1891 folgte der Quarto von 1590 und umfaßte dementsprechend nur Buch I und II der 'Arcadia'; der Neudruck von Feuillerat folgte zunächst derselben Vorlage, bietet dann aber auch die übrigen von Sidney geschriebenen Bücher, ist also eine Mischung der beiden altgedruckten Fassungen. Vom handschr. erhaltenen Urtext der Bücher I und II, entdeckt durch Dobell 1909, erhalten wir erst jetzt durch Zandvoort eine genauere Beschreibung und teilweise auch die Varianten gegenüber der Quarto; eine historisch-kritische Gesamtausgabe bleibt also noch zu wünschen. Da Zand-

Digitized by Google

voort bei seinen Darlegungen nur von zwei 'Fassungen' ausgeht, was ja nicht unberechtigt ist, und nirgends eine tabellarische Übersicht der Gesamtverhältnisse gibt, kann ich zwar hoffen, aber nicht sicher sein, daß ich die Verhältnisse bis ins letzte Wort richtig oben beschrieben habe. Die Arbeit von Zandvoort, sehr verdienstlich wie sie ist, wurde dadurch ermöglicht, daß ihm in Harvard der Text von 1577 handschriftlich zugänglich war; sie wurde aber dadurch noch gefördert, daß in Harvard einige Abhandlungen über Sidney handschriftlich hinterlegt sind, namentlich die von W. V. Moody über dessen Quellen 1894. Was Verf. an gedruckten und an geschriebenen Einzeldarstellungen über Sidney vorfand und benutzte, stellte er in einer Bibliographie am Ende zusammen. Als Problem faßte er zunächst die Textverhältnisse ins Auge; dann die Fortschritte Sidneys von ca. 1577 bis ca. 1582 als 'story-teller', als 'thinker', betreffs 'style' und betreffs 'sources', also nach vier Richtungen, die leider etwas durcheinandergehen. Zandvoort vergleicht exakt und denkend, geht aber zu gern von Polemik aus, anstatt zunächst die Tatsachen klar und übersichtlich zu buchen; auch möchte ich bloße Wertung von objektiver Forschung strenger unterscheiden. Als Hauptanreger Sidneys erweist sich Heliodor; aber dann kommen gleich Montemajors 'Diana' und der 'Amadis'; Sannazaros 'Arcadia' scheint doch etwas mehr beigesteuert zu haben, als man bisher glaubte; Achilles Tatius nicht mehr, als bereits Wolff beobachtete. Brie soll zu viel Politik in den Roman hineingelesen haben; vielleicht war aber tatsächlich die ganze Sidney-Spenser-Gruppe weit mehr auf Propaganda eingestellt, als ihr emphatisch betontes Griechentum erwarten läßt. Das Buch Zandvoorts, dem leider ein Register fehlt, darf nicht übersehen werden. A. Brandl.]

P. Constantin-Weyer, William Shakespeare. Avec soixant planches horstexte en héliogravure. (Maîtres des littératures, 1.) Paris, Rieder, 1929. 60 S. [Wer sich literarhistorisch ergötzen will, der greife nach diesem Büchlein. Viel Neues steht drin, z. B. eine Beschreibung der Fensterlszene, in der sich der junge Shakespeare mit Anne Hathaway verbandelte; sogar die spöttischen Zurufe der Nachbarsleute sind wiedergegeben. Eines Tages stemmte Sh.s Vater die Füße gegen den Kamin und las das Romeus-Epos von Arthur Brooke; daraus entsprang das Romeo-Drama, indem der Stratforder Schulkamerad des Dichters, Field, als Buchhändlerlehrling zu London ihn noch auf die einschlägige Novelle von Bandello verwies. Auch der Hirschbraten, den sich der Stradforder Taugenichts aus dem Park des Ritters Lucy holte, duftet uns lieblich entgegen. Ernsthafter ging es bei der Entstehung des Hamlet zu; Shakespeare hatte nämlich eine Jugendgeliebte namens Katharina Hamlet, die ihm einen Sohn dieses Namens schenkte und dann, weil von ihm verlassen, ins Wasser ging. Jetzt wissen wir doch Bescheid über die Herkunft der Ophelia. Um solche Weisheit zu belegen, ist eine eigene Bibliographie beigefügt, in der sogar ein deutsches Buch vorkommt: 'La Bibliographie courante est donnée dans les volumes du Shakespeare-Jahrbuch.']

E. Winninghoff, Das Theaterkostüm bei Shakespeare. Dissertation. Münster i. W., Buschmann, 1927. 83 S. [Nicht bloß Shakespeare wird ausgebeutet, sondern auch die Dramatiker um ihn. Zeitgenössisches Kostüm herrscht vor, aber es fehlt auch nicht an Ansätzen zu historischem, besonders bei Shakespeare, und in heimatlicher Hinsicht. Für die Feenkönigin wünscht man ein weites weißes oder grünes Seidengewand mit langen wehenden Bändern. Die Hexen des Macbeth tragen Bärte, faltigen Mund und welke Finger, dazu schwarze Gewänder von 'wilder' Form. Tierkostüme sind beliebt, entsprechend einer weitverbreiteten Tradition des Mittelalters. Teufel erscheinen als schwarze Hunde, Drachen in weißem, rotem oder schwarzem Steifleinen. Die Dissertation kann den Theaterleuten manche Anregung bieten.]

Shakespeare, Much ado about nothing. Parallel passage edition by A. G. Newcomer, compiled by H. D. Gray. (Stanford University

Digitized by Google

publ. I, 2.) Stanford University, California, University Press, 1929. 275 S. [Shakespeare hat sich ohne Zweifel öfters wiederholt; wie wäre dies auch zu vermeiden gewesen? Aber Newcomer glaubt, er habe sich fortlaufend wiederholt, und verzeichnet solche Parallelen nach je einem halben Dutzend Versen der zeitlich mittleren Komödie 'Viel Lärm um Nichts'. Wir sollen daraus über mancherlei unklar gewordene Ausdrücke des Originals uns Klarheit verschaffen; der Dichter soll als sein eigener Kommentator dienen. Die Einleitung hofft sogar, daß die Häufigkeit solcher Parallelen auf ungefähr gleichzeitige Entstehung eines solchen Dramas mit anderen Dramen schließen lasse, selbst dann, wenn es sich um die Herausschälung einer zweiten Redaktion handelt. Gespannt fängt man nun an, die Parallelen zu studieren. Gleich zu Anfang des Stückes fragt Leonato einen Boten, wie viele Edelleute im jüngsten Treffen gefallen seien. Antwort: 'Wenige und keine namhaften.' Damit wird verglichen eine Stelle mitten in Heinrich V. A. IV, Sz. 8, wo der König fragt, wie viele Gefangene gemacht wurden; drei hochadlige Herren werden ihm genannt und eine Menge niedriger Leute. Worin besteht da die Verwandtschaft? Aber wir erhalten dazu noch eine zweite Parallele; derselbe König fragt in derselben Szene, wie viele Engländer gefallen seien; Antwort: 'Vier Adlige und nur 25 andere.' Durch den Vergleich der Verluste soll offenbar die Größe des englischen Sieges ersichtlich werden. Sh. ist dabei seiner Chronikenquelle Holinshed gefolgt. Wenn man die Shakesp.-Konkordanz nachschlägt unter 'prisoners' und 'slain', so findet man noch mehr solcher Erkundigungen. Nach meinem Dafürhalten ergibt sich daraus höchstens ein Beweis, daß solche Stücke dieselbe Sprache mit 'Much ado' teilten. Wie soll sich ein Dichter noch bewegen können, wenn er in kriegerischen Dramen solch militärische Berichte nicht wiederholen darf, ohne aufzufallen? — Der nächste Kommentar betrifft den Satz des Leonato: 'Don Pedro hath bestowed much honour on a young gentleman called Claudio.' Damit wird verglichen aus 'All's well' III, 5: 'The French count has done most honourable service.' So geht es weiter. Das Shakespeare-Lexikon von Alex. Schmidt wird gelobt und zugleich in merkwürdiger Weise ausgeschrieben; viel gutes Papier ist dabei verbraucht worden.]

Th. Deloney, Tage des alten England. Zwei kurzweilig-abenteuerliche Geschichten vom ehrsamen Handwerk, von habgierigen Kaufleuten und edlen Herren sambt strengen und gunstigen Frauen. Übertragen von Emmi Hirschberg. Jena, Diederichs, 1928. 123 S. [Drei Jahrhunderte nach dem Tode feiert der alte Bänkelreimer und Handwerksgeschichtenerzähler eine Auferstehung in deutschem Gewande — im Grabe noch muß es ihn freuen. Er ist auch ganz fließend übersetzt und lobend einbegleitet als Zeitgenosse Shakespeares und 'erster sozialer' Romanschreiber. Natürlich ließ sich die Übersetzerin nicht träumen, daß Deloneys Werke bereits neu gedruckt und seine Tätigkeit eingehend erforscht wurden in Band 18 und 36 der Palaestra, auf die hiermit verwiesen sei. Ihr ist nur O. Manns Einleitung zu seiner Oxforder Ausgabe von Deloney 1912 bekannt.]

N. D. Solve, Stuart politics in Chapman's *Tragedy of Chabot*. (Univ. of Michigan publ. vol. IV.) Ann Arbor, University of Michigan, 1928. IX, 176 S. [Politik ist ein gewichtiges Wort in diesem Zusammenhang; es handelt sich nur um Hofintrigen mit dem Versuch, den Monarchen durch mächtige Schmeicheleien zur Begnadigung eines gestürzten Höflings zu veranlassen. Chapman, der Homerübersetzer und mehr produktive als prominente Dramatiker, stand persönlich dem Robert Carr nahe, den Jakob I. 1611 zum Viscount of Rochester und 1613 zum Earl of Somerset erhob. Dieser war in die Ermordung von Overbury verwickelt und heiratete die Lady Essex, die dabei hauptsächlich mitgewirkt hatte. Das Paar wurde vom aufstrebenden Viscount Villiers, von Francis Bacon und Jakob I. 1616 vor

Digitized by Google

Gericht gezogen, bald aber begnadigt. Chapman griff für seinen Patron ein, indem er eine verwandte frz. Intrige, die unter Franz I. gespielt hatte, auf die Bühne brachte. Koeppel hat bereits das Quellenverhältnis entdeckt; in der vorliegenden Abhandlung ist es bis in die letzten Einzelheiten untersucht.]

J. B. Emperor, The Catullian influence in English lyric poetry, cr. 1600—1650. (The Univ. of Missouri studies III, 3.) Columbia, Missouri, Univ. of Miss., July 1, 1928. $. 4. 133 S. 4°. [Mehr als irgendein anderer Lyriker des Altertums wurde Catull in der Spätrenaissance, also in der ersten Hälfte des 17. Jh.s, den Engländern lieb. Ihre besten Stimmungskünstler, Campion und Herrick, haben am meisten von ihm gelernt. Seine feine Behandlung von Liebesdingen, untermischt mit einer leisen Wehmut, wurde auch von zahlreichen Dichtern zweiten Ranges nachgebildet. Milton kam für diesen Einfluß schon etwas zu spät. Eingehend und mit überzeugender Beweisführung ist dies hier dargelegt.]

Ch. R. Baskervill, The Elizabethan jig and related song drama. Chicago, The University of Chicago Press, 1929. X, 642 S. [Als ein literarisch bescheidenes, aber theatralisch höchst beliebtes Anhängsel fügte sich der Gesangstanz einer oder weniger Personen an zahlreiche Dramen der Shakespearezeit, auch an sehr pathetische, so daß er als Antimaske wirkte. Woher kam er, wer brachte ihn am höchsten, wo sind die Texte? Darauf antwortet Baskervill umsichtig und ausführlich. Der Ausdruck *jig*, ursprünglich *jeig*, kommt zuerst bei Alexander Scott vor und wird so gern mit nordischen oder schottischen Dingen zusammengebracht, daß man versucht ist, dies auf seine Herkunft zu deuten. Man kann aber nur aus seiner Verwendung schließen, daß er bedeutete 'an afterpiece in the form of a brief farce, which was sung and accompanied by dancing'. Was ihm inhaltlich und formell vorherging, waren *ballads*, und zwar nicht bloß bänkelsängerische, sondern auch höfische, wie mehrfach bezeugt wird. Allmählich erst gesellte sich dazu der Dialog und womöglich auch eine breitere Fabel, bis manchmal ein kleines Singspiel entstand. Das volkstümlichste Element des Shakespearischen Theaters kam dadurch zum Ausdruck, und der berühmte Kemp war der Hauptvertreter. Erst mit dem Untergange der Elisabethbühne versank dies eigentümliche Produkt englischer Mimenfreude, das durch wandernde Komödianten weit nach Deutschland und Schweden hinausgetragen wurde, so daß es auf festländischem Boden noch eine Nachblüte erlebte. Alle Texte, die Verf. fand und als einschlägig erachtete, denn nicht immer sind sie als *jig* bezeichnet, hat er abgedruckt; es sind 25 englische und 11 deutsche. Fleißig wandelte er hierin auf den Spuren Boltes. Sein stattlicher Band ist für viele Dinge der damaligen Lyrik, Musik, Tanzweise und Volkskunde eine Fundgrube, und eine Reihe politischer Anspielungen in scheinbar ganz harmlosen Texten verleiht ihm auch ein historisches Gewicht. Der Shakespeareforscher aber wird dafür am dankbarsten sein.]

G. C. Moore Smith, The *drinking academy* and its attribution to Thomas Randolph. (Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am.) XLIV, 2, June, 1929; p. 631—634.

Levin L. Schücking, Die Familie im Puritanismus. Studien über Familie und Literatur in England im 16., 17. u. 18. Jh. Leipz., Teubner, 1929. 220 S.

A. Gertsch, Der steigende Ruhm Miltons: Ein Beispiel für die Heteronomie der literarischen Urteilsbildung. (Schöfflers Kölner angl. Arb. 2.) Leipzig, Tauchnitz, 1927. 76 S. [Die Stärke des Buches liegt auf der politischen Seite. Als Verteidiger des Königsmordes war Milton seinen Landsleuten im 17. Jh. ein anstößiger, fast entsetzlicher Mensch; das nahm seinem Verl. Par. zunächst die Möglichkeit des Erfolges. Dann aber siegten 1688 die Konstitutionellen über die Absolutisten, und diese politische Umwälzung bahnte sein literarisches Glück an. Diese Verhältnisse hat Gertsch

Digitized by Google

sehr hübsch und überzeuglich auseinandergesetzt. Einen großen Umschwung könnte dann in der Darstellung ein eigenes Kapitel über Addison bilden; er hat zuerst die poetischen Gesetze auf Milton angewendet und dabei dessen Klassikerruhm begründet; ob Addison dieses wesentlich als Whig getan, bleibe dahingestellt. Im Verlauf des 18. Jh.s vergaß man nahezu die Parteihändel, in die sich Milton verwickelt hatte; namentlich seine Schilderung der Tageszeiten wurde immer mehr zum Modell für die Landschaftslyriker; das wäre mit Mitteln der Poetik noch des näheren darzutun; aber es sei nicht vergessen, daß es Gertsch in erster Linie darauf ankam, Milton im Kampfe öffentlicher Interessen zu zeigen. Durch diese Problemstellung hat er einen Vorsprung vor der umfänglicheren Studie, die J. W. Good schon vor mehr als einem Jahrzehnt ungefähr demselben Stoffe widmete unter dem Titel 'Studies in the Milton tradition', University of Illinois, Bulletin XIII, 5, gedruckt von der genannten Universität zu Urbana, 1915, 309 S. Die beiden Bücher überschneiden sich, ergänzen einander und haben jedes für sich Wert.]

Eduard Eckhardt, Das englische Drama der Spätrenaissance. Shakespeares Nachfolger. (Geschichte der englischen Literatur im Grundriß.) Berlin, de Gruyter, 1929. VIII, 202 S. [Eckhardt fährt fort, die englischen Dramatiker, von Ben Jonson ab, und ihre Stücke Schritt für Schritt zu beschreiben, bis zur Erdrosselung des Theaters 1642; er gibt auch wieder bibliographische Hinweise, wobei das Shakespeare-Jahrbuch offenbar deshalb etwas kurz wegkommt, weil es sich der Verf. ohnehin in den Händen seiner Leser denkt. Überspannte Motive, aufgepeitschte Schaulust, musikalische, manchmal auch politische Abirrungen bringen, trotz glänzender Schauspieler, die Theaterdichter herunter zu Handwerkern; sehr stark macht sich der eben aufkommende Geschmack für die Oper geltend; über diese Wirklichkeitsverhältnisse konnte noch etwas mehr und eindringlicher gehandelt werden; aber wo so viel Emsigkeit und korrekte, sehr nützliche Beschreibungsarbeit geleistet ist, muß man doch in erster Linie dankbar sich erweisen. Überblickt man diese ausgedehnte Produktion, die mehr gewaltsam als gewaltig ist, so tut man einen merkwürdigen Einblick in die Nüchternheit und das Instinkttreiben der Zuschauer in der Baconperiode. Öfters wird uns dabei der Begriff 'Barock' entgegengehalten; ob er aus der bildenden Kunst wirklich so stark in die poetische herüberwirkte, mag man etwas anzweifeln, wenn man überlegt, daß gerade die neu auftretenden literarischen Führernaturen, der junge Milton, der feine Stimmungsmaler Herrick, der beschauliche Humorerfinder Burton, gar nicht die Eigenschaften verraten, die man von Barockmenschen erwarten sollte. Löst man diese ganze Dramatik nach Shakespeare aus der englischen Literatur heraus und läßt nur die Masken zurück, die ja immer stärker zur Lyrik hinüberneigen, so bleibt für die Erklärung der Addisonzeit fast keine Lücke; das rasend oder geistlos gewordene Theater tobte sich auf seinem eigenen Gebiete aus und erlosch; nur aus französischer Anregung ist in der Drydenzeit ihm wesentlich Neues erwachsen.]

E. G. Jacob, Daniel Defoe, Essay on projects (1697). Eine wirtschafts- und sozialpolitische Studie. (Schöfflers Kölner angl. Arb. 8.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 143 S. 8 M.

P. K. Thomas, Die literarische Verkörperung des philanthropischen Zuges in der englischen Aufklärung. Breslauer Diss. Münsterberg i. Schl., Münsterberger Zeitung, 1929. 70 S. [Nächstenliebe in stiller Art zu üben, war ein Gebot der alten Kirche, das durch die Glaubenskämpfe des 16. Jh.s stark zurückgestellt und erst infolge der Aufklärung um 1700 wieder kräftig betont wurde. Thomas unterscheidet die Philanthropen nach den Ständen, denen sie angehören, nach den Dichtungsgattungen, in denen sie auftreten, und nach den Typen, in die sie sich innerlich gliedern; er unterscheidet

Digitized by Google

einen impulsiv-sympathischen Typ, der mit Fieldings Parson Adams einsetzt und in Sternes Uncle Toby gipfelt, einen emotional-rationalen Mischtyp, zu dem besonders Fieldings Squire Allworthy sich fügt, und einen rationalen Typ, der von Richardson Grandison sich steigert bis zu Goldsmiths Burchell und Pfarrer Primrose. Die beiden letztgenannten Gestalten gewinnen durch die fleißigen Zusammenstellungen von Thomas erst die richtige Umwelt und Resonanz. Die lesenswerte Arbeit wurde durch Prof. Schücking angeregt und unter Prof. Horn vollendet.]

Torsten Dahl, Valgskildringer i den engelske litteratur. En studie over 'electioneering'. (Acta jutlandica I, 2.) Aarhus, Trykt i Stiftsbogtrykkeriet, 1929. 71 S.

Helene Richter, Lord Byron. Persönlichkeit und Werk. Halle, Niemeyer, 1929. XII, 582 S.

G. Huscher, Über Eigenart und Ursprung des englischen Naturgefühls. (Schöfflers Kölner angl. Arb., V.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 39 S. [Verf. geht aus von Wordsworth und Shelley, was man durchaus richtig finden kann, weil die englische Landschaftspoesie bei diesen beiden Autoren besonders charakteristisch hervorbricht. Zwei Eigenschaften zeichnen deren Naturauffassung aus; universell ist sie und seelenhaft, so daß sie ins Religiöse hinüberspielt und den Dichter ethisch zu leiten vermag. Für diese Verhältnisse hat Huscher treffende Ausdrücke gefunden. Ähnlich geartet findet er Coleridge und Keats, etwas ferner ab Browning und Swinburne; seine Belesenheit verbindet sich dabei mit feinem Gefühl. Fragt man nach Vorläufern im 18. Jh., so liegt es nahe, auch an Popes 'Universal prayer' zu denken, diese poetische und positive Hauptfrucht der englischen Aufklärung, in der eine naturwissenschaftlich erfaßte Gotteskraft bereits religiöse Verehrung genießt; man wird dafür schwerlich eine Parallele auf französischem, skandinavischem oder deutschem Boden finden. An Shakespeare hat Verf. offenbar keine besonderen Landschaftserlebnisse beobachtet; um so tiefere schreibt er den ags. Lyrikern zu und vergißt dabei nicht, auch nach lateinischen Quellen zu fragen. Der heimische Naturkult der heidnischen Agss., der es z. B. dem Kenterkönig Ethelbert verwehrte, die ersten römischen Missionare anders als unter freiem Himmel zu empfangen, und ihre Mythe von der Schicksalsnorne Wyrd, die noch bei Alfred und im Macbeth nachwirkt, mag auch helfen, die Vorzüge und Frühentwicklung der englischen Landschaftspoesie zu erklären. Das kleine Büchlein birgt viel Anregung und verrät durchaus ein erfreulich vertieftes Schauen.

H. E. Cain, James Clarence Maugan and the Poe-Maugan question. A dissertation. Washington D. C., 1929. 93 S.

R. Browning, Der Ring und das Buch. Übertragen von C. Gräfin Keyserlingk. Leipzig, Inselverlag, 1927. 449 S. [Erfreulich ist es, Browning auch in deutschem Gewande zu sehen; ist er doch ein hochstrebender Gottheitssucher und ein unablässiger Psychologe. Auch ist sein Hauptwerk in dieser Übersetzung angenehm rhythmisiert; manche Stelle ist im Deutschen verständlicher als im Original; die Übernahme in unsere Sprache wirkt wie ein durchgeflochtener Kommentar. Als Probe des verdienstlichen, vornehm ausgestatteten Werkes mögen die Eingangsverse folgen; man wird daraus ersehen, daß Gräfin Keyserlingk über eine schöne Verskunst verfügt und über eine rühmliche, natürliche Wortauslese:

'Seht ihr den Ring? Die Arbeit stammt aus Rom,
Wo Meister Castellani sie dem Vorbild
Aus Alt-Etrurien nachgeformt, das man
An einem sel'gen Maienmorgen fand
Nach regentropfend warmer Nacht, im Erdreich
Von wurzellockren Feigenbäumen, wie
Sie alte Gräber rings um Chiusi schatten.']

Digitized by Google

L. Simon-Baumann, Die Darstellung der Charaktere in George Eliots Romanen. Eine literarästhetische Wertkritik. (Schöfflers Kölner angl. Arb. 6.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 251 S. 12 M.

Adam, a religious play of the twelfth century transl. from the Norman-French and Latin into English verse by E. N. Stone. 2nd printing. Seattle, Washington, Univ. of Washington Press, 1928. 43 S. [Das Stück ist durch die gelungene Übersetzung fast zu einem ne. Originalwerk geworden. Es wurde wiederholt in den Vereinigten Staaten aufgeführt und jetzt mit einigen Zutaten neugedruckt. Die lateinische Quelle, soweit sie reicht, steht unter dem Strich.]

G. Fritzsche, William Morris' Sozialismus und anarchistischer Kommunismus: Darstellung des Systems und Untersuchung der Quellen. (Schöfflers Kölner angl. Arb. 3.) Leipzig, Tauchnitz, 1927. 132 S. [Eingehend und gründlich werden die drei Entwicklungsstadien untersucht, durch die sich Morris als politischer Denker entwickelte: das sozial-reformatorische — unter dem Einfluß Ruskins, das sozialpolitische — nach den Lehren von Marx und Engels, vermittelt durch Hyndman und Bax, endlich sein anarchistischer Kommunismus, den er auf den Spuren Propotkins erreichte. Morris dachte sich schließlich die Gesellschaftsordnung so: Wegfall des Rechtszwanges, keine Regierung, sondern nur ein Bund freier Gemeinden, deren jede ihre Angelegenheiten durch die Versammlung der Nachbarn im Abstimmungswege ordnet; freie Vereinbarungen statt der Gesetze, und zwar mit einer höchstentwickelten Ethik; kein Lohnsystem, sondern jeder entnimmt den Warenlagern der Gemeinde das, was er braucht; Antrieb zur Arbeit besteht in der Freude daran. Leider hört die Darstellung hier auf; wieviel Enttäuschungen der Idealist Morris durch die Arbeiter erfuhr, die er zu Mitgenießern seiner Fabrik gemacht hatte, erfahren wir nicht mehr. Dankbar wäre der Leser auch gewesen, wenn er die Einwirkung der kommunistischen Prinzipien auf die Dichtungen von Morris in systematischem Zusammenhang erfahren könnte. Morris war ein Mann von großer Herzensgüte und Selbstbescheidung, aber auch von abenteuerlicher Willenskühnheit, die er seinen Helden überraschend einflößte. Wirtschaftliche Begehren konnte er sich nicht vorstellen; er rechnete immer mit einer hohen Mentalität, für die er am besten in altnordischen Stoffen Raum fand. Fritzsches Buch trägt viel dazu bei, diese Eigenarten von Morris klarzustellen.]

Max Wildi, Arthur Symons als Kritiker der Literatur. (Angl. Forsch. 67.) Heidelberg, Winter, 1929. Geh. 7.50 M.

W. Dibelius, England. 5., stark umgearb. Aufl. 11.—13. Tausend. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1929. Bd. I: XVI, 445; Bd. II: VIII, 298 S. [Der ganz ungewöhnliche Erfolg dieses ernst wissenschaftlichen Werkes, auf dessen erster Seite steht, daß der preußische Schulmeister, namentlich der Schulmeister auf Gymnasium und Universität, den Weltkrieg verloren hat, ist ein Symptom für unsere geistige Entwicklung: Mit vollem Nachdruck soll die Erforschung englischen Wesens nachgeholt werden. Zugleich ist das Ereignis typisch für die Entwicklung unseres neusprachlichen Studiums: Der Philologe holt nach, was uns der Historiker und Geograph in erforderlichem Zusammenhange nicht gegeben haben, und er bleibt auch dann Philologe, wenn er über Wirtschaftsdinge, Gesellschaftslehre und Politik handelt. Umsichtig, gründlich und korrekt, wie man früher den mittelalterlichen Engländer studierte, wird jetzt der heutige in seinen verschiedenen Lebensformen und Tätigkeiten aufgenommen; der Gegenwartscharakter des Stoffes mindert nicht die Systematik der Durchforschung, die sorgsame Kritik im Urteil. Gegenüber der ersten Auflage hebt das neue Vorwort mehrere Zutaten hervor, namentlich über die Art, wie Deutschland in den Weltkrieg verwickelt wurde, über die unerwarteten Probleme der englischen Wirtschaft nach dem Kriege und über die Herr-

Digitized by Google

schaft der Bureaukratie im Londoner Auswärtigen Amt, über Minister und Parlament. Die Volksvertretung entscheidet über Staatsverträge, Machtmittel (Heer- und Flottenvorlagen, Flottenstationen) und über Krieg und Frieden, im großen und ganzen aber so, wie das Auswärtige Amt es will, S. 284. Einfluß darauf haben wenige große Persönlichkeiten, aber nicht das Parlament. Einen parlamentarischen Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten gibt es nicht. Die öffentliche Meinung stellt einen gewissen Machtfaktor dar, so daß unpopuläre Dinge von einer geschickten politischen Führung nicht oder nur nach sehr langwieriger Vorbereitung durchgesetzt werden; das Parlament wird die Stimmung des Landes bis zu einem erheblichen Grade widerspiegeln; aber niemals reißt es die Führung oder die Kontrolle der auswärtigen Politik an sich. 'Die größte Entscheidung des letzten Menschenalters, der Aufmarsch mit Frankreich und Rußland gegen Deutschland und die Türkei, ist um 1902—7 ohne Wissen des Parlaments erfolgt, das geheime Militärbündnis mit Frankreich von 1906 ist dem Parlament stets unter gröblichster Verletzung der Wahrheit vorenthalten worden', S. 285. Ebenso ruhig und deutlich wird die momentane Absicht Londons herausgearbeitet. Die freundlichen Absichten uns gegenüber bei Arbeitern und Liberalen, bei vielen Gelehrten, in kirchlichen Kreisen und namentlich auch bei der Jugend ist menschlich wertvoll und verdient freundliche Pflege; 'politisch ist diese Stimmung bisher noch völlig wertlos; nur ein kleines Häuflein von wirklichen Politikern in diesem Lager sieht ein, daß der Weg zur Verständigung durch eine grundlegende Revision des Versailler Vertrages geht, und daß es nur diesen Weg gibt', S. 114. Es ist ein Glück für unser Volk, daß es gerade jetzt, wo es lernen muß, sich selber zu regieren, dieses Werk erhielt; man kann es jung und alt nicht warm genug empfehlen.]

Roman Dyboski, Some aspects of contemporary England. (English speaking world series. Ed: Daniš, Potter, Trnka for the Anglo-American Union of Czechoslovakia.) Prag, Politika, 1928. 87 S. [Eine ziemlich ungeschminkte Darstellung der englischen Gegenwartsverhältnisse gipfelt in einer Charakterisierung der Hauptautoren, die sich zurzeit in England und Irland betätigen; Polen und Tschechen verfolgen diese Dinge offenbar mit lebhaftem Interesse. Unbefangen benutzen sie außer englischen Quellen auch deutsche Darstellungen: Arns, Dibelius, Fehr, Kircher, Schirmer, Wild.]

W. Franz, Anglistische Arbeit an der öffentlichen Meinung durch Universität und Schule. Leipzig, Teubner, 1929. 32 S. [Der politische Zusammenhalt der Engländer wird bewundert und ihre Räuberei als unmoralisch verurteilt. Es ist zu fürchten, daß durch solche Wertungen in der Wirklichkeit nicht viel geändert wird. Diese Philologenpolitik ist ungefähr das Gegenteil von der, die Dibelius übt.]

Handbuch der Englandkunde. 2. Teil. Mit Beiträgen von K. Arus, Ph. Aronstein, G. Becking, K. Bornhausen, K. Friebel, H. Levy, L. Mackensen, W. Scheidt u. E. Wahle. (Handbücher der Auslandskunde, hg. von P. Hartig und W. Schellberg, Band 2.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. XII, 370 S.

Paul Meißner, Die Reform des englischen höheren Schulwesens im 19. Jh. (Palaestra 163.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. VIII, 288 S.

Tauchnitz edition. Coll. of British and American authors. Tauchnitz, 1929, à 1,80 M.

Vol. 4872—73: Aldous Huxley, Point counter points.
„ 4874: P. G. Wodehouse, Meet Mr. Mulliner.
„ 4875: Expiation. By the author of 'Elizabeth and her German garden'.
„ 4877: D. H. Lawrence, The roman who rode away and other stories.
„ 4879—80: D. H. Lawrence, Sons and lovers.
„ 4881: W. B. Maxwell, Like shadows on the wall.

Digitized by Google

Vol. 4884: H. Walpole and J. B. Priestley, Farthing Hall
„ 4888: Temple Thurston, The King's candle.
„ 4889: Temple Thurston, Portrait of a spy.
„ 4891: Booth Tarkington, Young Mrs. Greeley.
„ 4894: Hilaire Belloc, Shadowed!
„ 4897: E. F. Benson, Paying guests.
„ 4899: Frank Harris, Unpath'd waters.
„ 4900: Maurice Baring, The coat without seam.
„ 4901: David Garnett, No love.
„ 4902: David Garnett, Lady into fox and A man in the Zoo.
„ 4903: Anita Loos, But — gentlemen marry brunettes.
„ 4904: Lorna Rea, Six Mrs. Greenes.

A. Krüper, Deutschkunde im englischen Unterricht. (Schellbergs und Sprengels Handbuch der Deutschkunde, IV.) 2. erw. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 141 S. 4°. [Krüper geht hier, wie schon in mancher anderen Leistung, von der Tatsache aus, daß Engländer und Deutsche viel miteinander gemeinsam haben; das gibt dem Lehrer des Englischen auf der Schule den großen Vorteil, daß er Schritt für Schritt an vorhandene Heimatkunde anknüpfen und zu vermehrter Heimatkunde zurückleiten kann. Dies zu fördern, ist das rühmliche Ziel des vorliegenden Buches. Vielleicht ist diese Verwandtschaft stärker und direkter angenommen, als es der Wirklichkeit entspricht; daß die Angeln und Sachsen bei der Eroberung die Kelten einfach weggeschoben hätten, glauben wir längst nicht mehr; wie viele Verschiebungen und auch physiologische Veränderungen durch die Inselnatur sind später noch über die Briten gekommen! Am sichersten ist die Verwandtschaft in der Lautlehre zu greifen; Krüper weist sie durch eine lange Vergleichungsliste englischer und deutscher Wörter nach, allerdings ohne die Zeit des Eindringens für die germanischen Wörter zu berücksichtigen; wenn z. B. englisch *war* mit nhd. *wirr* in Parallele gestellt wird — lieber würde ich deutsch *Wehr* dazuordnen —, haben wir es deutlich mit einem romanisierten Worte zu tun, das erst durch die normannische Eroberung ins Land kam. Schwieriger und strittiger sind die syntaktischen Übereinstimmungen; vieles wäre da zu vermerken. Auf literarischem Gebiete hat Krüper mit löblichem Fleiße eine Menge gegenseitiger Einflüsse zusammengetragen; schade, daß er sich das Fortleben der Skyld-Sage aus dem Beowulf durch flandrische Vermittlung in der Lohengrin-Romanze und das der germanischen Schicksalsnorne Wyrd bei Shakespeare entgehen ließ; schade, daß er nicht unsere Helianddichtung überhaupt an Cœdmon anknüpfte, von Occams Wirken in München und Susos Eindringen in England schwieg und von den Forschungen von Herford über die Aufnahme vieler altdeutscher Volksbücher — nicht bloß des Faustbuches — in England vorüberging. Auffallend dürftig ist auch der Paragraph über Coleridge, mit dem doch ein Schwall nicht bloß deutscher Poesie, sondern auch Kunstkritik, Theologie, Philosophie über den Kanal kam. Am unsichersten sind die Ergebnisse, wo die allgemeine Geistesart der beiden Völker ausgebeutet werden soll. Nochmals: viel Gutes im Einzelnen, wenig System und manche empfindliche Lücke im Ganzen. Register fehlt. Der Lehrer findet hier gute Anregung, muß aber imstande sein, immer selber nachzuprüfen und zu ergänzen.]

Langenscheidts Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I: Englisch-Deutsch mit Angabe der Aussprache. Teil II: Deutsch-Englisch. Neubearbeitung 1929 von E. Klatt. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 542 und 476 S. [Das englisch-deutsche Glossar ist jetzt mit einer derart sorgsamen Aussprachebezeichnung versehen, daß man es mit Schröer, Jones und Palmer in eine Reihe stellen kann. Es ist wirklich gut gearbeitet. Jeder anglistische Student sollte es immer in der Tasche tragen,

Digitized by Google

um in zweifelhaften Fällen sofort nachzuschlagen. Auch die Bedeutungen erscheinen bei aller Knappheit richtig und hinreichend reichlich. Beim englisch-deutschen Teil ist hervorzuheben, daß die neuen Ausdrücke in Forschung, Geschäft und Verkehr fleißig nachgetragen wurden; man findet also genau verzeichnet: Antenne, Funkspruch, Flughafen, Luftpost u. dgl. Der Umfang ist gegenüber dem alten 'Notnagel' nicht vermehrt, nur ein größerer Seitenspiegel wurde gewählt und das Abkürzungswesen praktisch ausgebaut. Der Druck ist angenehm deutlich und übersichtlich. Selbst für ein Verzeichnis der unregelmäßigen Zeitwörter ist Raum geblieben. Wozu da noch jeder Schulausgabe eines Textauszuges eine 'Eselsbrücke' beigeben? Der Schüler kann nicht früh genug an ein solches Gesamtglossar herangeführt und gewöhnt werden.]

P. Bendheim, Englisch wie es der Engländer spricht. Für Lehrer und Lernende, für den Unterricht an Universitäten und Schulen sowie für Privat- und Selbstunterricht. Mannheim, Bendheim, 1928. 72 S. [Ein Buch, das so vielen Zwecken dienen kann, wie der Untertitel angibt, und das nach dem Vorwort allein oder als Ergänzung mit jedem anderen Lehrbuch zusammen gebraucht werden kann, erweckt von vornherein das Mißtrauen des Fachmannes. Ich brauche nur wenige Proben anzuführen, um die Berechtigung dieses Mißtrauens zu beweisen. Über den Gebrauch des Präsens heißt es S. 11: Das englische Pr. ist zeitlos, kann also nie in einem Satze angewandt werden, der eine definitive Zeitbestimmung wie *just now, at present* usw. enthält... In diesen Fällen kann nur das Gerundium stehen. Als Beispielsatz folgt: *I am writing a letter now.* Die einzelnen Kapitel behandeln: Ordnungszahlen, das Adjektiv, seine Steigerung, Namen der Länder, Städte usw., das regelmäßige Verbum, die Umschreibung mit *to do*... und gegen Ende die unregelmäßigen Verben. Charakteristisch ist die Einteilung: Kap. XXVIII: Unregelmäßige Verben, die sowohl im Imperfekt wie auch im Part. der Vergangenheit verschiedene Formen bilden. Kap. XXIX: Eine Anzahl weiterer besonders unregelmäßiger Verben. Der Einteilung entspricht die ganz unwissenschaftliche Behandlung des Stoffes. Jedem Kapitel sind einige Regeln und erklärende Angaben vorangestellt, hier und da ein Mustersatz, und dann folgen zahlreiche deutsche Einzelsätze, die ins Englische übertragen werden sollen. Nach den wenigen Angaben ist dies aber selbst einem Genie nicht möglich. S. 22 bietet als Überschrift: Umschreibung des Zeitwortes *'to do'*; dahinter die lehrreiche englische Fassung: *Circumscription*... Die Anführungszeichen sind übrigens auch nicht richtig gesetzt. Kap. VIII verkündet in der Überschrift die Behandlung des Gerundiums, in engl. Fassung: *Use of the gerundium.* Zur Erklärung ist beigefügt: Gerundium (Partizip Präs. mit *to be*). Von dem Gerundium selbst erfährt der Lernende so gut wie nichts. Was bedarf es weiter Zeugnis? Ich kann das Buch nicht empfehlen, wohl aber vor dessen Benutzung dringend warnen. Fritz Fiedler.]

Deutschbein-Thielke, Lehrbuch der englischen Sprache für Mittelschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. 1. Teil: Elementarbuch. Leipzig, Quelle & Meyer, 1926. 83 S. Dazu als Anhang eine Lautlehre, 28 S. Preis geb. 2 M. [In methodisch geschickter Form vermitteln 16 Lektionen dem Schüler die Elemente des Englischen. Die Texte führen, von der Schulstube ausgehend, durch den Kreis der jugendlichen Interessen, wie Geburtstage in der Familie, Kinderspiele, Winterfreuden usw. Erzählungen, Gedichte, Rätsel und Liedchen in bunter Folge, dazu gelegentlich Textillustrationen, sorgen auch in der Form für die Erhaltung des jugendlichen Interesses. Jedem Text folgen eine gramm. Lektion und 'Exercises', die von Anfang an zu einsprachigen Übungen anregen wollen. Der 'Appendix' enthält einige Gedichte und zwei längere Erzählungen. Dann folgt das nach Lektionen geordnete Vokabular. Den Schluß bildet die Lautlehre;

Digitized by Google

sie ist ansprechend in der Darstellung und Übersichtlichkeit. Ein phonetischer Appendix bietet die Umschrift zu den Texten der Lautlehre. Dtsch. Übungsstücke sind mit Recht nicht gebracht. Das Buch ist für Mittelschulen warm zu empfehlen.] — Dasselbe. II. Teil: Klassen V und IV. 126 S. Preis geb. 2,20 M. [Dieser für zwei Jahre bestimmte Teil enthält 25 Lektionen, je 12 und 13 für die Klassen V und IV. Die Texte führen allmählich in engl. Leben ein und sind der Altersstufe angepaßt. Gramm. Abschnitte sind nicht mehr angegliedert, sondern durch Hinweise auf die Gesamtgrammatik ersetzt; wohl aber sind die 'Exercises' beibehalten und durch kurze deutsche Übersetzungsstücke erweitert. Beachtenswert ist der Text der Lekt. 17: *Figures about England*, der auf S. 58 eine tabellarische Übersichtlichkeit bietet zum Vergleich des *Brit. Empire* mit Deutschland in bezug auf Ausdehnung und Bevölkerung. Den ständig wachsenden Zahlen Englands steht unter *'Germany'* gegenüber in Fettdruck: *Germany was deprived of all her colonies in the treaty of Versailles.* Dieser Satz sollte in jedem engl. Lehrbuch für deutsche Schüler zu finden sein. — Im Anhang sind ähnlich dem Teil I einige Gedichte und mehrere längere Texte vereinigt. Zur Präparation dient das nach Lektionen geordnete Wörterverzeichnis mit sorgfältiger Umschrift nach Jones. Auch dieser Teil ist für Mittelschulen durchaus zu empfehlen. Fritz Fiedler.]

Grund-Schwabe, Übungsbuch zum englischen Lesebuch für die Mittelstufe. Bearbeitet von F. Reeh, Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. VII, 84 S.

Grund-Schwabe, Erw. engl. Grammatik. Bearb. von A. Grund, W. Schwabe u. Dr. Kirchner. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 223 S.

E. Kruisinga, An English grammar for Dutch students[4]. Vol. I. A shorter accidence and syntax. Utrecht, Kemink & Zoon, 1928. 230 S. [Die bekannte Grammatik hat nach den Vorschlägen von W. Preusler in der Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterricht 25, 567 in der 4. Auflage eine wesentliche Änderung erfahren, insofern, als sie nicht mehr von Gerundium und Partizipium spricht, sondern von den *ing*-Formen. Eine weitere wichtige Änderung ist auch in dem Kapitel über die Rel.-Pron. vorgenommen. Man sucht dort vergeblich nach *'that'*. Dieses wird im Kapitel über den Satzbau behandelt. Die Begründung dafür ist ausführlich und beweiskräftig auf S. 204 gegeben. Obgleich die Grammatik für holländische Studenten bestimmt ist und vielfach das Holländische zum Vergleich oder als Ausgangspunkt heranzieht, so ist sie doch auch deutschen Benutzern warm zu empfehlen, weil die Fülle der Beispiele und die Art der Darstellung so manches bieten, was in den landläufigen Grammatiken kaum oder gar nicht zu finden ist. Fritz Fiedler.]

Sander-Ellmer-Grebe-Cliffe, Our English studies. Ausg. A. Teil II: Grundbuch für Quinta/Quarta. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 192 S. mit einer Karte und vielen Bildern.

H. Schmidt und H. B. Smith, Englische Unterrichtssprache[4]. Berlin, Dümmlers Verlag, 1929. 67 S. Preis 1,50 M. [Das bekannte und bewährte Büchlein ist in seiner neuen Form inhaltlich durch zahlreiche Zusätze aus dem Nachlaß des dt. Vf.s verbessert. Die Ausschöpfung und Verwendung des sorgfältig und reichlich zusammengetragenen sprachlichen Materials bedeutet für die Oberstufe noch mehr als für den Anfänger, nämlich nicht nur Belebung des Unterrichts, sondern eines der wirksamsten Mittel, den Schüler zum Sprechen zu bringen und die Muttersprache im Unterricht in steigendem Maße auszuschalten. Fritz Fiedler.]

Diesterwegs neuspr. Lesehefte. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929.

Nr. 129: W. C. Bryant, A selection from his poetical and historical works. Hrsg. v. F. Schmidt. 32 S.

Nr. 167: W. M. Thackeray, The curate's walk. (From sketches and travels in London.) Ed. by H. Raab. 16 S.

Digitized by Google

Nr. 168: W. M. Thakeray, Out of town. (From sketches and travels in London.) Ed. by. H. Raab. 16 S.

Nr. 176: Australia. Bearb. v. P. Wenzel. 33 S.

Nr. 179: L. R. Richards, The story of Chop-Chin and the golden dragon. Ed. by K. Reger. 20 S.

Nr. 174: George Washington, Two addresses. Hrsg. v. Ad. Krüper. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 31 S. 0,50 M.

Diesterwegs neuspr. Schulausg. mit dtsch. Anm. Engl. Reihe. Bd. 20. A Shakespeare-reader, vol. 3 mit Einl. u. Anm., hrsg. v. F. Hummel. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. XV, 140 S. 2,40 M. [In diesem Bande sind Proben aus Macbeth, King Lear, Othello, Cymbeline, The Tempest.]

Diesterwegs neuspr. Reformausgabe. Bd. 119: Famous explorer's tales of travel. Ed. with notes by M. Müller-Lage. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. VIII, 106 S., notes 19 S. [Franklin, Among the Esquimaux. — Stanley, How I found Livingstone. — The journal of captain R. F. Scott. — Shackleton, The loss of the Endurance. — Peary, At the North Pole. — Younghusband, The epic of Mount Everest.]

Bd. 117: Charles Dickens, The posthumous papers of the Pickwick Club. With illustrations. Selected and ed. with notes by H. Wente. 132 S. Anm. 20 S. 2,40 M.

Bd. 125: Cliffe-Chambers, Five short plays for children. 70 S., Anm. 10 S., Wb. 27 S. 1,40 M.

Bd. 126: H. M. Hain, Colloquial English. An introduction into the life, manners, customs, institutions, etc. of the English people. 172 S.

Ch. M. Yonge, Kings of England. A history for the young. Hrsg. v. M. Fuhrmann. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1928. 110 S. [Die Lektüre bringt in 18 Kapiteln die wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten unter den engl. Monarchen von Heinrich VIII. an bis Victoria einschließlich. Die Darstellung ist auf jugendliche Interessen zugeschnitten und in einfacher Sprache abgefaßt. Was an sachlichen Erklärungen nötig ist, enthalten die Anmerkungen. Sprachlich und inhaltlich ist die Lektüre für die Mittelstufe sehr erwünscht, doch ist zu erwägen, ob ihre gelegentliche Heranziehung nach arbeitsunterrichtlichem Prinzip nicht vorteilhafter ist als ihre Verwendung als Ganzlektüre. Fritz Fiedler.]

Students' series. Neue Folge. Hrsg. v. K. Wildhagen. Leipzig, Tauchnitz.

Nr. 17: Oscar Wilde, The young king and the star-child. Mit Anm. und Wb., bearb. von M. Isebarth. 76 u. 73 S.

Nr. 18: John Galsworthy, The skin game. Mit Anm. und Wb., bearb. von F. Gutheim. 116 u. 86 S.

Nr. 19: John Galsworthy, Two Forsyte interludes. Mit Anm. u. Wb., bearb. von L. Meyn. 67 u. 71 S.

Nr. 20: Thomas Hardy, A selection. Mit Anm. und Wb., bearb. von Ph. Aronstein. 91 u. 92 S.

Nr. 21: R. Kipling, Prose and verse. Bearb. von J. B. Aikin-Sneath. Leipzig, Tauchnitz, 1929. 96 S. Anm. u. Wb. 104 S.

Teubners neusprachliche Lektüre für sechsstufige Lehranstalten und die Mittelklassen von Vollanstalten. Reihe I: Englisch. Hrsg. von G. Rothweiler und E. Wetzel.

Heft 1: Leichte Anfängerlektüre I (Poesie und Prosa) v. C. Riemann 2. Aufl. Leipzig 1927. 72 S.

Heft 2: Leichte Anfängerlektüre II. Hrsg. v. H. Dockhorn. Leipzig (o. J.). 36 S.

Heft 3: Leichte Gesprächsstoffe I. Szenen aus dem engl. und amerikan. Leben zur Befestigung der Umgangssprache und zur Förderung der Kulturkunde v. R. Krüger, L. Schneider und E. Schütze. 2. Aufl. Leipzig 1928. 32 S.

Digitized by Google

Heft 4a: Für Knabenschulen: Leichte Gesprächsstoffe II. 2. Aufl. Leipzig 1928. 50 S.
Heft 4b: Für Mädchenschulen: Leichte Gesprächsstoffe II. 2. Aufl. Leipzig 1928. 46 S.
Heft 5: Leichte Gesprächsstoffe III. Leipzig (o. J.). 48 S.
Heft 7: The americanization of Edward Bok. Mit Erlaubnis des amerik. Verlages ausgew. und erl. von F. Kellermann. Leipzig 1927. IV, 36 S.
Heft 8: Animal stories told by English children. Zusammengestellt von P. Schäfer. 2. erw. Aufl. Leipzig 1929. 30 S.
Heft 9: An American boy settler's Indian captivity. Zusammengestellt von P. Linke. Leipzig (o. J.). 44 S.
Heft 14: Travellers' tales. True stories of travel and adventure. Hrsg. von K. Bussow. Leipzig 1928. 46 S.
Heft 15: Poems for the schoolroom. Hrsg. von K. Eckermann. Leipzig 1927. 45 S.
Heft 16: Songs for the schoolroom. Zusammengestellt von U. Molsen. Leipzig 1928. 41 S.
Heft 17: L. Dalkeith, Little plays. Einzige für Deutschland autorisierte Schulausg. Zusammengestellt u. erl. von G. Dehne. Leipzig 1928. 31 S.
Heft 18: Every day stories I. Zusammengestellt von H. Grethe und M. v. Seydewitz. Illustr. v. M. D. Hardy. Leipzig (o. J.). 36 S.
Heft 20: Stories from bearland. Zusammengestellt von H. Grethe und M. v. Seydewitz. Ill. v. M. D. Hardy. 2. Aufl. Leipzig 1929. 24 S.
Heft 21: Humorous anecdotes. Zusammengestellt u. erl. v. A. Spitzer. Leipzig (o. J.). 48 S.
Heft 28: When Queen Elizabeth reigned over England. Zusammengest. und erl. v. G. Rothweiler u. A. Littleton. Leipzig 1927. 36 S.
Heft 6: Social life in England. Life in the 19th and 20th cent. Zusammengestellt von H. Tausendfreund. 3. Aufl. Leipzig 1929. 124 S.
Heft 10: Great Britain overseas I. Glimpses of Australian life. Hrsg. von B. Cron. Leipzig (o. J.). 43 S.
Heft 11: Great Britain overseas II. Glimpses of Canadian life. Hrsg. von B. Cron. Leipzig (o. J.). 42 S.
Heft 12: Great Britain overseas III. Glimpses of South African life. Hrsg. von B. Cron. Leipzig (o. J.). 62 S.
Heft 13: Great Britain overseas IV. Glimpses of Indian life. Hrsg. von K. Bussow. Leipzig (o. J.). 52 S.
Heft 30: Horatio Nelson, England's immortal sailor. Ed. by G. Kamitsch und K. C. Nunn. Leipzig 1929. 60 S.

Teubners kleine Auslandtexte für höhere Lehranstalten. Abt. I: Großbritannien und die Vereinigten Staaten. Gewordenes und Werdendes auf allen Kulturgebieten. Hrsg. von W. Hübner.

Nr. 11: Medieval poetry and prose. Zusammengestellt von F. Fiedler. Leipzig 1927. 41 S.
Nr. 12: The Elizabethan age. Zusammengestellt von F. Weltzien. Leipzig 1927. 50 S.
Nr. 13: The Puritan age. Zusammengest. von C. Bauer. Leipzig 1927. 50 S.
Nr. 15: Romanticism. Zusammengestellt von J. Gärdes †. 2. Aufl. von H. Jantzen. Leipzig 1927. 46 S.
Nr. 16: The Victorian age I (Prose). Zusammengestellt von O. Koschwitz. 2. Aufl. Leipzig (o. J.). 48 S.
Nr. 17: The Victorian age II (Poetry). Zusammengestellt von O. Koschwitz. Leipzig 1929. 48 S.
Nr. 18: Modern English lyrics. Zusammengestellt von K. Bona. Leipzig 1928. 46 S.

Digitized by Google

Nr. 19: USA. poetry and prose. Zusammengestellt von H. Jantzen. 2. Aufl. Leipzig 1929. 45 S.

Nr. 22: The revival of English art in the 19th cent. and its relation to social conditions. Zusammengestellt von A. Marquardsen. Leipzig 1927. 38 S.

Nr. 28: English women. Zusammengest. von E. Brause. Leipzig 1929. 44 S.

Nr. 29: Ireland. Zusammengestellt von W. Franke. Leipzig 1929. 56 S.

English treasure series. Hrsg. v. Deutschbein u. Faser. Leipzig, Quelle & Meyer. Shakespeare in English literature. Ed. and annotated by F. Ost. 77 S. — Documents of British history. Part I, 78—1603; ed. and explained by E. Hollack. 56 S. Part II, 1603—1900. 60 S. Seen by an artist. Gleamings from the works of John Galsworthy. With a special foreword by the author. Ed. and annot. in two volumes by K. Schrey. Vol. I, 75 S. 1 M., Vol. II, 72 S. 1 M.

Velhagen & Klasings Samml. franz. u. engl. Schulausg. English authors.

Bd. 191 B: John Drinkwater, Oliver Cromwell. Hrsg. v. W. Classen. Mit 4 Abb. u. 1 Karte. Ber. Ausg. Bielefeld 1929. XII, 68 u. 33 S., Wb. 20 S.

Bd. 192 B: Georgian England. Hrsg. von A. Ludwig. Bielefeld 1929. II, 110 u. 47 S., Wb. 44 S. [Eine besonders gelungene Sammlung in vier Teilen. 1. Politik: Thackeray. Beschreibung vom ersten Hannoveranischen König in England, von Witz und Satire, steht voran; Walter Scott beschreibt schottische Jakobiten bei einem Clanfest — Mittelalter aus der Mitte des 18. Jhdts.; Dickens beschreibt 'Riots in London' und W. Cooper die Vorbereitung zu einer Wahl 1784. — 2. Literatur: Milton über den Diktator Jonson beginnt, und Boswell biographiert die Londoner Anfänge desselben ersten Biographen. Wie es im Theater bei der Leseprobe zugeht, erfahren wir bei Ch. Read. — 3. Religion: Wesley und seine Leute treten hier auf, und mit Recht, denn sie haben aus der fossilierten Staatskirche wieder den göttlichen Funken herausgeholt. — 4. Wirtschaft: Squire, parson, merchant und nabob treten auf, und auf diese Vertreter der Stände folgen Bilder des sozialen Lebens, auch der Schule. Die Anm. zeigen den Kenner.]

Bd. 194 B: H. Th. Buckle, History of civilization in England. Hrsg. von W. Boß. VIII, 87 u. 24 S., Wb. 33 S. Bielefeld 1929.

Bd. 193 B: Victorian England. Hrsg. von R. Erzgraeber. Mit 7 Abb. u. 2 Karten. 100 S., Anm. 24 S., Wb. 57 S.

Bd. 195 B: E. A. Freeman, The growth of the English constitution. From the earliest times. Hrsg. von W. Maier. 101 S., Anhang 40 S., Wb. 38 S.

Franz. und engl. Lesebogen. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1929.

Nr. 174: Das englische Nationalgefühl, seine Entwicklung und seine Kritik in der englischen Literatur. Hrsg. von K. Mathes. 55 S.

Nr. 176: Lustige englische Gedichte. Hrsg. von W. Preusler. 31 S.

Westermann-Texte. Hrsg. von H. Strohmeyer und R. Dinkler †. Braunschweig, Westermann, 1929.

Nr. 39: Mahatma Gandhi. A selection from his writings. Hrsg. von J. Tiedemann. 47 S., Wb. 24 S.

Nr. 32: Ireland. Past-Present-Future. Hrsg. von U. Molsen. 68 S., Wb. 28 S.

Nr. 35: Shaftesbury. A selection from his works. Hrsg. von E. Hoffmann. 41 S., Wb. 16 S.

Nr. 56: Charles Dickens. A child's history of England. Hrsg. v. H. Hüsges. 52 S., Wb. 19 S.

Nr. 58: American patriotism. Famous speeches of American statesmen. Bearb. von A. Paul. 78 S., Wb. 27 S.

Nr. 60: Jack London, White Fang. Bearb. von W. Braun. 50 S., Wb. 16 S.

Digitized by Google

Digitized by Google

U. STORAGE
DATE DUE

GAYLORD
PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA

Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 103 760 223

Digitized by Google